

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

**Hanns Koren** (Graz), **Franz Lipp** (Linz), **Oskar Moser** (Klagenfurt-Graz) und **Josef Ringler** † (Innsbruck)

geleitet von

**Klaus Beitzl** und **Leopold Schmidt**

**Neue Serie**  
**Band XXVII**

**Gesamtserie**  
**Band 76**

WIEN 1973

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Gedruckt  
mit Unterstützung  
des  
Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung  
der  
Burgenländischen Landesregierung  
der  
Kärntner Landesregierung  
der  
Niederösterreichischen Landesregierung  
der  
Oberösterreichischen Landesregierung  
der  
Salzburger Landesregierung  
der  
Steiermärkischen Landesregierung  
der  
Tiroler Landesregierung  
der  
Vorarlberger Landesregierung  
des  
Magistrates der Stadt Wien  
und des  
Verbandes der wissenschaftlichen  
Gesellschaften Österreichs

### Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Rudolf Kriss 70 Jahre. Eine Bibliographie seiner Veröffentlichungen von 1926 bis 1972 . . . . .	1
Iso B a u m e r, Der Wissenschaftscharakter der Volkskunde, insbesondere der Religiösen Volkskunde . . . . .	9
Hans H a i d, Brauchtum im Ötztal und die Verordnungen in den Jahren 1739—1836 . . . . .	31
Klaus B a y r, Das Wenden im Raume Gmunden, Oberösterreich . . . . .	38
Leopold K r e t z e n b a c h e r, Ein Mönchs-Flugblatt vom Berge Athos 1971 . . . . .	43
Karl I l g, Tracht und Mode an zwei großen Zeitwenden: am Ende des Mittelalters und heute . . . . .	81
Linde S c h u l l e r, Zur „Volkskunde des Fahrrades“ (mit 31 Abbildungen) . . . . .	92
Johann G. H a d i t s c h, Die mineralogische Zusammensetzung des „Blutsteins“ vom Grimming (Steiermark). Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin (mit 1 Diagramm) . . . . .	112
Richard P i t t i o n i, Nachtrag zur Tiroler Gasthausarchäologie (mit 16 Abbildungen) . . . . .	118
Helmuth P. F i e l h a u e r, „Maulgabe“ und „Mahlgemeinschaft“. Darstellung und Deutung eines Brauches am Beispiel Niederösterreich (mit 4 Abbildungen) . . . . .	173
Iris Barbara G r a e f e, Bretflutschen. Ein Kinderspiel am Neusiedlersee (mit 6 Abbildungen) . . . . .	213
Wolfgang M i e d e r, Das Sprichwort in den Dorf- und Kalendergeschichten von Ludwig Anzengruber . . . . .	219
Karl T e p l y, Die Herkunft der Wiener Annahand-Reliquie . . . . .	277
Hans H o c h e n e g g, Das Zauberbüchlein eines Oberinntaler Bauern aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts . . . . .	286
Sándor B á l i n t, Die Verehrung des hl. Johannes des Evangelisten im alten Ungarn . . . . .	303
Kai D e t l e v S i e v e r s, Volkskundliche und kulturgeschichtliche Museen in Dänemark. Eine Darstellung von Sammlungen und Aktivitäten dänischer Museen an ausgewählten Beispielen . . . . .	321

### Chronik der Volkskunde

Bericht über die Tagung „Alpes Orientalis VII.“ in Brixen 1972 (Hans Grießmair) . . . . .	48
Wallfahrtsmuseum an der Via Sacra in Kleinmariazell, N.Ö. . . . .	48
Alte Kräuterbücher in Graz (Maria Leiner) . . . . .	49
Luise Horky † (Helene Grün) . . . . .	50
Josef Ringler † (Franz Colleselli) . . . . .	51

Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1972 (Beitl-Schmidt) . . . . .	142
Häuser und Menschen in Kärnten (Wechseiausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde) (Schmidt) . . . . .	148
Bauernmöbel aus Österreich (Schmidt) . . . . .	148
Sonderausstellung „Ratscher und Ratscherbuben“ des Niederösterreich. Landesmuseums (Galler) . . . . .	149
Bericht über das 5. Internationale Hafnerei-Symposion 1972 (Paul Stieber) . . . . .	150
Hohe Auszeichnung für Richard Pittioni . . . . .	154
Franz Thiel † (Schmidt) . . . . .	154
Friedrich Sieber † (Siegfried Kube) . . . . .	154
Rudolf Kriss † (Leopold Schmidt) . . . . .	243
Puppen aus aller Welt (H. Prasch) . . . . .	245
Ausstellung zu Franz Nabl's 90. Geburtstag (Maria Leiner) . . . . .	246
Hinterglasbilder-Ausstellung in Gmunden (Schmidt) . . . . .	246
Friederike Prodingner zum 60. Geburtstag (Volker Kutschera) . . . . .	246
Walter Dexeil † (Leopold Schmidt) . . . . .	247
Volkskunde am 12. Österreichischen Historikertag 1973 in Bregenz (Klaus Beitl) . . . . .	342
Häuser und Menschen in Osttirol (Schmidt) . . . . .	344
Salzburger Volksliedwerk (Martischnig) . . . . .	344

#### Literatur der Volkskunde

Hermann Bausinger, Volkskunde (Bertl Petrei) . . . . .	52
Leopold Schmidt, Perchtenmasken in Österreich. Carved Custom Masks of the Austrian Alps (Hans Moser) . . . . .	57
Hanns Koren, Verwandlung der Heimat (Schmidt) . . . . .	59
Wolfgang Pfandler, Die schönsten Bilder von Innsbruck 1500 bis 1822 (Schmidt) . . . . .	59
Otto Kostenzer, Stubai.	
Robert Klien, Tiroler Oberland. Bezirk Landeck (Schmidt) . . . . .	60
Festgabe für Gotbert Moro. Beiträge zur Naturkunde und Kulturgeschichte Kärntens (Schmidt) . . . . .	61
Anton Macku, Ausgewählte Aufsätze. Herausgegeben zum 70. Geburtstag (Schmidt) . . . . .	62
Pia Maria Plechl, Gott zu Ehrn ein Vaterunser pett. Bildstöcke, Lichtsäulen in Niederösterreich (Emil Schneeweis) . . . . .	62
Juliane und Friedrich Azzola, Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen (Emil Schneeweis) . . . . .	64
Leopold Schmidt, Ausstellung Lebzeltenmodel aus Österreich (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	65
Reinhard Büll, Vom Wachs. Höchster Beiträge zur Kenntnis der Wachse (Schmidt) . . . . .	67
Leander Petzoldt, Schenkenberg — eine Wallfahrt im Hegau (Schmidt) . . . . .	68

Johannes K ü n z i g, Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten (Schmidt) . . . . .	68
Senol Ö z y u r t, Die Türkenlieder und das Türkenbild in der deutschen Volksüberlieferung (Schmidt) . . . . .	69
Aus dem Namensgut Mitteleuropas. Festgabe zum 75. Geburtstag von Eberhard K r a n z m a y e r (Schmidt) . . . . .	70
Wörterbücher aus dem Bereich der bairisch-österreichischen Mundarten:	
Hans F i n k, Tiroler Wortschatz an Eisack, Rienz und Etsch. Zum Druck vorbereitet von Karl Finsterwalder (Schmidt) . . . . .	71
Maria H o r n u n g, Wörterbuch der deutschen Sprachinselmundart von Pladen in Karnien . . . . .	71
Frankfurter Wörterbuch, 1. Lieferung A—Äsche und 2. Lieferung Äschengrit—Bumskopf (Schmidt) . . . . .	72
Heinz H a u s h o f e r, Die deutsche Landwirtschaft im technischen Zeitalter (Schmidt) . . . . .	73
Leonhard A t z b e r g e r, Geschichte der christlichen Eschatologie. Neudruck (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	74
Die Märchen der Weltliteratur:	
Wolfgang E s c h k e r, Mazedonische Volksmärchen . . . . .	75
Otto K a r o w, Märchen aus Vietnam (Schmidt) . . . . .	76
Bruno S c h i e r, Der Bienenstand in Mitteleuropa (Hinweis auf Neudruck) . . . . .	76
Lenz K r i s s - R e t t e n b e c k, EX VOTO (Kretzenbacher) . . . . .	76
Karl F. S t o c k und Mitarbeiter, Personalbibliographie österreichischer Dichter und Schriftsteller (Schmidt) . . . . .	156
Leopold S c h m i d t, Volkskunde von Niederösterreich (L. Kretzenbacher) . . . . .	156
Klaus B e i t l, Votivbilder (L. Kretzenbacher) . . . . .	159
Eduard S k u d n i g, Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten (Schmidt) . . . . .	160
Irmgard G i e r l, Pfaffenwinkler Trachtenbuch	
dieselbe, Miesbacher Trachtenbuch (Schmidt) . . . . .	161
Irmgard G i e r l, Trachtenschmuck aus fünf Jahrhunderten (Schmidt) . . . . .	162
Dietrich von E n g e l h a r d t, Das Bild auf der menschlichen Haut (Schmidt) . . . . .	163
Franz G e o r g B r u s t g i, Aus der weißblauen Sagentruhe (Schmidt)	163
Karl L ö b e r, Pflanzen des Grenzgebietes von Westerwald und Rothaar (Schmidt) . . . . .	164
Wilhelm H a n s e n, Das Lippische Landes-Museum (Richard Beitzl)	165
Ebermut R u d o l p h, Schuldlebens und Entschuldung im Bereich säkularer Tiertötung (Leopold Kretzenbacher) . . . . .	167
Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch, Bd. 4, H—J (Schmidt) . . . . .	168
Hildegard O h s e, Das Agatha-Fest in Sizilien (Schmidt) . . . . .	169
Jean Francois B l a d é, Märchen aus der Gascogne. Übersetzt von Konrad Sandkühler (Schmidt) . . . . .	170

Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag (Richard Beitz) . . . . .	249
Festschrift für Robert Wildhaber zum 70. Geburtstag (Schmidt) . . . . .	254
Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Volkskunde-Kongreß Trier 1971 (Schmidt) . . . . .	255
Elfriede Baum, Katalog des Museums mittelalterlicher österreichischer Kunst (Schmidt) . . . . .	256
Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 117, Linz 1972 (Schmidt) . . . . .	257
Ernst Burgstaller, Felsbilder in Österreich (= Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, Bd. 21) . . . . .	258
dieselbe, Felsbilder in Österreich, Ausstellungskatalog Linz 1972 (Schmidt)	260
Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 21 (Schmidt) . . . . .	260
Rolf Wilh. Brednich und Wolfgang Suppan, Gottscheer Volkslieder, Bd. II (Schmidt) . . . . .	260
Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Heimathaus des Rupertiwinkels in Tittmoning an der Salzach (Schmidt) . . . . .	261
Theodor Jörg, Der Landkreis Krumbach, Bd. 3: Volkskunde (Schmidt) .	262
Konrad Bedal, Ofen und Herd im Bauernhaus Nordostbayerns (Schmidt)	262
Die Ebermannstädter Liederhandschrift, herausgegeben von R. W. Brednich und W. Suppan (Schmidt) . . . . .	263
Richard Steinmetz, Untersuchungen zum Wandel in der bayerischen Lehrerbildung von 1809 bis zur Gegenwart (Schmidt) . . . . .	264
Die Bilderfabrik. Katalog der Wandschmuckausstellung von Christa Pieske und Wolfgang Brückner (Schmidt) . . . . .	265
Rudolf Weinhold, Winzerarbeit an Elbe, Saale und Unstrut (Schmidt)	266
Maike Schauer, Johann Balthasar Schupp, Prediger in Hamburg (Schmidt) . . . . .	266
Felix Karlinger, Italienische Volksmärchen	
dieselbe, Das Feigenkörbchen. Sardische Volksmärchen (Schmidt) . .	267
Birgit Hahn-Woernle, Christophorus in der Schweiz (Schmidt) . .	268
Werner Gut und Hermann Dünninger, Ostschweizer Bauernmalerei (Schmidt) . . . . .	269
Holger Rasmussen, Limfjordsfiskeriet för 1825 (Kai Detlev Sievers) .	269
Ludvik Kunz, Zielscheiben mit Genrebildern aus drei Jahrhunderten (Schmidt) . . . . .	270
Ungarischer oder Dazianischer Simplicissimus. Herausgegeben von Marian Szyrocki und Konrad Gajek (Schmidt) . . . . .	271
Edit Fél und Tamás Hofer, Proper Peasants. Traditional Life in a Hungarian Village	
dieselben, Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt (Schmidt) . . . . .	261
Bernward Dencke, Hochzeit (= Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg, 31) . . . . .	273
Christian Rubi, Hochzeit im Bernerland (Schmidt) . . . . .	273
Richard Dorson, Folklore. Selected Essays (Schmidt) . . . . .	274

Finnish Museums (Beitl) . . . . .	275
Franz Colleselli, Begleiter durch das Volkskunstmuseum (Schmidt) . . . . .	346
Helmut Pr asch, Das Lieser-, Malta- und Pöllatal. Ein Fenster in die Vergangenheit (Schmidt) . . . . .	346
Festschrift für Carolus Clusius im pannonischen Raum (Schmidt)	347
Hans H a i d, Pflüeg und Furcha. Gedichte in Tiroler Mundart (Ötz- tal) (Schmidt) . . . . .	348
Johann Pezzl, Reise durch den Baierschen Kreis. Faksimileaus- gabe von 1784 (Schmidt) . . . . .	348
Paul Ernst Rattelmüller, Der Bauern-Shakespeare. Das Kiefersfeldner Volkstheater (Schmidt) . . . . .	349
Jürgen Gottschalk — Erhard Schemmel, Entwurf zur Erfassung freistehender religiöser Male (Bildbaum — Bild- stock — Wegkapelle) (Schneeweis) . . . . .	350
Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege, Bd. 28 für die Jahre 1970 und 1971 (Schmidt) . . . . .	352
Anton Tafferner (Hg.), Heimatbuch der Nordschomodei (Schmidt) . . . . .	352
Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde, Bd. 7, Berlin 1973 (Schmidt) . . . . .	353
Axel Steensberg (Hg.), Dagligliv i Danmark i det syttende og attende Aarhundrede (K. D. Sievers) . . . . .	354
Erklärung (Otto Höfler) . . . . .	355
mit Nachbemerkung (Schmidt) . . . . .	356

# Rudolf Kriss 70 Jahre

## Eine Bibliographie seiner Veröffentlichungen von 1926 bis 1972

Zusammengestellt von Leopold Schmidt

Am 5. März 1973 ist Rudolf Kriss siebzig Jahre alt geworden. Wer den hochgewachsenen, bergfrischen Gelehrten kennt, der sommers und winters gern in der Tracht seiner Berchtesgadener Heimat geht, wird es kaum glauben können. Wenn man freilich überlegt, daß Kriss immerhin seit 1926 bereits veröffentlicht, versteht die Altersangabe schon eher. Sie besagt ja doch, daß er aus einer Zeit stammt, in der die Volkskunde zumindest auf dem akademischen Boden noch sehr jung war, in der es noch keine Lehrstühle und keine Institute dafür gab, und nur wenige eigene Museen des Faches. Sie besagt, daß er aus der Zeit und Sphäre der persönlichen Sammler und Forscher, der noch in der Vorweltkriegszeit geprägten Eigenpersönlichkeiten stammt, einem Bereich individualistischer Stoffsammlung und Fachgestaltung, der er stets auch selbst angehört hat. Auch wenn er seit langem Fachvereinigungen angehört, Fachkongresse besucht, ab und zu dort sogar Vorträge gehalten hat, so bedeuten sie keine wichtigen Bestandteile seines geistigen Lebens. Jene materielle Unabhängigkeit, die ihm glücklicherweise beschieden ist, hat er immer auch als geistige Selbstständigkeit empfunden und ausgemünzt.

Wenn hier ein möglichst vollständiges Verzeichnis seiner Veröffentlichungen vorgelegt wird, dann vor allem deshalb, um öffentlich daran zu erinnern, was Rudolf Kriss für die Volkskunde, im besonderen für die Volksglaubensforschung geleistet hat. Er hat den in der Jugend empfangenen Anregungen von Marie Andree-Eysn und von Hugo von Preen her folgend den Volksglauben in einer seiner Hauptformen, nämlich im Wallfahrtswesen zu erfassen getrachtet. Dafür hat er seine Sammlung angelegt, zunächst ganz privat für Altbayern und Österreich, bald aber darüber hinaus ausgreifend, vor allem nach dem Süden und dem Südosten, zunächst im katholischen, späterhin auch im orthodoxen und schließlich auch im islamischen Glaubensbereich. Gewaltige Teile dieser Sammlung sind mit der Zeit als eigene Abteilung an das Bayerische Nationalmuseum gegangen, einfach als Stiftung, wie dies dem großzügigen Wesen des Gelehrten entspricht. Vielleicht waren all die Dinge, die Votive, die Devotionalien, die Andachtsbilder, aber auch die Amulette und Talismane aus großen Teilen Europas und Vor-

derasiens sowie Nordafrikas mit der Zeit zu Stücken persönlich abgelebter Lebensperioden geworden, die Kriss sozusagen wegschieben, aus der ganz persönlichen Welt seines Heimes, des schönen Koppenleiten-Gutes im Berchtesgadener Land ausscheiden konnte. Dieses Gelehrtenheim enthält noch immer sehr viel an neuerem Sammelgut, zusammen mit der reichen Fachbibliothek und der gewaltigen Bildersammlung, einer Photo-Dokumentation dieser Volksglaubenswelt, wie es kaum eine zweite gibt.

Von allem läßt sich an der Bibliographie doch einiges ablesen: So den jeweiligen Abschluß großer Sammelperioden, einmal für Altbayern, dann für Griechenland, und endlich für den Islam in Vorderasien und Ägypten. Dazu Sondererkundungen in vielen kleineren Forschungs- und Sammlungsberichten über die Steiermark ebenso wie über Sardinien oder über Cypern. All das hat der Gelehrte immer wieder durchdacht, von im Laufe der Zeit wechselnden Gesichtspunkten aus, auf die zweifellos die Psychologie immer von stärkerem Einfluß war als die Historie. Denn es war Kriss von Anfang an bedeutungsvoll, aus den zahllosen Einzelfunden allgemeinere Erkenntnisse zu gewinnen. Das geht aus den verhältnismäßig seltenen Untersuchungen zu allgemeinen Fragen der Volksglaubenforschung deutlich hervor.

Sicherlich läßt eine Bibliographie immer nur das Gerippe des lebensvollen Organismus eines Gelehrten schaffens erkennen. Und bei Rudolf Kriss trifft das vielleicht noch stärker zu als bei anderen Vertretern der Wissenschaft. Man muß also hinter den verzeichneten Veröffentlichungen den ganzen Menschen Kriss, den großen Wanderer und Reisenden sehen, seine volle Intensität des sammlerischen Erwerbens spüren. Man muß bei dem Hinweis auf die Veröffentlichungen zum Wallfahrtswesen aus der ganzen Alten Welt überlegen, daß dabei der Blick auf die Landschaft, das Verständnis für die Kultstätten in ihrer jeweiligen Einbettung wohl den Vorrang vor jeder analytischen Aufschlüsselung hatte. Nur der scharfe Blick auf alle diese Dinge ermöglichte es Kriss, so zielbewußt zu sammeln, wie er es von Jugend auf getan hat. Das Gesamt seiner sammlerischen Leistung geht aus dieser Bibliographie nicht hervor. Man muß für große Gebiete wie das Votivbild oder das Amulettwesen schon darauf hinweisen, daß sein erster Adoptivsohn Lenz Kriss-Rettenbeck diese Gebiete in eigenen Bildbänden, die gleichzeitig Inventare von Teilen der Sammlung Kriss sind, veröffentlicht hat. Zur bildhaften Erfassung des Beobachtungsgutes in den verschiedenen Landschaften aber muß nicht weniger deutlich darauf hingewiesen werden, daß der zweite Adoptivsohn des Gelehrten, Hubert Kriss-Heinrich, von den Veröffentlichungen über Griechenland an ganz wesentlich dazu beigetragen hat. Die individuelle Einzelanregung an diese und andere Persönlichkeiten gehört unter

anderem auch zum Stil dieses Gelehrten, der zwar in Wien, Salzburg und München viele Jahre hindurch gelehrt, sein Wesentlichstes aber doch immer ganz individuell vermittelt hat.

Eine Bibliographie, die zu Lebzeiten eines Gelehrten erstellt wird, kann nie vollständig sein. Man kann sie eigentlich nur mit dem Wunsche abschließen, daß sie von Rudolf Kriss noch lange mit neuen Veröffentlichungen erweitert werden möge.

### **Bibliographie**

#### **1926**

1. Neue Votivfunde aus Niederbayern und Steiermark. (ZVV 35/36, 1925/26, S. 252—258, mit 7 Abb.)

#### **1927**

2. Votivgaben beim heiligen Koloman. (Bayr. Hmutschutz 23, 1927, S. 35—42, mit 6 Abb.)

#### **1928**

3. Wallfahrtswanderungen in Steiermark, mit besonderer Berücksichtigung der Opfergaben (in: Festschrift für Marie Andree-Eysn. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Hg. Joseph Maria Ritz. München 1928, S. 21—40, mit 11 Abb.)
4. Der Kult des sel. Heinrich von Ebrantshausen. (Bayr. Hmutschutz 24, 1928, S. 102—106, mit 2 Abb.)

#### **1929**

5. Die Verehrung der seligen Edigna in Puch. (Bayr. Hmutschutz 25, 1929, S. 109—113, mit 3 Abb.)
6. Das Gebärmuttervotiv. Ein Beitrag zur Volkskunde nebst einer Einleitung über Arten und Bedeutung der deutschen Opfergebräuche der Gegenwart. Augsburg 1929. 92 Seiten, 23 Abb., 1 Karte.

#### **1930**

7. Die Opferkröte. (Bayr. Hmutschutz 26, 1930, S. 107—108, mit 1 Abb.)
8. Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums. Augsburg 1930. 380 Seiten, 112 Abb., vier Karten.  
2. Aufl. siehe Nr. 55
9. Volksreligiöse Opferbräuche in Jugoslawien. (WZV 35, 1930, S. 49—60, mit 4 Tafeln.)
10. Volksreligiöse Opfergebräuche in Jugoslawien. (Etnolog. Zeitschrift des Etnographischen Museums in Laibach, IV, Ljubljana 1930, S. 87—112, mit 8 Abb.) Textlich ist 9 = 10
11. Stliches Reiseabenteuer und seiner Gesippen wunderbare Taten und Schicksale. 56. Aus dem Reisetagebuch eines Volkskundlers (1). Bemalte Totenschädel (2) Auf volkskundlichen Pfaden im Bayerischen Walde (Deutsche Gaue, XXXI, Kaufbeuren 1930, S. 109—113)

#### **1931**

12. Votive und Weihegaben des italienischen Volkes. (ZV N. F. II, Berlin 1931, S. 249—271, mit 6 Abb.)
13. Volkskundliches aus den Mirakelbüchern von Maria Eck, Traunwalchen, Kößlarn und Halbmeile (Oberdeutsche ZV, 5, Bühl 1931, S. 134—151)
14. Formenreihen hölzerner Organvotive. (Bayr. Hmutschutz 27, München 1931, S. 93—96, mit 5 Abb.)

15. Stilichos Reiseabenteuer und seiner Gesippen wunderbare Taten und Schicksale. 57. Aus dem Reisetagebuch eines Volkskundlers. Der Sammler im Antiquitätenladen (Deutsche Gaue, XXXII, Kaufbeuren 1931, S. 39—45)

### Rezensionen

16. Herbert Achterberg, Interpretatio Christiana. Leipzig 1930. (Bayr. Hmutschutz 27, S. 114)
17. Rudolf Herzog, Die Wunderheilungen von Epidauros. Leipzig 1931 (Bayr. Hmutschutz 27, S. 114)
18. Herbert Achterberg, Interpretatio Christiana. Leipzig 1930 (WZV 36, S. 109)
19. Romuald Bauerreiß, Pie Jesu. Das Schmerzensmann-Bild und sein Einfluß auf die mittelalterliche Frömmigkeit. München 1931 (WZV 36, S. 113 f.)

### 1932

20. Ist der volkstümliche Nikolausbrauch christlichen Ursprungs? (WZV 37, S. 42—50)
21. Das Toten-Mal von Baierweg. (Bayr. Hmutschutz 28, München 1932, S. 80 f., mit 1 Abb.)
22. Grundsätzliche Betrachtungen zum 2. Merseburger Zauberspruch (Oberdeutsche ZV 6, Bühl 1932, S. 114—119)

### 1933

23. Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Nachträge. Baden bei Wien 1933. 43 Seiten, 9 Abb.  
2. Aufl. siehe Nr. 55
24. Die religiöse Volkskunde Altbayerns, dargestellt an den Wallfahrtsbräuchen. Baden bei Wien 1933. 190 Seiten.  
2. Aufl. siehe Nr. 55

### 1934

25. Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten. Ergänzungen. (Bayr. Hmutschutz 30, 1934, S. 38—44, mit 2 Abb.; 31, 1935, S. 14—18, mit 5 Abb.)
26. Moderne Wallfahrten (in: Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. Hg. Georg Schreiber = Forschungen zur Volkskunde, 16/17 Düsseldorf 1934. S. 273—280, mit 2 Abb.)
27. Technik und Altersbestimmung der eisernen Opfergaben (Jahrbuch für historische Volkskunde, III/IV, Berlin 1934, S. 277—289, mit 18 Abb.)

### 1935

28. Die bäuerliche Hinterglasmalerei zu Sandl als Volkskunst der Gegenwart. (WZV 40, S. 45—49, mit 1 Tafel)
29. Volkstümliche Kultformen im Lavant-Tal (Kärnten). (WZV 40, 1935, S. 61 bis 68, mit 1 Figurentafel.)

### 1936

30. — mit Leopold Schmidt, Führer durch die Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde. Wien 1936. 40 Seiten, 28 Abb., 1 Karte.
31. — mit Leopold Schmidt, Bauernmalerei aus drei Jahrhunderten (Zur gleichnamigen Hinterglasbilder-Ausstellung in der Neuen Galerie, Wien I), Wien 1936. 18 Seiten, 4 Abb.
32. Deutscher Volksglaube und deutsche Volksfrömmigkeit in Vergangenheit und Gegenwart. (Volksspiegel. Zeitschrift für deutsche Soziologie und Volkswissenschaft, Bd. 1, Heft 1, Stuttgart 1936, S. 28—33)
33. Freiheit und Bindung. Roman. Wien (1936). 194 Seiten. Mit einem Titelbild von Hugo von Preen.

### 1937

34. Die Schwäbische Türkei. Beiträge zu ihrer Volkskunde. Zauber und Segen / Sagen und Wallerbrauch (= Forschungen zur Volkskunde, 30) Düsseldorf 1937. 100 Seiten, 12 Abb.
35. Eine Schreck-Larve aus Oberösterreich. (WZV 42, S. 1—3, mit 1 Abb.)
36. Beiträge zur Volkskunde niederösterreichischer Wallfahrtsorte. Vortragsbericht. (Unsere Heimat, Niederösterreich und Wien. N. F. 10, Wien 1937, S. 132 f.)

### 1941

37. Das Berchtesgadener Weihnachtsschießen und verwandte Bräuche (= Berchtesgadener Volkskundliche Schriften, I), Wien 1941. 73 Seiten und 16 Tafeln Abb.
38. Auf stiller Wanderschaft. 6 Novellen, Wien (Privatdruck), 1941. 77 Seiten.

### 1947

39. Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land. Unter Mitarbeit von Sebald T e w e s (= Berchtesgadener Volkskundliche Schriften, III) München — Pasing 1947. 231 Seiten.  
2. Aufl. siehe Nr. 72
40. Der Standort der Volksglaubensforschung in der volkskundlichen Wissenschaft. (ÖZV I/50, 1947, S. 15—27)

### 1948

41. Im Zeichen des Ungeistes. Erinnerungen an die Jahre von 1933 bis 1945. München — Pasing 1948. 132 Seiten.

### 1949

42. Gemse und Steinbock im Amulettglauben der Alpenländer (in: Volk und Heimat. Festschrift für Viktor von Geramb. Graz 1949. S. 251—255, mit 6 Abb.)
43. Die Darstellung des Konzils von Trient in Hans Pfitzners Musikalischer Legende „Palestrina“. (Vorabdruck aus dem Pfitzner-Handbuch, Hg. Richard Schaal. München 1949.) 32 Seiten.

### 1950

44. — und Lenz R e t t e n b e c k , Wallfahrtsorte Europas. Mit einem Vorwort von Hugo Lang. München 1950. 322 Seiten, mit zahlr. Abb.
45. Die volkstümliche Verehrung des hl. Bruders Konrad von Parzham. Ein Beitrag zum Volksglauben der Gegenwart. (Bayr. JbfV 1950, S. 86—93)
46. Zum Brauchtum des Berchtesgadener Landes. (Österreichischer Heimatkalender, Salzburg 1950, S. 58—59)

### Rezensionen

47. Anton Dörrer, Tiroler Fasnacht. (ÖZV 4/53, S. 86—87)
48. Max Peinkofer, Der Brunnkorb. Niederbayrische Heimatbilder. München 1947. (ÖZV 4/53, S. 94)

### 1951

49. Die Muttergottes von Bogenberg und ihre Nachbildungen. (BayrJbfV 1951, S. 59—61, mit 7 Abb.)
50. „Viene la Madonna“. Ein Reiseerlebnis (aus einem Dorf bei Padua). (Schönere Heimat, 40, München 1951, H. 1, S. 17—19)

### Rezensionen

51. Viktor von Geramb, Die Rauchstuben im Lande Salzburg. Salzburg 1950. (BayrJbfV 1951, S. 176)
52. Hanns Koren, Pflug und Arl. Salzburg 1950. (BayrJbfV 1951, S. 177)
53. Gustav Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten. Wien 1950. (BayrJbfV 1951, S. 178—179)

### 1952

54. Heroldsbach in volkscundlicher Sicht. Zum Wallfahrtswesen der Gegenwart. (ÖZV 6/55, S. 145—172, mit 10 Abb.)

### 1953

55. Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten. München — Pasing 1953 bis 1956.
  - I. 295 Seiten.
  - II. 339 Seiten.
  - III. 375 Seiten und 189 Abb. und 4 Karten.  
= 2. Aufl. von 8, 23 und 24.

### 1954

56. Heroldsbach, eine verbotene Wallfahrt der Gegenwart (in: Kultur und Volk. Festschrift für Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V, Wien 1954. S. 203—227, mit 7 Abb.)

### 1955

57. — und Hubert Kriss-Heinrich, Peregrinatio neohellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VI), Wien 1955. 231 Seiten, 126 Abb. auf Tafeln.
58. Heroldsbach, Statistiken und jüngste Entwicklung. (BayrJbfV 1955, S. 106 bis 118, mit 4 Abb. im Text)
59. Die religions-phänomenologische Betrachtungsweise in ihrer Bedeutung für die volkscundliche Forschung. (ZV 52, Stuttgart 1955, S. 76—86)

### 1956

60. Wallfahrten an Salzach und Inn. (An Inn und Salzach. Sonderausgabe der Zeitschrift Bayerland, 1956, S. 27—33, mit 11 Abb.)

### Rezensionen

61. Hanns Koren, Volkskunde in der Gegenwart. Graz 1952. (ÖZV 10/59, S. 69 bis 70)

### 1957

62. — und Lenz Kriss-Rettenbeck, Eisenopfer. Das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte. Allgemeines Orts- und Patrozinienregister, Verbreitungskarten, Katalog und Bibliographie. Bildteil von Lis Römmelt. München 1957. 75 Seiten und 56 Abb. auf 31 Tafeln sowie 2 Karten.
63. Beitrag zur Wallfahrtsvolkscunde von Sardinien. Ein Reisebericht. Mit 39 Aufnahmen von Hubert Kriss-Heinrich. (ÖZV 11/60, 1957, S. 97—128, mit 20 Tafeln)

### 1959

64. Volksglaube im Bereich des Islam, aufgezeigt am Thema der Heiligenverehrung (in: Volkskunde-Kongreß Nürnberg 1958. Vorträge und Berichte = Beihefte zur ZV 1959. Stuttgart 1959. S. 40—53)

### 1960

65. — und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. I. Wallfahrtswesen und Heiligenverehrung. XXIV und 359 Seiten, 182 Abb. Wiesbaden 1960.
66. St. Georg — al-Hadr (Hadir, Hidir). (BayrJbfV 1960, S. 48—56)

### Rezensionen

67. Paolo Toschi, Arte popolare Italiana. Rom 1960. (BayrJbfV 1960, S. 184 f.)

### 1961

68. — und Hubert Kriss-Heinrich, Beiträge zum religiösen Volksleben auf der Insel Cypern mit besonderer Berücksichtigung des Wallfahrtswesens. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 12, Bonn 1961, S. 135—210, mit 74 Abb. auf 40 Bildtafeln)

### Rezensionen

69. Adolf Bach, Deutsche Volkskunde. 3. Aufl. Heidelberg 1960. (ÖZV 15/64, S. 56—59)

### 1962

70. — und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. II. Amulette, Zauberformeln und Beschwörungen. Wiesbaden 1962. XXVII und 245 Seiten, mit 143 Abb. auf Tafeln.

### Rezensionen

71. Arnaldo Ciarocchi und Ermanno Mori, Le tavolette votive Italiana. Udine 1960. (ÖZV 16/65, S. 125)

### 1963

72. Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land. 2. Aufl. Illustriert von Paul Ernst Rattelmüller. Berchtesgaden 1963. 247 Seiten mit 34 Abb. auf Tafeln. = 2. Aufl. von Nr. 39.
73. Berchtesgadener Tracht gestern und heute. (Schönere Heimat, 52, München 1963, S. 24—27, mit 4 Abb.)
74. Zur Begriffsbestimmung des Ausdruckes „Wallfahrt“. (ÖZV 17/66, S. 101 bis 107)

### Rezensionen

75. Wolfgang Pfaundler (Hg.) Tiroler Jungbürgerbuch. Innsbruck 1963. (Bayr. JbfV 1963, S. 228)
76. L. Novelli und M. Massaccesi, Ex voto de Santuario delle Madonna del Monte di Cesena. Madonna de Monte 1961. (ÖZV 17/66, S. 132)

### 1964

77. (Herausgeber), Religiöse Volkskunde. Fünf Vorträge zur Eröffnung der Sammlung für religiöse Volkskunde im Bayerischen Nationalmuseum in München (= Beiträge zur Volkstumsforschung, Bd. XIV), München 1964. XIV und 96 Seiten.
78. Zur Sammlung für religiöse Volkskunde im Bayerischen Nationalmuseum (in: Religiöse Volkskunde, München 1964, S. 1—25)

1965

**Rezensionen**

79. Gislind M. Ritz, Der Rosenkranz. München 1963. (BayrJbFV 1965, S. 131)

1967

80. Die Weihnachtsschützen des Berchtesgadener Landes und ihr Brauchtum. 2. Aufl. Berchtesgaden 1967. 196 Seiten, 40 Abb. auf Tafeln.  
= 2. Aufl. von Nr. 37.
81. Die Berchtesgadener Weihnachtsschützen und ihr Brauchtum. (Heimatblätter. Beilage des Reichenhaller Tagblatt und Freilassinger Anzeiger, 1967, H. 12)

1968

82. Zum Problem der religiösen Magie und ihrer Rolle im volkstümlichen Opferbrauchtum und Sakramentalien-Wesen. (ÖZV 22/71, S. 69—84)

**Rezensionen**

83. Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebräuden. Berlin 1966. (BayrJbFV 1968, S. 170)

1970

84. Brauchtum, Folklorismus und Fremdenverkehr im Berchtesgadener Land (in: Festschrift für Josef Dünninger. Berlin 1970. S. 200—209)

1972

85. Die Domäne Marie-Coredemptrice in Clemery, genannt „Der kleine Vatikan“, und ihr Hausherr, Papst Clemens XV. Bildteil und Planskizzen von Wolfgang Till (in: Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt. Wien 1972. S. 346—380, mit 2 Fig. und 2 Planskizzen im Text sowie 19 Abb. auf Tafeln)

# Der Wissenschaftscharakter der Volkskunde insbesondere der religiösen Volkskunde

Von Iso Baumer

0. **Ausgangspunkt** der nachfolgenden Überlegungen ist die Krisensituation, in der die „Volkskunde“ — mindestens im deutschen Sprachbereich — seit einigen Jahren steckt <sup>1)</sup>. „Volkskunde“ wird übrigens in Anführungszeichen geschrieben, weil das Fach mitsamt seinem Namen in Frage gestellt worden ist. Es muß also zunächst an ein Vorverständnis von „Volkskunde“ appelliert werden, in der Hoffnung, im Verlauf der Ausführungen den Namen und das, was er bezeichnet, klären zu können.

Alle paar Jahrzehnte taucht die im Titel angetönte Problematik bei Volkskundlern auf: 1859 (Wilhelm-Heinrich Riehl), 1902 (Eduard Hoffmann-Krayer), 1924 (Viktor von Geramb), 1946 (Richard Weiss), 1947 (Leopold Schmidt), um nur die wichtigsten „klassischen“ Abhandlungen zu nennen <sup>2)</sup>. Als Leitfaden unserer Erörterungen benützen wir den ersten Band der Wissenschaftstheorie von Paul Weingartner, Salzburg <sup>3)</sup>. Wir versuchen zunächst, eine Zusammenfassung dieses Buches zu geben; darauf soll die Anwendung auf die „Volkskunde“, näherhin auf die Religions-„Volkskunde“ (bzw. „Religiöse Volkskunde“), erfolgen.

## 1. Wissenschaft nach P. Weingartner

### 1.1. Bedingungen des Wissenschaftscharakters

Wissenschaft kann als Tätigkeit oder als System von Sätzen aufgefaßt werden; die erste hat einen Frage- bzw. Untersuchungsbereich,

---

<sup>1)</sup> Vgl. Iso Baumer, Volkstumsideologie, in: Der Bund (Bern), 4. 3. 1972; id., Volkskunde unter Ideologieverdacht, in: Neue Zürcher Zeitung (Zürich), 14. 5. 1972.

<sup>2)</sup> Vgl. Gerhard Lutz, Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme, Berlin 1958.

<sup>3)</sup> Paul Weingartner, Wissenschaftstheorie I. Einführung in die Hauptprobleme, Stuttgart—Bad Cannstatt 1971 (Reihe problemata).

das zweite einen Gegenstandsbereich. In beiden Fällen müssen einige sich entsprechende Bedingungen erfüllt sein, damit von Wissenschaft die Rede sein kann. In der folgenden Aufzählung beschränken wir uns auf das, was bezüglich Wissenschaft als Tätigkeit gesagt wird:

(1) „Es werden (relativ zum Untersuchungsbereich) möglichst gehaltvolle und allgemeine Aussagen oder (relativ zum Untersuchungsbereich) möglichst gehaltvolle und allgemeine Normen aufgestellt. Unter einem gehaltvollen Satz wird ein Satz verstanden, der entweder einen logischen oder einen mathematischen oder einen empirischen oder einen Wert-Gehalt oder einen normativen Gehalt hat.“

(2) „Letztes Ziel der Tätigkeit ist das Finden einer richtigen Antwort, das heißt einer wahren gehaltvollen Aussage oder einer gültigen gehaltvollen Norm.“ Um aber Antworten zu finden, muß man vorerst Fragen stellen.

(3) „Es werden mehrere (relativ zum Fragebereich) gehaltvolle und auf einen engeren Ausschnitt beschränkte weniger allgemeine Aussagen und Singuläraussagen bzw. mehrere (relativ zum Fragebereich) gehaltvolle weniger allgemeine Normen und Singulärnormen aufgestellt, die Einsetzungsinstanzen bzw. Anwendungsfälle von (1) sind.“

(4) „Es werden mehrere (konsistente) (relativ zum Fragebereich) gehaltvolle zirkumskripte (das heißt mit Raum- oder Zeitangaben versehene) Existenzaussagen (Basisaussagen) bzw. Existenznormen (Basisnormen) aufgestellt.“

(5) „Es werden konsistente gehaltvolle zirkumskripte Existenzsätze aufgestellt, die die Funktion von einschränkenden Bedingungen haben“ (in den Erfahrungswissenschaften auch „Randbedingungen“ genannt).

(6) „Es wird der Versuch unternommen, einen Teil D jener Menge S von Aussagen bzw. Normen, die in der betreffenden Wissenschaft erlaubt (zugelassen) sind... und untersucht werden..., in einen deduktiven Zusammenhang zu bringen.“ Dieser Versuch „wird zu dem Zweck unternommen, um weniger allgemeine Sätze, Singulärsätze, Existenzsätze oder Basissätze... mit Hilfe von allgemeineren Sätzen (Aussagen oder Normen) zu erklären.“

(7) „Es wird der Versuch unternommen, die Aussagen und Normen, (insbesondere die universellen), die in einem System aufgestellt werden, zu bewähren.“

(8) „Es wird der Versuch unternommen, die Aussagen und Normen, die im System aufgestellt werden, einer Überprüfung zu unterziehen.“ (S. 38—46)

Wofern man die Wissenschaft als ein System von Sätzen auffaßt, können die gleichen Bedingungen (mit Ausnahme der zweiten), jedoch mit folgender Änderung, formuliert werden: statt „es werden . . . aufgestellt“ heißt es nun „das System enthält“ (1, 3—5), „steht in einem deduktivem Zusammenhang“ (6), „Beziehung der relativen Bewährbarkeit“ (7), „Überprüfung möglich ist“ (8); mit anderen Worten: wo im ersten Fall eine Tätigkeit beschrieben wird, wird im zweiten das Ergebnis dieser Tätigkeit festgehalten (S. 47—50). — Einige hier genannten Termini bedürfen nun noch einer genauen Definition.

## 1.2. Zur Terminologie

P. Weingartner unterscheidet zwei Arten von Sätzen: Aussagen, die Ausdruck einer Behauptung oder deren Inhalt sind, und Normen, die Ausdruck einer Sollensforderung oder deren Inhalt sind. Aussagen sind wahr oder falsch, Namen gültig oder ungültig. Die Sätze können im übrigen nach ihrem Umfang in folgende Gruppen eingeteilt werden:

(1) Universalsatz (Allsatz): „Ein Universalsatz (allgemeiner Satz) ist ein Satz über alle Dinge eines bestimmten Bereiches bzw. über alle Elemente einer bestimmten Klasse.“

(2) Existenzsatz (Es-gibt-Satz): „Ein Existenzsatz ist ein Satz über einen (kleineren oder größeren) Teil, genauer: über mindestens ein Ding eines bestimmten Bereichs, bzw. über mindestens ein Element einer bestimmten Klasse (deshalb auch ‚partikulärer Satz‘ genannt)“.

(3) Singulärsatz: „Ein Singulärsatz ist ein Satz über ein bestimmtes Einzelding (Individuum) oder über mehrere bestimmte, einzeln angeführte Einzeldinge (Individuen) eines bestimmten Bereichs, bzw. über ein bestimmtes Element (oder mehrere einzeln angeführte Elemente) einer Klasse.“

(4) Atomsatz: „Ein Atomsatz ist ein Singulärsatz, der nicht mit Hilfe von Satzverknüpfungen (und, oder, wenn — dann, dann und nur dann) zusammengesetzt ist.“

„Ein Basissatz ist definiert als ein konsistenter (widerspruchsfreier) zirkumskripter Existenzsatz, der die Form eines Atomsatzes hat.“

P. Weingartner umschreibt sodann noch die Bausteine eines „deduktiven Systems“ und führt einige „Gebrauchsdefinitionen“ ein, um eine „realistischere Redeweise“ zu erlauben. Statt diese Definition hier zu wiederholen, geben wir die Termini in tabellenartiger Übersicht:

<b>Sachverhalt</b>	}	<b>1. Tatsache</b>	{	a) Ereignis	{	$\alpha$ ) empir. Stru	
				b) Vorgang			$\beta$ ) Wert-Stru
				c) faktische Struktur			
		<b>2. Normeninhalt</b>	{	a) individuell Gesolltes			
		b) Gesolltes					
		c) normative Struktur					
<b>3. math. Sachverhalt</b>	{	a) singuläre math. Gegebenheit					
		b) math. Gegebenheit					
		c) math. Struktur					
<b>4. log. Sachverhalt</b>	{	c) logisch-deskriptive Struktur					
		c) logisch-normative Struktur					

(S. 26—37)

Es wäre vielleicht dienlich gewesen, statt „Tatsache“ und „Normeninhalt“ zu sagen: „faktischer Sachverhalt“ und „normativer Sachverhalt“. Die jeweils erste Untergruppe a) von 1. bis 3. (Ereignis, individuell Gesolltes, singuläre mathematische Gegebenheit) bezieht sich auf singuläre Sachverhalte, die jeweils zweite b) von 1. bis 3. (Vorgang, Gesolltes, mathematische Gegebenheit) auf Klassen gleicher Sachverhalte, bei denen nur von raum-zeitlichen (bzw. singulären) Bedingungen abgesehen ist, die jeweils dritte c) von 1. bis 3. und ganz 4. (Strukturen) auf universelle Gesetze, Normen bzw. widerspruchsfreie math. Sätze.

### 1.3. Gemeinsame Merkmale der Wissenschaften

#### (1) Hypothesen

- beziehen sich (mindestens auch) auf bisher noch nicht untersuchte Fakten oder sogar auch auf unbeobachtbare Fakten
- sind auf Grund von neuem Wissen korrigierbar,
- haben implikative Form (wenn — dann — Relation)
- haben eine gewisse Universalität
- haben Gehalt. (Die Definition dieses Begriffs muß bei Weingartner, S. 39—40 nachgelesen werden.)

Man kann die Hypothesen weiterhin unterscheiden in strikt universelle und numerisch (statistisch) universelle; in Experiment-bezogene, Tatsachen-bezogene und Modell-bezogene; phänomenologische (die nur input und output von Prozessen erklären) und repräsentionale (die auch den dazwischen liegenden Prozeß erklären); entstanden auf Grund von Analogieschlüssen, von Induktion, von Einfall

und Intuition, von Deduktion, von Konstruktion. Sie haben auch verschiedene Funktionen: Erfahrungen zu verallgemeinern, mögliche Prämissen für die Ableitung von neuen Konsequenzen zu liefern, als Forschungsdirektiven zu dienen, Erfahrungsdaten zu interpretieren (S. 57 bis 63).

## **(2) Gesetze**

Notwendige Bedingungen sind Universalität, Gehalt, implikative Form, Bewährung, relative Kritisierbarkeit und Korrigierbarkeit durch neues Wissen, Systemzugehörigkeit, Bezug auf objektive Sachverhalte (S. 63—70).

## **(3) Theorien**

„Unter einer Theorie versteht man im allgemeinen ein System von Hypothesen mit Gesetzen“ (S. 70).

Bedingungen sind: Formale Widerspruchsfreiheit, externe Konsistenz (das heißt widerspruchsfreie Vereinbarkeit mit den bisher gut bewährten Theorien über denselben Gegenstandsbereich), Unabhängigkeit in Bezug auf die Grundbegriffe und die Postulate (Axiome), (das heißt keines der Axiome ist aus den anderen der Gruppe ableitbar), semantische Geschlossenheit (das heißt Vorkommen der genau gleichen Prädikate in der Theorie wie in den Axiomen, Grundvoraussetzungen und Definitionen der Theorie), semantische Homogenität (das heißt einheitlicher Gegenstandsbereich) (S. 70—73).

Weitere gemeinsame Merkmale der Wissenschaften sind

### **(4) Singuläraussagen und Singulärnormen;**

### **(5) Basissätze und mathematische Singulärsätze;**

**(6) Einschränkende Bedingungen** („einen Vorgang ‚kausal erklären‘ heißt, einen Satz, der ihn beschreibt, aus Gesetzen und Randbedingungen deduktiv ableiten“);

**(7) Deduktive Struktur der Wissenschaft** (die Erklärung besteht in einer Ableitung des zu erklärenden Satzes aus den erklärenden Prämissen) mit Widerspruchsfreiheit (da sonst jede Erkenntnis ausgeschlossen wäre).

Wir wählen als Beispiel das Erklärungsschema bei deskriptiv wertfreien nichtmathematischen Wissenschaften: „Es handelt sich bei den Prämissen dieser Erklärung immer um zwei Gruppen von Aussagen, nämlich erstens um allgemeine gehaltvolle Hypothesen, Theorien, Gesetze und zweitens um einschränkende Bedingungen“ (S. 97). „Aus diesen beiden Gruppen von Sätzen werden nun mit Hilfe der Gesetze der Logik Basisaussagen abgeleitet, die Beschreibungen von vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Ereignissen sind“ (S. 98). „In allen deskriptiven wertfreien nichtmathematischen Wissenschaften wer-

den Basisaussagen, die keine Wertprädikate enthalten, auf die angegebene Weise erklärt. In der Physik und Chemie enthalten aber auch die erklärenden Aussagen (die Prämissen) keine Wertprädikate, während die erklärenden Aussagen bereits in der Biologie, in den anthropologischen Wissenschaften, in der Psychologie, in den Sozial-, Geschichts- und Sprachwissenschaften manchmal Wertprädikate enthalten, manchmal nicht; im ersten Fall soll von einer teleologischen Erklärung gesprochen werden. In einer teleologischen Erklärung wird ein Ereignis, das durch eine Basisaussage beschrieben ist, mit Hilfe von Zwecken und Zielen erklärt, wobei das erklärte Ereignis ein Mittel in bezug auf das Ziel bzw. den Zweck ist" (S. 102).

„Es muß besonders hervorgehoben werden, daß in einer teleologischen Erklärung immer Gesetze (Hypothesen) auftreten (mindestens als zusätzliche Gesetze), die nicht strikt universell, sondern numerisch universell, das heißt statistisch oder probabilistisch sind" (S. 104).

#### **(8) Relative Bewährbarkeit der Sätze einer Wissenschaft**

(„Die vorzuziehenden Hypothesen und Theorien sind jene, die eine niedrige Wahrscheinlichkeit und einen hohen Falsifizierbarkeitsgrad haben.“) (S. 112)

#### **(9) Relative Kritisierbarkeit der Sätze einer Wissenschaft**

(Die kritisierenden Instanzen können Sätze der Logik, Erfahrungsaussagen oder Normen sein.) (S. 73—123)

### **1.4. Einteilung der Wissenschaften nach Paul Weingartner**

**(1) Einteilungskriterium** ist die Form jener Klasse von Sätzen, die in der betreffenden Wissenschaft „erklärt“ bzw. „begründet“ werden.

**(2) Deskriptive Wissenschaften:** Die Sätze, die in der betreffenden Wissenschaft erklärt (begründet) werden, sind deskriptive Sätze, das heißt Aussagen.

**(2.1) Deskriptive wertfreie Wissenschaften:** Die Sätze, die in der Wissenschaft erklärt werden, enthalten keine Wertprädikate (wesentlich).

**(2.11) Mathematische Wissenschaften:** Unter den Aussagen, die in der betreffenden Wissenschaft erklärt werden, sind mathematische Singuläraussagen.

**(2.12) Nichtmathematische deskriptive wertfreie Wissenschaften:** Die Sätze, die in der betreffenden Wissenschaft erklärt werden, sind Aussagen (vorwiegend Basisaussagen), die keine Wertprädikate (wesentlich) enthalten.

**(2.121) und nichtteleologisch:** Wenn die Prämissen, die sie zur Erklärung verwendet, nicht Wertprädikate (wesentlich) enthalten. Beispiele: Physik, Chemie, Geologie, Mineralogie, Petrographie.

**(2.122) und teleologisch:** Wenn die Prämissen, die sie zur Erklärung verwendet, Wertprädikate wesentlich enthalten, die Konklusion aber nicht.

a) **Nicht-human-teleologisch:** Beispiele: Biochemie, Biologie (Botanik, Zoologie), Gen-Wissenschaften usw.

b) **Human-teleologische:** Verwenden Erklärungsschemata, deren Prämissen (mindestens eine von ihnen) humanrelevante Wertprädikate wesentlich enthalten. Beispiele: Anthropologie, Psychologie, Soziologie, Sprachwissenschaften, Geographie, Geschichtswissenschaften.

**(2.2) Deskriptive Wert-Wissenschaften:** Die Sätze, die in der Wissenschaft erklärt werden, sind Aussagen (vorwiegend Basisaussagen), die Wertprädikate (wesentlich) enthalten. Beispiele: Ästhetik und die reine Wertlehre oder Werttheorie.

**(3) Normative Wissenschaften:** Die Sätze, die in der betreffenden Wissenschaft erklärt werden, sind normative Sätze, das heißt Normen, Regeln (vorwiegend Basisnormen). Zum Beispiel normative Rechtswissenschaft.

**(4) Deskriptiv-normative Wissenschaften:** Die Sätze, die in der betreffenden Wissenschaft erklärt werden, sind sowohl deskriptive Sätze (Aussagen) als auch normative Sätze (Normen). Zum Beispiel: Philosophie (Metaphysik, Logik, Erkenntnislehre, Ethik), Literatur- und Kunstwissenschaften, Rechtswissenschaften, Volkswirtschaftslehre, Pädagogik, Politische Wissenschaft, Theologie. (S. 124—148)

## 1.5. Wahrheit und Gültigkeit in den Wissenschaften

Die Wahrheit aller Sätze einer Wissenschaft kann nicht zum Kriterium ihrer Wissenschaftlichkeit erhoben werden, denn: „Die jeweils erklärenden Sätze — es sind dies die allgemeinen gehaltvollen Theorien, Hypothesen, Prinzipien, Gesetze — können in den meisten Wissenschaften nicht als wahr bewiesen werden“; diese dürfen daher nicht ausgeschlossen werden, denn sie „wurden immer — allerdings unter der Intention auf eine bestmögliche Approximation an die Wahrheit — als das Wertvollste und Bedeutsamste angesehen“ (S. 150).

Für die nichtmathematisch deskriptiven wertfreien Wissenschaften gilt: „Beispiele für die nicht beweisbaren universellen Sätze sind vor allem die allgemeinen und gehaltvollen Hypothesen, Theorien. Sie werden aber nur „vorläufig“ und „bis auf weiteres“ als wahr angenommen, nämlich solange, als sie durch Basissätze bewährt werden, das heißt als sie die Basissätze erklären können, bzw. solange sie nicht

Basissätzen widersprechen und von ihnen kritisiert werden... Jene Sätze, die auf Grund der Erfahrung unbewiesen wahr angenommen werden und mit deren Hilfe die anderen Sätze, insbesondere die gehaltvollen allgemeinen Hypothesen und Theorien bewährt oder kritisiert werden, sind die Basissätze bzw. Basisaussagen der betreffenden Wissenschaft. Die Basissätze sind Beschreibungen von konkreten Einzelereignissen, die durch die äußere Erfahrung (Sinneserfahrung) oder die innere Erfahrung (Erleben der eigenen gegenwärtigen Bewußtseinsphänomene) erfaßt werden" (S. 155). Die Basisaussagen müssen an der Erfahrung überprüft werden.

„Die Untersuchung von bestimmten Einzelereignissen ist prinzipiell niemals abgeschlossen. Deshalb wird nach einer kürzeren oder längeren Reihe von Untersuchungen auf Grund der in einer Wissenschaft praktisch gehandhabten, im Rahmen der betreffenden Wissenschaft durchaus zweckmäßigen methodologischen Regeln die Beschreibung eines Ereignisses als „bis auf weiteres“ feststehend bzw. gültig angesehen" (S. 159). „Die Basissätze einer Wissenschaft bringen also die Theorien einer Wissenschaft mit der Erfahrung in Zusammenhang" (ibid.).

Sobald Werte hineinspielen, wird die Sache komplizierter: „Daß in den Wert-Wissenschaften (wie bereits in den Sozial-, Sprach- und Geschichtswissenschaften) keine deterministischen Gesetze, sondern statistische Gesetze Anwendung finden, dürfte... klar sein" (S. 163). „Es muß betont werden, daß die Feststellung dessen, was wertvoll ist, auf Grund dessen, was als wertvoll erscheint — und das was als wertvoll erscheint, ist in erster Linie maßgebend für die Motivation (das heißt für das Erleben eines Wertes als Ursache für andere Erlebnisse oder Handlungen) — weit komplizierter und schwieriger ist als zum Beispiel in den wertfreien Wissenschaften die Feststellung dessen, was schwer ist auf Grund dessen, was als schwer erscheint" (S. 164). „So erfordert die systematische Beobachtung dessen, was für den Einzelnen oder für bestimmte Gemeinschaften wertvoll ist — zusätzlich zur Beobachtungsfähigkeit auf deskriptiv-wertfreiem Gebiet — lange Zeit, Ausgereiftheit der Persönlichkeit und Interesse nicht nur an Erkenntnis („Theoretischem"), sondern auch am Handeln („Praktischem")" (S. 165).

Was die Normen anbetrifft, so ist es „in den meisten Fällen" so, daß „die Metanormen von der betreffenden normativen (oder deskriptiv-normativen) Wissenschaft als nicht mehr weiter begründbare oder nicht mehr weiter begründungsbedürftige gültige Normen anerkannt" werden, „die allerdings bewährbar sind" (S. 168/9).

Jede Wissenschaft hat vorausgesetzte Sätze; „die Anzahl dieser metatheoretischen Sätze (Aussagen und Regeln) ist — verglichen mit

den im System abgeleiteten und ableitbaren Sätzen, das heißt mit den im System begründeten und bewiesenen Sätzen — äußerst gering” (S. 175). „Es ist das Ideal jeder Wissenschaft, mit möglichst wenig solchen Sätzen auszukommen” (S. 176).

### 1.6. Wertfreiheit

Das Buch von P. Weingartner beginnt im ersten Kapitel mit 22 Einwänden gegen verschiedene Behauptungen, wonach die Wissenschaften dieses oder jenes Merkmal gemeinsam hätten. Die folgenden Kapitel (2—7) tragen systematisch das Material zusammen, um die Einwände zu diskutieren, was im 8. Kapitel dann ausdrücklich und im einzelnen geschieht. Wir greifen daraus nur das Problem der Wertfreiheit heraus. Dazu sagt P. Weingartner:

„Der Ausdruck ‚wertfrei‘ in bezug auf Wissenschaften hat verschiedene Bedeutungen. Einmal kann er sich nämlich auf die wissenschaftliche Tätigkeit (1) beziehen . . . , dann aber auch sowohl auf die in einer Wissenschaft erklärten Sätze (2) als auch auf die in einer Wissenschaft zur Erklärung verwendeten Sätze (3), die entweder Wertprädikate wesentlich enthalten können oder nicht . . .

1) Die forschende Tätigkeit des Wissenschaftlers ist eine menschliche Tätigkeit, die ein Ziel hat bzw. auf ein Ziel ausgerichtet ist, nämlich auf das Ziel, wahre (gültige) Sätze (wahre Aussagen oder gültige Normen) zu finden . . . Insofern also „Wissenschaft“ als eine menschliche Tätigkeit aufgefaßt wird, ist keine einzige Wissenschaft wertfrei, da sie alle in dem eben genannten Ziel (Wert) übereinstimmen . . .

(2) Man spricht aber von Wertfreiheit bezüglich der Wissenschaften in einem anderen Sinne, wenn man die Mathematik, Biologie, Geschichte, Soziologie . . . als wertfrei im Gegensatz zur Ethik bezeichnet . . . Eine Wissenschaft ist wertfrei (in diesem zweiten Sinne) dann und nur dann, wenn die von ihr erklärten Sätze . . . keine Wertprädikate wesentlich enthalten und keine Normen, sondern deskriptive Sätze sind . . . Da das Einteilungsprinzip hier die Form der erklärten Sätze ist, enthält diese Klasse auch Wissenschaften, die bei einem Teil ihrer Erklärungen Sätze mit Wertprädikaten als Prämissen (als erklärende Sätze) verwenden, wie das tatsächlich bei teleologischen Erklärungen der Fall ist . . .

(3) Wieder in einem anderen Sinne spricht man von Wertfreiheit bezüglich der Wissenschaften, wenn man sagt, daß Wissenschaften wie die Physik wertfrei sind im Gegensatz zu Wissenschaften wie Geschichte, Soziologie und Ethik . . . Eine Wissenschaft ist wertfrei (in diesem dritten Sinne) dann und nur dann, wenn sowohl die von ihr erklärten Sätze als auch die in ihr zur Erklärung (Begründung) benützten Sätze (die erklärenden Prämissen) keine Wertprädikate enthalten und keine normativen Sätze sind” (S. 178—180).

## 1.7. Abschließende Würdigung

Unsere Zusammenfassung kann trotz der vielen Zitate nur ein vergrößertes Bild der präzisen, vorbildlich klaren Abhandlung von Paul Weingartner geben. Wir mußten notgedrungen auf alle Ansätze zur Symbolisierung und Formalisierung verzichten und Nuancen und Differenzierungen weglassen. P. Weingartner geht von zwei Bereichen aus, dem Seins- und dem Sollensbereich, ohne diese als solche näher zu begründen (was auch gar nicht möglich ist); beide stehen in Korrelation zueinander. Damit steht er in einer mehr als zweitausend Jahre alten abendländischen Tradition; er macht diese Zusammenhänge durch Zitate aus der ganzen Philosophiegeschichte auch deutlich. Weiters schließt er aus dem Bereich der Wissenschaften nicht einfach bestimmte Bezirke aus, wie das häufig geschieht. Für ihn ist Theologie — sofern sie sich an den angegebenen Kriterien der Wissenschaftlichkeit ausrichtet — genauso Wissenschaft wie Mathematik. Beide benützen zur Erklärung ihrer Sätze nicht weiter begründete allgemeine gehaltvolle Sätze; in einem Fall ist es das „Credo“ einer Glaubensgemeinschaft, im anderen sind es die Axiome, Prinzipien etc. Desgleichen diskriminiert P. Weingartner Normen und Werte nicht gegenüber reinen Tatsachenaussagen. Wir vermissen einzig die Fragesätze in dieser Grundlegung der Wissenschaftstheorie. Die Wissenschaft als Tätigkeit hat ja einen Frage- bzw. Untersuchungsbereich, wie P. Weingartner selbst sagt. Es werden also Fragen gestellt, die nach einer richtigen Antwort verlangen. Allerdings muß man die Fragen, damit sie wissenschaftlich relevant werden, in das deduktive System einbringen, das heißt in allgemeine gehaltvolle Hypothesen mit Randbedingungen transformieren, die dann an Hand der Basissätze bewährt und überprüft werden. Der Impuls jedenfalls geht von der Frage aus. Wenn P. Weingartner neben empirischen Tatsachenaussagen auch werthafte Tatsachenaussagen und Normensätze gelten läßt, so weist er doch darauf hin, daß hier sehr bald die menschliche Freiheit hineinspielt. Damit wird das entsprechende Problem nur komplizierter, aber nicht wissenschaftlich unmöglich; es verlangt aber vom Wissenschaftler auch mehr menschliche Qualitäten. Letzten Endes beruht diese Wissenschaftstheorie auf einer klar umrissenen Metaphysik (einer Ontologie und einer philosophischen Anthropologie); solcherart Voraussetzungen gehören einfachhin zu jeder Wissenschaft; sie werden hier auch deklariert — explizit oder in den Anmerkungen verschlüsselt —; sie sind daher legitim. Jedenfalls gestattet diese Grundlegung der Wissenschaftstheorie, Klarheit in die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Volkskunde zu bringen.

## **2. Der Ort der „Volkskunde“ innerhalb der Wissenschaften**

Unabhängig davon, welcher Nachbarwissenschaft man die „Volkskunde“ näherrücken, bzw. welcher anderen, umfassenderen, man sie unterordnen will, kann sogleich gesagt werden, daß sie zu den „human-teleologischen, wertfreien, nichtmathematischen deskriptiven Wissenschaften“ gehört, das heißt: sie verwendet zur Erklärung ihrer Basisätze Aussagen (Prämissen), die Wertprädikate wesentlich enthalten, die in der Konklusion (im erklärten Satz) nicht mehr auftreten, mit anderen Worten: sie ist keine Normwissenschaft (sie spricht nicht von Gesolltem, oder schreibt es gar vor), sie ist keine Wertwissenschaft (ihre erklärten Aussagen enthalten keine Wertprädikate wesentlich), sondern sie ist eine deskriptive wertfreie Wissenschaft in dem Sinne, daß in ihren erklärenden Sätzen Wertprädikate wesentlich vorkommen, das heißt, daß hier eine „Einordnung in einen Sinnzusammenhang“ (Spranger) vorgenommen wird. Diese Wertprädikate werden in der betreffenden Wissenschaft, in unserem Falle der Volkskunde, nicht weiter begründet, sondern vorausgesetzt (zum Beispiel aus anderen Wissenschaften übernommen). Zu den Prämissen gehören also mindestens (1) eine gesetzesmäßige Aussage (in unserem Fall ein statistisches Gesetz) und (2) eine Zielprämisse, aus denen die Konklusion, der Basissatz, abgeleitet wird. Oder umgekehrt: die Basissätze dienen der Bewährung und Überprüfung der allgemeineren Sätze (1) unter Zuhilfenahme von Randbedingungen (2).

## **3. Der Frage- (Untersuchungs-) bzw. Gegenstandsbereich der „Volkskunde“: Abweichendes Verhalten oder Kultur der Vielen?**

Gehört „Volkskunde“ zur Anthropologie, Ethnologie, Soziologie? Ist sie Kulturanthropologie, europäische Ethnologie, Kultursociologie, Kulturanalyse, europäische Kulturwissenschaft, oder was sonst? Bekanntlich liegen sich die „Volkskundler“ über solchen Zuordnungen und Bezeichnungen in den Haaren. Aber „Sozialwissenschaften“, „Kulturwissenschaften“, „Geisteswissenschaften“ haben sich als ungeeignete Namen für Abgrenzungsdiskussionen erwiesen. Fest steht jedenfalls, daß die Volkskunde es mit dem Menschen — oder, wenn man den Begriff vermeiden will — mit Menschen zu tun hat. Damit ist klar, daß die anderen Wissenschaften vom Menschen in mehr oder weniger direkter Weise zu ihren Voraussetzungen gehören (neuerdings wird etwa die Verhaltensforschung stark berücksichtigt), letzten Endes auch eine philosophische Anthropologie. Weiter steht fest, daß die Volkskunde es mit Menschen in ihrer Beziehung zur Gruppe zu tun hat: soweit sie als Einzelne die Gruppe beeinflussen, in ihr handeln, von ihr beeinflußt werden und soweit sie selber als Gruppe funk-

tionieren. Drittens steht fest, daß sich diese Wechselbeziehungen im Raume dessen, was der Mensch (die Menschen) geschaffen hat (haben), abspielen; es geht also um den Menschen als Schöpfer und Geschöpf der Kultur: es liegen also wiederum Wechselbeziehungen, man könnte sagen zwischen subjektivem und objektivem Geist, vor. Es handelt sich nun darum, in diesem Dreieck, das gebildet ist aus dem personalen, dem sozialen und dem kulturellen System, jenen Sektor zu bestimmen, mit dem sich die Volkskunde spezifisch beschäftigt. Das Unterscheidungskriterium kann ja nicht in den Methoden liegen; diese teilt die Volkskunde mit mehreren anderen Wissenschaften; es herrscht ein ausdrücklicher Methodenpluralismus. Das Unterscheidungskriterium kann auch kaum im Materialobjekt liegen: mit Person—Gesellschaft—Kultur befassen sich auf ihre Weise auch andere Wissenschaften. Also kann das Unterscheidungskriterium nur das Formalobjekt liefern: der je besondere Blickwinkel, unter dem das Dreieck Mensch—Gruppe—Kultur untersucht wird. Hier stehen sich nun zwei Auffassungen gegenüber. Die erste Sehweise geht aus von der Pluralität und Andersartigkeit der verschiedenen Kulturbezirke innerhalb unserer Kultur, das heißt einer differenzierten, vielschichtigen Kultur, in der die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ vorherrscht. Sie widmet sich den Tatsachen und Gründen dieser Differenzierung und deren Ergebnissen, insbesondere jenen Verhaltensweisen und Vorstellungskomplexen, die von den modernsten und generalisiertesten abweichen <sup>4)</sup>. Mit anderen Worten: was irgendwie von einem Standard, einer Norm, einem generell akzeptierten oder geübten Denken und Verhalten abweicht, von umschriebenen Gruppen getragen wird und sich in irgendwelchen Kulturwerten niederschlägt, wird Untersuchungsbereich unserer Wissenschaft. Tatsache und Grad dieser Abweichung sind natürlich keine konstante Größe, sondern unterliegen ständiger Modifikation; sie sind unter anderem abhängig vom Bezugspunkt. Die Abweichungen können geographisch bedingt sein (Stadt—Land, Zentrum—Peripherie), sozial (reich—arm, „Bürger, Bauer, Bettelmann . . .“), psychologisch (Angst, Vertrauen), schulisch (Dauer, Intensität und Art der Schulbildung), konfessionell (inter-kirchlich oder intra-kirchlich, natürlich auch extra-kirchlich), durch den verschiedenen Grad der Teilnahme an kultureller Kommunikation usw.; alle diese und beliebig weitere Bedingungen können sich summieren. Außerdem partizipiert fast jedes Individuum an mehreren Kulturschichten bzw. -zonen, an allgemein akzeptierten und gleichzeitig an „regionalen“, bzw. devarianten. Im Gegensatz zu A. M. Cirese, dessen „kulturelle Andersartigkeit“ sich auf „Gruppen, Intergruppen, Basis-Klassen (peripheren, beherrschten,

---

<sup>4)</sup> A. M. Cirese, *Altérité et dénivellement culturels dans les sociétés dites supérieures*, in: *Ethnologia europaea* 1 (1967), 12—29.

untergeordneten) im Inneren von Gesellschaften mit großer sozio-kultureller Segmentierung" bezieht und damit in gefährliche Nähe zu einem Zwei-Klassen-Schema gerät, möchten wir hier jede Andersartigkeit, jede Deviation, insofern sie von Gruppen getragen ist und kulturelle Werte schafft, miteinbeziehen, womit prinzipiell kein Mensch, keine Gruppe (und keine Klasse) ausgeschlossen ist. Der Bezugspunkt, von dem aus etwas als Abweichung eingestuft wird, muß jeweils deklariert werden. Die Abweichung muß nicht immer eine statische Minderheit betreffen, wohl aber wird es zumeist eine kognitive Minderheit sein; inwieweit ihr Vorstellen und Meinen von geringerer oder bedeutender Relevanz für den Kulturprozeß ist, möchte ich hier nicht entscheiden.

Dieser Umschreibung des Gegenstandsbereichs der Volkskunde steht eine andere gegenüber, die kürzlich H. Bausinger auf eine bündige Formel gebracht hat. Nach ihm hat sich unser Fach mit der „Kultur der Vielen in ihrer oft banalen Alltäglichkeit“ zu befassen<sup>5)</sup>, also gerade nicht mit dem Abweichenden, Auffälligen, Abstrusen, „Exotischen“. Der Akzent des Faches „liegt weniger auf dem Ablauf sozialer Interaktionen als auf der kulturalen Seite“<sup>6)</sup>. Was nun alles unter diese Definition fällt, kann einerseits durch Aufzählung möglicher Themen angedeutet werden: Massenlesestoff, Eßgewohnheiten, Sportjargon, Vereinsleben, Fremdarbeiterprobleme usw.; andererseits müßte die Definition ergänzt werden durch eine nähere Bestimmung, wer denn genau „die Vielen“ sind, worin die „Alltäglichkeit“ besteht, was „banal“ heißt.

Nach A. M. Cirese hätte die „Volkskunde“ also vornehmlich Verhaltensabweichungen, nach H. Bausinger Verhaltensregelmäßigkeiten zu beschreiben, zu analysieren und zu deuten. Schließen sich die beiden Umschreibungen des Gegenstandsbereiches aus oder ergänzen sie sich? Man wird sagen können, daß abweichendes Verhalten eher „in die Augen“ fällt, und daß es besonderer analytischer Anstrengung bedarf, das Regelmäßige, die „Vielen“, die „Alltäglichkeit“ in den Blick zu bekommen. — Vielleicht darf hier angemerkt werden, daß die abendländische Tradition des Philosophierens es immer als Ziel menschlicher Erziehung angesehen hat, sich von „den Vielen“ zu distanzieren (*ὁ πολλοί* ist ein stehender Ausdruck in den platonischen Dialogen). Das mag soziale Gründe haben. Die Frage ist, ob diese Tendenz nicht darüber hinaus allgemein-menschliche Gültigkeit beanspruchen kann. Philosophie und auch die aus ihr entstandene Wissenschaft kommt in Gang, indem man sich vom gängigen, üblichen Selbstver-

---

<sup>5)</sup> Hermann Bausinger, *Volkskunde. Von der Altertumswissenschaft zur Kulturanalyse*, Berlin und Darmstadt, o. J. (1971), 11.

<sup>6)</sup> *ibid.*, 270

ständlichen distanziert und es in Frage stellt. Das gilt auch für den Frageansatz der Volkskunde wie für ihre Selbstreflexion. Nachdem der Forscher sich so vom Thema abgesetzt hat, muß er es erneut durchdringen, sich zu eigen machen, es sich wissenschaftlich anverwandeln. Selbst wenn es um abweichendes Verhalten geht, hat es die „Volkskunde“ immer noch mit „Vielen“ zu tun, insofern sie sich nur für gruppenspezifisches und nicht für individualpsychologisch erklärbares Verhalten interessiert. Im übrigen ist solches Verhalten abweichend nur relativ auf die Bezugsgröße (zum Beispiel „von den gesamtgesellschaftlich akzeptierten und gültigen Normen“), aber konform nach den gruppenspezifischen Mustern<sup>7)</sup>. Ausgangspunkt ist also das Meinen und Tun der „Vielen“ (das Faktische), Zielpunkt sind durch Erfahrung und Reflexion gewonnene Sätze (das Theoretische). Die Frage ist natürlich, ob uns nicht auch das „Faktische“ theoretisch vermittelt, in Symbolen zugänglich und daher sogleich der Interpretation bedürftig ist, vgl. Anm. 17. Das Thema ist — in bezug auf unsere Wissenschaft, gründlich aufzuarbeiten.

Das Beispiel einer Sparte der „Volkskunde“ vermag vielleicht erhellend auf die hier erörterten Fragen wirken. Wir haben unterdessen stillschweigend mehrfach auch auf die Anführungszeichen bei „Volkskunde“ verzichtet, da der Gegenstandsbereich einigermaßen umrissen ist und ein besseres, eindeutigeres Wort vorläufig nicht zur Verfügung steht.

#### **4. Das Beispiel der Religions-Volkskunde**

Was hier sehr allgemein erörtert wurde, kann am Beispiel der Religions-Volkskunde näher ausgeführt und konkretisiert werden. Sie ist eine voraussetzungsreiche Wissenschaft. Als Unter-Disziplin der allgemeinen Volkskunde setzt sie die Sozial- und Geschichtswissenschaft voraus; darüber hinaus bezieht sie Religionswissenschaft und Theologie mit ein; in bestimmten Fällen, wie etwa beim Studium der Wallfahrtsstätten und der Votivbilder auch die Kunstwissenschaften. Daß sich alle genannten Wissenschaften, überhaupt alle Wissenschaften, in ihrer konkreten Tätigkeit überschneiden, geht schon daraus hervor, daß sie alle (mit Ausnahme vielleicht der Logik) andere Wissenschaften voraussetzen und dementsprechend bei ihnen Anleihen machen. Wir haben hier zwei Punkte zu untersuchen:

1. Welcher Art ist die „Andersartigkeit“ bestimmter Gruppen, ihres Verhaltens und ihrer Vorstellungen, daß sie in den Unter-

---

<sup>7)</sup> F. Sack, Abweichendes Verhalten, in: Wörterbuch der Soziologie, hrsg. von W. Bernsdorf, neubearb. Taschenbuchausgabe, Frankfurt am Main 1972, 1. Band, 15.

suchungsbereich der Religions-Volkskunde fallen können? Oder: worin besteht das Tun „der Vielen“ im religiösen Bereich?

2. Welcher Art sind die Sätze, die in der Religionsvolkskunde erklärt werden, und welcher Art sind die erklärenden Sätze? Damit kehren wir wieder zum Ausgangspunkt, der Wissenschaftstheorie von Paul Weingartner, zurück.

#### 4.1. Religiöse Abweichung und religiöse Konformität

Im Ausdruck „Abweichung“ liegt zunächst einmal der Begriff der Peripherie, oft auch der der Minderheit. Häufig handelt es sich um kognitive Minderheiten. Nach Meinung von Soziologen fallen darunter heute eigentlich alle kirchlich gesinnten Christen, die nicht mehr in relativ homogener, traditioneller Umgebung leben<sup>8)</sup>. Sie deswegen schon einzig der Religionsvolkskunde zuweisen zu wollen, dürfte etwas voreilig sein, da sie ja immerhin noch Objekt der Konfessionskunde, der Religions-Soziologie und verschiedener Disziplinen der Theologie (zum Beispiel der Pastoral) sind. Jedoch wäre es lohnend, einmal die Glaubensvorstellungen und den religiösen Lebensstil solcher kognitiver Minderheiten, zum Beispiel der Katholiken in Skandinavien, unter religionsvolkskundlichem Gesichtspunkt zu untersuchen. Der Bischof kennt dort noch praktisch alle seine Gläubigen, der Pfarrer fährt hunderte von Kilometern, um mit einer kleinen Gruppe Gottesdienst zu feiern, das religiöse Leben ist dadurch kompliziert, daß die Katholiken sehr vielen Nationen entstammen und dementsprechend verschiedene Traditionen mitbringen<sup>9)</sup>.

Soziologisch gesehen scheint die katholische Kirche in Skandinavien den Sekten vergleichbar; immerhin wäre zu untersuchen, ob die „ideologische Dimension“ der Religion<sup>10)</sup> nicht doch jene grundsätzliche Offenheit enthält, die die entsprechende Gruppe zur Kirche stempelt. Die Sekten könnten unter dem Gesichtspunkt des religiösen Separatismus untersucht werden; im Rahmen eines religiösen Pluralismus verlieren sie aber heute mehr und mehr „den kontrakulturalen und gesellschaftskritischen Anstrich“<sup>11)</sup>.

---

<sup>8)</sup> Joachim Matthes, *Religion und Gesellschaft und Kirche und Gesellschaft* (Einführung in die Religionssoziologie I und II), Reinbeck 1968 und 1969 (rde); Thomas Luckmann, *Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft*, Freiburg 1963; Peter L. Berger, *Auf den Spuren der Engel. Die moderne Gesellschaft und die Wiederentdeckung der Transzendenz*, Frankfurt am Main 1970.

<sup>9)</sup> Information enthält St. Ansgar (Jahrbuch des St. Ansgarius-Werkes), hrsg. von den Ansgarius-Werken Köln und München, sowie die Informationen zur kath. Kirche in Skandinavien (1/1971) des Schweizerischen Ansgar-Werkes.

<sup>10)</sup> Nach Charles Y. Glock, in: J. Matthes, *Kirche und Gesellschaft* (s. Anmerkung 8), 150—168.

<sup>11)</sup> Martin Scharfe, *Kontrakulturale Aspekte in der empirischen Religionsforschung. Überlegungen zum Problem des religiösen Separatismus*, in: *ZfVk* 67 (1971), 173—202.

Aber auch innerhalb der Kirchen gibt es periphere Bereiche bzw. kognitive Abweichungen. So liegen heute Visionen und Erscheinungen, um nur ein Beispiel zu nennen, sicher mehr weitab vom Einverständnis, ja nur schon vom Verständnis der Durchschnittskatholiken als noch vor zwanzig oder gar fünfzig Jahren. Die „tonangebende“ Theologie macht eben einen Prozeß des *aggiornamento* in Richtung Rationalisierung bzw. Eliminierung vieler transzendenter, überempirischer Elemente durch; zumindest ist dieser Eindruck beim nicht speziell theologisch gebildeten „Gläubigen“ vorhanden<sup>12)</sup>. Doch darf der Eindruck nicht täuschen. Die offizielle Kirche, bzw. die amtliche Kirche, hat derlei Erscheinungen nie für das Zentrale gehalten und war mit der „Anerkennung“ (von Erscheinungen zum Beispiel) äußerst zurückhaltend; und eine „Anerkennung“ schloß nie eine eigentliche „Glaubensverpflichtung“ für alle Gläubigen ein<sup>13)</sup>. Deviant können heute auch alle Relikte früherer Frömmigkeit wirken, bzw. die Frömmigkeit sozialer Randgruppen wie zum Beispiel der Bauern. Diese Erscheinungen waren ja früher bevorzugtes Objekt der „religiösen Volkskunde“. Deviant können aber auch neue Formen sein, die etwa in Gottesdienst-Experimenten, in Jugendgruppen-Manifestation etc. aufbrechen.

Die Unterscheidung peripher/zentral (bzw. konsistent/deviant) ist nicht leicht zu treffen, da sie einer Entscheidung unterliegt, die ihrerseits gewisse Voraussetzungen impliziert. Schließlich ist nicht einmal die katholische Theologie so unifiziert, daß von da aus eine rigorose Einteilung möglich wäre<sup>14)</sup>. Die Begriffe haben mehr deskriptiven als analytischen Wert<sup>15)</sup>. Damit wäre knapp anvisiert, was alles unter den Gegenstandsbereich der Religionsvolkskunde fallen könnte: der Bogen spannt sich von „traditionalistischen“ Gegenbewegungen zu „progressistischen“ Subkulturen, vom hochstilisierten lateinischen Hochamt (heute!) zur „Messe“ mit Zigarre und Wurst und was derlei Stilblüten mehr sind, aber auch von Volkswallfahrten zu Traditionsbehauptungen in päpstlichen Enzykliken (die man ja ebensogut oder besser aus der „Katharsis-These“ — Religion als Hilfe in Unsicherheit — als aus Machtansprüchen erklären kann), die Formen der Gottesdienste von der Haus-Eucharistie bis zum „Politischen Nachtgebet“.

---

<sup>12)</sup> Vgl. die Reaktion auf meine Artikelfolge „Frömmigkeitsformen im Wandel“ in Sonntag (Olten) Nr. 20—24, 26—27 (17. Mai bis 5. Juli 1970); Kommentar zu den Leserbriefen in Nr. 42—45 (18. Oktober bis 15. November 1970).

<sup>13)</sup> Vgl. die entsprechenden Stichwörter (Erscheinungen, Visionen, Marienverehrung usw.) im Lexikon für Theologie und Kirche, 2. Aufl., 1957—1967.

<sup>14)</sup> Zum Pluralismus der Theologien vgl. Hans Urs von Balthasar, Einfaltungen. Auf den Wegen christlicher Einigung, München 1969; Louis Bouyer, Die Einheit des Glaubens und die Vielheit der Theologien, in: Internationale katholische Zeitschrift COMMUNIO 1 (1972), H. 2, 124—136.

<sup>15)</sup> M. Scharfe (s. Anm. 11), 200.

Gewiß wird dabei die Religions-Volkskunde ihr Objekt als „innerweltliches“ Phänomen begreifen<sup>16)</sup>, das heißt es geht darum, diesen innerweltlich festgestellten Phänomen-Komplex zu erklären. Welche Hilfsmittel zur Erklärung benützt werden, muß im nächsten Abschnitt, abschließend, untersucht werden.

Gilt aber die „Kultur der Vielen“ als Gegenstandsbereich (nach H. Bausinger), dann müßte nach den „gesamtgesellschaftlich“ (hier: gesamtkirchlich) akzeptierten Normen gefragt werden und nach dem an diesen ausgerichteten Verhalten. Je weniger aber die Institution sich beim Einzelnen und in den verschiedenen Gruppen sich durchsetzen kann, je mehr ein Pluralismus der Meinungen und Haltungen anerkannt wird (faktisch oder ausdrücklich), desto schwerer wird es, ein solch allgemeingültiges Normensystem aufzustellen und die Leute darauf zu verpflichten, bzw. es wissenschaftlich festzustellen. Wie die Gesamt-Gesellschaft, so machen auch die Kirchen einen mehr und mehr segmentierten Eindruck, so daß man sich — als empirischer Wissenschaftler — lieber an überschaubare Größen heranmacht und, wenn schon, Theorien mittlerer Reichweite aufzustellen versucht.

#### **4.2. Die erklärenden und die erklärten Sätze der Volkskunde**

Wir haben oben (unter 2) die Volkskunde als eine (nicht mathematische) deskriptive, wertfreie, human-theologische Wissenschaft bezeichnet. Paul Weingartner selbst zählt zu dieser Gruppe die Anthropologie, die Psychologie, die Soziologie, die Sprachwissenschaften, die Geographie und die Geschichtswissenschaften (S. 132). Damit ist gemäß Abschnitt 1 unserer Untersuchungen (das heißt gemäß Paul Weingartners Wissenschaftstheorie) folgendes gemeint:

(1) Es handelt sich um eine Wissenschaft, die mit den anderen Wissenschaften bestimmte gemeinsame Merkmale teilt (oben Abschnitt 1.3).

(2) Diese Wissenschaft enthält in ihren begründeten Sätzen keine Normen (es sei denn unwesentlich: wenn etwa über kirchliche Erlasse berichtet wird, die über religiöse Gebräuche Bestimmungen, also Normen, aufstellen); sie ist beschreibend (deskriptiv).

(3) Sie enthält in ihren erklärten Sätzen keine wesentlichen Wertaussagen (allenfalls unwesentlich: wenn etwa von einem Menschen berichtet wird, der Ablässe für wertvoll hielt; ob sie „an sich“ wertvoll sind oder nicht, gehört nicht zu unserem Untersuchungsbereich); sie ist in diesem Sinn wertfrei.

(4) Wohl aber kann sie in ihren erklärenden Sätzen Wertprädikate (wesentlich) enthalten; das heißt sie verwendet „Erklärungsschemata,

---

<sup>16)</sup> M. Scharfe (s. Anm. 11), 174.

deren Prämissen (mindestens eine von ihnen) humanrelevante Wertprädikate wesentlich enthalten" (S. 128, Weingartner). Die Begründung und Erklärung geschieht also im Sinne der Diltheyschen These „durch ein Einordnen in einen Sinn- und Zweckzusammenhang" (ibid.). Diese wesentlichen Wertprädikate können nun innerhalb dieser Gruppe von Wissenschaften „entweder gar nicht, oder nicht im eigentlichen Sinne begründet oder erklärt werden" (S. 130); im uneigentlichen Sinne (akzidentell) ist das auf zweifache Weise möglich:

a) „Einmal insofern, als bei zusammengesetzten Aussagen (die die Wertprädikate wesentlich enthalten) durch eine Begründung jener Aussage, die kein Wertprädikat (oder nur eines unwesentlich) enthält, die zusammengesetzte Aussage mitbegründet wird."

b) Sodann, „wenn eine Definition (oder ein bestimmter Sprachgebrauch) des betreffenden Wertprädikates (das in der zu begründenden Aussage vorkommt) vorausgesetzt wird" (S. 130).

Diese Voraussetzungen können aus einer anderen Einzelwissenschaft, aus der Theologie oder Philosophie stammen. „Es müßte von solchen Historikern, die in ihren Schriften Normen und Werturteile begründen, verlangt werden, daß sie ihre wichtigsten ethischen und philosophischen Voraussetzungen, mit deren Hilfe sie ihre Begründung vornehmen, angeben" (S. 132). Statt „Historiker" kann man hier füglich „Geisteswissenschaftler" usw. allgemein sagen, und unter die Voraussetzungen kann man auch die religiösen aufnehmen.

Was heißt das nun in Bezug auf die Religionsvolkskunde?

Zunächst einmal dies: ihre begründeten Sätze enthalten keine Wertprädikate (wesentlich) und keine Normen. Sie entscheidet also nicht kraft ihrer eigenen Zuständigkeit, ob Wallfahrten zu einer Frau mit Marienvisionen oder zu einem Kapuziner mit Stigmata wertvoll sind oder nicht (vom religiösen, „humanistischen", „rationalen" Standpunkt aus oder woher auch immer); sie entscheidet nicht, ob Meßfeiern mit Beat- und Pop-Musik, ob Massentaufen im Slip und Mini-Bikini, ob Öldrucke als Motivbilder wertvoll sind oder nicht (vom moralischen oder ästhetischen oder irgendeinem anderen Standpunkt aus); und als Religionsvolkskunde hat sie keine eigenen Wertprädikate zu verteilen. Sie hat alle diese Erscheinungen zunächst zu beschreiben (gegebenenfalls vorher zu sammeln). Daß die Auswahl der Phänomene und der Blickpunkt, unter dem sie betrachtet werden, einer vorgängigen Theorie bzw. einem Vorurteil entstammt, ist richtig<sup>17</sup>). Das sind die zu begründenden (die erklärungsbedürftigen) Sätze (Basisaussagen).

Begründet werden sie durch Sätze (allgemeinere, gehaltvolle), die nun Wertprädikate wesentlich enthalten können. Indem man die

---

<sup>17</sup>) Wolf Dieter Zupfer, Gegen eine scheinbar problemlose Feldforschung, in: ÖZfV N. S. 26 (1972), 41–49.

begründenden Sätze, die Randbedingungen und die begründeten Sätze in einen deduktiven Zusammenhang bringt (Gesetze statistischer Art aufstellt) und diese mit Hypothesen verbindet, gelangt man schrittweise zu einer Theorie. Da eine Theorie der human-teleologischen deskriptiv-wertfreien Wissenschaften also, kraft Definition, in den begründenden (allgemeinen) Sätzen Wertprädikate wesentlich enthalten, die vorausgesetzt werden, stellt sich die Frage, ob keine Wissenschaft dieser Gruppe autonom ist, das heißt den Begründungszusammenhang selber, mit eigenen Mitteln, herstellen kann. Die Frage muß offenbar bejaht werden: diese Wissenschaften sind nicht voraussetzungslos. Aber gibt es überhaupt voraussetzungslose Wissenschaften? Die am wenigsten voraussetzungslose, die Logik, ist immerhin zu ihrer Entwicklung und Übermittlung an die Umgangssprache gebunden (Sprachstufe 1, Objektsprache). Alle übrigen Wissenschaften sind, in wachsendem Maße, voraussetzungsreich, am stärksten, nach P. Weingartner, die Politik-Wissenschaften.

Wenn dem aber so ist, dann stellt sich die weitere Frage, ob das sogenannte Gödel'sche Gesetz über den ursprünglich anvisierten Bereich hinaus<sup>18)</sup> extrapoliert werden kann. Dies scheint die Meinung des naturwissenschaftlich geschulten Theologen Wolf Rohrer zu sein<sup>19)</sup>. Das Gödel'sche Gesetz beweist die Unentscheidbarkeit wahrer bzw. falscher Sätze eines Systems mit Hilfe der Sätze dieses Systems selbst. Es bezieht sich auf formalisierte Systeme. Dürfte es nicht (erst recht) auf nicht so stark oder gar nicht formalisierte Theorien (Systeme) zutreffen?

Die Religionsvolkswunde jedenfalls kommt nicht ohne Voraussetzungen aus, das heißt sie kann ihre Sätze nicht erklären, ohne auch systemfremde Sätze zu integrieren. Da dies aber für jede — ausnahmslos jede! — Wissenschaft gilt, braucht man sich weiter nicht dabei aufzuhalten. Aber welche Sätze sind zu übernehmen? An Basissätzen — das heißt an konsistenten (widerspruchsfreien) zirkumskripten Existenzsätzen in der Form von Atomsätzen (oder Konjunktionen von Atomsätzen oder Atomsätzen, deren Individuenzeichen durch Deskriptionen ersetzt wurden; cf. Weingartner, S. 31) — fehlt es der Religionsvolkswunde nicht. Beispiele: „Am 12. September 1969 wurde die Muttergottesstatue der Wallfahrtskapelle Vorburg bei Delsberg (Berner Jura) durch Bischof Eugenius Lachat von Basel im Namen Papst Pius IX. gekrönt“. „Da ist dieser junge Pastor Spitzer, der im

---

<sup>18)</sup> Kurt Gödel, Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme, in: Monatshefte für Mathematik und Physik 38 (1931), 173—198.

<sup>19)</sup> Wolf Rohrer, Ist der Mensch konstruierbar? München 1966 (Reihe „leben und glauben“).

Westberliner ‚underground‘ in geradezu charismatischer Weise den Glauben an Jesus zu verkünden weiß und in einem einzigen Jahr etwa hundert junge Menschen von der Droge befreien konnte.“ „Papst Paul VI. schreibt in seiner Enzyklika ‚Humanae vitae‘ vom 25. Juli 1968 folgenden Satz: ‚In Übereinstimmung mit ihrer Sendung hat sich die Kirche zu aller Zeit — in jüngster Zeit in noch umfassenderer Weise — durch eine sich immer gleich bleibende Lehre über das Wesen der Ehe, über den vernünftigen Gebrauch der ehelichen Rechte und über die Pflichten der Ehegatten geäußert‘ ”.

Diese Basissätze, in denen „Ereignisse“ (im Sinne von Weingartner) geschildert sind, werden erweitert durch Sätze, die analoge Ereignisse beschreiben: Im ersten Fall durch Beispiele anderer Krönungen von Marienstatuen — oder, bei anderem Kriterium - durch Beispiele anderer großer Volkszüge zur Wallfahrtskapelle; im zweiten Fall durch andere Beispiele von Jesus-Verkündigungen durch charismatische Persönlichkeiten bzw. überraschender Heilung von Drogensucht; im dritten Fall durch andere Beispiele, da Menschen „die immer gleichbleibende Lehre der Kirche“ unterstellen. So kommen wir zu „Vorgängen“ (immer nach Weingartner), von diesen zu empirischen „Strukturen“, sofern es uns gelingt, eine Hypothese bzw. ein universell wahres Gesetz aufzustellen. Für alle drei Fälle könnte man zum Beispiel zur Erklärung folgenden allgemeinen Satz als Hypothese aufstellen: „In Unsicherheit, Bedrohung, Angst suchen viele (einige) Menschen Zuflucht in festgefühten Ordnungen“. Im ersten Fall war die politisch bedrohte Situation des Basler Bischofs und die unheilgeschwängerte Atmosphäre des Regnums Pius IX. entscheidendes Motiv für die Krönungszeremonie; für den zweiten Fall aus dem Jahr 1971 braucht man nicht lange nach der Möglichkeit innerer Desorientierung junger Leute zu fragen; für den dritten Fall ist die Hypothese (als eine mögliche) auch nicht von vornherein auszuschließen; die Publikation der Enzyklika hatte ja durchaus den Charakter einer „Flucht nach vorne“; der Papst war durch seine eigene Beratungskommission nicht gedeckt; man darf aber füglich auch eine „Hirtensorge“ darin sehen, die dem verunsicherten Gläubigen durch klare Richtlinien Halt zu geben versuchte; und vielfach wurde die Maßnahme als Damm gegen die Sexwelle verstanden, und darum auch von Nicht-Katholiken begrüßt (etwa von Max Horkheimer).

Eine solche Hypothese muß dann ihrerseits durch weitere Basissätze bewährt werden, bis sie genügend erhärtet ist, um als Gesetz aufgestellt zu werden. In einem bestimmten Zeitraum (Kulturkampfgeist) bekommen die Wallfahrten im Berner Jura ein „ideologisches Vorzeichen“, das heißt sie werden zum Instrument in der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat (im konkreten Fall zwischen Berner Regie-

rung und dem auf ihrem Territorium zuständigen Basler Bischof<sup>20</sup>). Für Klerus und Volk wurden die Wallfahrten zur gegenseitigen Stütze, zur Ermutigung, zum Vertrauensbeweis, zum Ausdruck der Hoffnung und des erwarteten Sieges. Die Erweckungsbewegungen finden immer bei irgendwie (psychologisch, sozial, religiös) frustrierten Massen Anklang, sie geben ihnen Halt, Standort und Sinn. In Zeiten raschen Wandels der Moral halten viele Menschen, vor allem die zu ihrer Wahrung berufenen, Ausschau nach unwandelbaren Prinzipien. Die Wertfrage kann auf der Ebene dieser allgemeinen Sätze gestellt werden: Vorausgesetzt, die Wallfahrten seien primär mit politischer Zielsetzung durchgeführt worden: „Dürfen Wallfahrten legitimerweise von religiösen zu politischen Manifestationen umfunktioniert werden?“ „Tut man den Menschen nicht letztlich Unrecht, wenn man an ihre Emotionen appelliert und die rationale Argumentation überspielt?“ „Ist Unwandelbarkeit in allen wesentlichen Dingen an sich schon ein Wert?“ (Daß hier stets die Begriffe „Tradition“ und „Gruppe“ mitspielen, sei nur im Vorübergehen angemerkt.) Die Antwort auf diese Wertfrage kann nicht von der Religionsvolkskunde her gegeben werden; sie wird loyalerweise auch Alternativen — mehrere sich ergänzende oder auch sich widersprechende Antworten — mitberücksichtigen müssen. Bestenfalls könnte die eine dann durch das Material der Volkskunde besser bewährt werden, welches Resultat dann von jener Wissenschaft, die die Voraussetzung lieferte, dankbar anerkannt werden müßte.

## 5. Die Theoriebedürftigkeit der Volkskunde

Unsere Ausführungen haben einmal mehr gezeigt, wie die Religionsvolkskunde und mit ihr die Volkskunde überhaupt jener allgemeinen Sätze ermangelt, die die Basissätze begründen (erklären) könnten. Die Grundbegriffe müssen immer wieder kritisiert werden. So seien Ausdrücke wie Tradition, Gemeinschaft, Sitte und Brauch derart schildernd, daß man besser auf sie verzichtet<sup>21</sup>). Emotionell scheinbar weniger aufgeladene Begriffe bietet die Soziologie an: Gruppe, Prozeß, Interaktion, Struktur, Verhältnis (Beziehung), Verhalten, Wandel, Schichtung, Status, Rolle usw. — Wahrhaftig, das von W. Brückner anvisierte „Begriffs- und Problemhandbuch der Volkskunde“ ist ein dringendes Desideratum!<sup>22</sup>). Man scheint sich nun aber allenthalben zu bemühen, in dieser Richtung zu arbeiten. Ich möchte nur davor

<sup>20</sup>) Vgl. meinen Aufsatz: Kulturkampf und Katholizismus im Berner Jura, aufgezeigt am Beispiel des Wallfahrtswesens, in: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert, Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier 1971 (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jahrhundert, Bd. 5), Göttingen 1973, S. 88—101.

<sup>21</sup>) H. Bausinger, Volkskunde (s. Anm., 5).

<sup>22</sup>) ZfVk 66 (1970), 56.

warnen, in gesteigerter Rationalität gleich auch schon höhere Humanität zu sehen. Gewiß, die Form der Wissenschaft ist rational, mindestens in höchstmöglicher Annäherung, aber ihr Inhalt bzw. ihr Gegenstandsbereich umfaßt auch andere als rationale Verhaltensweisen, Vorstellungen, Meinungen, Einstellungen. Wissenschaft bzw. rationale Erkenntnis ist aber auch nicht die einzige Erkenntnisweise. Und wer schon von Praxis redet, muß sich zuerst über das Menschenbild ausweisen, das ihn leitet. Geht es nämlich in der Praxis, über die Wissenschaft hinaus, um je stärkere Rationalisierung, so wäre zu fragen, ob nicht ebenso wichtige Schichten im Menschen — zwecks seiner besseren Manipulierbarkeit — unterdrückt bzw. verdrängt werden. Die Tiefenpsychologie könnte uns über solches Vorgehen und seine Folgen einigen Aufschluß geben. Die Frage, wieweit andere Bereiche im Menschen — neben dem rationalen — zu ihrem Recht kommen sollen, ist ausdrücklich nicht nur in Bezug auf das Studienobjekt der Volkskunde, den „devianten“ bzw. „alltäglichen“ Menschen gestellt, sondern auch an uns Volkskundler gerichtet. Damit kommt eine ethische und philosophisch-anthropologische Komponente ins Spiel, die auch einige Beachtung verdient.

Die Wissenschaftskonzeption von Paul Weingartner schränkt den Wissenschaftscharakter nicht auf willkürlich ausgewählte Wissenschaften ein. Ich frage mich, ob die Betonung, Volkskunde müsse eine empirische Sozialwissenschaft bzw. Kulturwissenschaft sein, nicht eine Engführung intendiert. Wenn ich anderswo schon neben den selbstverständlichen Schritten Phänomenologie und (Struktur-) Analyse auch für die Hermeneutik plädiert habe <sup>23)</sup>, so finde ich nun Bestätigung ausgerechnet von einer Seite, von der man es am wenigsten erwartet hätte: von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Seite her, bei Ferdinand Gonseth, ehemals Professor für Mathematik und Philosophie der Wissenschaften an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Schon in seinem Werk „Le problème du temps. Essai sur la méthodologie de la recherche“ nennt er als vierte Phase der Erforschung eines Problems die Interpretation <sup>24)</sup>. Noch deutlicher wird er am Ende eines Aufsatzes über „Langage et méthode“ <sup>25)</sup>; was er von der Forschung über die Sprache sagt, gilt für die Erforschung jeder vom Menschen gestalteten Struktur: „Diese Forschung kann nur ein Aspekt der hermeneutischen Forschung sein, in deren Zentrum das Subjekt sich in seiner Integrität wiederfinden muß.“

---

<sup>23)</sup> Wallfahrt und Wallfahrtsterminologie, in: Volkskunde. Fakten und Analysen (Festschrift Leopold Schmidt), Wien 1972, 304—316.

<sup>24)</sup> Neuchâtel, 1964, 362.

<sup>25)</sup> In *Dialectica* 25 (1971), 83—118; Zitat 117: „Cette recherche ne peut être qu'un aspect de la recherche herméneutique au centre de laquelle le sujet doit se retrouver dans son intégrité.“

# Brauchtum im Ötztal und die Verordnungen in den Jahren 1739—1836

Von Hans H a i d

„es ist zu vernehmen gekommen, daß im Kreis Oberinntale an Sonn- und Feyertagen, noch also der vormittägige Gottesdienst beendigt worden sey, Scheiben- und Regelschießen abgehalten werden. Item, daß in manchen Gemeinden zur Zeit des Gottesdienstes Zusammenkünfte zu Spiel und Trunk statt finden... daß Winkel-Tänze in Privathäusern abgehalten werden...“

Imst, den 14 Feber 1820“

Mit dem zitierten Auszug eines Briefes des Kreisamtes Imst an die Seelsorger dieses Kreises<sup>1)</sup> wird die Problematik im Verhältnis Brauchtum—Religion aufgezeigt. Dieser Brief, einer von vielen, mit Verboten und Drohungen versehen, kann als typisch für die Einstellung der Kirche zu Tanz, volkstümlicher Belustigung und zum Schützenwesen gelten. Zwei Sammlungen im Pfarrarchiv von Längenfeld<sup>2)</sup>, die ich im Sommer 1971 entdeckte und durchsah, enthalten aus der Zeit von 1739 bis 1836 bzw. von 1776 bis 1836 (Anm. 1 und 2) alle an die Geistlichkeit gerichteten Verordnungen. Unter diesen sind die mit volkskundlich bedeutsamen Belegen in diesem Aufsatz verwertet.

Zu den Spannungsmomenten, die in vielfacher Weise die Beziehungen zwischen Brauchtum und Kirche kennzeichnen und zwar zu allen Zeiten, sollen sie ein wertvoller Kommentar sein. Da die Verordnungen durchwegs an den Kuraten von Längenfeld gerichtet sind, aber gleichfalls für ein größeres Gebiet, etwa das Oberinntal, das Land Tirol oder den Bereich der Diözese Brixen zutreffen, ist ihr Inhalt allgemeingültig, interessant und durchaus exemplarisch.

Die kirchliche und weltliche Obrigkeit wendet sich in zum Teil sehr scharfer Form insbesondere gegen den Tanz. Hier fällt auf, daß

1) Pfarrarchiv Längenfeld, „Register Hochgeistlicher Verordnungen“ 1739 bis 1836.

2) Pfarrarchiv Längenfeld, „Register Landesherrlicher Verordnungen“ 1776 bis 1836.

Anm.: lose Blätter, DIN A 4, zu DIN A 5 gefaltet, in braunem Packpapier-Umschlag, mit stichwortartiger Wiedergabe des Inhaltes Verordnungen. Die entsprechenden, vollständigen Texte sind nur zum Teil auffindbar. Erst nach kompletter Sichtung des vorhandenen Materials kann eine umfassende Auswertung erfolgen.

gegen die Winkeltänze<sup>3)</sup> mit allen verfügbaren Mitteln eingeschritten wird, mehr als gegen alle anderen „Unsitten“<sup>4)</sup>).

Die volkscundlich auswertbaren und bemerkenswerten Verordnungen richten sich gegen religiös geprägtes und gegen rein weltlich ausgerichtetes Brauchtum in gleicher Weise. Breiten Raum nehmen die Verbote ein, die im Zeitalter des Absolutismus unter Kaiser Josef II. (1741—1790)<sup>5)</sup> erlassen wurden.

Ihnen folgten die Verordnungen der bairischen Regierung, die von 1806—1814 über Tirol gebot.

Eine weitere Gruppe sind rein kirchlicher Art, vorwiegend zum Schutz gegen Unsittlichkeit.

Aus dieser Blickrichtung, auf drei große Gruppen konzentriert und unter Berücksichtigung des überwiegend religiös geprägten Brauchtums, müssen diese Verordnungen verstanden werden. Wie bei allen derartigen Untersuchungen muß

- a) die Einstellung der Obrigkeit im Zeitgeist und
- b) die Einstellung bei den Betroffenen berücksichtigt werden.

Nur damit ist die Objektivität gewährleistet. Denn erst wenn beide Standpunkte geklärt sind, wird eine gerechte, vollständige Zusammenschau möglich sein.

Erst wenn der Zeitgeist etwa unter Josef II. voll verstanden wird, können seine Verordnungen im rechten Licht gesehen werden. Sie richten sich gegen brauchtümliches Verhalten. Belege hierfür sind in den genannten Sammlungen enthalten. Neben dem Brauchtum, dem in dieser Zeit und wohl immer dem nicht Eingeweihten viel Unverständliches anhaftet und das in Auswüchsen wie „Nachtschwärmerei“ ausartet, wird aber auch eine Religiosität, die mit Äußerlichkeiten verbunden ist und in rituellen Handlungen erstarrt zu scheitern, angeprangert. Gegen viele Übelstände wird mitunter sehr hart durchgegriffen.

Die nachstehenden Beispiele sollen für sich sprechen. Im Jahre 1739 verfügt die kirchliche Behörde:

„... zur Verhütung der Laster bey den Kirchweihfesten soll nach Mittag in allen Pfarren und Kurazien das Sanctissimum ausgesetzt werden ...“

Welche „Laster“ damit gemeint waren, erläuterte eine Verordnung derselben Behörde vom Jahre 1819:

„gemäß k. k. kreisämtlichen Erlaß vom 23. Nov. 1819 ergeht an das Dekanalamt Flauring die Anfrage, ob die höchsten Verordnungen vom 14. Jan. 1772,

---

<sup>3)</sup> Winkeltänze sind nicht angemeldete Tänze in Privathäusern.

<sup>4)</sup> Aus dem Register laut Anm. vom 27. 2. 1804: „das k. k. Landesgubernium hat auf vielseitiges Ansuchen zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit und Vermeidung sündhafter Anlässe an alle Behörden im Lande den Auftrag ergehen lassen ...“

<sup>5)</sup> Auch Josephinismus, das System eines aufgeklärten katholischen Staatskirchentums. Lit. Herders Standard-Lexikon, 1960.

vom 9. Juli 1808 und vom 12. April 1809 eingehalten werden, ... nach welchen an Sonn- und Feyertagen zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes alle Spiele in Gast- und Kaffehäusern unterbleiben sollen, Tanzmusiken / die in der Fastenzeit nie zu bewilligen sind / und andere öffentliche Lustbarkeiten erst nach geendigtem nachmittägigem Gottesdienst eröffnet werden dürfen."

Die darin erwähnten, bereits früher ergangenen Verordnungen zeigen, wie hartnäckig das Volk daran festhielt. Mehrfache Wiederholungen, die zuletzt mit Strafandrohungen verbunden sind, konnten offenbar wenig Erfolg bringen.

Hat das Volk so zäh an bisherigen Gewohnheiten festgehalten oder wurden die Verordnungen in zum Teil unpassender Form, unvollständig oder überhaupt nicht veröffentlicht. Das eine oder andere mag nicht auszuschließen sein. Das sprichwörtliche „Taube-Ohren-Haben“ würde wohl auch hier, gerade wenn die Texte neben den zahlreichen anderen Mitteilungen von der Kanzel verlesen wurden, anzuwenden sein.

Auf der anderen Seite aber hat mancher Geistliche in einem gewissen Übereifer jegliche Tanzveranstaltung in seiner Pfarrgemeinde untersagt. Totale Tanzverbote finden sich weder in den geistlichen bzw. weltlichen Verordnungen. Daß sie in aller Deutlichkeit in einzelnen Pfarren, also im eigenen Wirkungsbereich erlassen und ausgesprochen wurden, konnte ich in einer daraus resultierenden Folgerscheinung nachweisen.

Im Längenfelder Pfarrarchiv befindet sich eine handgeschriebene „Generalia“ für die neu zu errichtenden Bündnisse der Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen „im Oetzthale“. Bei der Generalia für das Jungfrauenbündnis findet sich nämlich die sehr bemerkenswerte Randbemerkung:

**„Im Oetzthale wird nie eine öffentliche Tanzmusik gehalten“.**

Das Generale ist nicht datiert, entstand jedoch zweifelsohne um 1850 und wurde vom damaligen Kuraten Staudacher verfaßt <sup>6)</sup>. Vom 13. 10. 1851 ist eine Bewilligung der Generalia durch die Kirchenbehörde vorhanden <sup>7)</sup>.

Da also keinerlei öffentliche Tanzveranstaltungen stattfanden und Winkeltänze in Privathäusern mit allen Mitteln bekämpft wurden, ja mit Anzeige und Strafen geahndet wurden, rundet sich das Bild über den Stand des Musizierens im Ötztal außerhalb der Kirche allmählich ab. Man kann sich unschwer vorstellen, in welcher Situation die gesamte Musiziertätigkeit in diesem Tale war. Gepflegte Geselligkeit in den Häusern, an den langen Winterabenden, in den Spinnstuben konnte

---

<sup>6)</sup> Ich habe die Schrift mit zahlreichen Belegen, insbesondere aber mit der von Kurat Staudacher verfaßten Chronik vergleichen und identifizieren können.

<sup>7)</sup> Die hochgeistlichen Verordnungen wurden alle in Brixen erlassen, dem Sitz des Bischofs

kaum aufkommen oder bestehen. Ebensowenig konnten alte Tanzweisen aus dem Ötztal, die vielleicht noch im 18. Jahrhundert bestanden haben mögen, in unsere Zeit überliefert werden.

Es wäre interessant, die Auswirkungen dieser für uns sehr hart wirkenden Anordnungen auf die eigenschöpferische Musikalität dieser Menschen zu untersuchen. Dabei wäre auch von der Frage auszugehen, warum anderswo die Sing- und Spielfreude so lebendig fortleben konnte. Es kann nicht abgeleugnet werden, daß gerade im Ötztal dem Wort des Pfarrers noch heute größte Bedeutung beigemessen wird. Daraus könnte die konsequente Befolgung von Anordnungen verstanden werden, die schließlich zu einer totalen Beseitigung aller öffentlichen Tanzveranstaltungen führte.

Einiges Licht auf die Einstellung der Geistlichkeit zum Musizieren außerhalb und innerhalb der Kirche wirft eine am 2. 8. 1846 geschlossene Vereinbarung zwischen dem Kuraten Staudacher und der neu gegründeten Kirchenmusik-Gruppe <sup>8)</sup>. In Punkt eins und zwei wird

„1. der jeweilige Seelsorger ist erster Vorsteher bestehenden Musikvereines . . .

2. die Instrumente sind sämtlich Eigenthum der Kirche. Welches Mitglied sich immer ein Musikinstrument ankauft, behält, so lange es im Verbande bleibt, das erste Benützungsrecht.

Dadurch soll verhindert werden, daß die Instrumente in Privat-Häuser gebracht, zum sittenverderblichen Mißbrauche dienen . . .”

Als „sittenverderblicher Mißbrauch” müssen vor allem, wenn die Dokumente dieser Zeit als Beweis herangezogen werden, die Winkeltänze verstanden werden. Es bleibe im Rahmen dieser Untersuchung dahingestellt, wie weit Hausmusik geduldet wurde bzw. wie weit ein privates Musizieren überhaupt möglich war.

Da nach meinen umfangreichen Erhebungen im gesamten Ötztal kaum eine Spur eigenständig entwickelter Volksmusik gefunden werden kann, scheint die Wirkung der Verbote eindeutig, radikal und nachhaltig zu sein. Das Fehlen bodenständiger Musik und damit der scheinbare Eindruck der Unmusikalität ist damit teilweise geklärt. Einschlägige Belege finden sich unter anderem in der alten Reiseliteratur, so bei Joh. Nep. Ritter von Alpenburg <sup>9)</sup> der von Umhausen vermerkt:

„In Marbergers Gasthaus kann sich der Reisende auch einen Genuß zukommen lassen, der im lustigen grünen Zillerthal sehr reichlich, allein im Ötztal spärlich anzutreffen ist. Der Leser hat gewiß schon errathen, daß das fröhliche Singen, das älplerische Jodeln oder der herzergreifende Zitherklang gemeint sind.”

---

<sup>8)</sup> Diesen Beleg entnahm ich dem Akt über die Kirchenmusik, der sich im Pfarrarchiv befindet. Der Akt beinhaltet die Entstehung der neuen Kirchenmusik in Form eines Orchesters mit Blas- und Streichinstrumenten sowie die Streitigkeiten wegen Einführung derselben über die Jahre 1836—1847. folgendes beschlossen:

<sup>9)</sup> In: Tirolische Monatsblätter I, Innsbruck 1858, Seite 53.

Deutlicher kennzeichnet Alpenburg die Situation in Sölden<sup>10)</sup>: „Um auch einen Blick auf die Lebensweise der Söldner zu werfen, sei bemerkt, daß Zitherklänge und Tanzen hier ganz unbekannte Dinge sind.“

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Verordnungen eindeutig gegen Tanz und Musik gerichtet waren, aber gerade diese sind es, die als Brauchattribute, sogar als selbständige Brauchträger anzusehen sind. Der Volksmusiksammler Franz Friedrich Kohl vermerkt<sup>11)</sup>, daß in einigen Orten wie Feldthurns, Durnholz, Schnals, Latsch und U m h a u s e n bei Hochzeiten nicht getanzt werde. Gerade im Brauchtum<sup>12)</sup>, etwa zu Hochzeiten, beim Abschluß der Weinlese oder beim Drescherfest wie zu vielen anderen Gelegenheiten wird eifrig getanzt<sup>13)</sup>. Dem Tanz im Volksleben, als Brauchelement in den Festen des Jahreslaufes hat unter anderem gerade für die konservativ geltende Schweiz der Volkskundler Richard Weiss ein ausführliches Kapitel gewidmet<sup>14)</sup>. Nachstehend sollen einige Verordnungen, die sich eindeutig gegen Brauchtümliches richten, im Wortlaut des Registers (siehe Anmerkung 1 und 2) genannt werden:

Hochgeistliche Verordnung vom Jahre 1783: „Das zu weitschichtige Berg-, Alpen- und Ackersegnen . . . ist eingestellt.“

Vom Jahre 1784: „Auch ohne Priester mit dem Kreuz zu gehen ist verboten<sup>15)</sup>.“

Vom Jahre 1784: „Das Häuserausrauchen in den drei Rauch-Nächten ist eingestellt.“

Einer eigenen Untersuchung wert wäre die Entwicklung des Sennerinnenwesens in Tirol. Gilt doch die Sennerin als das Symbol für das Almleben, im Volkslied wie im neueren Heimatlied, in weiter und differenzierter Verbreitung. Eine Verordnung befaßt sich mit diesem Thema. Wie sich aus den von mir durchgeführten Erhebungen ergibt, sind Sennerinnen seit Generationen nicht mehr, zumindest im Ötztal, bekannt, geschweige mit den rühmlichen Attributen bedacht, die ihnen das unten zitierte Lied (das als eines von vielen dieser Sorte nur bei-

---

<sup>10)</sup> Ebenda, Seite 140.

<sup>11)</sup> Zitiert laut Karl H o r a k in „Der Tanz im Hochzeitsbrauchtum“ („Die Kärntner Landsmannschaft“, Heft 10/1969)

<sup>12)</sup> Arthur H a b e r l a n d t im Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs: „Bräuche sind aus weltanschaulich bedeutsamer Überlieferung in der Gemeinschaft bewahrte Handlungen und Gepflogenheiten.“

<sup>13)</sup> Zum Beispiel V i k t o r G e r a m b, Sitte und Brauch in Österreich, Graz 1948, S. 176 und diverse.

<sup>14)</sup> W e i ß, Volkskunde der Schweiz, Zürich 1946, S. 216 ff.

<sup>15)</sup> Damit sind alle Bittgänge, Prozessionen usw. verboten worden und zwar schon früher. Es bedurfte eines weiteren und eigenen Verbotes, daß „auch ohne Priester“ kein Kreuz mitgetragen werden darf.

spielhaft genannt sein kann) „andichtet“<sup>16)</sup>. Nachstehend sei der volle Wortlaut laut Register zitiert:

„27 hornung 1804: das k. k. Landesgubernium hat auf vielseitiges Ansuchen zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit und Vermeidung sündhafter Anlässe an alle Behörden im Lande den Auftrag ergehen lassen, allgemein kund zu machen, daß für die Zukunft jede Aufstellung der Weibsleute als Sennerinnen auf den Alpen / außer es wären wirkliche Eheleute / um so nachdrücklicher neuerlich gebothen werde, wie solches schon die höchsten Verordnungen von 9 Jan. 1770, und 22 May 1771 für Oberinntal anbefohlen haben; als in jedem Uebertretungsfalle der Eigenthümer der Alpe mit einer Strafe von 100 Thaler unnachlässiglich belegt, jede ledige Weibsperson aber in das Zuchthaus werde abgegeben werden.“

Die ungewöhnlich harten Strafen haben sicherlich abschreckend gewirkt und vielleicht dazu beigetragen, das Sennerinnenwesen in Tirol, zumindest im Ötztal, abzustellen.

Mit dem Wallfahrtswesen befaßt sich eine Verordnung aus dem Jahre 1822:

„Die Wallfahrten ins Ausland sollen von der Geistlichkeit durch geeignete Belehrung nach und nach ganz abgestellt werden.“ Brixen, am 17. Juli 17).

Daß aber im Volke Vieles trotz strengster Maßnahmen nicht ausgerottet werden konnte, beweisen schließlich die vielfachen Verordnungen über das Wetterläuten. Sie zeigen, wie hartnäckig das Volk an alten Übungen, die im Sinne wissenschaftlicher Definition als Brauchtum gelten können, festgehalten hat. Es begann laut Register hochgeistlicher Verordnungen im Jahre 1787: „Das Wetterläuten wird ganz verbothen“. Brixen<sup>18)</sup> Mit Schreiben des k. k. Kreisamtes Imst vom 4. Sept. 1807 wird ein Verstoß dagegen schwer bestraft. So ist

„das Wetterläuten sowohl überhaupt, als auch als ein Zeichen des Segens, bey Strafe von 30 Reichs Thalern gegen Vermögliche und einer körperlichen Züchtigung gegen Unvermögliche verbothen.“

Nach diesen drakonisch anwirkenden Maßnahmen klingt die Anordnung vom Jahre 1820, gegeben zu Brixen, bereits recht versöhnlich:

„Das Wetterläuten soll nach und nach ganz abgeschafft werden.“

Aus dem Jahre 1834 (16. August) ist eine auffallende Versöhnlichkeit der weltlichen Behörde bezeugt. Alle bisherigen Versuche, das Wetterläuten endgültig abzuschaffen, scheinen gescheitert zu sein. So klingt das Folgende sehr versöhnlich und ist eine Ermahnung zur

---

<sup>16)</sup> „Mein Schatz ist eine Älplerin, gebürtig aus Tirol, sie trägt, wenn ich nicht irre bin, ein rotes Karmisöl . . .“ u. a. nach einem handschriftlichen Liederbuch.

<sup>17)</sup> Daß gerade die Ötztaler den mehrtägigen Marsch zum Wallfahrtsort Maria Einsiedeln in der Schweiz sehr oft gemacht haben, scheint den Behörden nicht recht gewesen zu sein.

<sup>18)</sup> Dieses und alle anderen Zitate habe ich wörtlich nach der Eintragung im Register laut Anm. 1 und 2 vermerkt.

„Belehrung des Volkes, besonders in den Schulen, wegen des Wetterläutens.“  
Schon vorher, nämlich im Jahre 1826 empfiehlt die kirchliche Behörde in Brixen:

„Man soll sich mit Ungestümigkeit nicht entgegensetzen, wenn das Volk läutet, jedoch sollen immer die schon oft gegebenen Aufklärungen über diesen Gegenstand in Anregung gebracht werden.“

Und aus Brixen kommt vom 18. August 1834 eine Empfehlung, daß

„vom Wetterläuten . . . ganz nach dem Sinne des hinterlegten landesgerichtlichen Dekretes vom 16. 8. 1834“ vorzugehen sei.

Damit scheint der „Krieg“ um das Wetterläuten beendet zu sein. Der Widerstand der kirchlichen und weltlichen Behörde jedenfalls war endgültig gebrochen.

Wenn ein schweres Gewitter herannaht, wird nach meinen Erhebungen <sup>19)</sup> immer noch geläutet, vor allem in Umhausen.

Neben der Aufgabe, den Einfluß und die Einstellung der Behörden an einigen Daten aufzuzeigen, habe ich auch versucht, auf den ungemein wertvollen, reichhaltigen und dichten Bestand eines Pfarrarchives hinzuweisen. Die aus dem Längenfelder Pfarrarchiv zitierten Beispiele können gleichermaßen für andere Orte, für andere Bereiche und Themen, auch außerhalb der Brauchtumserforschung, gelten und anzuwenden sein. Mit der nötigen Gründlichkeit untersucht, stellen sich gerade die Pfarrkirche als qualitativ und quantitativ vollwertige Quellen dar. Dies gerade in ländlichen Gemeinden oder Kleingemeinden, wo andere Archive nicht oder nur in spärlichen Resten vorhanden sind. Die Pfarrarchive, im konkreten Falle wie viele andere noch ungeordnet, können als Spiegelbild der Zeit und als Kulturdokumente ersten Ranges gelten. So finden sich im genannten Archiv zahlreiche Unterlagen zum Gesundheitswesen, zu Fragen der Schule <sup>20)</sup>, über Musik, Schützenwesen und viele andere Gebiete.

Die Geistlichen waren lange Zeit die einzigen Vermittler zwischen Obrigkeit und Volk, damit vertraut, bewandert und belesen.

Gerade auch im Volkskundlichen bietet sich hier mit der Erfassung und Auswertung des Archivmaterials ungemein viel Interessantes, das mitunter als echte Grundlage wissenschaftlicher Arbeit dienen kann.

---

<sup>19)</sup> Die ich in den letzten Jahren, speziell im Sommer 1971 im Ötztal ange stellt habe.

<sup>20)</sup> Umfangreiche Sammlungen, betitelt mit „Impfsachen“ aus der Zeit zwischen 1780—1850 befinden sich dort. Da der Kurazie Längenfeld die Aufsicht über den Schuldistrikt Ötztal zugeteilt war, sind umfangreiche Sammlungen vorhanden.

# Das Wenden im Raume Gmunden

Von Klaus B a y r

Die Volksmedizin kennt eine große Anzahl von Heilmethoden. Viele basieren auf der Anwendung von verschiedenen Kräutern, doch gibt es auch Heilmethoden, bei denen neben physischen Gegenständen auch die Psychologie eine außerordentlich wichtige Rolle spielt. Eine dieser Heilmethoden ist das Wenden. Dies ist hauptsächlich bei unserer Landbevölkerung noch viel tiefer verwurzelt als man allgemein annimmt. Es handelt sich um das Ab- oder Gesundbeten von einer Krankheit. In den Erfolg des Wendens setzen die Wender größtes Vertrauen, da sie davon felsenfest überzeugt sind. Die Wender sind am Lande angesehene Leute, die mit ihren gereimten und für uns heute schon oft unverständlichen Formeln Heilung vom Leid erwirken können. Meist werden auch noch als heilig geltende oder magisch wirkende Gegenstände zum Heilverfahren herangezogen. Unglaube und unandächtiges Verrichten der aufgegebenen Gebete nach der vollzogenen Handlung können den erhofften Heilerfolg gefährden. Die benützten Gegenstände werden selten nochmals zu Heilzwecken verwendet. Man vergräbt sie, wirft sie in einen Bach, läßt sie selchen, ausdornen oder vermodern. Es ist sehr schwierig über die Art und Weise der Heilkunst Auskunft zu erhalten, geschweige denn eingeweiht zu werden. Die Wender selbst halten sich für gottbegnadete und wissen auch warum gerade sie die Kraft haben zu heilen (Sonntagskind, zu Neumond geboren usw.). Nicht jeder Mensch ist physisch und geistig fähig, diese Heilmethode zu erlernen. Die Leute meinen, es sei Erb-anlage oder „es liege an den Nerven“. Von größter Bedeutung scheint jedoch eine uneingeschränkte Tiefgläubigkeit des Heilers.

Es gibt fast in jedem Gebiet oder Tal verschiedene Methoden zu heilen. Nachfolgende wurden im Raume von Gmunden aufgezeichnet. In diesem Gebiete ist es möglich, an jedem Tage zu wenden. In anderen Gegenden darf nur an Freitagen oder an für die Mythologie bedeutenden Tagen (Rauhnächte) geheilt werden.

Es ist nicht immer notwendig, daß der Kranke beim Wenden anwesend ist oder davon weiß. So hatten sich zum Beispiel vor Jahren einige Frauen zusammengetan und einen schwerkranken Pfarrer dieser Gegend wenden lassen. Dazu war es aber notwendig, daß diese Frauen

das Vertrauen hatten. Ähnlich wurde auch eine andere Frau, obwohl sie gar nicht daran glaubte, von einer Bekannten auf Distanz gewendet. Vielfach wird eine Wenderin dann aufgesucht, wenn der Arzt nicht mehr helfen kann, oder aus Furcht vor dem Arzt, da bei alten Leuten vielfach die Vorstellung herrscht: „Wenn der Arzt kommt, muß man sterben.“

Der Vorgang des Wendens selbst stellt für den Heiler eine sehr große physische Belastung dar, so daß für einen Wender fünf Leute am Tage ein Optimum darstellen. Das Gebet nimmt eine überaus große Bedeutung ein. Oftmals betet die Wenderin oder der Wender selbst, damit auch wirklich andächtig gebetet wird. Würde das Gebet nicht andächtig verrichtet, so kann der Heilerfolg ausbleiben. Im Raume von Gmunden konnte festgestellt werden, daß nur innere Leiden eines Menschen in der Regel geheilt werden können.

Nun zu einigen Beispielen:

Eine in Laitzing wohnhafte Frau erzählte vom Leistenbruchwenden. Dazu benötigt sie ein „Ölöxers Hölzl“ (Hartriegel) in der Länge eines Zeigefingers. Mit diesem Holz macht man mit jedem Ende dreimal das Kreuzzeichen über den Bruch, fährt dann einmal um die kranke Stelle am Körper und geht daraufhin mit dem Holz ins Freie. Sodann muß dieses Holz beim Wenden eines Knaben in einen Birnbaum eingesetzt werden (bei Mädchen unbekannt), damit es dort verwachse. Dies darf aber nur bei der von der Morgensonne beschienen Seite des Baumes vorgenommen werden. Anschließend müssen neun Tage lang Vaterunser gebetet werden. Am ersten Tage neun, am zweiten acht; bis zum letzten Tage immer eines weniger. Sobald das Holz im Baume verwachsen ist, ist auch das Kind gesund. Sollte es aber nicht verwachsen, so tritt keine Heilung ein. Die Wenderin praktiziert dies aber nur bei Kleinkindern.

Eine andere Art von Bruchwenden ist folgende: Man nimmt das Ei einer schwarzen Henne, fährt damit um die kranke Stelle und spricht: „Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist“. Das Ei wird sodann in ein Leinensäckchen gegeben und in den Rauchfang gehängt. Sobald es geselcht (vertrocknet) ist, wird auch der Mensch geheilt sein.

Andere Leute wußten zu berichten, daß man Brüche mit Hilfe eines Garnes heilen kann, doch konnte darüber nichts Genaueres erfahren werden.

Aus Kirchham berichtet man von einem Bauchwender: Das Kind wurde zum Türstock gestellt, man betete und hackte dann mit einer Hacke, die man über dem Kopfe des Kindes hielt, in den Türstock, so daß das Beil stecken blieb.

Aus all diesen Beispielen kann man ersehen, daß die Krankheit oder das Böse in einen anderen Gegenstand übergehen muß, damit

Heilung eintritt. Der mit der Krankheit behaftete Gegenstand wird sodann meist vernichtet.

Die Sprüche, die zum Wenden gebraucht werden, sind uns meist unverständlich. Ganz wichtig scheinen die verschiedenen Vornamen zu sein, da sie alle genannt werden müssen. Außerdem muß der Tag, an dem gewendet wird, mit dem Prädikat heilig versehen werden. Der folgende Spruch gilt nur für Erwachsene:

„Alois, Karl Müller, ei is Da gschoad worn, i went Da heit in heiligen Donnerstag. Neid, Geiz, grobes Graß.

Alois, Karl Müller heb Di aus Deina Ripp (Rippe), wia unsa Herrgod aus seina Kripp.

Es hebt Di hi in wüdn Woald, wo koa Hahn kraht, wo koa Moader (Mäher) maht, wo ma koa Widerwärtigkeit treibt, Neid hat zwoasibzig (72), hat Da gschoad a Weib oda a Mann?“

Sollte die Wenderin „zum Mäulreißen anhebn“ nachdem sie diesen Spruch einmal gebetet hat, so hat eine Frau geschadet. Das „Mäulreißen“ bedeutet eine Extasestellung, die dem Gähnen ähnlich ist. Geschieht das „Mäulreißen“ erst nachdem dreimal gebetet wurde, bedeutet dies, daß ein Mann der Schadende war. Die Wenderin betet hierauf fünf Vaterunser mit den Beisätzen: „der für uns Blut geschwitzt hat und für alle Armen Seelen, die an dieser Krankheit gestorben sind.“ Darauf folgt noch ein „Glaube an Gott“ (Glaubensbekenntnis).

Für Kinder gilt folgender Spruch:

„In Gottes Namen! Maria Gruber es is Da gschoad worn und i went Di vor die heiligen Siebn, wei es da liabe God so habn wi, habn Di zwoa bese Augn gsehn, sehn Di drei guate: Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Maria Gruber hat Di verneid durch die Augn und Speis, so gibs Beweis. Hat Di verneid a Mann, so greifs ihn söba an, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Maria Gruber hat Di verneid a Knecht, so wünsch ma eam sei Recht, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Maria Gruber hat Di verneid a Knab, so wünsch ma eam sei Haar, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Maria Gruber hat Di verneid a Weib, so wünsch ma ihr sein Leib, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Maria Gruber hat Di verneid a Dirn, so wünsch ma ihr sei Hirn, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.

Maria Gruber hat Di verneid a Magd, so wünsch ma ihr sein Pfad, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.“

Das Tierwenden hat wiederum eigene Sprüche und Riten:

Für ein Pferd: „Pferd (Name des Tieres), es is da gschoad worn, i wend di in heiligen Donnerstag. Durch Fleisch und Bluat, durch Moark und Boan, durch Haut und Haar, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist.“

Hernach nimmt der Wender einen alten Besen und kehrt das Vieh dreimal ab. Der Besen, auf den nun die Krankheit übergegangen sein soll, muß unbedingt verbrannt werden. Während dieser Handlung fällt dem Wender irgendein Name ein, den er nennt. Der Mensch,

dessen Namen er nennt, hat dem Tier geschadet. Der Betreffende muß allerdings das Tier vorher einmal gesehen haben. Beim Anblick des Tieres könnte sich der Betreffende gedacht haben, daß das Vieh schön sei oder er es selbst besitzen möchte.,,Er hat es verneid.”

Aus der Gegend um Traunkirchen wird folgendes berichtet: Wenn ein Ochs oder eine Kuh „ausroarat“ (sich ein Glied ausgegellt), nimmt man eine Kette und Schaufel und geht damit in den Stall. Die Schaufel wird mit dieser sogenannten „Roadlkettn“ (Radkette zum Bremsen eines Heuleiterwagens) an einen Steher (Holzpfosten) gebunden. Dabei wird gesprochen: „Heiliger Lehard (Leonhard), mei Kuah hat ausgroat, i bet drei Vaterunser“. Drei Tage darf man zur Schaufel nicht hinschauen. Am vierten Tage soll sich die Kette gelockert haben und die Schaufel gewendet haben. Tritt dies so ein, so ist die Kuh in zwei Tagen gesund. Wichtig ist dabei der Ernst der Sache und größte Andacht. Mit dem „Roadeln“ will man die bösen Geister und Dämonen bannen, die dem Tier geschadet haben. Viele für die einfachen Leute unerklärlichen Krankheiten beruhen ihrer Meinung nach auf dem Einfluß böser Geister.

Eine Wenderin aus Rüstdorf berichtet, daß sie nur mit Gottes Kraft und Hilfe wenden kann. Sie muß daher täglich in die Kirche gehen und Gott bitten und danken, denn sie hat auch viele Menschen zu heilen, die die Religion nicht so ernst nehmen. Es ist ihr aber möglich, Katholiken und Evangelische zu heilen, doch muß sie die zu heilende Person selber sehen oder zumindest ein Bild von ihr vor sich haben. Für jede Krankheit gibt es eigene Gebete, bei denen immer der Gekreuzigte, die Heilige Mutter und die Aposteln miteingeschlossen werden.

Im Aurachtal lebt ein Wender, der nur Warzen heilen kann. Es wird dazu ein junger Fichtenbaum, der auf einem Baumstrunk wächst, benötigt. Die Fichte darf nicht im Wald gesucht werden, sondern muß zufällig gefunden werden. Mit dem Wipfel des Bäumchens fährt man dreimal in Kreuzesform über die Warze. Die kleine Fichte muß nach dem Wenden mit dem Wipfel nach unten in die Erde eingesetzt werden. Wenn das Bäumchen verdorrt, stirbt auch die Warze ab.

Soweit einige praktische Beispiele. Die Wender verlangen für ihre Dienste nichts, doch nehmen sie gerne Naturalien oder Geld.

Das Wenden wird unter der Landbevölkerung teils bejaht und teils verneint. Oftmals konnte bei genaueren Untersuchungen festgestellt werden, daß es Leute nach außen hin ablehnen, im Geheimen aber doch fest davon überzeugt sind. Die jüngeren Leute unter ihnen tun es allerdings meist mit einem Lächeln ab. Von großer Wichtigkeit scheint das Vertrauen des Kranken zum Wender sowie auch zur Kraft des Wenders zu sein. Warum eigentlich Hilfe eintritt, konnte von der

Bevölkerung nicht genau erklärt werden. Es hat also doch für das Volk noch geheimnisvollen Charakter. Mißerfolge beim Wenden werden fast ausschließlich verschwiegen.

Das Wenden ist ein Aberglaube, an den sich das Volk mit großem Vertrauen und Hoffen klammert. Wieweit bei der Heilung die Einbildung oder das psychologische Moment eine Rolle spielt, müßte eine noch genauere Untersuchung klarstellen.

#### Literaturhinweis

Der hier veröffentlichten Bestandsaufnahme aus der Gegenwart sei nur kurz der Hinweis angefügt, daß der Volksheilbrauch des „Wendens“ in Oberösterreich schon sehr lange beobachtet wurde. Von dort kommt sogar eine der frühesten Veröffentlichungen darüber überhaupt:

Franz Ernst, Das „Wenden“ in Oberösterreich (Der Wiener Zuschauer, Jg. 1847, Bd. II, S. 581 ff.)

Vierzig Jahre später erschienen unter einem unzutreffenden Titel Aufzeichnungen aus dem Mühlviertel:

Carl Z e h d e n, Schamanismen aus Oberösterreich (Brauchen, Wenden usw. im Mühlviertel). (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, Band XXVIII, 1885, S. 481—503)

Von den späteren Sammlungen und Aufzeichnungen seien hier nur die im Zusammenhang mit dem Atlas der Deutschen Volkskunde erwähnt. Darauf hat der Bearbeiter, Adalbert Depiny, einstmals hingewiesen:

Adalbert Depiny, Volkskundliches aus dem politischen Bezirke Kirchdorf a. d. Krems (= Sonderabdruck aus der Heimatkunde des politischen Bezirkes Kirchdorf a. d. Krems, herausgegeben von Kurt Weinbauer, Bd. 3), Linz 1939. S. 114 ff. und dazu Anmerkung 36 auf S. 222. Schdt.

# Ein Mönchs-Flugblatt vom Berge Athos 1971

Von Leopold Kretzenbacher

Die Begegnungen mit der so eigenartigen Traditionswelt von Spät-Byzanz in der religiösen Kultur auch noch der gegenwärtigen Klöster, Kellien und Einsiedeleien der Mönchsrepublik Athos gewährt ja nicht nur Einblick in mittelalterlich verbliebene Formen der griechischen wie der altslawischen Liturgie und Kultsprache, in die Besonderheit der Themenwelt von Fresken und Ikonen als Heilsaussage oder auch als „Kultgegenstände“. Gerade in der Gegenwartssituation der Mönchsgemeinschaft vom Heiligen Berge, mehr als tausend Jahre nach ihrer Organisation durch den Gründer des ersten festen Klosters von 962/963 durch Athanasios von Trapezunt und nach ihrer auch „rechtlichen“ Fixierung durch das „Typikon“, geschrieben 971/972 auf dem berühmten „tragos“ des byzantinischen Kaisers Johannes Tzimiskes, wie sie von theologischen, von ethno-sozialen Problemen im Zusammenleben von Griechen, Russen, Bulgaren, Rumänen, Serben — vereinzelt auch Albanern —, aber auch von steigenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten herrühren durch die immer stärkere politische Einflußnahme der griechischen Militärregierung, wirft oft ein einzelnes, beinahe zufällig aufgelesenes, aber absichtsvoll verfaßtes Dokument ein überaus bezeichnendes Licht auf die geistige Haltung vieler Mönche und ihre Rückwirkung auf das breite gläubige „Volk“ der Orthodoxie. Hier ein Beispiel von ebenso kulturhistorischer wie gegenwartskundlicher Bedeutung, aufgelesen auf meiner vierten Athoswanderung im August 1971.

Auf einem von Pilgern, Touristen, Mönchen und etlichen griechischen Arbeitern überfüllten kleinen Motorboote, das am Morgen des 14. VIII. 1971 von der Megiste Lawra am Südende der Athos-Halbinsel aufgebrochen war und ihre Ostküste entlang nach Nordwesten bis Jerissos fuhr, war ich am Anlegeplatz des Serbenklosters Hilandar zugestiegen. Da lagen in Menge neugriechisch, aber auch englisch und französisch abgefaßte, hektographierte Einblattschriften auf, die sich an die kleine, aber ethnisch und sozial so bunt zusammengewürfelte Gruppe der etwa 25 Mitfahrenden wandte. Freilich wurden die Flugblätter nach meinen Beobachtungen und vorsichtigen Umfragen kaum zur Hand genommen, gelesen oder zur Mitnahme verwahrt. Umso

mehr war ich erstaunt, in dem nur griechisch vorliegenden Text eines dieser Fliegenden Blätter die geradezu zelotisch-eifernde Auseinandersetzung eines dem mittelalterlichen byzantinisch-griechischen Weltbilde des östlichen Christentums verhafteten Mönchsdenkens von heute gegen den „Unglauben der Gottlosen“, sprich: die moderne Naturwissenschaft und ihre Versuche zur Erklärung von Weltentstehung, Kosmos und Endzeit zu erkennen. Das Flugblatt von 1971 stützt sich einzig und allein auf Bibel und Väterweisheit als vermeintlich unverrückbaren Aussagen auch im Außerreligiös-Wissenschaftlichen. Es spiegelt unmittelbar aktualisiert heute einen Teil jener sogenannten „Volksüberlieferung“ wider, die wir in kulturgeschichtlicher Schau als „Volks Glaube des Spätmittelalters“ und als religiös „begründete“ Popularwissenschaft so vielfach aus der vergleichenden Volkskunde eben als „Aberglaube des Volkes“ kennen und (nicht ganz mit Recht) auch so benennen.

Als Verfasser dieses Flugblattes, in dem sich „Die Hochburg der Orthodoxie, der Heilige Berg Athos“ mit Sorge „um die volle Aufklärung des Menschengeschlechtes“ warnend an „das griechisch-orthodoxe, gottbegeisterte (Θεόπνευστος) Volk“ wendet, zeichnet „Neophytos, Mönch der Großen Heiligen Lawra“. Elf Punkte sind es, ohne klar erkennbare Ordnung und dennoch thesenähnlich aneinander gereiht, in denen sich der orthodoxiestarre Mönch in laientheologisch anmutenden, ja „volkstümlich“ zu wertenden Erörterungen leidenschaftlich gegen viele der heute auch breitesten Schichten geläufigen Grunderkenntnisse des naturwissenschaftlichen Weltbildes in unserem technischen Zeitalter mitunter wie ein Ketzerrichter ausspricht. Nur einige davon sollen hier aus „kulturhistorischem Gegenwartsinteresse“ vorgestellt werden.

Wenige Tage zuvor war das amerikanische Mondfahrtunternehmen „Apollo III“ glücklich zu Ende gegangen. Selber hatte ich mit Mönchen, Pilgern und Touristen von der Altane der Megiste Lawra aus die totale Mondesfinsternis beobachtet, mich mit ihnen über die Gründe solch einer έκλειψις τῆς σελήνης unterhalten, wie sie auch bei der Sonnenfinsternis möglich sei. Das Neophyt-Flugblatt nimmt diesen Apollo-Flug, den Hunderttausende auch in Griechenland am Fernsehschirm verfolgt haben mochten, zum Anlaß, grundsätzlich das ptolemäische Weltbild gegen das kopernikanische, wie es jedes Schulkind heute lernt, zu verteidigen und evangelienbezogene religiöse Symbolik gegen die als frevlerisch gebrandmarkte Naturschau der „Gottlosen“ (ἀσεβεία) (dieser Ausdruck bleibt fortan immer als Gegenposition zur „Kirchenlehre“ nach Neophyt) zu setzen. Es heißt unter Punkt 1: Bezüglich der Dunkelheit, wie sie in der Stunde der Kreuzigung Christi entstanden sei, verhalte es sich so, daß tatsächlich die Sonne sich ver-

dunkelt habe und „es ward eine Finsternis über das ganze Land“ (Bezug: Matth. 15,33). „Trotzdem sagen die Gottlosen, es wäre eine Sonnenfinsternis (ἔκλειψις τοῦ ἡλίου) gewesen“.

In Punkt 6 hält das Flugblatt starr am ptolemäischen Weltsystem fest: „Wiewohl die Heilige Schrift an vielen Stellen und auch die heiligen (Kirchen-)Väter lehren, daß die Erde unbeweglich (ἀκίνητος) stünde und daß die Himmelskörper sich bewegten, lehren die Gottlosen, daß die Erde bewegt würde, daß sie selber sich drehe und in Umlaufbewegungen befände.“

Wenige Tage nach der Apollo-Mondfahrt versteift sich der Athos-Mönch in seinem Punkt 5 gegen die Sünde solch einer Weltraumfahrt: „Trotz der Lehre der Heiligen und unserer von Gottes Geist durchwehten Väter, der Freude Gottes, die folglich auch unfehlbar ἀλανθάστως) seine Geheimnisse kennen, daß der Mond aus Feuer und Wasser besteht, lehren die Gottlosen entgegengesetzt, daß der Mond bewohnbar sei und auch von den Menschen bewohnt werden könne.“ Und weiter im Punkt 7, daß nach Bibel und orthodoxer Kirchenlehre es heißen müsse: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ (Bezug: 1. Buch Moses, 1,1). „Die Gottlosen aber lehren, daß sie (die Erde) von der Sonne abgespalten“ sei und daß man wissen wolle, die „Sonne sei am Vierten Tage der Weltschöpfung“ erst entstanden. Das verbindet sich im Punkt 3 mit dem Hieb gegen die vermeintlich „atheistische“, materialistische Weltentstehungslehre der „Gottlosen“, die „gotteslästerlich“ die Natur (ὅτι ἡ φύσις ἐποίησεν) an die Stelle des „Allweisen und Allgütigen (Schöpfer-)Gottes“ setzen wollten. Schon in Punkt 2 hatte es den Mönch geärgert, daß „die Gottlosen“ bei der Katastrophe von Sodom und Gomorrha nicht an göttliches Strafffeuer vom Himmel, sondern als natürliche Ursache an einen Vulkanausbruch glauben wollten.

Kirchenlehre von Anfang und Endzeit sieht Neophytos in seinen Thesen 8, 9 und 10 gegen die Materialisten gefährdet, ja geleugnet. Während die Orthodoxen lehrten, daß die Gottheit „von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit sei“, wollten die Materialisten (immer οἱ ἀσεβεῖς) unter die der Mönch Atheisten, „Frevler“ und Naturwissenschaftler ohne Unterscheidung vereinnahmt, lehren, daß sich die Gottheit (Gottesvorstellung) aus einer „herrenlos getragenen und sich auflösenden Masse“ gebildet habe (ὅτι ἐκ τινος μάζης ἀθεσπότηως ἢ ερομένης καὶ διαχυθείσης, ἐξῆλθεν ὁ Θεός). Gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen gemäß der Kirchenlehre würden „die Gottlosen“ nur von einer „Überprüfung des Gewissens“ (. . . λέγοντες „ἔλεγχον θυνειθήσεως“) sprechen. (Punkt 9). Das bringt ihn zur Verurteilung einer (angeblich von der religionsfeindlichen Wissenschaft gelehrt) „Seelenwanderung (μετεψύχωσις, die sich auch auf die „nicht mit Vernunft begabten Lebewesen“

(εἰς τα ἄχαρα ζῶα) bezöge (Punkt 10). Da schließt sich unmittelbar in Punkt 11 die Verteidigung der Hl. Schrift an, derzufolge der „Allweise Gott“ den Menschen „nach seinem Ebenbilde“ geschaffen habe, indes die Wissenschaft gottloserweise behaupten wolle, der Mensch sei „aus irgendwelchen Molekülen“ (ἐκ τινων μορίων) entstanden; er habe sich im Laufe der Zeit aus dem Affen entwickelt und sei folglich als „letzte Gruppe der Tiere“ einzuordnen (. . . εἶναι κατώτερος τῶν ζῴων).

Es ist verständlicherweise von einem Athos-Mönch nicht ohne weiteres zu erwarten, daß er sich mit dem modernsten (und auch rom-kirchlicherseits nicht gebilligten) Versuch, Bibeltradition und naturwissenschaftliches Weltbild der Gegenwart in Einklang zu bringen, wie er im Lebenswerk eines Teilhard de Chardin († 1955) in mehreren Sprachen vorliegt, auseinander zu setzen. Ähnliche Versuche waren seit dem Frühmittelalter (Christentum und Kosmogonie) mehrfach unternommen worden. Aber die Härte der Ablehnung einer physikalisch-naturwissenschaftlichen Welt- und Menschheits-Entstehungslehre durch die moderne, doch auch schon weithin „popularisierte“, sozusagen durch die Berufung auf Bibelwort, Väterexegese und Kirchentradition fällt doch im Jahre 1971 auch auf dem Athos, auf dem geistig so viel in Bewegung geraten ist, immerhin auf.

Besonders starr und wie ein eigensinniger Rückgriff auf allgemein in der orthodoxen Welt verlassene Positionen einer Weltzeitberechnung mutet Punkt 4 unseres Flugblattes an: „Obwohl nach unserer von Gottes Geist durchwehten Heiligen Schrift seit der Erschaffung der Welt bis zur Geburt Christi 5508 Jahre und seit damals bis heute weitere 1970 vergangen sind, mithin insgesamt seit der Erschaffung der Welt bis jetzt 7478 Jahre, lehren die Gottlosen und erklären, es seien unzählbar viele Tausende von Jahren“ . . . ὅτι εἶναι ἀμέτρητοι χιλιάδες ἔτων). Es nimmt gewiß nicht wunder, wenn diese Traditionszahl der angeblichen Erschaffung der Welt (laut Chronicon paschale, 7. Jhdt.) 5508 Jahre vor Christi Geburt tatsächlich im Volksglauben des byzantinisch-ostkirchlichen Bereiches lange Zeit sehr verbreitet gewesen ist. Sind doch beispielsweise nahezu ausnahmslos alle in kyrillischer Schrift und in altkirchenslawischer Sprache (nur selten griechisch, vor dem späten 18. Jahrhundert fast nie rumänisch) abgefaßten und in Steinplatten an den Kloster-Kirchenportalen verewigten Stiftungsurkunden für die orthodoxen Monasterien etwa der Moldauprovinz, aber auch sonst in den Karpaten und in der Walachei Rumäniens genau mit dieser byzantinischen Weltentstehungs-Jahrzahl von 5508 zuzüglich der Jahre seit der Geburt Christi berechnet. Nur mit diesem Vorwissen sind sie ja auch für den Beschauer heute lesbar. Aber das sind Donatoren-Inschriften des späten 15. und — häufiger noch — des 16. und

des 17. Jahrhunderts. Ein Nachleben dieser Zahl im heutigen Weltentstehungs-„Denken“ auch des sogenannten „Volkes“ ist kaum bemerkbar. Umso seltsamer diese so heftige Betonung als eine Art bibelgesicherter „Heilszahl“ gegen die „gottlosen“ Wissenschaftler, die von einer „nicht meßbaren“ Zahl von Jahrtausenden seit der Entstehung unseres Weltsystems sprächen, dies auch (mit unterstellter Bibel- und das heißt Religions-Feindschaft) „lehrten“.

Darin, in dieser streitbaren Auseinandersetzung von Bibelgläubigkeit und Religionseifer auf der einen Seite, dem Umsichgreifen eines naturwissenschaftlich gewonnenen, auf dem kopernikanischen System aufgebauten „materialistischen“ Wissens auf der anderen, dokumentiert im Miterleben breiter Schichten der Griechen und so vieler anderer Völker am Geschehen der Weltraumfahrt, liegt der Anlaß und der Hauptantrieb zu diesem Flugblatt. Andere, auch englisch und französisch zur gleichen Zeit und (vermutlich) vom gleichen Verfasser gestreut, befassen sich viel mehr mit gezielten Äußerungen gegen die Versuche auch orthodoxer Kreise zu ökumenischen Bestrebungen mit Rom und den protestantischen Kirchen. Doch hier ist der Widerstand vom Athos her immer besonders stark gewesen. Er ist theologisch und kirchengeschichtlich begründet. Unser Flugblatt hingegen soll den Menschen unserer Zeit die „Unvereinbarkeit von Glaube und Wissenschaft“ einschärfen. In einem aus Starrsinn und Hilflosigkeit gemischten Ton will der Mönch Neophyt Einfluß auf das rechtgläubige griechische Kirchenvolk nehmen, das ihm gerade jetzt geistig-geistlich gefährdet erscheint. Schleudert er doch im Schlußwort seines Flugblattes in betont wissenschaftsfeindlicher Haltung „den Gelehrten oder denen, die sich für weise halten“ wie eine Devise zur Warnung vor Ketzern und Irrlehrern die Paulus-Mahnung entgegen: *(μὴ προσέχειν μύθοις καὶ γενεαλογίαις* Das ist die Kurzfassung des Paulus-Wortes im Brief an Titus (3,9): „Mit törichtem Auseinandersetzungen aber, mit Geschlechtsregistern, Streitigkeiten und Kämpfen um das Gesetz befasse dich nicht, denn sie sind nutzlos und ohne Wert“.

Damit freilich ist ein Gutteil traditionell-athonitischer Ablehnung aller „nicht Gott dienender“ Wissenschaft, die außerhalb der Theologie kein Lebensrecht habe, starr weiterverfochten. Nicht ganz vereinzelt, wie man sagen muß, wenn man (ebenfalls im Sommer 1971) erkennen muß, wie sehr unter den Mönchen chiliastische Ideen, die Naturwissenschaft und Kirchenfeindschaft der „Gelehrten“ als Ursache für den bevorstehenden Weltuntergang durch Gog und Magog (= Mao!) nach Hesekiel 38 und 39 nehmen, unbeirrbar verfochten werden. So ist denn das lose flatternde Blatt des Mönches von 1971 ein kleines kulturgeschichtliches Zeugnis. Ein Flugblatt — ein Weltbild!

# Chronik der Volkskunde

## Bericht über die Tagung „Alpes Orientales VII.“ in Brixen 1972.

Die 7. Tagung des Arbeitskreises für Volkskunde des Ostalpenraumes ALPES ORIENTALES fand in der Zeit vom 28. Mai bis 1. Juni in Brixen (Südtirol) statt. Das Rahmenthema lautete: Lebensformen der Alpenwelt.

Die Zahl der Teilnehmer (16) und der Referate (9) war nicht sonderlich hoch; sehr viele, darunter auch die Professoren Leopold Kretzenbacher und Hans Trümpy waren verhindert.

Vilko Novak beleuchtete in seinem Referat einen Zeitraum „Aus der Geschichte des Alpwesens in der brixenschen Grundherrschaft in Slowenien“ und stellte damit lebendige Beziehungen zum Tagungsort her. Niko Kuret berichtete über „Die Zwölften und das Wilde Heer im Ostalpenraum“ und Milko Matičetov ging in seinen Anmerkungen über „Alcuni recenti studi friulani relativi agli esseri mitici e alle credenze degli sloveni in Friuli“ mit einigen Randerscheinungen der Volkskunde hart ins Gericht. Oskar Moser referierte über „Sonderberufliche Lebensformen in den Ostalpen am Beispiel der sogenannten Südtiroler Bilderhändler“. Mit großer Begeisterung wurde der Vortrag von Robert Wildhaber aufgenommen; er behandelte weitausholend den Sagenkreis vom „Tier mit den goldenen Hörnern“. Sehr einfühlsam sprach Alfons Maissen über „Das Verhalten zwischen Mensch und Tier in einer bestimmten bäuerlichen Gebirgslandschaft Romanisch Bündens (Deutungsversuch). Anhand von Auszügen aus Visitationsberichten sprach Gaetano Perusini über „Superstizioni e magia nel Friuli del '500 e '600 negli atti del Santo Ufficio.“ Max Gschwend gab einen Bericht mit Lichtbildern zur Erforschung „Alpine(r) Wüstungen“ und Helge Gerndt erörterte eingehend „Brauchfunktion und Brauchmotivation in der Kärntner Vierbergewallfahrt“ (ebenfalls mit Lichtbildern).

Zwischen den Vorträgen bot sich auch die Möglichkeit zu einer Führung durch die Münsteranlage von Brixen und zu einer ganztägigen Lehrfahrt ins Ahrntal. Der letzte Nachmittag war einer Diskussion über die weitere Entwicklung des Arbeitskreises Alpes Orientales gewidmet. Die Tagung hat einen ruhigen und fruchtbaren Verlauf genommen, wozu auch die geeigneten Räume der Cusanus-Akademie beigetragen haben.

Brixen

Hans Griebmair

## Wallfahrtsmuseum an der Via Sacra in Kleinmariazell

Das Kloster von Kleinmariazell im Wienerwald wurde mit Hilfe öffentlicher Mittel restauriert. Der mittelalterliche Kern der kleinen Klosteranlage konnte freigelegt werden.

So wie die Gebäude sich jetzt präsentieren fordern sie einerseits nach einer Funktion und andererseits nach einer Information. Beides bietet sich von selbst an aus der Klostergeschichte, den wertvollen, erhaltenen Kunstschätzen und der Tradition der einst bedeutungsvollen Wallfahrt an der Via Sacra, der Pilgerstraße von Wien nach Mariazell.

Die Darstellung der eminenten Bedeutung dieses Heiligtums, die über die Grenzen Niederösterreichs hinausreicht, kann in den leeren Klosterräumen, etwa als „Wallfahrtsmuseum an der Via Sacra“ erfolgen.

Die Ausstellung, die als permanente ausgebaut werden müßte, soll in den vier bedeutenden Klosterräumen und in der Vorhalle der Kirche untergebracht werden.

Plan:

#### 1. Klosterraum (rechts von dem Tonnenraum)

„Kloster Kleinmariazell“

(Klostergeschichte des frühen Benediktinerklosters und seine Kulturmission im Waldland)

Kunstgeschichtliche Bedeutung der wesentlichen Bauteile, der drei Portale, des Kreuzganges und des Tonnenraumes

Erläuterungen zu den „Bergl-Fresken“ und dem übrigen Bild- und Einrichtungs-schmuck

Die Methode der Restaurierung

#### 2. Tonnenraum (Mitte mit Eingang)

„Via Sacra“

Der Pilgerweg von Wien nach Mariazell soll in 40 Bildern nach Aquarellen von E. Gurk, 1833 „Die Wallfahrt König Ferdinands nach Mariazell“, (Dias hinter Glas, beleuchtet, in der Größe 35 x 45 cm) und Beschriftungen mit erklärenden Zeichnungen dazu, veranschaulicht werden.

In der Mitte des Raumes sollen zwei Podeste aufgestellt werden, und zwar:

- a) Podest mit Relief, darin eingezeichnete Pilgerstationen und Raststellen
- b) Podest mit einer Karte (etwa nach Vischer) unter Glas

#### 3. Versammlungsraum (an Tonnenraum 2 anschließend)

„Mariazell“

Wallfahrtsvolkswunde (Gnadenaltar, Kulturgegenstand, Votivbilder, Devotionalien, Liedblattdrucke, Gebete, Fahnen, etc.)

#### 4. Kreuzgang

„Die übrigen Wallfahrtswege nach Mariazell und ihre Heiligtümer, die die Pilger aufsuchten“

11 Tafeln, etwa 150 x 100 cm

#### 5. Vorraum der Kirche

„Wallfahrt Kleinmariazell“

Bau- und Wallfahrtsgeschichte der Kleinmariazeller Gnadenkirche

### Alte Kräuterbücher in Graz

Das Landesmuseum Joanneum, Abteilung für Kunstgewerbe, schloß Ende Dezember 1972 eine äußerst sehenswerte und reich illustrierte Schau alter Kräuter-Bücher, aus Beständen steirischer Bibliotheken und Sammlungen. Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographien, Naturselbstdrucke, sowie Photographien, aus dem Besitz einstiger Klöster, sowie Leihgaben noch bestehender, geben Einblick in die Beschaffenheit der Heilkräuter und Arzneibücher vom Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert. Handschriften aus der Österreichischen Nationalbibliothek Wien, ein Baseler Faksimiledruck der Santoz-Ges., Frühdrucke mit Werken des Hippokrates, Dioskurides, Plinius und Gelenus, weiters Faksimile des Klosterplanes von St. Gallen vom Jahre 820 und das „Capitulare de villis“ Karl des Großen, sind nur eine geringe Auswahl aus der vielfältigen Schau der Kräuterkunde. Die Verwendung von Heilkräutern im volkstümlichen Gebrauch

zeigen die Volks- und Hausarzneibücher, sowie der Nachlaß des bekannten steirischen Wundarztes Heinrich Lobenstock aus Mitterndorf bei Aussee, die Schriften Pfarrer Künzles auf. Dasselbst nicht zu vergessen die „Icones plantarum“ für den steirischen Prinzen Johann, von Johann Knapp.

Herbarien, alte Drogen und Gerätschaften zum Teil aus dem Besitz Grazer Apotheken bereicherten die Schau.

Heilkräuter im Aberglauben und Mythos von einst, wissenschaftliche Erkenntnisse und deren Auswertung heute, sind ein reiches Arbeitsfeld nicht nur für den Volkskundler.

Maria L e i n e r

### Luise Horky †

Zu Beginn des Herbstes 1972 starb Frau Dr. Luise Horky, geb. Hess. Sie wurde nach langer heimtückischer Krankheit, deren Schwere sie erkannte und doch geduldig ertrug, in die Erde ihrer Wahlheimat „Petersdorf“ (= Perchtoldsdorf, NÖ.) zur ewigen Ruhe gebettet. Wir beklagen den Heimgang der selbst im Herbst ihres Lebens stehenden Kulturhistorikerin, wenngleich ihr ein reiches Leben im Dienst der Vermittlung von Wissen und Bildung über Radio und Fernsehen beschieden war.

Nach einer fast spartanischen Kindheit und Jugenderziehung, die sie infolge des Berufes ihres Vaters in vielen Städten Deutschlands verlebte, maturierte Luise Hess in München und begann auch dort ihr Hochschulstudium mit den Fächern Geschichte, Kunstgeschichte, Germanistik und Volkskunde, das sie zur Kulturhistorikerin, mit besonderer Vorliebe für die Erfassung der Volkskultur, ausbildete. In Königsberg, wohin sie ihrem Lehrer Otto Maußer nachfolgte, verfaßte sie ihre Dissertation über ein Thema, das sie zeitlebens faszinierte: „Die Frauenberufe des Mittelalters“<sup>1)</sup> und promovierte zum Doktor der Philosophie. Ihre Dissertation wurde gedruckt, danach folgten weitere kleine Publikationen. Als junge wissenschaftliche Assistentin bei Richard Wolfram konnte Luise Hess über Auftrag, in Südtirol Brauchtumsforschungen anstellen. Diese erste Berufsphase befaßte sich mit dem Erkennen und Darstellen der süddeutschen Volkskultur, die einmal weiten Kreisen verfügbar, ursprünglich wohl „lesbar“ gemacht werden sollte.

Ein neuer Abschnitt ihres Lebens und Schaffens begann mit der Berufung an den Reichssender Wien. Hier übertrug man der jungen Wissenschaftlerin Aufbau, Organisation und Durchführung von wissenschaftlichen Sendungen. Ihrer Begabung und Neigung entsprechend gestaltete sie viele volkskundliche und vor allem volksmusikalische Sendungen. Wieder waren es eigene Forschungs- und Sammelergebnisse, die besonders den Menschen unserer Landschaft in seinen traditionellen Bindungen, vorstellten. Nun wurden die Stoffe „hörbar“ gemacht. Viele dieser ersten Aufzeichnungen konnten auf Tonband erfaßt werden. Dieses große Archiv, das auch später noch erweitert wurde, diente zahlreichen Studien und ist mit dem Namen Luise Hess verbunden. Als Kriegseinwirkungen diese Sammlung zu zerstören drohten, konnte sie durch ihren Einsatz nach Bad Aussee weggeschafft und mit der Fachbibliothek und einem Tonwagen gerettet werden. Als Sender „Alpenland“ dienten diese Einrichtungen bis zur Besetzung durch die Amerikaner ihrer Bestimmung. Manche der Tonbänder wurden später sinnlos gelöscht; wenn auch heute nicht immer als diese erkennbar, sind sie doch wertvolle Quellen.

Die Nachkriegszeit gestaltete sich für Luise Hess äußerst schwierig: sie gehörte schließlich dem Sender Rot-Weiß-Rot in den Studios Salzburg, Linz und Wien an. Als dieser aufgelöst wurde, kam sie zum Österreichischen Rundfunk.

---

<sup>1)</sup> Luise Hess, Die deutschen Frauenberufe des Mittelalters (= Beiträge zur Volksstumsforschung, Bd. 6), München 1940.

Schon beim Beginn des Versuchsprogrammes des Österreichischen Fernsehens finden wir Frau Dr. Horky-Hess als Abteilungsleiterin für Wissenschaft. Es wäre unmöglich, alle Filme und Sendungen, die von hier ausgestrahlt und über ihre Abteilung gingen, zu erwähnen. Wieder oblag es dieser geistreichen, gebildeten Frau wissenschaftliche, u. a. volkskundliche Probleme zu behandeln, also nun „schaubar“ zu machen. Wir denken dankbar an den Film von Maria Zell mit seiner „Via sacra“, oder an die Dokumentationen über das Leben der Weinhauer, der Pecher, der Bauern, ihrer Patrone und Feste, über Trachten und Volkstanz, oder an kulturhistorische Darstellungen wirtschaftlicher Themen, wie zum Beispiel der Schafwolle, und an die Heimatwerksendung, die deren Arbeit und Ziele weiten Fernsehkreisen näher brachte. Von ihren großen Sendereihen seien einige, immer noch gültige, erwähnt: „Helfer der Menschheit“, oder „Hüter der Gesundheit“ und die Dokumentation „Das ist Österreich“. Die jahrelange Zusammenarbeit mit dem Regisseur Robert Horky führte zu einem glücklichen Ehebund.

Schwer krank ging Luise Horky in Frühpension. Fühlte sie sich besser, konnten wir sie bei unseren Veranstaltungen und Tagungen sehen und in den Bibliotheken treffen. Nun wollte sie endlich zwei große Themen, die sie während ihres aufreibenden Berufslebens nicht bearbeiten konnte, als geschlossene Publikation herausbringen. Der Tod nahm ihr die Feder aus der Hand.

Helene Grün n

#### Josef Ringler †

Am 9. Jänner 1973 verschied in der Innsbrucker Klinik kurz vor seinem 80. Geburtstag (27. Jänner) Hofrat Dr. Josef Ringler, der frühere Direktor des dortigen Volkskunstmuseums. In unserer Zeitschrift zeichnete er als Mitherausgeber.

Die Hauptrichtung seiner großen Forschungsarbeit ging vor allem in das Gebiet der Volkskunst, der Schwester unserer Disziplin. So hat er auch auf Randgebieten zur Volkskunde hin gearbeitet und sich mit echten volkskundlichen Fragen beschäftigt. Die Tiroler Krippe, die er schon im Elternhaus kennen, schätzen und lieben gelernt hatte, stand seinem Herzen am nächsten. Über ihre Entwicklung und ihren Stand, nicht nur in seiner Heimat, hat er zunächst in zahlreichen Zeitschriftenartikeln geschrieben und schließlich in den beiden Hauptwerken „Alte Tiroler Weihnachtskrippen“ und „Tiroler Krippen unserer Zeit“ einen gewissenhaften und doch großzügigen Gesamtüberblick gegeben. Daneben aber interessierte er sich für alle volkskundlichen Probleme, die einen künstlerischen Niederschlag gefunden haben: die Tracht, ihre Erzeugung, die bäuerliche Einrichtung mit Möbeln, Öfen und kunsthandwerklich bearbeitetem Haus- und Flurgerät. Seine große Liebe zur Musik lag in der Familie. Ein Onkel, der als Nationalsänger durch Europa zog, regte ihn an, auch das Tiroler Nationalsängertum zu erforschen.

In seinem Museum hat er mit der Aufstellung der Sammlungen nicht nur volkskundliches Material der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, sondern auch bei der Bestimmung und Einordnung des gewaltigen Bestandes wichtige Erkenntnisse für seine Disziplin erarbeitet.

Der Verewigte wird für immer als der große Schöpfer und Erhalter der Wissenschaft von tirolischer Volkskunde und Volkskunst weiterleben.

Innsbruck

Franz Colleselli

## Literatur der Volkskunde

Hermann Bausinger, **Volkskunde**. 304 Seiten, 79 Abbildungen, davon 22 mehrfarbige und 31 einfarbige auf Kunstdrucktafeln. Carl Habel Verlagsgesellschaft, Darmstadt. (= Reihe „Das Wissen der Gegenwart — Geisteswissenschaften“, Deutsche Buch-Gemeinschaft, C. A. Koch's Verlag Nachf., Berlin-Darmstadt, Wien, o. J.) (1972.)

Eine bibliographische Angabe verleiht diesem Werk besondere Wichtigkeit, nämlich die, welche auf seine Aufnahme in die Reihe „Das Wissen der Gegenwart“ der größten deutschsprachigen Buch-Gemeinschaft hinweist. Damit gewinnt Bausinger's „Volkskunde“ eine über das Fach und über den wissenschaftlichen Bereich hinausgehende Bedeutung; wird damit doch von ihr das Bild der Volkskunde bei einer großen Zahl von Gebildeten bestimmt — neu bestimmt, wie wir sehen —, die sich rasch und doch einigermaßen fundiert über eine wissenschaftliche Disziplin orientieren wollen, ohne die Zeit für ein gründlicheres Studium der Fachliteratur aufzuwenden. Hier gleich muß, so wichtig das Buch sonst wäre, die erste und schwerwiegendste Kritik einsetzen. Den „Tübingern“ ist der „große Coup“ gelungen, eine einfach als Einführung in eine Wissenschaft gedachte Publikation umzufunktionieren zu einer fast ausschließlichen polemischen Darstellung der eigenen, sehr prononzierten Richtung in dieser Wissenschaft. Über 250 Seiten sind dieser Darstellung, wenn auch ausgehend von der weitgehend berechtigten Kritik an der „herkömmlichen“ Volkskunde, gewidmet, knappe acht Seiten dem kokett zitierten „Gebot der Fairness“ gehorchend einem „Überblick über die verschiedenen volkskundlichen Einrichtungen und Institutionen“, der, mit der eigenen schließend, nochmals den Ansatzpunkt zu einer zusammenfassenden Schlußpolemik gibt. Diese Einschränkung vorausschickend, muß der Rezensent gleich bekennen, daß Anlage und Anliegen des Buches interessant und der Diskussion wert sind. Bausinger gibt, und tut das gleich in der ersten Überschrift kund, keine eigentliche Einführung in die Volkskunde, sondern in ihre Problematik („Probleme statt Fakten“). Das ist sicher neu und ungewöhnlich, aber nicht ganz unberechtigt, denn „das Haus (der Volkskunde) ist in einem radikalen Umbau begriffen“. So beginnt er denn mit einer großen Auseinandersetzung mit jenen ideologischen Elementen, mit jenen mit Wertungen behafteten Begriffen, die der Volkskunde im Laufe ihrer Entwicklung zugewachsen sind und die er deshalb „historische Hypothesen“ nennt. Daraus wird einerseits eine sehr lebendige Forschungsgeschichte, andererseits eine analytische Kritik der Grundbegriffe entwickelt; die belastende Problematik dieser Begriffe und der Etikettierung der Fakten wird deutlich „im Blick auf die Gegenwart“; so wird schließlich im Kontrastverfahren eine Volkskunde dieser Gegenwart als „kritisch-empirische Kulturwissenschaft“ entworfen.

Mit der ersten großen Hypothek wurde die Volkskunde schon belastet, bevor es sie gab: mit dem aus dem Humanistischen Nationalbewußtsein erwachsenden „Ethnozentrismus“. In die Epoche der Aufklärung „reichen wenigstens drei Wurzeln der für die spätere Volkskunde so charakteristischen konservativen Haltung zurück“: die Entdeckung des „Eigentümlichen“, das die aufklärerische Dynamik bremsende normative Prinzip, und schließlich die Rous-

seau'sche Konzeption, die Natur als „demonstrativen Gegenentwurf zur Kultur“ sieht.

Die schwersten Belastungen kommen aus der Romantik; Bausinger zählt vor allem auf: das „Volk“ eher „als wirkende poetische Kraft“ denn „als soziale Realität“ gesehen wird; die ständige Berufung „auf das Alte, Echte, Ursprüngliche“; die „Jahnsche Mystifikation“, die „Volkstümlichkeit“ und „Deutschartigkeit“; die schwammige Vielfältigkeit des Volksbegriffes ohne soziale Differenzierungen und Klassenantagonismen; die „Ästhetisierung“; der dezidierte Irrationalismus und die Beschwörung des Urtümlichen. Der romantische Kreis schließt und der Blick auf eine weitere wesentliche Dominante des 19. Jahrhunderts eröffnet sich, wenn auch bei Jacob Grimm der Gang des Historikers „in die ahistorische Landschaft des Ursprungs“ zur Mythologie führt, auch wenn diese ahistorische Konzeption paradoxerweise immenses historisches Material zutage förderte. Dadurch, daß immer häufiger jüngere Daten direkt an ältere, „ursprüngliche“ geknüpft werden, entsteht die „Hypothek der Kontinuität“. Wo man Schwierigkeiten mit der eigenen Vorzeit hatte, griff man bald häufig auf die Rituale und Vorstellungen anderer Kulturen, besonders auf die der sogenannten Naturvölker aus, womit auch der „Exotismus“ grundgelegt war.

Vor dem Hintergrund des Mythologischen und im Zeichen der Volkstümlichkeit entfaltete sich eine positivistische Faktenbegeisterung, „verfügbar für fast beliebige ideologische Konzeptionen“. So wird später die starke soziale Differenzierung durch die Industrialisierung und das Entstehen der Arbeiterschaft verdeckt durch „das Bild eines im wesentlichen zeitlosen Gesellschaftsaufbaues“.

Riehl schafft zwar einen verhältnismäßig komplexen, verschiedene Dimensionen berücksichtigenden Zugang zu den Erscheinungen; „aber die Perspektive ist doch einheitlich konservativ“, die Volkskunde wird zur „konservativen Soziallehre“. An die Stelle differenzierender Untersuchungen treten oft pauschale Erklärungen, die sich in Begriffen wie „Tradition“ und „Gemeinschaft“ verdichten, „Begriffen, die ihrerseits mit Riehlschen Hypothesen belastet sind“. Zum „Konsequenten Extrem: Völkische Wissenschaft“ (Kapitelüberschrift) führt in dieser Darstellung ein deutlicher, gerader Weg von den Brüdern Grimm über Riehl und Houston Stewart Chamberlain zu Alfred Rosenberg; wenn man will, auch zu Adolf Hitlers „Mein Kampf“. Dem Einwand, es handle sich bei der nationalsozialistischen Volkskunde nicht um Abbilder, sondern um Zerrbilder von Grimms und Riehls Entwürfen, begegnet Bausinger mit der Feststellung, daß „nichts prinzipiell Neues hinzugefügt werden mußte“, es handelte sich lediglich „um eine neue Mischung vorgegebener Ideen und Materialien“. Gleichungen wie „nordisch = germanisch, germanisch = bäuerlich“ lieferten dem Nationalsozialismus das notwendige „ideologische Gefälle, das von bloßer Heimmattreue über vage Volkstumsbegeisterung bis zum rassistischen Fanatismus führte“. Der erneute Rückzug auf Sammlung und Detailforschung nach 1945 war in Wahrheit Flucht vor der Wirklichkeit aus einer unbewußten oder bewußten Verkennerung der Zusammenhänge. Erst allmählich wurde die Volkskunde in notwendigem Maße beirrt, wuchs die Erkenntnis, „daß die Kritik an den Grundbegriffen des Faches anzusetzen hat.“

Konsequent eröffnet Bausinger nun das Feuer der Kritik auf diese „Grundbegriffe“, beginnend mit dem der „Kontinuität“. Allerdings geht gleich der erste Schuß, um im Bilde zu bleiben, ins Blaue, scherzhaft könnte man sagen, „ins Himmelblaue“. Denn als „Beweis“ für die „kurzschlüssige, verantwortungslose“ Verwendung dieses Begriffes ausgerechnet den Ausstellungstitel „Seit Adam und Eva“ (Österreichisches Museum für Volkskunde 1970) zu wählen, ist nicht nur „zunächst kindisch“ (wie Bausinger selbst schreibt), sondern falsch und wirklich verantwortungslos; denn der im Grunde richtigen Polemik wird damit ein unseriöser Anschein gegeben und ein schlechter Dienst erwiesen. In

der Symbolfunktion von Adam und Eva für die Liebe zwischen Mann und Frau liegt wahrhaftig keine Problematik, hier ist die „Kontinuität“ so simpel, daß nur überdrehter Intellektualismus einen kritischen Ansatzpunkt finden kann. Gleich am zweiten Beispiel — Leopold Kretzenbachers „weitausholenden Untersuchungen“ — zeigt sich, wo die Problematik wirklich liegt, aber auch ihre Lösung. Die Problematik liegt in „kurzschlüssigen Kontinuitätsbehauptungen“, die Lösung in der sorgfältigen Suche nach Zwischengliedern, in der Offenlegung des hypothetischen Charakters bei verknüpfenden Denkmodellen, im Einbekenntnis der Schwierigkeiten, in der Darstellung des Wandels, der „durch das Medium sachlicher Konstanz erst sichtbar wird“.

Im Anschluß behandelt der Autor den ebenso gefährlichen „Traditionsbegriff“. In einem hat er dabei sicher unrecht, wie ein Blick in die neuere Fachliteratur zeigt: wenn er in der Gegenwartsform behauptet: „Tradition ist in der Volkskunde a priori alte (Sperrungen vom Rezensenten) Tradition“. Es ist keineswegs mehr so, daß der Kontinuitätsgedanke „auch heute noch die sozialen Vorstellungen in der Volkskunde prägt“. Wir erkennen vielmehr, daß Kontinuität und Wandel in einem dialektischen Spannungsverhältnis stehen, das uns durch die Auseinandersetzung mit dem jeweiligen sozialen Stellenwert von Erscheinungen sicht- und greifbar wird. Wovon wir uns heute vielmehr hüten müssen, ist die sich auch in diesem Entwurf abzeichnende „Erledigung“ des Problems durch Positionswechsel von extrem rechts nach extrem links. Es kann nicht genügen, an die Stelle der „konservativen Soziallehre“ eine „revolutionäre Soziallehre“ zu setzen.

Der Vorwurf der „lange Zeit registrierbaren soziologischen Abstinenz des Faches“ trifft für die Vergangenheit sicher und in eingeschränktem Maße auch noch für die Gegenwart zu. Aber „soziologisch“ darf nicht die Übernahme von Kategorien bedeuten, wenn die Volkskunde sie unschwer falsifizieren kann. Wir wissen, daß „Gemeinschaft“ (dies der zweite attackierte Grundbegriff) nicht einfach „zweckfreie emotionelle Bindung“ ist im Gegensatz zur Gesellschaft und deren Gruppierungen als „zweckorientierter Zusammenschluß“. Denn es ist in der heutigen Gesellschaft ebenso kaum nicht in irgendeinem Sinne zweckorientierter Zusammenschluß wie kaum einer ohne emotionelle Bindung denkbar. Mir ist jedenfalls in langen Jahren der Feldforschung keine solche Gruppierung begegnet — von den Burschenschaften bis zum Sparverein, von den Sternsängern bis zur Fachgewerkschaft. Wenn also „Gemeinschaft“ Identifikation und emotionelles Engagement voraussetzt, dann trifft dieser Begriff praktisch ausnahmslos auf die Gruppe in unserer Gesellschaft zu. Deshalb können sie auch gar nicht „außerhalb der Bannlinie“ liegen. Wenn irgendwo Vereinigungen, bei denen „der Anschein kontinuierlicher Tradition“ besteht, bevorzugt untersucht werden, dann deswegen, weil sich an ihnen historische Entwicklung besser ablesen läßt.

Wichtig die Überlegungen zum Begriffspaar Sitte und Brauch, auch wenn sie letzten Endes nicht zielführend, nämlich klärend sind; zu sehr ist des Autors Sicht durch die Frontstellung gegen die „systemerhaltende“ Sitte verdeckt. Jede Gesellschaft bedarf solcher verbindlicher Verhaltensregeln neben dem kodifizierten Recht. Zusammen mit den sozial noch viel zwangvolleren Zeiterscheinungen, der Mode im weiteren Sinne, ergibt sich jenes komplexe Geflecht von Normen, in denen nicht a priori die Wertigkeit einbringen, sondern erst der ideologische Überbau. Deshalb kommt ja der „Frage nach den Hintergründen“ gerade bei den Bräuchen so entscheidende Bedeutung zu. Allerdings darf man den Begriff nicht so eng auslegen, wie es die „herkömmliche Volkskunde“ tut — und in ihrem Gefolge Hermann Bausinger.

In den Kapiteln „Tourismus und Folklore“ und „Folklore als Gegenwart“ rückt der Autor den vielfach ärgerlich gewordenen Kategorien „echt“ und „unecht“ zu Leibe. Er zeigt die Bedeutung der „normierten Rollenerwartung“

auf, mit welcher der Tourist dem Einheimischen entgegentritt und wie dieser entsprechend mit der Vorführung von attraktivierten Relikten reagiert. Richtig ist dann die Frage, ob ein von einer zentralen Pflegestelle zur Verfügung gestellter Tiroler Heimatabend „echter“ ist als die ohne solches Zutun dargebotene Alpenfolklore. Richtig wäre es nun in der Konsequenz, das eine wie das andere zur Kenntnis zu nehmen, die Hintergründe abzufragen (um bei dieser neutralen Formulierung zu bleiben), die Funktionen darzustellen, den sozialen Stellenwert zu ergründen. Bausinger aber tut, was Pfleger und die von ihm mit Recht so kritisierten „herkömmlichen“ Volkskundler tun: Er bezieht Stellung (wenn auch auf der anderen Seite). Kurios, aber er kommt zu demselben Schluß, zu Lamento über die „Kommerzialisierung“. Dieses Schlagwort scheint sich überhaupt zur nächsten „Hypothek“ der Volkskunde herauszumauern. Wegen der Wichtigkeit der Sache sei hier statt der sonstigen schlagwortartigen Anmerkungen ein Beispiel erlaubt: Wir alle haben die „Entfaltung“ (nach Koren) des Christbaumes zum öffentlichen Weihnachtsbaum verfolgt. So ist seit einiger Zeit das Bäumchen auf dem Grab zum allgemeinen Brauch geworden. Daraufhin hat die Industrie den kleinen Plastikbaum, wie er schon seit längerem in der Kabine des Fernfahrers und über dem Armaturenbrett des Taxifahrers üblich ist, vom Betrieb durch die Kfz-Stromquelle umgebaut auf Batteriebetrieb. Der Absatz dieser „Gräberbäumchen“ auf dem Wiener Christkindlmarkt war Weihnachten 1972 sehr gut. Nun ist also auch das Christbäumchen auf dem Friedhof „kommerzialisiert“! Da wir auch vorher das Bäumchen für das Grab unserer Angehörigen kaum selber gepflanzt und gezogen haben, sehe ich darin nichts weiter als eine logische Entwicklung, eben als die zeitangepaßte Form eines Brauches, der wegen seine Grundstruktur nicht verloren hat. Im übrigen kann festgestellt werden, daß im Bereich der Volkskultur die Industrie weniger „Bedürfnisse schafft“ als Bedürfnissen nachkommt; in anderen Bereichen, auch in der sogenannten Hochkultur, ist die Manipulation viel stärker. Denn natürlich handelt es sich häufig, auch in den modernen Erscheinungsformen (auch in der Ausweitung auf die „öffentliche Bildgebärde“ nach Schmidt), um einen „Rückzug auf die früheren, ihrer Herkunft und ihrer Struktur nach vielfach „vorindustriellen Formen der Volkskultur“ und sehr wohl sind darin „Ansätze zur Humanisierung, zu neuer Selbstbesinnung und Spontanität“ zu sehen. Der Einwand, diese „scheinbare Enklave des Ursprünglichen (sei) in Wirklichkeit meistens veranstaltet, organisiert, zurechtgemacht, zumindestens „gepflegt“, ist unwesentlich. Bräuche wurden zu jeder Zeit „organisiert“, „veranstaltet“, „zurechtgemacht“ (gerade die neuere Forschung hat die Rolle der Einzelpersonlichkeit und der Gemeinschaft in der „Erhaltung“, aber auch in der Innovation, im Wandel, in der Zeitanpassung der volkskulturellen Formen deutlich gemacht). Vollkommen falsch und wirklichkeitsfremd ist deshalb auch die Behauptung, Folklore, „funktionslos gewordene Volkskultur“ biete sich „gemessen an der gegenwärtigen Gesamtkultur nur noch als „peripherer Rollenbereich“ an. Peripher sind und bleiben vielmehr für die meisten Menschen die Erscheinungen der Hochkultur; das läßt sich mit Zahlen belegen, vom „halben Buch pro Jahr“ bis zu den Besucherzahlen des Theaters und den Hörerzahlen „anspruchsvoller“ Programme in den Massenmedien. Bei solchen Erhebungen ist ja bezeichnenderweise immer nur von hochkulturellen Erscheinungen die Rede; selbstverständlich wird bei Erfragung der Lesegewohnheiten nur nach dem „literarisch wertvollen“ Buch gefragt; in Wahrheit wissen wir sehr genau, daß Herr Österreicher neben dem „halben Buch pro Jahr“ ein mehrfaches an Trivalliteratur konsumiert. Das Tübinger Institut hat dankenswerterweise seine Aufmerksamkeit diesem Gebiet zugewandt. Im allgemeinen aber ist bis heute wenig von der wissenschaftlichen Erforschung jener geistigen Welt zu spüren, die (nach Franz Ernst 1951) „in vieler Hinsicht gleichsam unter der Welt liegt, in der sich mehr oder weniger ausschließlich viele Angehörige der Bildungsschicht bewegen“, jener „schlichten

Geistigkeit", die Dietrich Rodiek apostrophierte, die g e s p r o c h e n e Sprache, das l e b e n d i g e Geschichtsbewußtsein, die v o l k s t ü m l i c h e n Denkformen, die konkreten Vollzugsformen des Schönfindens usw. Schon Riehl hat dieses Problem beschäftigt. Er und die Volkskunde nach ihm scheiterten an der „einheitlich konservativen Perspektive". Wir müssen nun, ich muß mich wiederholen, darauf achten, daß wir nicht an einer neuen „einheitlichen Perspektive" scheitern. Die Dinge in ihrer jeweiligen Funktion zu sehen, diese „Öffnung zu den Sozialwissenschaften" zur Erzielung eines höheren „Realitätsgehaltes" — diese Forderung Bausingers kann, meine ich, jeder heutige Volkskundler unterschreiben; gefährlich ist die Fortsetzung: „zu ergänzen ist sie durch die Forderung einer entschiedenen Realitätskritik". Damit würde neuerlich der „pflegerische", der Weg zur „kurzschlüssig angewandten Volkskunde" beschritten, wie gleich wenig später bewiesen wird, wenn der Weg weitergezeichnet wird „über die Kritik bis hin zur Frage möglicher Praxis". Vorsichtshalber soll noch einmal betont werden, daß damit keineswegs Abstinenz von Relevanz gemeint ist, aber diese Relevanz endet für den Wissenschaftler in der Eingrenzung, die Gerhard Heilfurth 1961 in Marburg an der Lahn gegeben hat, als er die Volkskunde als jene Disziplin definierte, „die sich mit Struktur und Funktion der Grundformen sozialkulturellen Lebens befaßt", indem er sagte: „Beitrag zur Existenzmeisterung durch Existenzerhellung". Vielleicht klingt das manchem zu bescheiden — aber es ist sehr viel, und es ist alles, was die Wissenschaft leisten kann; denn hier beginnt der Wirkungskreis des Politikers, des Künstlers, des Journalisten.

Auch der Rezensent muß sich, schon aus räumlichen Gründen, bescheiden, obwohl sich noch sehr viel sagen und diskutieren ließe (was für das Werk spricht, weil es offensichtlich Denkanstöße gibt, positiver und negativer Art). Worauf ich hier aber noch unbedingt eingehen möchte, ist die Ablehnung der, etwas grob gesagt, „strukturalen Richtungen" durch Hermann Bausinger. Schon gegen den doch auch in der Soziologie anerkannten und wichtigen Begriff des „Funktionsäquivalents" opponiert er mit unverständlicher Heftigkeit. Er ist aber für die moderne Volkskunde, soll sie das leisten, was auch in dem vorliegenden Werk verlangt wird, so unerläßlich wie alle die methodischen Möglichkeiten, die uns die cultural anthropology („die amerikanische Form der Ethnologie", wie etwas oberflächlich definiert wird), insbesondere mit den „Grundmustern", den „pattern" beizustellen vermag. Nicht zu reden von den wichtigen Methoden des französischen Strukturalismus, der überhaupt nicht erwähnt wird. Es handelt sich hier doch um die Konstruktionselemente für D e n k m o d e l l e, die uns wertvolle Einsichten geben können — selbst dann, wenn wir die „Vorstellung einer im wesentlichen gleichbleibenden Substanz ablehnen". Es wäre verwunderlich, wenn gerade das Tübinger Institut, das, im Gegensatz zum verkündeten „Fakten-Horror", besonders viel Feldforschung betreibt, nicht ununterbrochen mit dem Strukturproblem konfrontiert werden sollte. Jedem Feldforscher begegnen, gerade wenn er dem Wandel Aufmerksamkeit schenkt, immerzu Strukturen von erstaunlicher Beständigkeit und Deutlichkeit, die keineswegs immer, genauer gesagt: höchst selten, als „Herrschaftsstrukturen" oder als „kommerziell geschaffene folkloristische Bedürfnisse" abgetan werden können.

Ich bin aber bereits mit den „Denkmodellen" zum Essentiellen dieses letzten Einwandes gekommen: Wir sollten aufhören, die „Richtungen" in unserem Fach zu ideologisieren. So kann es etwa beim französischen Strukturalismus nicht um die Übernahme der „Weltanschauung Strukturalismus" gehen, sondern um die gut entwickelten Methoden, von denen sich sehr wohl beweisen läßt, daß sie auch bei der Untersuchung komplexer Gesellschaften anwendbar und nützlich sind. Wir sollten weder Ideologien übernehmen noch aufbauen, sondern die „Richtungen" als Bewußtseinserweiterungen akzeptieren und als Methodenbereicherungen integrieren.

Darum ist an der „Volkskunde“ von Hermann Bausinger schließlich nicht all das wichtig, was kritisiert wurde, sondern die durch die großartige „Kritik der Grundbegriffe“ erbrachte Leistung und die Grundlegung einer „neuen Volkskunde“ als Wissenschaft von (was besser ist als „Kultur der unteren Schichten“) „der Kultur nicht der klingenden Namen und des elitären Publikums, sondern (der) Kultur der vielen in ihrer oft banalen Alltäglichkeit“. Das ist keine offiziell angebotene Definition (sonst wäre das „banal“ als unzulässige a-priori-Wertung zu beeinspruchen), aber es ist eine wichtige, eine hilfreiche Kurzformel. Dafür haben wir Hermann Bausinger zu danken, wie wir ihm noch viel mehr für seine „Volkskultur in der technischen Welt“ zu danken haben, mit der er vor einem Jahrzehnt ein Tor aufgestoßen hat, das bis dahin nur ab und zu zu einem kleinen Spalt geöffnet wurde.

Bertl Petrei

**Leopold Schmidt, Perchtenmasken in Österreich.** Carved Custom Masks of the Austrian Alps. Mit 59 Aufnahmen von Dorothea Broessler. Wien—Köln—Graz o. J. (1972). 152 Seiten, S 140,—.

Als Herausgeber des Sammelbandes „Masken in Mitteleuropa“ hatte Leopold Schmidt 1955 im eigenen Beitrag eines Forschungsberichtes bekannt, daß er der Maskenforschung durch die jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Volksschauspiel besonders eng verbunden sei, und daß sie ihm mehr bedeute als ein beliebiges Kapitel der Gesamtvolkskunde, da sich der Komplex des Maskenbrauchwesens als ein Kerngebiet der Volkskultur darstelle. Wie konstant demzufolge von Wien aus für diesen Forschungsbereich gearbeitet wurde, erweist jetzt das Literaturverzeichnis seiner jüngsten Veröffentlichung, in dem 31 Titel vom Autor selbst stammen und eine beträchtliche Zahl anderer, aus dem Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift, auf seine Anregungen zurückgeht. Es dokumentiert sich darin ein gleich starkes Interesse für die Gesamtmaskierungen im Brauchkalendarium wie für die Gesichtsmasken in Vergangenheit und Gegenwart, für Grundtypen und Sonderformen, für ihre Entwicklung und Verbreitung, für Trägerschaften und Organisatoren, für die Werkstätten der Maskenschnitzerei wie für die Maskenbestände in Museen. Vergleichende Forschung griff dazu stets über die Zentrierung auf das Maskenwesen der österreichischen Bundesländer hinaus, sie ermöglichte es, in Schmidts Handbuch „Das deutsche Volksschauspiel“ (1963) Zusammenhänge mit Maskenbräuchen des ganzen deutschen Sprachraums mit-einzubeziehen, und sie ließ auch Forschungsbefunde der Völkerkunde und Prä-historie nicht außer acht.

Für den vorliegenden Band hatte sich Leopold Schmidt zwei Aufgaben gestellt. Die eine ergab sich von selbst aus der sehr begrüßenswerten Absicht, einmal den bedeutenden Bestand des Österreichischen Museums für Volkskunde an holzgeschnitzten Masken in einer geschlossenen Bilderfolge festzuhalten. Dazu wurde jedes der sehr gut aufgenommenen Objekte nach regionaler und funktionaler Zuordnung, Typusbestimmung, Größe und mutmaßlichem Alter, Farbigkeit und Beiwerk kommentiert und auch als Erzeugnis der Volkskunst auf die technische Qualität hin charakterisiert. Stark vertreten sind Teufelsmasken und sie wie auch einige auf die Teufelsikonographie bezogene phantastische Tierkopfmasken sind zurecht als Erbstücke des geistlichen Volksschauspiels gekennzeichnet. Für andere Typen war der Gebrauch bei Nikolaus-Umzügen oder im Fasching zu erweisen. Im Bezug auf die Verwendung im Perchtenbrauchwesen wurden des öfteren begründetermaßen, in wissenschaftlichem Verantwortungsbewußtsein, statt bündiger Behauptungen vorsichtige Floskeln wie „vermutlich“, „angeblich“, „könnte“, „dürfte“ gebracht. Wenn man demnach den generalisierenden Titel „Perchtenmasken“ anfechten könnte, so

läßt er sich doch vom gleicherweise ausgedehnten Wortgebrauch im salzburgischen Kerngebiet her rechtfertigen.

Dem Hüter und auch Mehrer dieses Museumsbesitzes konnte das alles leicht von der Hand gehen. Wenn es den passionierten Maskenforscher aber noch dazu drängen mußte, für das, was der vorgeführte Bestand in regionaler und thematischer Begrenzung aussagen kann, den Hintergrund vielschichtiger Zusammenhänge aufzuzeigen, so ergab sich damit die zweite, schwierigere Aufgabe. Da Verleger in der Regel sehr gern hübsche Bilderbände bringen, einen Textteil aber knapp gehalten und nicht zu wissenschaftlich belastet wünschen, war wohl auch in diesem Fall der Umfang vorgeschrieben, in dessen Grenzen einem (hier hinderlich) starken Wissensfundus eine sehr gestraffte, in den beigegebenen englischen Übersetzungen noch mehr verkürzte, gleichwohl zureichend orientierende und auch einem fachlich nicht geschulten Leserkreis zugängliche Darstellung abzugewinnen war. Aber auch mit den Erschwernissen, die der Zwang zur Kürze mit sich bringt, ist Schmidt erstaunlich gut fertig geworden. Ein Abriß zur Entwicklung wie zur Erforschung des Maskenwesens setzt bei vor- und frühgeschichtlichen Funden ein und verfolgt Entwicklungen und Wandlungen durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart, wobei auch die vereinsmäßige Maskenbrauchpflege, Maskenhandel und Maskenfälschung und folkloristische Schaustellungen berücksichtigt sind. Man kann natürlich in einigen Punkten auch anderer Meinung sein, grundsätzlich wichtig und rühmenswert ist die betonte Distanzierung von jener älteren Maskenforschung, die weltweit „allgemeinschliche Verwandtschaften“ wahrzunehmen glaubte, wenn sie neuseeländische und alpenländische Masken nebeneinanderstellte, und eine ungebrochene Kontinuität von uralter Zeit her voraussetzte, wogegen Schmidt nun sehr entschieden die geschichtliche Gebundenheit europäischen Maskenwesens in epocheuweisener und räumlicher Differenzierung zum Ausdruck bringt.

Etwas mehr hätte man gern zur Geschichte und zu den Formen des Perchtenlaufens vorgefunden. Da aber die ältere Literatur dazu überholt ist und vielfacher Berichtigung bedurft hätte, andererseits die für Tirol und Oberbayern, besonders für das ehemals salzburgische Gebiet, vorliegenden Zeugnisse aus Archivalien des 17. und 18. Jahrhunderts — das dafür wichtige Buch von Rudolf Kriss „Sitte und Brauch im Berchtesgadnerland“ (1963) fehlt verwunderlicherweise im Literaturverzeichnis — noch neue ungelöste Probleme stellen, so hätte die notwendige Erörterung den Rahmen sprengen müssen. Die Beziehung des Perchtenwesens zur „giperehtennaht“ (S. 18) hätte sich aus den genannten Klosterrechnungen von Diessen noch deutlicher machen lassen. Es ist dort 1582 (nicht 1584) und nochmals 1586 und 1600 nicht von „Berchten“ die Rede, sondern von nicht näher bezeichneten Leuten, „so die Percht geiagt“, datiert auf den 6. Januar, und dafür von der Kämmerei des Marktes eine Gabe erhielten. Hier könnte man jedenfalls an das Ausjagen einer Termingestalt denken. Ein Perchtenjagen ist erst wieder für das spätere 19. Jahrhundert in Kärnten bezeugt; weiter zurückweisende Belege wurden dort offenbar bis jetzt nicht ermittelt.

Da das Buch der allgemeinen Maskenforschung wertvolles Vergleichsmaterial bietet, damit auch einer fachgerechten Beurteilung von Maskenbeständen anderer Museen zugutekommt, außerdem einem weiteren Interessenkreis zu heilsamer Aufklärung gegenüber zählebigen phantastischen Vorstellungen verhelfen kann, so lassen sich verschiedene erfreuliche Wirkungen erwarten, und da müßte im besonderen noch dies wünschenswert erscheinen, daß es zu neuen Quellenforschungen nach Zeugnissen für landschaftliches Maskenbrauchtum älterer Zeiten anregen möchte.

Göttingen

Hans Moser

**Hanns Koren, Verwandlung der Heimat.** Graz 1972, Verlag Styria. 135 Seiten.

Hanns Koren, nunmehr Emeritus in Graz, als Politiker Präsident des Steiermärkischen Landtages, ist mit Abstand der bedeutendste Redner, den es in unserem Bereich gibt. Zu seinem 60. Geburtstag erschien von ihm der schöne Band „Reden“ (siehe ÖZV XXI/70, S. 58 f.), der dies auch allen jenen klarmachen mußte, die ihn selbst noch nicht gehört hatten. Nunmehr ist, nach seinem 65. Geburtstag, eine zweite, schmalere Auswahl aus seinen Reden erschienen, auf die wieder besonders hingewiesen werden muß. Der Band enthält, direkt auf das Fach hin ausgerichtet, die Begrüßung bei der Eröffnungsfeier des Österreichischen Freilichtmuseums, sowie die Vorträge „Tradition — Hilfe oder Hemmnis“, zur Eröffnung der Steirischen Akademie 1970 gesprochen; „Der Steirische Herbst“, ebenfalls 1970 gehalten; „Das Steirische Volksbildungswerk“ zur Feier des fünfzehnjährigen Bestandes 1971 in St. Martin gehalten. Und er enthält schließlich die umfangreiche Rede „Mein Knabenseminar“, unter dem Titel „Bedeutung des Grazer Knabenseminars für das geistig-kulturelle Leben der Steiermark“ im Mai 1971 gesprochen.

Korens Reden sind alle hörens- und lesenswert. Aber ein Vortrag wie dieser über „Mein Knabenseminar“ ist doch noch mehr. Es ist ein umfangreiches Stück aus Korens Jugenderinnerungen, ungemein gehaltvoll, voll Liebe für die Vergangenheit, aber auch voll bedenkender Sorge um die Gegenwart. Der Außenstehende lernt einen Ausschnitt aus einem Stück österreichischer Lebensgeschichte, wie sie in der Gegenwart kaum von einem Dichter niedergeschrieben wird. Man muß bis Wildgans zurückgehen, um Ähnliches zu finden. Und im Fach Volkskunde möchte man raten, diese Rede zur Pflichtlektüre für manche Seminare zu machen, die sich sonst in der Abstraktion so versteigen, daß sie nicht mehr zu den wirklichen Lebenszusammenhängen zurückfinden.

Leopold Schmidt

**Wolfgang Pfaundler, Die schönsten Bilder von Innsbruck 1500—1822.** Mit zeitgenössischen Schilderungen und Dokumenten. Großformat, 224 Seiten, mit zahlreichen Farbtafeln und Textabbildungen. Herausgegeben von der Sparkasse Innsbruck, 1972.

Seit einigen Jahren werden Bände mit schönen Ansichten alter Städte, ja ganzer Landschaften, gern aufwendig herausgebracht. Der Großteil von ihnen ist eigentlich topographisch eingestellt, und läßt das diese Städte und Länder immerhin bewohnende Volk bescheiden zurücktreten. Bei dem vorliegenden, ganz vorzüglich ausgestatteten Band verhält es sich anders. Pfaundler, der uns von vielen nützlichen Veröffentlichungen bekannt ist, hat sich der Mitarbeit von Erich Egg für die Beschreibung und Datierung der Abbildungen, von Werner Köfler für die Archivauszüge und alten Texte und von Otto Kostenzer für die Katalogisierung und Vermessung der Abbildungen versichert, und mit so eminent fachkundiger Hilfe ein in vieler Hinsicht bedeutsames Werk schaffen können.

Der Band bringt also nicht nur die schönsten Stadtansichten von Albrecht Dürer an in vorbildlich schönen Wiedergaben, er enthält auch eine Anzahl von Bildern, die wir quellenkundlich gern mitbenützen werden. So etwa die drei maskierten Musikanten, um 1582 (S. 35), die votivbildartige Darstellung des hl. Pirmin als Schutzpatron von Innsbruck (S. 85), die gleichfalls votivbildartige Darstellung eines Schloßbrandes von 1728 (S. 105). Bemerkenswert das Neujahrsblatt von 1709 (S. 93). Für die Johann Nepomuk-Verehrung dürfte das Bild S. 113 wichtig sein, wenngleich die angegebene Weihe an diesen Heiligen im Jahr 1688 schwerlich möglich erscheint. Dann sind selbstverständlich die Schüt-

zenscheiben von 1790 wichtig (S. 123), und schließlich die Beispiele aus den beiden großen Trachtengraphikenserien von Kapeller (1800) und von William Alexander (1813). Die dargebotenen Blätter (S. 143, 145, 150, 152 sowie 203 und 205) zeigen das Volk der Dirndln und der Schützen in den für die Zeit repräsentativen Darstellungen, schon mehr als eine freundliche Zugabe zu den Bildern der Stadt am Inn in gute und bösen Zeiten. Leopold Schmidt

Otto Kostenzer, **Stubai**. 90 Seiten, mit 8 Farb- und 16 Schwarzweiß-Kunstdruckbildern. Innsbruck 1972, Tyrolia-Verlag. DM 19,80.

Robert Klien, **Tiroler Oberland. Bezirk Landeck**. 152 Seiten, mit 8 Farb- und 16 Schwarzweiß-Kunstdruckbildern. Innsbruck 1972, Tyrolia-Verlag. DM 19,80.

In Tirol hat man begonnen, eine neue Form des Heimatbuches zu entwickeln. Bisher wurden schon Bände über die wichtigsten Talschaften von Südtirol vorgelegt, und nunmehr versucht man dasselbe auch für die Nordtiroler Täler. Es handelt sich dabei nicht um so umfangreiche, direkt als Handbücher verwendbare Bände wie beispielsweise das Buch von Erich Egg über das Tiroler Unterland (Salzburg, 1971), aber auch nicht um mehr oder minder laienhafte Heimatbücher, die fachlichen Anforderungen oft nicht entsprechen können. Nunmehr sind Fachleute, meist Archivare und Bibliothekare am Werk, Historiker meist, die aber auch Landeskunde, Kunstgeschichte und auch Volkskunde einigermaßen überblicken können, so daß ihre Talschafts-Monographien sachlich befriedigen, aber durch die Beigabe von zum Teil sehr guten Photos wie durch das Fehlen von Anmerkungen den Laien-Käufer erfreuen.

Kurzum, ein zweifellos für ein Fremdenverkehrsland wie Tirol, das aber doch auf die Bedürfnisse der eigenen Leute schaut, bemerkenswerter Versuch. Es liegen bis jetzt zwei Bände dieser (ohne Reihenummern erscheinenden) Reihe vor. Otto Kostenzer behandelt das Stubaital, ein Hochgebirgstal, das seit sehr langer Zeit durch seine Nähe zu Innsbruck und durch seine talschaftliche Industrie (Bergbau, Schmiedewerkstätten) bekannt ist und sich von anderen landschaftlich ungefähr ähnlichen Tälern beträchtlich unterscheidet. Ein Sohn des Tales, nämlich Clemens Holzmeister, hat ein freundliches Vorwort dazu geschrieben. Dann folgt eine Einführung in die Landschaft, ihre Tierwelt, ihre Jagd (sogar mit einem „Bärenlied“), in die bezeugte Vorgeschichte und Geschichte, wobei anschaulich von der bairischen Landnahme, von der Pest, von den Bauernkriegen berichtet wird. Es fehlt nicht an ausführlichen Berichten über die Franzosenkriege. Der kirchlichen Kunst wird gedacht, mit den vielen barocken Bauten, Altären und Fresken. „Volkskunde und Brauchtum“ ist ein eigener Abschnitt überschrieben, der von der Mundart über den Hausbau die Bauernarbeit, das Bauernessen bis zu Sage und Volksschauspiel reicht. Da sich in Fulpmes sein sehr lebendiges Bauerntheater erhalten hat, wird auch darauf recht ausführlich eingegangen. Der Abschnitt „Wirtschaft und Verkehr“ berichtet unter anderem über das „Schmiedemuseum“, aber auch über die Auswanderung nach Brasilien 1859.

Robert Klien hat das „Tiroler Oberland“ in einem etwas umfangreicheren Band dargestellt. Das wilde Hochgebirgsgebiet am obersten Inn ist sicherlich auch schon vielfach erforscht worden, doch kennen Sommergäste und andere Fernerstehende sicherlich davon kaum das „Landecker Heimatbuch“. Daher ist der Band willkommen, der mit einer landeskundlichen Beschreibung anhebt, dann auf „Raum und seine Geschichte“ übergeht, wobei die Funde an der Reschen-Scheideck-Straße hervorgehoben erscheinen. Die Einteilung des Gebietes in „Gerichte“ war wesentlich und hat ihre Spuren im Brauchtum hinterlassen. Bedeutende geschichtliche Ereignisse, vor allem der blutige Kampf an der Pontlatzer Brücke (1703) werden recht ausführlich herausgearbeitet. Kirchen-

geschichte und Schulwesen folgen, dann das sehr beachtliche künstlerische Schaffen im Raum Landeck. Für die Barockzeit ist im Prandtauer-Gedächtnisjahr darüber viel veröffentlicht worden. Dennoch bleibt immer wieder staunenswert, wieviele sehr bedeutende Künstler damals aus dieser engen Heimat in die weite Welt hinausgegangen sind, Bildhauer wie Franz Zauner ebenso, wie Maler, beispielsweise Karl Blas und seine Söhne. Vielleicht sollte man einmal sagen, daß diese Tatsache in den Wiener Museen viel zu wenig zum Ausdruck gebracht wird. Nach der Kunst kommen „Handel und Wandel“ nicht zu kurz, dann kommt ein bißchen „Naturkunde“ und danach eine ganze „Kleine Volkskunde“. Sie reicht wieder von der Mundartforschung über die Dorfanlagen, die Wohnkultur in den „Haustypen“ zum Essen, zur Kleidung, zum Schützenwesen, aber auch zum Hexenglauben, zu Sage, Witz und Volkskunst und stellt vor allem das Brauchtum im Jahreslauf verhältnismäßig umfänglich dar. Dem tatsächlich berühmten „Blochziehen“ von Fiss, das vor kurzem auch von Wlogang Pfaundler im Film festgehalten wurde, gilt ein besonderer Abschnitt. Fastnacht mit dem „Scheibenschlagen“ wird erwähnt, aber auch Fasten- und Osterbräuche fehlen nicht. Nach den Herbstbräuchen werden die Hochzeiten geschildert, und im Advent die Einkehrbräuche der „Klaubaufe“ oder „Piggeler“. Für Pfunds wird sogar der ganze kurze Text eines Nikolausspieles gebracht. Mit den Weihnachtsbräuchen klingt das wie man sieht inhaltsreiche Buch aus.

Beide Bände sind mit ganz knappen Gemeindebeschreibungen im Anhang versehen, und mit Registern. Sie sind beide für viele Zwecke brauchbar.

Leopold Schmid

**Festgabe für Gotbert Moro.** Beiträge zur Naturkunde und Kulturgeschichte Kärntens (= Kärntner Museumsschriften, Bd. 54) 187 Seiten. Klagenfurt 1972, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 180,—.

Dies ist die Festschrift zum 70. Geburtstag des bedeutenden Historikers, der viele Jahre hindurch nicht nur das Landesmuseum für Kärnten, sondern auch alle Veröffentlichungen in dessen Bereich geleitet hat. Sein Nachfolger Franz Koschier würdigt dies einleitend auch entsprechend. Josef Höck legt anschließend ein „Verzeichnis der wichtigsten Arbeiten von Gotbert Moro“ vor.

Aus dem Untertitel der Festschrift wäre nicht zu erkennen, daß die meisten Beiträge des Bandes Beziehungen zur Volkskunde haben, der Gotbert Moro immer fördernd zur Seite stand. Zunächst handelt Hans Friedrich Ucik über den „Montan- und naturhistorischen Hintergrund in einigen Kärntner Sagen“, also mit besonderer Berücksichtigung der Bergbausagen. Wichtig erscheint ferner die sehr instruktive Abhandlung über „Das Urch-Haus im Kärntner Freilichtmuseum“ von Volker Hänsel. Die mit schönen Aufnahmen und guten Zeichnungen ausgestattete Arbeit ist als Monographie eines einzigen alten bäuerlichen Holzhauses bemerkenswert. Die überkreuzten Kerzenstücke eines Wachsstockes (Abb. 4) sollte man wohl nicht als „Baupfer“, sondern eben als gegenständliches Zeugnis der stattgefundenen Haus-Benediktion ansprechen.

Franz Koschier gibt eine Übersicht „Kärntner Brauch im Jahreslauf“, die sich infolge der Berücksichtigung vieler gegenwärtig lebender Bräuche wohl mit Rudolf Fochlers „Von Neujahr bis Silvester“ parallelisieren läßt. — Oskar Moser schließlich legt „120 Rätsel aus dem Kärntner Nockgebiet“ vor. Das Gebiet hat bekanntlich Oswin Moro immer besonders angezogen. Die gesammelten Rätsel stammen denn auch von ihm, von Lina Domenig, von Matthias Maierbrugger und von Albin Liebenwein. Für die systematische Darbietung des Gutes einer „Rätsellandschaft“, wie sie Moser nennt, wird man dankbar sein.

Solange Gotbert Moro die „Carinthia“ leitete, galt für sie der Untertitel „Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde Kärntens“. Es war die einzige land-

schaftliche wissenschaftliche Zeitschrift in Österreich, die den Namen unseres Faches im Titel führte. Nunmehr ist auch das vorbei. Seit Wilhelm Neumann die Leitung der „Carinthia“ übernommen hat, heißt sie „Zeitschrift für geschichtliche Landeskunde von Kärnten“. So ändern sich die Zeiten, und man kann und soll es ihnen nicht übelnehmen. Aber es ist doch sehr auffällig, daß gerade in diesen Jahren, in denen vor allem an bundesdeutschen Universitäten eifrig am Selbstmord des Faches Volkskunde gebastelt wurde, gleich auch die Geltung des Faches rundherum zu sinken begonnen hat. So manche Zeitschrift in West- wie in Ostdeutschland gibt es nicht mehr, oder wird es in naher Zukunft nicht mehr geben. Manches Institut, das mit dem Namen des Faches groß geworden ist, schämt sich seiner und legt sich irgendeinen schlecht erfundenen Phantasienamen bei. Und bei uns ist stillschweigend der Name des Faches vom Titelblatt einer großen wissenschaftlichen Landeszeitschrift verschwunden. Es ist also so deutlich wie seit langem nicht: Wir haben weiterhin und verstärkt selbst für das Fach und seine Geltung zu sorgen.

Leopold Schmid

**Anton Macku, Ausgewählte Aufsätze.** Herausgegeben zum 70. Geburtstag vom Institut of European Studies, Vienna. Wien 1971, Verlag Leinmüller & Co. 110 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln.

Wir möchten auf diesen Band ausgewählter Aufsätze des bekannten Wiener Kunsthistorikers gern speziell hinweisen, da sich Macku vielfach der Volkskunde genähert hat. Im besonderen Fall muß sein Aufsatz „Zur Symbolik an Pilgrams Kanzel des Wiener Stephansdomes“ hervorgehoben werden, der zwar schon einmal, in der Festschrift für Karl M. Swoboda 1959 erschienen ist, aber damals keine Beachtung von volkskundlicher Seite gefunden hat. Macku hat hier vor allem zu den merkwürdigen Fröschen, Eidechsen und Schlangen am Geländer der Kanzelstiege sehr viel Vergleichsmaterial zusammengetragen und das Verbobensein von Kirchenglauben und Volksglauben dabei herausgestellt, das zu der schon früh als bemerkenswert erkannten Gestaltung geführt hat. Nur Anton von Mailly, der zu Unrecht Vergessene, hat sich schon 1923 ähnlich ausführlich mit diesen dreißig Tierchen an einer so prominenten Stelle innerhalb des Stephansdomes beschäftigt.

Leopold Schmid

**Pia Maria Plechl, Gott zu Ehrn ein Vatterunser pett.** Bildstöcke, Lichtsäulen und andere Denkmale der Volksfrömmigkeit in Niederösterreich. Verlag Herold, Wien—München 1971. 140 Seiten, Abbildungen auf Tafeln.

Bücher, wie das vorliegende, machen dem Rezensenten seine Arbeit nicht eben leicht. Der Bildstockfreund und Bildstockforscher freut sich über jeden (ernsthaften) Beitrag zu diesem schönen Thema; denn „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige“ (Mt 9, 37). Er freut sich umso mehr, wenn es einem dieser Arbeiter gelingt, die schwere Hürde des Gedrucktwerdens zu nehmen, mag auch die derzeit hochgehende Welle des Folklorismus ab und zu an einem solchen Erfolg beteiligt sein. Und scheinen überdies die Person des Autors, die Ausstattung des Werkes mit Anerkennungen und Literaturhinweisen sowie die Wahl des Verlages ein manchmal vermißtes Niveau zu verbürgen, so glaubt man keine Einschränkung dieser Freude befürchten zu müssen.

Dennoch bleibt dieser Dämpfer dem aufmerksamen und interessierten Leser des zu besprechenden Opus nicht erspart.

Bei aller Anerkennung der ohne Zweifel aufgewendeten Arbeit, des fleißig zusammengetragenen Materials sowie der durchaus ansprechenden Form, in der dies alles dargeboten wird, muß man dennoch Flüchtigkeiten und Fehler ankreiden, die einer Seminararbeit übel anstünden. Dies ist umso schmerzlicher, als

man an anderen Stellen beherzigenswerte Formulierungen und Feststellungen findet, wie etwa Warnung vor übereilten Schlüssen bezüglich der Farbe (S. 126).

Um mit „Kleinigkeiten“ zu beginnen: die auf S. 37 genannte Form „atrus“ statt des einzig richtigen „ater“ (lat. schwarz) jagt dem humanistisch Gebildeten einen Schauer über den Rücken. Auch daß „Corpus“ sächlich ist, es daher heißen muß „das Corpus“ (S.119), könnte sich doch schon herumgesprochen haben.

Daß mir eine gewiß wertvolle Arbeit, wie „Herzstück des Weinviertels“, gleich zweimal zugeschrieben wird, ist zwar ehrend für mich, aber eben ein Lapsus (S. 137).

Ein eigenes Kapitel sind die Ortsnamen, die einem wirklich näher Interessierten ja nicht gleichgültig sein können. Neben kleineren Errata, die sich relativ leicht erkennen und ausbügeln lassen, wie : Schlaten statt Schlatten (S. 69), Ober-Bergen statt Oberbergen (S. 113), Pranzen statt Franzen (S. 112), Reitzeschlag für Reitzenschlag (S. 20), Poidenau statt Poigenau (S. 79) und Erpeldau (S. 38) (wohl das gute alte Eipeldau?), liegen größere Findlinge im Weg. So ist „Hätless“ (S. 38) weder im amtlichen Ortsverzeichnis von Österreich noch im Historischen Ortsnamenbuch von Niederösterreich zu eruieren; ist mit „Völlersdorf“ (S. 61) Wöllersdorf oder Wöllerdorf gemeint? „Ober-Albendorf“ (S. 111) ist nur durch die näheren Hinweise mit Oberolberndorf zu identifizieren; das Käferkreuz wird einmal (unrichtig) bei Klosterneuburg-Weidling, ein andermal (richtig) bei Klosterneuburg-Kierling lokalisiert.

Aber auch dort, wo es um tiefere Probleme der Flurdenkmalforschung geht, erheben sich ernsthaftige Einwände:

Daß die Vor- und Frühformen, insbesondere die monolithischen, welche mit dem Lichtkult nichts zu tun haben, hinsichtlich ihrer genetischen Stellung in der Entwicklung der Bildstöcke zu wenig berücksichtigt werden, ist nichts Neues; ebensowenig wie die sich daraus zwangsläufig ergebenden Fehlschlüsse. Kunsthistorische Kriterien sind eben wieder einmal nicht ausreichend. Schwierigkeiten, die freilich auch in der unzureichenden Terminologie begründet sind (echtes „Steinkreuz“ — „Kreuz aus Stein“), ließen sich doch angesichts der umfangreichen Literatur über die echten Stein- bzw. Sühnekreuze, besonders auch der gründlichen Untersuchungen der deutschen Steinkreuzforscher bezüglich Datierung und Entstehungszeit, weitgehend vermeiden; die Formulierung „frühe Steinkreuze sind jedenfalls auch in Niederösterreich nicht nachgewiesen“ birgt nicht nur in den Ausdrücken „frühe“ und „auch“ Quellen für Mißverständnisse (S. 29). Auf der gleichen Seite heißt es: „die... als Helmabschluß angebrachten Eisenkreuze zeigen fast ausnahmslos den Doppelbalken“ — einfacher Augenschein mit zahlenmäßiger Erfassung zeigt ein anderes Bild.

Sicher macht gerade die landschaftliche Typisierung in der Bildstockforschung viel Arbeit und Probleme; allein gerade das Waldviertel ist im Großen und Ganzen eher eine klassische „Breitpfeiler-Landschaft“ (S. 24).

Auch Hagiographie und Ikonographie sind sicherlich Spezialgebiete mit vielen harten Nüssen; aber viele ließen sich doch durch Beobachtung und Nachschlagen unschwer knacken.

So kommen Darstellungen des hl. Florian glücklicherweise nicht nur „im Umkreis der heutigen Feuerwehrationen“ vor, (S. 91, 104). Mag es sich in diesem Fall lediglich um eine etwas unglücklichere Formulierung handeln, so war zum Beispiel das Patronat der hl. Anna, besonders aber das des hl. Donatus „gegen Geister“ (S. 89) auch namhaften Fachleuten bis dato unbekannt; aber man lernt ja nie aus. Schlechthin unverständlich bleiben die Ausführungen über die „Felixsäulen“ (S. 90); Darstellungen des hl. Felix von Nola sind mir aus Niederösterreich überhaupt nicht bekannt, was freilich nicht heißen soll, daß keine existieren. Aber die zitierten Bildwerke in Schrems und Schwarzenau, also mitten in einem bekannten Verbreitungsgebiet des hl. Felix von Cantalice, entsprechen

derart typisch dessen Ikonographie, daß eine Verwechslung mit dem völlig anders figurierenden Heiligen von Nola ausgeschlossen erscheint. Wie dem auch sei: die Formulierung „dem Patron der Tiere“ (S. 104) und „Die Patrone der Haustiere“ (zusammen mit St. Leonhard) (S. 90) trifft, auf den hl. Felix von Nola bezogen, hierzulande nicht zu.

Ein Kreuz ist's auch mit dem Schwarzen Kreuz bei Klosterneuburg; sollte der Passus „nahe einem zweiten kleineren und jüngeren Schutzkreuz“ (was immer damit gemeint ist) (S. 121 f.) darauf zurückzuführen sein, daß ein älteres Kreuzigungsrelief aus 1535 (laut Dehio 1537) in einem neueren Nischenbildstock, der mit 1622 bezeichnet ist, untergebracht wurde? Auch Anm. 119 enthält eine unrichtige Angabe, nämlich die Jahreszahl 1526 statt 1562. Vor allem aber: die ikonographische Ausgestaltung des Monuments mit Ölberg-, Ecce homo- und Kreuzigungsgruppenreliefs sowie den in seltener Fülle ausgeführten Arma Christi auf dem Schaft, worunter sogar das abgehauene Ohr des Malchus nicht fehlt (Jo 18,11), weisen das Schwarze Kreuz so eindeutig als Passionskreuz aus, daß es nicht notwendig ist, den eisernen Handschuh in der Reihe der Leidenswerkzeuge als Justizzeichen zu interpretieren. Wenn schon unzählige Arma Christi-Darstellungen auf ähnlichen Passionskreuzen nicht zum Vergleich herangezogen werden, genügt jetzt ein Blick in den Katalog der Ausstellung „Meisterwerke barocker Textilkunst“ des Österreichischen Museums für angewandte Kunst (Gobelsburg und Wien 1972): unter Kat. Nr. 48 wird eine Kasel aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gezeigt, die eine fast genau entsprechende Darstellung der Arma Christi bringt. Ob die „eiserne Hand“ an dem auf S. 122 angeführten Bildstock in der Ziegelofengasse, gleichfalls Klosterneuburg, tatsächlich ein „Gerichtsdenkmal“ ist oder nicht eher mit den im Österreichischen Museum für Volkskunde ausgestellten „Saltnerpratzen“ funktionsgleich war, ist zumindest noch nicht entschieden; man denke auch an den Flurnamen „Eiserne Hand“ im Wiener Weingebirge.

So legt man denn am Schluß das vielversprechende Büchlein mit einem Gefühl des Bedauerns, ja der Bitterkeit aus der Hand; wird man doch an die vielen wertvollen Arbeiten erinnert, die unpublishiert und daher unzulänglich abliegen müssen, weil ihnen zum Nehmen der eingangs erwähnten schweren Hürde des Gedrucktwerdens eben manche der anscheinend hierzu notwendigen Voraussetzungen fehlen.

Emil Schneeweis

**Juliane und Friedrich Azzola, Mittelalterliche Scheibenkreuz-Grabsteine in Hessen.** Kassel, Neumeister-Verlag 1972. 178 Seiten, 137 Abbildungen auf Tafeln (= Beihefte zur Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Heft 10).

Die vorliegende Arbeit gehört in die umfangreiche Kategorie jener Publikationen, die auf den ersten Blick manchem Volkskundler — nicht nur regionalgeographisch — etwas ferne liegend erscheinen, dann aber nicht nur durch ihre Akribie sowie vorbildliche Ausstattung mit Bildern sich als lesenswerte, ja wertvolle Beiträge erweisen. Sie ist des weiteren ein Paradebeispiel dafür, daß einerseits bei allzu engherziger Abgrenzung unseres Faches diesem schätzenswerte Hilfen aus dem Bereich verwandter Disziplinen verloren gehen können, daß aber andererseits deren fruchtbare Auswertung ohne einen Stab von Spezialisten unmöglich erscheint. Gerade im Hinblick auf diese Tatsache erinnert diese Arbeit, wie so viele aus der genannten Kategorie, immer wieder daran, was man auch oder besser kennen und können sollte: Epigraphik, Symbolkunde, Handwerkszeichen und -geräte . . .

Für den Volkskundler, der sich im Rahmen seines Faches mit Flurdenkmälern im weitesten Sinne beschäftigt, ist die Publikation auf jeden Fall eine Bereicherung seiner Bibliothek; er vermerkt dankbar wichtige Hinweise des

Fachmannes auf mögliche Schlüsse aus dem Verwitterungszustand und aner kennend eine beneidenswerte Kenntnis von Material und Bearbeitungstechnik.

Wichtige Datierungsbehelfe, etwa auch durch die Kreuzformen, sind des öfteren eingestreut, wenngleich man freilich diesbezüglich regionale Inkongruenzen wird in Betracht ziehen müssen. Bemerkungen über die gegenseitige Ergänzung von Denkmal- und Quellenforschung (S. 47) liest man gerne; sie sind für viele, die sich hierzulande und anderswo mit „Flurdenkmälern“ beschäftigen, ebenso beherzigenswert wie jene auf S. 57 über die Unzulänglichkeit einer „rein formal denkmalkundlichen“ Betrachtungsweise. Begrüßenswert sind auch die wiederholten Hinweise auf die zu supponierenden hölzernen Entsprechungen und „missing links“, ohne deren Berücksichtigung ja auch in der Bildstockforschung eben eine Lücke bleiben muß, sowie auf die Verwendung von Holz als Werkstoff überhaupt, und auf die Anwendung und das Vorkommen von Farben in diesem Zusammenhang.

Irgendwelche ernsthaften Einwände wird man wohl nirgends anmelden; Ansatzpunkte zu Diskussionen, ja Auseinandersetzungen lassen sich schon eher finden, was aber eher als Positivum zu werten ist. Ob zum Beispiel die Verschiedenheit der Kreuzformen an ein und demselben Grabstein durch die angeführten Faktoren (S. 27 und anderswo) genügend begründet wird, erscheint mir fraglich; aber darüber wurde ja auf der Tagung in Fulda im Jahre 1971, allerdings in Bezug auf Steinkreuze, ebenfalls diskutiert.

Auch die Antithese „große Epochen Romanik und Gotik . . . während andere Steine mehr durch eine schlichte Volkskunst geprägt sind . . .“ (S. 56) dünkt dem Volkskundler wenig glücklich; aber das ist ein weites Feld. An der gleichen Stelle bemerkt man übrigens, daß der Druckfehlerteufel sich auch vom heiligen Zeichen des Scheibenkreuzes nicht abschrecken läßt („Romantik“ statt, wie von mir zitiert, „Romanik“).

Und schon beim Durchmustern der in den reichlichen Literaturhinweisen angeführten Titel kann man den Verfassern nur zustimmen, wenn sie vom Scheibenkreuz feststellen, daß dessen „Bedeutung wie auch Verbreitung . . . nach dem derzeitigen Forschungsstand noch nicht überschaubar sind“ (S. 9); warnt doch gerade diese sich anbietende „Kombination aus Kreis und Kreuz“ wie wenig andere vor übereilter Klassifikation und Zuordnung zu einem Bestimmten Ideengut oder dessen Trägern.

Hinsichtlich der praktischen Arbeit erhebt sich der gleiche Einwand wie für die vom Verfasser und seinen eifrigen Mitarbeitern vorgeschlagene Art und Weise der Inventarisierung von Flurdenkmälern: Eine Unzahl von spezialisierten Mitarbeitern wäre hierzulande nötig, um die Vielfalt und Menge der Monumente befriedigend zu erfassen. Daß diese Vielfalt der Formen im eigentlichen Arbeitsbereich der Verfasser nicht vorhanden ist, konnten die Teilnehmer an der oben erwähnten Tagung unschwer feststellen. Alles in allem: Eine begrüßenswerte Bereicherung der einschlägigen Literatur, begrüßenswert auch vom Standpunkt der neuen „Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung“ im Rahmen des Vereins für Volkskunde, für welche wir uns eine gute Zusammenarbeit mit den Verfassern der besprochenen Arbeit und ihrem Team erhoffen.

Emil Schneeweis

Leopold Schmidt, Ausstellung **Lebzeltenmodel aus Österreich**. Katalog. Im Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde. Wien 1972, brosch. 72 Seiten und 14 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln. S 33,—.

Immer neue Schätze treten aus den offenbar unermeßlichen Beständen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien zutage. Inventarüberprüfungen, Nachkatalogisierung und Ergänzung, Pflege und notfalls Restaurierung der

magazinierten Gegenstände, ihre wissenschaftliche Erforschung und ihr Zur-schaustellen für eine Öffentlichkeit, die Sinn für Gewordenes als Erbe und Verpflichtung hat, das geht bei den vielen Sonderausstellungen, die Museumsdirektor Leopold Schmidt mit seinen Mitarbeitern in immer erneuerter Themenstellung und technischer Darbietung veranstaltet, nicht nebeneinander her, sondern sinnvoll geplant ineinander. Was dann „bleibt“, das sind die Kataloge. Von denen durfte mehr als einmal schon gesagt werden, daß sie nicht bloß ad hoc dem Besucher des Schatzhauses in der Laudongasse in die Hand gegeben werden, sondern daß sie „Handbücher“ sind, deren Themenfülle und wissenschaftlicher Ertrag jedem Außenstehenden nach seiner Auffassungsgabe und Interessennähe eine Art Studium der Volkskunde im Miterleben durch Schauen, Erfassen und Nachlesen ermöglichen.

So nun auch hier bei der jüngsten Schau, den „Lebzeltenmodeln“. Es sind jene seit dem Spätmittelalter von gewerblichen Honigkuchenbäckern verwendeten, gelegentlich auch von den geschickteren unter ihnen nach eigenen Gedanken oder nach graphischen Vorlagen gestochenen und geschnitzten Formen (Hartholz-„Model“), in denen Gebildbrotbedeutsamkeit innerhalb des Brauchtumslebens in Einklang gebracht wird mit Formalem, über das Ästhetische hinaus offenbar bis ins 19. Jahrhundert breite Bevölkerungsschichten Ansprechendem. Seit dem Nachbiedermeier aber, als viele dieser zumal im Spätbarock zu wirklichen Kunstwerken geformten Holzmodel sozusagen funktionslos im Brauchtumsleben, zugleich aber Gegenstände antiquarisch-volkskundlich-kulturhistorischen Interesses geworden waren, da wuchsen die Sammlungen heran, stieg die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihnen steil an. Ein Zentrum solcher museal-wissenschaftlichen Hinwendung zum Lebzeltenmodell als einem vordem brauchgebundenen „Kunst“-Gegenstand war und blieb eben das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien. Wie sehr einst Michael Haberlandt und seine Freunde und viele Helfer des Hauses als Zubringer wirkten, das erzählt Leopold Schmidt liebevoll im Vorwort (S. 4 ff.) als ein kleines Stück Wissenschafts- und Museumsgeschichte.

Zum früh schon gezählten Bestand von rund 350 Lebzeltenmodellen traten die in manchem formähnlichen, jedoch funktionsverschiedenen, aber ebenfalls bei Lebzelttern und Wachsziehern gefertigten und verwendeten Modell für die Wachsvotive. Die mußten freilich immer zweiteilig, zweiseitig für den Guß des vollplastischen Objektes sein, das ja als Opfergabe im regen Wallfahrtswesen der österreichischen Alpen- und Donauländer so sehr bedeutsam blieb. Beides, die Gabe an den Brauchtumsfesten im Ring des Jahreslaufes wie der Hochfeste des menschlichen Lebens auf der einen, die zu Bitte und Dank an die jenseitigen Helfer geformten Wachsvotive auf der anderen Seite, sind zwar fast ausnahmslos inschriftenlos. Aber sie sprechen dennoch vom Zeichenhaften des Bildes her eine einprägsame, von den Käufern und den Beschenkten auch „verstandene“ Sprache. Was freilich die um Mythologisches bemühte Forschung noch der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beibrachte, wird mehr und mehr durch das Handwerksgeschichtliche ergänzt. Dazu gehören Meisterzuordnungen, Werkstatt- und Absatzraumgeschichte. Beide Grundaspekte ziehen sich im Konzept der Ausstellung wie im Katalog. Man braucht nur die reiche Literaturübersicht (S. 69—72) durchzublättern, um die Fülle des wissenschaftlich Herangezogenen zu übersehen, zu dessen überschauender Bilderwelt-Erschließung der Bildteil (14 Abb.) anregend beiträgt, sich tiefer an Hand der Studie von Leopold Schmidt über „Die Bilderwelt der alten Lebzeltenmodell“ (S. 8—22) mit den sorgfältig ausgewählten 144 Exponaten aus dem Schatz des Hauses zu befassen. Es lohnt sich für den Handwerksfreund, den Ikonographen und den kulturhistorisch ausgerichteten Volkskundler. Leopold K r e t z e n b a c h e r, München

Reinhard Büll, **Vom Wachs. Höchster Beiträge zur Kenntnis der Wachse.** Frankfurt/Main—Höchst, Höchster Farbwerke, 1961—1970. 1012 Seiten, 742 Abbildungen.

Seit einem Jahrzehnt erscheint dieses von Reinhart Büll redigierte und zum großen Teil auch verfaßte Sammelwerk, das allen Arten von Wachs und allen Wachsverwendungen gewidmet ist. Die Höchster Farbwerke haben keine Kosten gescheut, um ein großes, vielseitiges Werk damit vorzulegen, das von der überraschenden Buntheit des Gesamthemas Zeugnis ablegt.

Wir können hier nur dankbar auf das Werk als solches und auf eine Anzahl von Einzelbeiträgen darin hinweisen, die unser Fachgebiet mehr oder minder stark berühren. Zunächst werden „Fülle und Vielfalt des Wachses“ gekennzeichnet. Dann folgen ausführlich und einprägsam die Zeugnisse der „Textilornamentik nach dem Wachsreserveverfahren“. Dann werden „Bronze- und Feinguß nach dem Wachsaußschmelzverfahren“ behandelt, ein überraschend umfangreiches Kapitel. Unser Interesse steigert sich aber noch beträchtlich beim Beitrag „Zur Geschichte des Wachshandels“, der ja gleichzeitig eine Einführung in die Geschichte der Bienenhaltung darstellt, und so manche wenig berücksichtigte Abschnitte aus der reichen Geschichte der Honig- und Wachsherstellung behandelt. Die nächsten Kapitel sind im wesentlichen naturwissenschaftlich, auch die Geschichte der Wachsforschung wird hier aufschlußreich behandelt. Der Kunstgeschichte nähert sich dann der schöne Beitrag „Enkaustik und Temperatechnik unter besonderer Berücksichtigung antiker Wachsverfahren“. Hier wie öfter ist auf die prachtvollen Farbabbildungen besonderer Wert gelegt. Daran im Anschluß das ebenfalls wichtige Kapitel über „Keroplastik. Ein Einblick in ihre Erscheinungsformen, ihre Technik und Ästhetik“. Für uns von großer Wichtigkeit, da hier auch Wachsvotive usw. behandelt werden, wiederum mit vielen vorzüglichen Abbildungen.

Die zweite Hälfte des Werkes beginnt mit der ausführlichen Monographie „Zur Phänomenologie und Technologie der Kerze unter besonderer Berücksichtigung der Wachskerze, von den Anfängen bis zur Gegenwart“. Schon für die Antike kann hier viel auch für uns wichtiges gebracht werden. Aber besonders die Zeugnisse, vor allem die Bildzeugnisse vom mittelalterlichen Kerzenbrauch sind doch volkskundlich von ganz besonderem Wert. Auch die barocken bemalten Kerzen kommen nicht zu kurz, die Kerzengewölbe in manchen großen Wallfahrtsorten. Der sowieso schon sehr umfangreiche Beitrag wird noch durch den folgenden „Zur Phänomenologie und Technologie der Kerze. Die Kerze heute“ ergänzt, wobei den farbigen und gemodelten Kerzen besondere Beachtung geschenkt wird, wiederum mit vorzüglichen Farbbildern. Dann folgt der sehr spezielle Beitrag „Wachs als Beschreib- und Siegelstoff. Wachsschreibtafeln und ihre Verwendung“, wofür die Schrifthistoriker dankbar sein werden. Und schließlich folgt der stattliche Beitrag „Wachs und Kerzen im Brauch, Recht und Kult. Zur Typologie der Kerzen“, der sich direkt auf Volkskunde und Rechtsgeschichte bezieht und in vielem an die Arbeit von Georg Schreiber und Eugen Wohlhaupter anschließen kann. Das umfangreiche Material hat sich unter der Mitwirkung von Wolfgang Brückner noch stark vermehren lassen. Man begegnet im Bildteil vielen bekannten, aber auch manchen unbekannteren Zeugnissen für die Kerze im Brauchtum, und ist dafür sehr dankbar. Man wird übrigens hier wie im ganzen Werk die vorzüglichen, ausführlichen Anmerkungen mit Gewinn verfolgen, die überzeugend für die Ernsthaftigkeit des Bemühens sprechen, das hier an den so vielseitigen Werkstoff Wachs gewendet wurde.

Leopold Schmidt

**Leander Petzoldt, Schenkenberg — eine Wallfahrt im Hegau.** (= Schriftenreihe des Kreises Donaueschingen, Bd. 39), Querformat, 184 Seiten, davon 146 zum Teil farbige Abbildungen auf Tafeln. Radolfzell 1972.

Der Verfasser, Leander Petzoldt in Freiburg im Breisgau, ist uns in den letzten Jahren bereits auf verschiedenen Feldern des Faches begegnet. Er beschäftigte sich als Schüler und Assistent von Lutz Röhrich zunächst stark mit der Volkerzählforschung, für die er sich schon früh interessiert hatte, wie sein Anekdotenbändchen „Die schärfste Waffe ist das Wort. Anekdoten von Aischylos bis Zuckmayr“ (Mainz 1961) bezeugt. Seine Dissertation „Der Tote als Gast. Volkssage und Exempel“ (= FFC Nr. 200, Helsinki 1968) zeigte dann, von welchen Seiten er das berühmte Don Juan-Thema anzupacken verstand. Der Weg führte weiter in die Sagenforschung, für die er den Band „Vergleichende Sagenforschung“ (= Wege der Forschung Bd. CLII) bei der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft in Darmstadt 1969 herausbrachte. Es folgte die umfangreiche Textausgabe „Deutsche Volkssagen“ (München 1970). Zwischen-durch hatte er einen interessanten Band Neudrucke von Moritaten veröffentlicht „Grause Thaten sind geschehen“, einen Faksimiledruck (31 Moritaten mit Vorrede und Anmerkungen, München 1968), den man von der Volksliedforschung her mit Nutzen heranziehen wird.

Seit einigen Jahren hat Petzoldt sich aber auch intensiv mit der Brauchforschung im engeren Bereich des deutschen Südwesten beschäftigt. Er griff auf die Wallfahrtsvolkskunde aus, für die ja in diesem Bereich seit längerem kaum etwas geschehen war. Bei dem Österreichischen Historikertag in Innsbruck 1971 hat er auf unsere Einladung hin über die „Inventarisierung des Wallfahrtswesens im ehemaligen Vorderösterreich“ berichtet (Vgl. ÖZV XXV/74, S. 329). Ein erstes veröffentlichtes Ergebnis dieser „Inventarisierung“ liegt nun vor, es ist eine Monographie über die bisher kaum beachtete Wallfahrt Schenkenberg im Hegau. Diese Schenkenbergkapelle, ein Marienheiligtum, enthält heute noch an die 150 Votivtafeln, die ältesten aus dem 17., die jüngeren und mehreren aus dem 18. Jahrhundert. Das ist ein stattlicher Bestand, der Inventarisierung und Veröffentlichung fordert. In dem Band sind nun wirklich 149 Votivbilder und vier Votivgaben abgebildet, von manchen auch Ausschnitte, so daß sich ein vortrefflicher Überblick über den Bestand ergibt. Die Einleitung behandelt geschichtliche und Entwicklung der Kapelle und der Wallfahrt. Die Bilder, die bei der Gelegender Inventarisierung auch restauriert wurden, werden nach den verschiedensten Hinsichten, als kulturgeschichtliche Zeugnisse, als vorzügliche Belege für Kleidungs- und Trachtengeschichte usw. behandelt. Obwohl die Tafeln durchwegs unsigniert sind, versucht Petzoldt verschiedene Maler und deren Eigenart herzustellen.

Ein schönes Buch also, das weit über seine engere Landschaft hinaus bekannt und benützt werden sollte.  
Leopold Schmidt

**Johannes Künzig, Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten.**

Mit einem Nachwort von Waltraut Werner. 448 Seiten, mit Notenbeispielen, Kartenskizzen und Fotos. Freiburg im Breisgau, 1972. (Zu beziehen durch: Volkskunde-Tonarchiv D 78, Freiburg, Im Oberfeld 10), DM 36,—.

Es ist äußerst erfreulich, daß dem bewährten Sammler, Kenner und Erforscher deutscher Volksüberlieferungen im Südwesten des Reiches, Johannes Künzig in Freiburg im Breisgau, zu seinem 75. Geburtstag dieser stattliche Band seiner eigenen kleineren Schriften überreicht werden konnte. Künzig hat sich durch viele Arbeiten, nicht zuletzt durch seine Sagensammlungen und seine Volksliedaufzeichnungen, einen bleibenden Platz in der Geschichte der deutschen Volkskunde gesichert. Vielleicht haben aber zu wenige Besitzer der von

ihm so verdienstvoll herausgegebenen Schallplatten gewußt, daß er seit einem halben Jahrhundert fundierte Abhandlungen zum Brauch, zur Sage, zum Volkslied veröffentlicht hat. Sie sind, wie das so zu gehen pflegt, in Zeitschriften, in Festschriften, in Sammelbänden erschienen und daher vielleicht für Leser außerhalb der Bibliotheken des Faches kaum mehr greifbar gewesen. Nun liegen sie also hier gesammelt vor, die kleineren und größeren Aufzeichnungen ebenso wie die Monographien, so die wichtige über „Den im Fischbauch wiedergefundenen Ring“, also das Polykrates-Motiv, oder der volkskundliche Teil aus der großen Monographie über die alemannische Bauernsiedlung Saderlach im rumänischen Banat. Vielleicht war es auch gut, die verschiedenen Bibliographien aufzunehmen (Schlesien, Iglau, Schönhengst), die Künzigs erarbeitet hat.

Es ist der Energie von Waltraut Werner zu verdanken, daß diese Artikel aus den einzelnen Originalveröffentlichungen wiederabgedruckt werden konnten, und nun trotz der verschiedenen Lettertypen einen sehr erfreulich einheitlich anmutenden Band darstellen. Sie hat in ihrem Nachwort alles wichtige zur Bio- und Bibliographie Künzigs gesagt, so daß man nur unterstreichen kann, wie erfreulich eine solche Geburtstagsgabe doch ist. Leopold Schmidt

**Senol Özyurt, Die Türkenlieder und das Türkenbild in der deutschen Volksüberlieferung vom 16. bis zum 20. Jahrhundert (= Motive. Freiburger Folkloristische Forschungen, Bd. 4) 529 Seiten, 4 Abbildungen auf Tafeln, 1 Karte. München 1972, Wilhelm Fink Verlag. DM 128,—.**

Die von Lutz Röhrich inaugurierte Freiburger Schriftenreihe schreitet fort, diesmal mit einem sehr kräftigen Schritt bzw. einem sehr wichtigen Band: Die geborene Türkin Özyurt, die viele Jahre in Deutschland studiert hat, legt ihre mächtige Sammlung von Türkenliedern vor. Von Sammlung muß man bei dem Band in erster Linie sprechen, da der Textteil die Seiten 143 bis 529 umfaßt, und die Abhandlung vorher wirklich nur als Einleitung dazu erscheint.

Mit den Türkenliedern haben sich in vergangenen Jahrzehnten vor allem österreichische Forscher wie Stefan Hock und Rudolf Wolkan beschäftigt. Ihre kleinen Arbeiten sind verstreut erschienen und fast vergessen. Es ist daher nützlich, nach der leider unveröffentlichten Wiener Dissertation von Helene Patrias (Die Türkenkriege im Volkslied, Wien 1947) sich des Themas noch einmal anzunehmen, und bei der günstigen Gelegenheit alle greifbaren Texte geschlossen zu veröffentlichen. Senul Özyurt hat dazu eine kurze geschichtliche Einleitung verfaßt, welche den geschichtlichen Ablauf des türkischen Aufmarsches und die von den mitteleuropäischen Völkern, vor allem vom Reich und insbesondere von Österreich geleisteten Abwehr darstellt. Danach folgt ein Überblick über den „Türken“ im Spiegel der Volksmeinung. Die Lieder liefern für die verschiedenen Begründungen der Türkenabwehr die erforderlichen Zitate. Aber auch andere wesentliche Züge, etwa Wallfahrten mit Türkenmotiven, Türkenlocken, Türkensteuern, Türkenbruderschaften und -predigten werden kurz behandelt. Manchesmal fehlt die immerhin vorhandene Spezialliteratur, aber im ganzen ist viel wesentliches Material berücksichtigt worden. Was man dem Buchtitel nach eventuell erwarten könnte, nämlich das Motiv des Türken in der bildenden Volkskunst, das fehlt ganz. Man könnte daraus eine ganz stattliche Ergänzung zu diesem Werk gestalten.

Der zweite Teil der Einleitung befaßt sich mit den Türkenmotiven im Volkslied, überblickt also zunächst die Gattung des „Historischen Volksliedes“ überhaupt und stellt dann die „weltlichen“ wie die „geistlichen“ Türkenlieder vor. Die volle Heranziehung der „geistlichen Türkenlieder“ gehört zu den stärksten Seiten des Buches. Die ältere Volksliedforschung hat das geistliche Lied doch weitgehend vernachlässigt. Auch die Verbreitung dieser „geistlichen Türkenlieder“, die stärker war als die der „weltlichen“, wird gebührend herausgearbeitet.

Die Texte des „Anhangs“ sind offenbar nach den verschiedenen, zum Teil schon recht betagten Veröffentlichungen herangezogen, wohl meist ohne Berücksichtigung der eigentlichen Schrift- und Drucküberlieferung. Es sind dementsprechend auch die alten Schreib-, Lese- und Druckfehler mitübernommen. Das vielleicht merkwürdigste Stück darunter ist wohl der „Kunig Caffka aus Ungerland“ (S. 153, Nr. 2 b Str. 15), wo sich also der König Lassla (= Ladislaus) in einen König „Caffka“ verwandelt hat, was geradezu wie eine literarhistorische Fehlleistung anmutet. Man wird also für die fleißig gesammelten Texte wohl dankbar sein, bei einer weiteren Forschung sich aber auf den Abdruck in diesem Band nicht verlassen dürfen. Von wichtigeren Sammlungen fehlt der in diesem Fall besonders notwendige Schlossar (Deutsche Volkslieder aus Steiermark, Innsbruck 1881). Bei manchen Liedern wären neuere, kritische Abdrucke zu erwähnen gewesen. In einigen Fällen wird man also meine Historischen Volkslieder aus Österreich (Wien 1971) zur Ergänzung heranziehen müssen. Aber wenn man bedenkt, daß sich die Verfasserin in ein nicht ganz leicht zugängliches Gebiet der sprachlichen Volksüberlieferung einer ihr selbst zunächst fremden Sprache hat begeben müssen, so ist ihrem Unternehmen zweifellos beträchtliche Anerkennung zu zollen.

Leopold Schmidt

**Aus dem Namengut Mitteleuropas.** Kulturberührungen im deutsch-romanisch-slawobaltischen Sprachraum. Festgabe zum 75. Geburtstag von Eberhard Kranzmayer. Herausgegeben von Maria und Herwig Horning. (= Kärntner Museumsschriften Nr. 53), 116 Seiten, ein Porträt. Klagenfurt 1972, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 120,—.

Unser verehrtes Vereinsauschußmitglied, der große Mundartforscher Kranzmayer, ist 75 Jahre alt geworden. Zu diesem Anlaß haben ihm seine Kollegen auf dem Gebiet der Namenforschung, für die er sehr viel geleistet hat, eine kleine Festschrift gewidmet. Franz Koschier, der nunmehrige Herausgeber der „Kärntner Museumsschriften“ widmet dem alten Freund sein Geleitwort. Von den zwölf Abhandlungen seien hier nur einige, die sich näher mit volkskundlichen Fragestellungen berühren, aufgezählt. Maria Horning berichtet über „Die deutsch-romanisch-slawischen Berührungszonen entlang der südlichen Sprachgrenze des österreichisch-bairischen Mundarraumes“, also aus Kranzmayers eigenstem Bereich. Giovanni B. Pellegrini (Padua) beschäftigt sich mit einem sonst meist übersehenen Arbeitsgerät „Die Namen des ‚Reibeisens für Rüben‘ in Friaul (mit vier Abbildungen dieser ‚Riebeisen‘)“. Karl Puchner stellt dagegen die „Romanisch-germanischen Mischnamen in Altbayern“ zusammen. Wichtig ist der Beitrag von Rudolf Schützeichel „Zum Stand und zur Methode der deutschen Personennamenforschung“; nachbarlich bedeutsam erscheinen die „Bemerkungen zur mährischen Ortsnamenforschung“ von Ernst Schwarz. Aus der Schweiz stammt der für viele Landschaften wichtige Beitrag von Paul Zinsli „Lügen‘ und ‚Läuse‘ in alemannischen und romanischen Flurnamen“. Im ganzen also eine Festschrift, an der auch die Volkskunde nicht vorbeigehen darf.

Im Zusammenhang mit dieser namenkundlichen Neuerscheinung sei darauf hingewiesen, daß sich soeben in Wien eine „Österreichische Gesellschaft für Namenforschung“ gegründet hat. Neben der Sprachgesellschaft und dem Arbeitskreis der Altgermanistik besteht offenbar noch die Notwendigkeit, Namenforschung an sich und in einer eigenen Vereinigung zu betreiben. Wenn man sich viel mit landschaftlicher Volkskunde beschäftigt hat, kann man ein solches spezielles Bestreben durchaus verstehen. Die von Dr. Otto Kronsteiner geleitete Gesellschaft hat ihren Sitz in Wien 1, Liebiggasse 5 (Wörterbuchkanzlei). Sie beabsichtigt künftighin auch eine eigene Zeitschrift und eine Sonderreihe mit dem Titel „Österreichische Namenforschung“ herauszugeben.

Leopold Schmidt

### **Wörterbücher aus dem Bereich der bairisch-österreichischen Mundarten.**

Das von Eberhard Kranzmayer, Maria Hornung und ihren Mitarbeitern herausgegebene „Bayerisch-österreichische Wörterbuch, I., Österreich“ ist soeben mit seinem ersten Band fertig geworden, die achte Lieferung hat „auf — Azor“ enthalten. Noch während der mühsamen Arbeit an diesem Hauptwerk der bairisch-österreichischen Mundartforschung erscheinen aber immer wieder Teilwörterbücher, die wie das Hauptwerk auch, von volkskundlichem Interesse sind. Daher muß auf sie hier aufmerksam gemacht werden.

**Hans Fink, Tiroler Wortschatz an Eisack, Rienz und Etsch.** Nachlese zu Josef Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten. Zum Druck vorbereitet von Karl Finsterwalder (= Schlern-Schriften, Bd. 250), Innsbruck 1972, Universitätsverlag Wagner Ges. m. b. H., XXX und 320 Seiten. S 762,—

Man kennt den Brixener Gastwirt Hans Fink als Sammler von Brauchtum und Volkerzählgut seiner Heimat. Er hat seine Aufzeichnungen schon in mehreren Bänden veröffentlicht, worauf wir in der ÖZV immer aufmerksam gemacht haben. Im vorliegenden Fall stellt sich nun Fink auch als Mundartsammler vor. Seit mehr als dreißig Jahren hat er jede Gelegenheit wahrgenommen, Mundartausdrücke aufzuzeichnen, und hat sich bei örtlichen Gewährsleuten vergewissert, wie die Ausdrücke nun wirklich lauten und was sie bedeuten. Als ausgesprochener Selbmademan hat er sich auch hier eigene Methoden zurechtgelegt. Für die gedruckte Ausgabe seiner sehr umfangreichen Sammlung hat die Schriftleitung der Schlern-Schriften dann aber doch den betagten, bewährten Tiroler Sprachforscher Karl Finsterwalder herangezogen, der, wie man aus vielen Stichproben entnimmt, sich des umfangreichen Materials kritisch angenommen hat.

Das Werk bezeichnet sich als eine Nachlese zu dem „Wörterbuch“ von Josef Schatz, das ja seinerzeit, 1955/56, auch Finsterwalder aus dem Nachlaß von Schatz für den Druck vorbereiten mußte. Dieses Wörterbuch war, man muß es sagen, in mancher Hinsicht eine Enttäuschung. Wenn man Sacherklärungen suchte, so fand man bei Schatz weit weniger als in anderen Mundartwörterbüchern, weniger sogar als in dem hundert Jahre alten „Tirolischen Idiotikon“ von J. B. Schöpf (1866). Eine Nachlese gerade auf diesem Gebiet wäre daher besonders nützlich gewesen. Aber daran war schon Fink wenig, und wohl Finsterwalder noch weniger gelegen. Was also in dem Bladener Wörterbuch von Maria Hornung so zu rühmen ist, das fehlt hier fast ganz. Wenn sich ganz knappe sachliche Erläuterungen finden, sind sie unanschaulich, und selbstverständlich auch von keinerlei Bildern unterstützt. Zudem haben wohl weder Fink noch Finsterwalder volkskundliche Zeitschriften von außerhalb Tirols gelesen. Manches, was sie vorbringen, wäre von hier aus leicht zu korrigieren gewesen, beispielsweise die Ausführungen über die „Salzkirchln“ (S. 224), wofür ein Blick in unsere ÖZV (Bd. XX/69, 1966, S. 37 f.) genügt hätte. Aber der überaus fleißigen Sammlerarbeit soll doch bescheinigt werden, daß man sie künftighin sicherlich bei jeder volkskundlichen Arbeit über Südtirol wird mitheranziehen müssen.

Leopold Schmidt

**Maria Hornung, Wörterbuch der deutschen Sprachinselmundart von Pladen (Sappada) in Karnien (Italien)** (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Studien zur österreich-bairischen Dialektkunde, Bd. 6), Wien 1972, Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf., XXX und 525 Seiten, mit Illustrationen von Franz Kratochwil. S 660,—.

Die Sprachinselmundart von heute kann vielfach andere Wege gehen als noch vor dem zweiten Weltkrieg. Unbelastet von alten Freund-Feind-Verhältnissen einerseits, stark unterstützt durch die moderne Technik, macht sie offensichtlich doch ihren Weg. Die Sprach-Halbinsel Pladen, 1300 Meter hoch in den karnischen Alpen, war früher kaum bekannt, so steil waren die Karrenwege da hinauf.

Heute fährt man mit dem Wagen auf guten Straßen hin, wodurch auch Sommerfrischler und Wintergäste den Weg hinauf gefunden haben. Als der Vorarlberger Josef Ritter von Bergmann, das erste gewählte Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1849 die ersten spärlichen Mitteilungen über Pladen und Sauris machte<sup>1)</sup>, konnte niemand ahnen, wieviel Mühe die Mundartforschung noch in die Sammlung dieser alptirolischen Mundartreste würde investieren müssen. Sie hat es getan, ein Einheimischer, Pietro Sartor Schlossar hat ihr dabei fleißig vorgearbeitet. Sein Nachlaß, von der Tochter zur Verfügung gestellt, wurde auf Anregung von Kranzmayer durch Maria Hornung bearbeitet, die fünfzehn Jahre hindurch Sommer für Sommer in Pladen aufzeichnete, wobei sie und ihr Ehemann Herwig Hornung Haus und Gerät, Tracht und Masken durchphotographierten, so daß sie damit weit über die Erhebungen von Baragiola (1915) hinauskamen.

Das Ergebnis der vielen Mühe liegt vor, es wurde in einer geselligen Feier der Akademie vorgelegt, der auch ein ganzer Autobus voll Leuten aus Pladen beiwohnen konnte — undenkbar noch vor wenigen Jahrzehnten, und heute ein fröhlich gefeierter Arbeitsabschluß. Man wird mit dem Wörterbuch sicherlich auch von Seiten der Volkskunde sehr zufrieden sein. Alles, was sachkundlich einigermaßen bemerkenswert erschien, hat Franz Kratochwil nach den Photos des Ehepaars Hornung in holzschnittartige Strichzeichnungen übersetzt, so daß das Wörterbuch eine gewisse Ähnlichkeit mit den schönen Büchern von Paul Scheuermeier bekommen hat. Da finden sich also Herdgeräte ebenso wie Pflüge, Waschpleuel ebenso wie Brotgramel, dann Wassertragfäßchen, Dreschflegel, Eggen, Heuziehgeräte, Hechel und Haspeln, Joche, Heuharfen und was alles dazugehört. Es ist, soviel man beim ersten Durchlesen sieht, kaum etwas Neues, bisher Unbekanntes darunter. Manche Worterklärung stimmt mit den bisherigen nicht überein, so beispielsweise bei den „Kesen“, den Heuharfen (S. 274). Manche Sacherläuterungen hätte ein Sachvolkskundler prägnanter gefaßt. Bei den Masken der „Rollaten Lotter“ (S. 295) hätte man aus der Maskenliteratur erkennen können, daß es sich um verhältnismäßig junge Typen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts handeln muß. Aber das tritt alles vor der Gesamtleistung zurück.

**Frankfurter Wörterbuch.** Auf Grund des von Johann Joseph Oppel (1815—1894) und Hans Ludwig Rauh (1892—1945) gesammelten Materials, herausgegeben vom Institut für Volkskunde der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main in Verbindung mit der Frankfurter Historischen Kommission. 1. Lieferung, bearbeitet von Rainer Alshheimer. Einleitung und A—Äsche. Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt am Main 1971. (4) 208 Seiten.

**Frankfurter Wörterbuch.** Auf Grund des von Johann Joseph Oppel (1815—1894) und Hans Ludwig Rauh (1892—1945) gesammelten Materials, herausgegeben in Verbindung mit der Frankfurter Historischen

---

<sup>1)</sup> Über Bergmann kann man sich jetzt gut orientieren, da 1972 sein 100. Todestag gefeiert wurde. In Vorarlberg fand zu diesem Anlaß eine stattliche Ausstellung statt, zu der auch ein schöner Katalog erstellt wurde: Josef Ritter von Bergmann. Festschrift zur Feier am 29. Oktober 1972 in Hittisau. Katalog der Ausstellung in Bregenz und Hittisau vom 16. Oktober bis 5. November 1972. Bregenz 1972, Vorarlberger Landesmuseum. Elmar Vonbank hat die Ausstellung geleitet und den Katalog erstellt. Ein Lebensbild schrieb sein derzeitiger Nachfolger im Amt Bernhard Koch. Über Bergmanns landeskundliche Arbeiten schließlich referierte Hermann Gsteu. Mit seinen 88 Seiten und XLIII Abbildungen ist der Katalog also auch für unsere Wissenschaftsgeschichte von Bedeutung.

Kommission von Wolfgang Brückner, Universität Frankfurt. 2. Lieferung, bearbeitet von Rosemarie Schanze. Äschengrit—Bumskopf. Verlag Waldemar Kramer, Frankfurt am Main 1972. VIII + 208 Seiten (S. 209—416). Subskriptionspreis pro Lieferung DM 28,—.

Wenn man sich mit deutscher Volkskunde landschaftlich beschäftigt, muß man die entsprechenden Mundartwörterbücher heranziehen. Es gibt sie in großer Zahl und mitunter gerader profunder Ausführung. Einige Spätlinge unter ihnen sind durch den letzten Krieg steckengeblieben, werden aber meist auch noch weitergeführt. Wenn man sich zusätzlich noch mit Stadtvolskunde beschäftigt, wird man gut daran tun, sich auch um Wörterbücher der einzelnen Stadtmundarten umzusehen. Sie sind bemerkenswerterweise meist schlichter, um nicht zu sagen schlechter als solche Landschaftsunternehmungen wie sagen wir das Rheinische oder das Schwäbische Wörterbuch, sind öfter von halben oder ganzen Laien angefangen und nur selten von Fachleuten anerkannt worden. Und dennoch enthalten auch sie meist Sprichwörter, Redensarten, mitunter sogar Brauchbeschreibungen und Volksglaubenszüge, kurzum, man kann sie eigentlich auch nicht entbehren. So haben wir in den letzten Jahren zu unseren großen Mundartwörterbüchern auch manche derartige Erscheinungen gestellt: Fritz Höning, Wörterbuch der Kölner Mundart (1952); Karl Schramm, Mainzer Wörterbuch (1958); Albert Weber und Jacques M. Bächtold, Zürichdeutsches Wörterbuch (1961); Herbert Maas, Ein Nürnberger Wörterbuch (1962). Und so greifen wir denn auch nach dem soeben erschienenen Frankfurter Wörterbuch, und das umso lieber, da es doch am Institut für Volkskunde der dortigen Universität gearbeitet wird.

Nun ist dieses seit langem vorbereitete Frankfurter Wörterbuch etwas anderes als die genannten Wörterbücher anderer Stadtmundarten. Es haben sich schon früh große Germanisten wie Friedrich Panzer und Julius Schwietering darum bemüht, haben eine Kommission gebildet, die auch die Arbeiten von Hans Ludwig Rauh entscheidend fördern konnte. Aber nach dem Tode Rauhs lag das Material dann eben doch brach, 130.000 Zettel, und es war sicherlich richtig, sich seiner mit kräftigem organisatorischem Griff anzunehmen. Wolfgang Brückner hat viel Energie daran gewendet, um Geld, Schreibmaschinen, Papier usw. zu bekommen, die Rainer Alsheimer dazu befähigten, diesen Zettelberg durchzuordnen. Er hat denn auch die ganze erste Lieferung bearbeiten können, welche die detailreiche Einleitung Brückners bringt, die Einführung in die Wörterbucharbeit von Alsheimer, eine Abhandlung von Alexander Riese über die Forschungen Oppels zur Frankfurter Mundart (1920) und auch die Arbeit von Rauh, Die Frankfurter Mundart in ihren Grundzügen dargestellt (1921). Es war sicher richtig, diese längst unzugänglich gewordenen Arbeiten hier neu zu drucken, da sie der Erschließung des daran anschließenden alphabetisch geordneten Wortschatzes dienen. Von A—Äsche hat ihn noch Alsheimer aufschlüsseln können, von Äschengrit bis Bumskopf hat nun in der zweiten Lieferung Rosemarie Schanze die Herausgabe übernommen.

Die beiden Lieferungen zeigen schon auf den ersten Blick, daß sie handlich und gut gearbeitet sind. Zunächst wollen wir also nichts weiter tun, als dem von so vielen gutwilligen Förderern abhängigem Werk rasche und gute Fortsetzung wünschen.

Leopold Schmidt

Heinz Haushofer, **Die deutsche Landwirtschaft im technischen Zeitalter** (= Deutsche Agrargeschichte, Bd. V), 2. verbesserte Auflage. Stuttgart 1972, Verlag Eugen Ulmer. 327 Seiten mit 19 Abbildungen und 16 Bildtafeln. DM 58,—.

Das vielbändige von Günther Franz herausgegebene Werk ergänzt und erweitert sich immer wieder. Diesmal muß auf ihren Fünften Band hingewiesen werden, weil er nun schon in zweiter Auflage erscheinen kann. Gewiß ein

historisches Werk, kein volkskundliches. Aber wer immer sich mit „Bauernvolkskunde“ beschäftigt, der sollte den Weg des deutschen Bauerntums im 19. und 20. Jahrhundert an Hand dieser gründlichen und anschaulichen Darstellung verfolgen. Man hat dabei nicht nur mit Albrecht Thaer oder dem immer wieder lesenswerten Max Eyth zu tun, sondern sieht sich auch Wilhelm Heinrich Riehl konfrontiert, diesmal ohne Urgroßväterbeschimpfung, sondern sachlich und daher weiterfördernd (S. 137 ff.). Darstellung und Literaturnachweise sind bis an die unmittelbare Gegenwart herangeführt.

Leopold Schmidt

**Leonhard Atzberger, Geschichte der christlichen Eschatologie innerhalb der vornicänischen Zeit.** Mit teilweiser Einbeziehung der Lehre vom christlichen Heile überhaupt. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von Freiburg i. B. 1896 zu Graz, Akademische Druck und Verlagsanstalt 1970. Geb. 646 Seiten.

Als die Theologie des 19. Jahrhunderts bei beiden christlichen Bekenntnissen des Westens in den geistesgeschichtlichen Wellen der Spätaufklärung, des Historismus, des Kulturkampfes usw. sich stärker als je mit den Quellen der Anfangsperioden des Christentums auseinanderzusetzen hatte, wurde auch für eine sich mählich herausbildende Vergleichende Religionswissenschaft und die Religiöse Volkskunde manches erst sichtbar, worauf diese und jene Nachbarsdisziplin vorher nur zögernd zu greifen gewagt hatte. Bibelkritik und Dogmengeschichte zwingen zu neuen Gesamtdarstellungen, aus denen manch ein heute als „klassisch“ zu benennendes Werk entstanden war, zu dem man als Nichttheologe, aber von der Kulturhistorie wie von der Vergleichenden Volkskunde her in den Fragen der religiösen Überlieferung im abend- wie im morgenländischen Raume der Geschichte wie der unmittelbaren Gegenwart sehr Angesprochener gerade auch in der unleugbaren Krise der Theologie von heute immer öfter greift. Ob dies nun die fünfbandige Patrologie von O. Bardenhewer oder Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (1882—1903<sup>2</sup>) ist oder aber „Der Atzberger“, wie man diesen Neudruck 1970 der Ausgabe 1896 des einstigen Münchener Dogmatikers und Universitätspredigers benennt, es ist ein ganz besonderes Werk, dem der gleiche Verfasser seine „Christliche Eschatologie in den Stadien ihrer Offenbarung im Alten und Neuen Testamente“ zu Freiburg i. B. 1890 hatte vorangehen lassen. Was der Verfasser noch unter dem Eindruck des Kulturkampfes im Deutschen Reiche, der ja vom Papste erst 1887 „offiziell“ als beendet erklärt worden war, noch 1895 schrieb („Ist ja doch bei vielen das Urteil über ein Buch schon fertig, wenn dessen Verfasser bekannt, daß er auf offenbarungsgläubigem oder gar katholischem Standpunkte stehe“) berührt uns heute kaum noch. Zu sehr sind religiöse Tabus gefallen. Zu sehr ist es offenbar geworden, daß die Divergenzen in den Ansichten über Dogmen und andere Kirchenlehren auch die Reihen der Theologen einer und derselben Konfession spalten. Was L. Atzberger aber sonst noch befürchtet hatte, daß andere vielleicht in seiner Schrift „eine gewisse Breite und Überfülle des Stoffes sowie manches nicht streng zur Sache Gehöriges finden“ könnten, das ist gerade sein Vorteil für uns. Er läßt die Neuauflage wohl nicht nur für Theologen und Kirchenhistoriker, sondern zumal auch für deren Nachbardisziplinen so willkommen erscheinen.

Heilshoffnung und Jenseitsangst gehören zu den Grundstimmungen der *conditio humana*. Sie fehlen in keiner der großen Religionen. In Kosmogonien und Mythen drücken sie sich aus, in pastoral intendierten oder in laienfromm sich über Dogmen hinwegsetzenden Legenden. Sie gewannen und gewinnen immer neue Gestalt im Jenseitsbilde nach Kirchenlehre, schriftbestimmter Konzeption oder freier Gestaltung aus den Grundkräften der Seele. Was das Chri-

stentum betrifft, sind seine diesbezüglichen Ideen, die im Dogma wie in der volksreligiösen Tradition nunmehr schon gut anderthalb Jahrtausende nachwirken, von vornherein geprägt durch einen Synkretismus aus hochentwickelten Jenseitsvorstellungen und Heilsbedingungen im Judentum mit seiner selber schon vielschichtigen Eschatologie, ferner aus den geistigen Zutaten seitens synkretistischer Judenchristen, der Gnostiker, der weitausgreifenden Lehren des Antignostikers Irenäus († 202), der Montanisten und wieder ihrer Gegner, eines Hippolytus von Rom (3. Jh.). Werden von Atzberger hier schon dankenswerterweise die Quellen sehr ausgebreitet, die Geschichte ihrer Erschließung zumindest angedeutet und ihre Kritik mit weiten Ausgriffen vorgeführt, so verstärkt sich das noch in jenen Perioden und mit theologischen Lebenswerk jener Theologen, von denen letztlich das heute noch „gültige“ Bild von den Letzten Dingen auch im „Volke“ geprägt wurde: Clemens von Alexandrien († vor 215), Origenes († 254) und dessen zahlreiche Schüler. Gerade hier aber schließen sich breite Exkurse an über die Jenseitsvorstellungen eines Adamantius (Anf. 4. Jh.), der „Apostolischen Constitutionen“, der Sibyllinischen Weissagungen, die für den kulturhistorisch arbeitenden Volkskundler in dem von Atzberger so mühevoll durchleuchteten Geflecht von Querverbindungen ebenso wichtig sind wie diese weiteren Quellen: die Manichäer, die „geoffenbarte Eschatologie“ eines Cyprian, Minutius Felix, Novatianus, Commodus, Viktorin von Pettau und bei Arnobius, der ja in seinen Bekenntnissen als Christgewordener soviel vom selbstpraktizierten Heidentum seiner Jugendjahre erzählt. Wenn sich dann noch Lactantius (Institutiones divinae, De mortibus persecutorum) und die Widerspiegelung eschatologischer Begriffe und Vorstellungen in den Märtyrerakten, in der Liturgie, in Gebets- und Hymnentexten, auf den frühesten Bildern und Inschriften herangezogen werden, so wird erst vollends klar, aus wieviel Quellen jene heute sozusagen „offizielle“ Eschatologie der Kirche gespeist wurde und aus wieviel Nebenadern unser volkstümliches Gut zusammengefloßen ist, auch wenn die Dominanz der Prägung im ersten ökumenischen Konzil von Nicäa 325 nach dem Kirchensieg über die Arianer und so vieles andere, zumal „Pagane“ unverkennbar bleibt. L. Atzberger wußte kritisch und spannend zugleich darzustellen. Er bietet eine solche Fülle von Quellen und aus ihnen die wesentlichsten Formulierungen und termini griechisch und lateinisch, daß auch die Volkskunde dafür nur dankbar sein kann, zumal neben den theologisch für die Dogmengeschichte relevanten Texten jeweils auch breit die zeitgleichen und damit zeitkennzeichnenden Legenden und Marterberichte (Perpetua-, Felicitasmarter, Visionen) und die so oft auf Apokryphen, Apokalypsen und wiederum Legenden gegründeten Homilien ausführlich herangezogen werden. Ein wirklich begrüßenswerter, gut ausgestatteter, mit Sach- und Namensregister versehener Neudruck.

Leopold Kretzenbacher, München

**Die Märchen der Weltliteratur.** Begründet von Friedrich von der Leyen. Herausgegeben von Kurt Schier und Felix Karlinger. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf. Neue Bände:

**Mazedonische Volksmärchen.** Herausgegeben und übersetzt von Wolfgang Eschker. 1972. 280 Seiten. DM 22,—.

Genau zur gleichen Zeit, da „Mazedonien“ wieder einmal im politischen Streitgespräch behandelt wird, erscheint dieser erfreuliche Band der großen Diederichs-Märchenreihe. Es ist sehr verdienstlich, hier eine wohlüberlegte Auswahl eines reichen und bunten Volkserzählgutes vorzulegen, von dem bisher nichts in deutscher Sprache bekanntgemacht war. Aber freilich ist die wichtigste, dreibändige Sammlung dieses Gutes, die „Makedonski narodni prikazni“ von Marko K. Cepenkov, erst 1958—1959 in Skopje erschienen. Zehn Jahre spä-

ter hat das neugegründete „Institut za folklor“ in Skopje begonnen, ein eigenes Veröffentlichungsorgan, die „Makedonski folklor“ herauszubringen, von der uns bisher drei Bände (1968, 1969, 1970) vorliegen. Und 1972 ist nun auch der erste Band einer eigenen Schriftenreihe dieses Institutes erschienen, der von čven-tanka Organdžieva stammt und „Aperçu sur les Études de l'origine et du développement de la poésie épique sud-slave jusqu'a 1920“ betitelt ist (Skopje 172, 124 Seiten, mit französischer Zusammenfassung).

Da kommt also dieser Band mit seinen 69 Erzählungen gerade recht. Er enthält vor allem Tiergeschichten, dann viele Zaubermärchen, und schließlich Schwänke. Es sind gut erzählte, offenbar auch gut übersetzte Stücke, die durch ein kurzes, aber informatives Nachwort und knappe Anmerkungen erschlossen werden. Kurt R a n k e hat das wie immer nützliche Typen- und Motivverzeichnis dazu erstellt, das unter anderem auch darauf hinweist, daß man zumindest bei den Schwänken die fünf-hundert-jährige Zugehörigkeit zum Türkenreich deutlich spürt. Schließlich ist es ja noch gar nicht so lange her, daß wir zu Skopje eben noch „Ūskiüb“ sagten. Im übrigen könnte man sich vorstellen, daß zu dem Band eine umfangreichere Auswertung erscheinen könnte, zu der wohl der Übersetzer Wolfgang Eschker gut gerüstet wäre.

**Märchen aus Vietnam.** Herausgegeben und aus dem Vietnamesischen übertragen von O t t o K a r o w. 1972. 278 Seiten. DM 22,—.

Auf außereuropäische Märchenbände können wir hier nur gerade hinweisen. Es war fast selbstverständlich, daß in der Diederichs-Reihe auch ein Band mit Märchen aus Vietnam erscheinen würde, obgleich bereits, infolge der langandauernden Aktualität, einige Bände in deutscher Sprache erschienen sind. Wir machen nur auf die Bücher von Eduard C l a u d i u s (Berlin 1967) und von H. N e v e r m a n n (Kassel 1952) aufmerksam. Französische Ausgaben hat es in der Zeit von Französisch-Indochina schon im 19. Jahrhundert gegeben. Die schöne Auswahl wird durch ein kurzes Nachwort, durch knappe Anmerkungen und durch das von Kurt R a n k e erstellte Typen- und Motivregister erschlossen, durch das unter anderem die Verbindung mit dem chinesischen Märchengut zum Ausdruck gebracht erscheint. Leopold S c h m i d t

**Bruno Schier, Der Bienenstand in Mitteleuropa.** Neudruck der Ausgabe von 1939, vermehrt um ein ergänzendes Schriftenverzeichnis der Neuerscheinungen seit 1939 und ein Nachwort mit wissenschaftlichen und kritischen Bemerkungen zu diesem neuen Schrifttum. VIII und 108 Seiten mit 69 Abbildungen und Karten. Walluf bei Wiesbaden, Verlag Dr. Martin Sändig, 1973. DM 33,—.

Der Verlag Dr. Martin Sändig oHG, Walluf bei Wiesbaden, Nelkenstraße 2, ersucht uns, hier den bibliographischen Hinweis zu veröffentlichen, daß das bekannte Buch von Bruno Schier als Neudruck wieder lieferbar ist. Das Buch hat sein Schicksal erlebt: Bei Kriegsausbruch 1939 ist fast die ganze Auflage einem Bombenangriff zum Opfer gefallen. Daher ist es sehr selten geworden, auch Fachbibliotheken konnten es kaum erwerben oder nachbeschaffen. Der Neudruck ist daher zu begrüßen. Red.

**Lenz Kriss-Rettenbeck, EX VOTO. Zeichen, Bild und Abbild im christlichen Votivbrauchtum.** 420 Seiten, 144 Ss. Bildteil, 36 davon in Farben, 256 Seiten Text mit 70 Illustrationen. Atlantis-Verlag Zürich—Freiburg i. B. 1972.

Ein neues und wiederum prachtvoll ausgestattetes Werk des Münchener Forschers und Landeskonservators am Bayerischen Nationalmuseum, Lenz Kriss-Rettenbeck, ist nun im Reigen der derzeit auffallend reich ange-

botenen Werke zur Religiösen Volkskunde auf den Büchermarkt gekommen. „Ex voto“: seit Jahrzehnten ein zentrales Forschungsanliegen der Volkskunde wie der Kunst- und Kulturgeschichte, Rudolf Kriss, einem ihrer tatkräftigen Wegbereiter zum 70. Geburtstag (5. III. 1973) gewidmet. Als solches beim Vf. noch tiefer führend, weiter ausgreifend in der Ausarbeitung früh begonnener Studien. Manches Grundsätzliche dazu war vor nahezu 20 Jahren von ihm gesagt worden: „Heilige Gestalten im Votivbild“ (Kultur und Volk, Festschrift für G. Gugitz, hrsg. v. L. Schmidt, Wien 1954, S. 333—359); bereits erheblich spezialisierter: „Das Votivbild“ (München 1958); des weiteren mit überschauend Erfassendem: „Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens“ (München 1963), bereits mit Vorausschau auf Materialien zu „Amulett und Talisman“ (zus. mit L. Hansmann) (München 1966). Dies alles offenbar in einer Art vorgezeichneter Entwicklungslinie geistigen Ringens, aus der gleichwohl in Fülle anregende „Exkurse“ in abseitig Scheinendes, vom sogenannten volkskundlichen Kanon wenig Beachtetes gehen. Wir erinnern an die Studie „Ars viva: Tradition und Kontinuität. Das ‚Votiv‘ bei Fritz Koenig“ (Sammelwerk „Kontinuität?“, hrsg. v. H. Bausinger und W. Brückner, Berlin 1969, S. 87—101). In ihr richten sich volkskundliche wie kunstästhetische und kulturphilosophische Beobachtungen an ein Phänomen der Moderne.

Es gibt sicherlich ein Dutzend Stellen im Buchtexte, die im philosophisch intendierten Sprachstil „überzogen“ sind, fast nur noch mit Fremdwörtern einer esoterisch gewordenen „Wissenschaftssprache“ Aussagen erbringen wollen, die gewiß an Klarheit gewinnen, wenn man sie einfacher gestaltete, womöglich unmittelbar mit konkreten Beispielen verbinden würde. Aber L. Kriss-Rettenbeck kommt eben vor vornherein von einem philosophisch-theoretischen Erfassen her, hatte sich selbstverständlich nie mit dem Deskriptiven begnügt. Er will auch hier den Anschluß an eine — sich allerdings unablässig wandelnde und also auch nicht aussageklar bleibende — Terminologie finden, die sich bewußt durch Besonderung im Ausdruck von anderen Tendenzen der heute so krisenhaften Volkskunde-Forschung vieler Richtungen absetzt. (Vgl. S. 9, S. 301, hier auch mit Druckfehler belastet, et passim). Darüber muß man ebenso hinwegsehen wie über kleine Pannen in fehlerhaften Bildverweisen, eine Zitatunvollständigkeit u. dgl. Das verschwindet angesichts der unglaublichen Fülle des gebändigten, begriffsklar gegliederten Materials und der Themenfülle, zu denen gegenüber früheren Werken gerade auch die reichen, bisher von uns aus kaum erreichbaren Beispiele aus Mittel- und Südamerika mit Bildproben und Literaturhinweisen treten. Stärker als je zuvor ist auch der überragende Anteil Italiens betont, an seinen frühen wie seinen Gegenwartsformen des Votivwesens und der ex voto-Gestaltung.

Das große Werk gliedert sich in diese Hauptabschnitte: 1. „Erscheinungsformen“. Darin geht es dem Vf. um die kritische Erfassung des Votivbrauchtums als religiöses wie als Kulturphänomen, dazu um die je nach Ausgangsebene recht verschieden gelagerte Beurteilung im Laufe der immerhin schon seit vielen Dezennien laufenden näheren Erforschung. Schon hier ergab sich ja die Notwendigkeit engerer Eingrenzung dessen, was votum, „Weihebild“, „Votivbild“ einschließlich weltweit verbreiteter Sonderformen (wie jener des „Fetzenopfers“, S. 14) überhaupt sein kann. Ein 2. Abschnitt über „Zeichen, Bild, Spur, Schrift“, gesehen an (vorgefunden bzw. vorgegebenen) „Dingen und Gebilden“, in der Aussageweise geschieden nach „technischen Zeichen“ und „literalen Äußerungen“, führen den Vf. zum philosophisch-kritischen Versuch, Begriffe wie „Zeichen“, „Symbol“, „Engramme“ usw. zu scheiden (S. 13 f.). Der 3. Abschnitt über „Dokumente“ (bildliche und literale Quellen, lokale Befunde) muß sich notgedrungen mit historischen Fakten auseinandersetzen. Das geschieht (z. T. bereits im Vorgriff auf Abschnitt 4: „Votivtafeln“) mit der Gliederung nach den Typen der rezenten Votivtafeln, nach deren Entstehung überhaupt wie nach

den Früh- und Nebenformen bis hin zur Ikonographie einer Votivtafel. Wir wissen von christlichem Weihebrauchtum mit Sicherheit erst aus der Zeitspanne zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert (S. 106). Es steht damals in unmittelbarer Nachbarschaft mit ähnlichen, wenn nicht überhaupt identischen Praktiken der Heiden, ablesbar etwa aus Burkhard von Worms u. a. Votiv-Tafeln sind als solche überhaupt erst ab dem späten 15. Jahrhundert gesichert nachweisbar.

Es ist erstaunlich, wie rasch sich (doch wohl gerade unter dem Einfluß volkskundlich-kulturhistorischer Aufmerksamkeit für das Votivwesen und seine historischen Zeugnisse!) die Verhältnisse gegenwärtig auch zum „Guten“ ändern. Was nach L. Kriss-Rettenbeck (S. 115) 1957 für Tolentino in Mittelitalien noch galt, daß dort „Hunderte von Votivtafeln in mehrere Kubikmeter gestapelt“ vorgelegen seien, stimmte 1968 nicht mehr. Die Augustinereremiten unterhalten ein wohlgeordnetes Votivgaben-Museum; alles andere ist in der sehr belebten Wallfahrt nicht mehr sichtbar. Gleiches gilt für Dance bei Dubrovnik (S. 117) oder für die Marienwallfahrt Gospa od Skrpjela (sic. nicht „Skopjela“ wie S. 117; vgl. Pavao Butorac, Gospa od Skrpjela, Sarajevo 1928) bei Perast in der Bucht von Kotor/Cattaro. Der „ordnende Eingriff der Kirchenverwaltung oder einer an diesen Dingen interessierten Person“ (S. 121), von dem Vf. hinsichtlich der Darbringung und Aufbewahrung von Votivgaben spricht, unterlag und unterliegt immer noch in vielen Fällen einer ausräumenden „Reinigung“ des Gotteshauses von „unwürdigen Relikten eines an sich doch heidnischen Kultes“ wie mir ein (vermeintlich „fortschrittlich“ gesinnter Kaplan) neulich erklärte. Die rühmend zu erwähnenden Ausnahmen, die eine kirchenschmückende, eine Votivfreude bewahrende und dabei denkmalpflegerisch-museal geschmackvolle Schaustellung von Ursprung, Werden und Sein einer Gnadenstätte ermöglichen, wie z. B. Andechs, Altötting, Madonna dell'Arco (Neapel) oder in jüngster Zeit wirklich vorbildlich Castelmonte östl. von Cividale in Friaul usw., bleiben ja vorerst noch Ausnahmen.

Lenz Kriss-Rettenbeck sieht sich gedrängt, da und dort auch polemisch zu werden. Immer suaviter in modo, sed fortiter in re. Aber immerhin ist die Auseinandersetzung mit der („meist am grünen Gelehrtentisch konstruierten“) Vorstellung von der Unfähigkeit des „Volksmenschen“, des „Unterprivilegierten“, „Unmündigen“ usw. zu symbolisierender und poetischer Vernunft im Gegenübertreten zur Gottheit, die eben als Person erlebt wird, durch den Votanten mit seinem „sakramentalen Weltbild“ (S. 276) nötig. Heuristische Probleme, Fragen nach der Berechtigung dieser und jener Forschungsmethoden klingen in der kritischen Auseinandersetzung mit L. Schmidt dort an (S. 285—287), wo es um die Einordnung der relativ jungen Erscheinungen des „Besenopfers“ geht bzw. (S. 287 ff.) hinsichtlich der anscheinend nicht voll ausdiskutierten Thesen über das „Löffelopfer“, zu dem L. Schmidt eine räumliche Weit- und zeitliche Tiefenschau versucht hatte. Das führt den Vf. zu weiterer Auseinandersetzung mit einer Gegenposition von H. Bausinger (S. 289 f.) und seiner umstrittenen Kontinuitätsthese. Man sieht, es spiegelt sich — wie bei Lenz Kriss-Rettenbeck gar nicht anders zu erwarten in seiner grüblerischen Art, Phänomene der Kultur sehr bewußt von einem rational-philosophischen Standpunkt aus zu definieren und jeglicher Hypothese gegenüber grundsätzlich mißtrauisch zu sein — ein gutes Stück moderner Wissenschaftsgeschichte unseres Faches in diesem mit farbigen und schwarz-weiß Bildern in großer Fülle, mit Literaturhinweisen, Anmerkungen und Registern reich ausgestatteten und in jeder Hinsicht gewichtigem Werke. Es stellt denn auch einen bedeutsamen, weitgreifenden Schritt in der Frage der Grund-„Bedeutung“ des Votivwesens überhaupt dar, für das abschließend die Begriffe der Praesentatio, der Promulgatio und der Dedicatio noch gesondert abgegrenzt werden.

München

Leopold Kretzenbacher

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
Wien 1973



# Tracht und Mode an zwei großen Zeitenwenden: am Ende des Mittelalters und heute

Von Karl Ilg, Innsbruck

Tracht und Mode sind bekanntlich zwei einander verwandte Erscheinungen. Beide dienen der Aufgabe, den Menschen zu schützen und ihn zu repräsentieren.

Während die Mode räumlich nicht beschränkt ist und ständig wechselt, so daß von ihr R. Weiß behaupten konnte, „sie vergehe in dem Augenblick, da sie entstehe“, ist die Tracht stets an eine bestimmte räumliche Gemeinschaft gebunden und empfinden wir an ihr eine un-leugbare Beständigkeit, wengleich diese im einzelnen auch sehr variabel sein mag.

Tracht und Mode befruchten sich gegenseitig. Gerade aus diesem Aspekt heraus sind wir hier veranlaßt, uns der Grundzüge der Mode im Ablauf der Geschichte bewußt zu sein und zu versuchen, auch die heutigen Grundzüge derselben zu analysieren. Es bieten sich dabei zweifelsohne nicht uninteressante Parallelen aus der Vergangenheit an.

Eine der auffallendsten Erscheinungen der Mode und Kleidungs-geschichte unserer Zeit ist einmal der außergewöhnlich große Abstand zwischen der Kleidung der älteren und jüngeren Generation! Während in den vorangegangenen Generationsketten beinahe stereotyp dem Jugendlichen jenes Gewand zugemessen ward, das die Eltern trugen, so daß sich der ablaufende modische Wandel an deren Kleidung vollzog und sich auf die Jugendlichen nachfolgend übertrug, hebt sich die heutige Jugend, mit einer ihr eigenen Mode, zum Teil äußerst radikal von der von der älteren Generation vertretenen Mode ab. Die Klagen darüber sind bekanntlich zahllos.

Fragen wir uns nach Parallelen in der Geschichte, so werden wir zwangsmäßig auf ein ähnliches Geschehen an der Wende vom Mittelalter in die Neuzeit gelenkt. Hierbei sei nicht zu übersehen, daß solche modische Entwicklungen zweifellos stets moralisch-weltanschauliche, aber auch technische und wirtschaftliche Hintergründe besitzen. In Zeiten wirtschaftlicher Bedrängnis und Not, wie wir sie beispielsweise zwischen beiden Weltkriegen erlebten, läßt sich verständlicherweise nie ein vielsagender Wandel erwarten.

Doch an der genannten Zeitenwende waren wesentliche Kräfte ins Rollen gekommen. Durch das Aufkommen der Städte vollzog sich auch ein Umsturz in der sozialen Struktur. Die Geldwirtschaft führte neue Reiche herauf. Gleichzeitig geriet im Hunger nach Lebensgenuß und Geltungssucht die hergebrachte Sitte ins Wanken. Dies fand in der Mode sichtbaren Niederschlag. Damals stand sich die klassische, stark auf kirchlichen, nicht zuletzt auf ostkirchlichen Grundsätzen aufgebaute Kleidung der „höfischen“ Epoche einer völlig anderen, total entgegengesetzten, weder „diu maze“, noch die Keuschheit, noch die ritterliche Korrektheit schätzenden Mode gegenüber.

Es schien keinen Übergang zu geben und die Zeitgenossen dürften es auch so ähnlich empfunden haben. Es standen sich schier zwei Welten gegenüber, die sich auch tatsächlich teilweise in Weltanschauungen manifestierten und häufig in den sich einander unverständlich gegenüberstehenden Generationen ihre Vertreter fanden. Sie zogen oft genug gegeneinander unerbittlich zu Felde.

Daß die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten dabei auf der „konservativen“ Seite standen, braucht nicht weiter betont zu werden, Erlässe und Verbote sind in so großer Zahl überliefert, so daß die Antwort eindeutig ist.

Hinwiederum sind bildliche Dokumente dieser Auseinandersetzungen nicht in solcher Zahl vorhanden oder sie sind noch zu wenig von der Seite her betrachtet worden.

Ich darf mich hier daher zunächst über eine solche interessante bildliche Darstellung verbreiten und, ohne das Generalthema zu verlieren, zu diesem bemerken, daß uns die bildlichen Darstellungen zugleich auch noch deutlicher und einprägsamer als Wort und Schrift die Sachverhalte und modischen Differenzierungen erkennen lassen.

Das im folgenden zu besprechende Bild befindet sich in der Magdalenskapelle von Solbad Hall in Tirol (unweit Innsbruck). Diese Kapelle war am Ende des Mittelalters als Kultstätte der Haller Salzbergknappen errichtet worden und dient heute auch als Kriegsgedenkstätte. Es handelt sich um eine einprägsame gotische Halle in Rechteckform ohne Krypta. Während zwei Wände größere Fensteröffnungen tragen und diese mildes Licht in die Halle spenden, laufen die beiden anderen Wände glatt von der spitz gewölbten Decke bis zum steinplattenbelegten Fußboden. Die eine Wand weist zwei große Fresken auf, deren eines uns im weiteren beschäftigt.

Als ich dieses vor vielen Jahren nach meiner ersten Vorlesung über „Mode und Tracht“ mit meinen Studenten im Rahmen einer volkskundlichen Lehrwanderung in der Kapelle wiedersah, beeindruckte mich die Darstellung auf diesem Fresko viel tiefer als früher und ich teilte mich auch sofort darüber meinen Schülern mit. Seit dem

war ich immer wieder vor ihm gestanden und hatte es Interessierten erklärt. Doch fand ich nie Gelegenheit, die Beobachtungen in einer Veröffentlichung zusammenzufassen.

Das Fresko — es handelt sich um das vom Beschauer aus rechts befindliche — stellt ohne Zweifel das Jüngste Gericht dar. Christus thront übergroß in einer Regenbogenaurora als Weltenrichter; er ist umgeben von Engeln, welche seine Marterwerkzeuge aufzeigen. Mit ihnen wurde — so wohl der Gedanke des Künstlers —, das Erlösungswerk vollzogen, durch welches die „Gerechten“ wieder in die Seligkeit eingehen können.

Unterhalb des Richterstuhles entdecken wir drei Etagen. Auf der höchsten befinden sich „Heilige“, genauer die Apostel, sitzend, angeführt von den Aposteln Petrus und Andreas. Daß die Jünger des Herrn sitzend dargestellt wurden, mag mit Recht die Würde und die Verdienste andeuten, die man ihnen beim Erlösungswerk beimaß.

Für die nächstfolgende untere Etage ist offenbar eine sitzende und damit bequeme Haltung nicht mehr gestattet. Tatsächlich handelt es sich bei den Dargestellten nicht wie bei den Aposteln um schon gewissermaßen endgültig „Gewogene“, sondern gemeiniglich um Menschen, um Menschen aller Stände und Auffassungen.

Es trennt diese von den Aposteln auch ein richtiger „Boden“, eine feste räumliche Schicht. Dadurch werden die Apostel in den richterlichen Bereich zu Christus verwiesen, gewissermaßen als Beischöffen in den Himmel, während unterhalb dieses Bodens sich die Erde befindet.

Allerdings führt die „Guten“ auch eine Heilige an. Sie steht jedoch! Es handelt sich offenbar um die Muttergottes, um die „Fürsprecherin“.

Die zwei Menschengruppen — unter beiden gibt es auch geistliche und weltliche Würdenträger aller Rangstufen — werden durch zwei Posaunenengel aufgegliedert. Das Engelpaar bildet in seiner architektonischen Anordnung einen Trennriegel zwischen den versammelten Menschen und verweist sie in zwei Gruppen. Wie nicht anders zu erwarten, stellen die einen die Seligen und die anderen die Verdammten dar.

In der untersten Etage wird dieses bekräftigt, denn hier wird tatsächlich das Eingehen der einen Gruppe durch die Himmelspforte und das Verschlungenwerden der anderen im Höllenrachen gezeigt.

Gleichzeitig wird hier gezeigt, wie sich Gräber öffnen, und wie Verstorbene, ihnen bereits entstiegen, aufrecht zum Gericht und zur Entgegennahme des Urteils angetreten sind.

In allem eine faszinierende, ergreifende und erschütternde Darstellung über die letzten Tage unseres Menschengeschlechts . . .

Uns selbst hat in unserem Zusammenhang jedoch vor allem die Art der Bekleidung der geschilderten Personen zu beschäftigen und hierbei gelangen wir zu einer, jene Zeit der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit höchst interessant und grell beleuchtenden Entdeckung: Die Seligen werden in der Mode der „höfischen“, der „christlichen Zeit“ des hohen Mittelalters, gewissermaßen den liturgischen Gewändern verwandt — tatsächlich entstanden jene damals <sup>1)</sup> — gezeit; die Verdammten hingegen treten in der 1312 von Paris ausgehenden neuen Mode auf.

Die Männer treten in enganliegenden buntfarbigen Strumpfhosen auf, an denen die „Braguittes“, die Schamklappen oder -muscheln nicht fehlen. Ihre Oberkörper stecken in kurzen „Jackets“ (der Name leitet sich bekanntlich vom Spottnamen „Jaques“ ab; er entspricht dem deutschen „Jackel“ oder „Jockel“). Die Frauen dagegen zeigen sich in einer stark taillierten, mit weitem schamlosen Hemd- oder Blusen-ausschnitt versehenen, nicht minder bunten Kleidung.

Die geschlechtlichen Unterschiede werden offenbar bewußt und ohne Skrupel hervorgehoben, ja betont. Gleichzeitig haben sich die Männer allerdings auf diese Weise von den Frauen und umgekehrt diese von ihnen wie noch nie so scharf zuvor von einander ab.

Der Gegensatz der beiden Gruppen ist frappierend; hier ebenmäßige Ruhe, die Personen in langen, die nackten Stellen, ja überhaupt die Gestalt und das Geschlecht verhüllenden, zumeist weiß oder mit auf das Linnen aufgewirktem Schmuck gehaltenen Gewändern angetan, dort verwirrende Buntheit und Unregelmäßigkeit. Die Menschen sind dort ineinander verschlungen und aus dem Knäuel ragen schlanke Männerbeine, die Füße mit „Narrenschuhen“ versehen oder grelle Frauengewänder, den Busen hervorkehrend. Dazwischen haben sich bereits nackte Teufel eingefunden, um die Verdammten abzuführen.

Ihre Schuld wird durch die von den Seligen abweichende Kleidung deutlich gemacht.

Man spürt die damalige Meinung geradezu heraus, daß der, der solche Mode trägt, gemeiniglich schlecht ist, wobei man im einzelnen noch verschiedene Sünden und die ihnen zustehenden Teufel symbolhaft herausdeuten könnte.

Leider ist uns weder etwas über den Künstler <sup>2)</sup>, noch über die Aufnahme des Freskos in der Öffentlichkeit überliefert. Auf alle Fälle erfuhr es nie eine willkürliche Zerstörung oder Beschädigung und es muß wohl angenommen werden, daß die Zeitgenossen des Künstlers die Art der Darstellung und seine Auffassung respektierten, ja, daß diese in großer Zahl ihre eigene war.

---

<sup>1)</sup> Bruhn, Wolfgang — Tilke, Max, Das Kostümwerk, Berlin 1941, S. 15 f.

<sup>2)</sup> Dehio-Handbuch, Tirol, 4. Aufl., Wien 1960, S. 192.

Das Fresko entsprach auf alle Fälle auch dem Stifterpaar, das sich links unten verewigen ließ und das möglicherweise eine solche Darstellung gewünscht hatte.

Dieses würde alsdann aber auch den Schluß gestatten, daß die neue Mode damals nicht nur große Wellen schlug und daß das Für und Wider viele an der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit beschäftigte, sondern daß auch viele sie ablehnten, wengleich sie spürten, daß eine neue Zeit auf sie zukam. Die Mode war dabei auch Bannerträgerin.

Es gibt sogar wissenschaftliche Meinungen, die besagen, daß die Mode und Kleidung an sich mitunter Bewegungen voraus andeute, welche erst nach einem größeren Abstand alsdann mit voller Wucht heranbranden und die Zeit erfüllen.

Die Grundsätze, die sie damals vertrat, gipfelten in Forderungen nach „Freiheit“, was mit „Freizügigkeit“ gleichgesetzt schien, nach „Lebensbetonung und -lust“, wobei auch die „sinnlichen Freuden“ voll zur Geltung kommen sollten. Das Leben war kurz (Pest); der Becher der Freude sollte bis zur Neige getrunken werden. In der Bekämpfung der „alten Ordnung“ — wir würden heute vom Kampf gegen das Establishment sprechen — kam die Mode mit ihren Mitteln gerade recht! Indem sie das Körperliche, auch das Geschlechtliche ohne Scheu und Bedenken hervorhob und indem sie an Stelle der klassischen Ruhe und Würde das Gegenteil, nämlich das schreiende Bunte und unnatürlich verzerrte betonte, entsprach sie der Auffassung der Neuen.

„Jedem, was ihm einfiel“! Im Endeffekt fiel aber wieder allen diesen das Gleiche ein . . .

Als der Prozeß der Gärung, das heißt das in der Folge oft beinahe unsichtbare Ineinandergreifen der anfänglich sich völlig ablehnend gegenüberstehenden Parteien und ihrer Auffassungen abgeschlossen war, zeigte sich, daß jene Mode tatsächlich auch den Humanismus angekündigt hatte, indem nunmehr „der Mensch das Maß aller Dinge geworden war“. Mit Zöpfl werden wir feststellen müssen, daß sich die Mode in der wörtlichen Übersetzung des humanen Prinzips dem menschlichen Körper in bislang nie gekanntem — und gekanntem (Technik) Ausmaße dem menschlichen Körper anpaßte und ihn herausmodelliert hatte.

Die Mode selbst wurde allerdings im nachhinein „in toto“ als „Narrenkleidung“ deklariert und feiert seitdem bis zum heutigen Tage in Fasnacht und Karneval sowie in den Narrenszenen auf den Bühnen als solche immer wieder Urständ.

„In Specie“ jedoch, in Teilen ihrer Kreationen beeinflusste sie allerdings die nachfolgende Mode und Tracht in ganz hervorstechendem Maße.

Was die Mode der folgenden Jahrhunderte betrifft, so waren die Grundzüge für sie nämlich damals festgelegt worden.

Seitdem blieben sich Männer- und Frauenkleidung in einem wesentlichen, in der bereits erwähnten Trennung nach Geschlecht konstant: „Der Frau der Rock, dem Mann die Hose.“ Diesem entscheidenden Merkmal mußte sich die gesamte übrige Architektur der Kleidung durch Jahrhunderte unterordnen.

Und was gab es seitdem Tränen bei den Jungen, wenn man ihnen drohte, sie müßten zur Strafe Mädchenröcke tragen.

Die Mode des ausgehenden Mittelalters war auch auf die Tracht von großem Einfluß. Die wesentlichsten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung mögen in Erinnerung gerufen werden. Die Tracht übernahm von der Mode weitverbreitet:

den vorne aufknüpfbaren Janker  
die eng anliegende Hose des Mannes mit Hosensatz  
das Dirndl mit schnürbarem Mieder  
die starke Taillierung der Frauenkleidung in der Hüfte  
die Betonung des weiblichen Oberkörpers  
für Mann und Frau gemeinsam: Strümpfe und Schuhe <sup>3)</sup>.

Als einen der Hauptzüge der heutigen Mode wird man wieder die Forderung nach „Freiheit“ und „Freizügigkeit“ erkennen müssen.

Wer nur oberflächlich informiert ist, könnte vermuten, daß ein solcher Zug in der Mode „selbstverständlich“ und mehr oder minder immer gegeben wäre! Doch im Gegenteil! Unseren Eltern oder (je nach Alter) Großeltern beispielsweise war er keineswegs bereits von Jugend an geläufig gewesen und sie hatten sich erst allmählich zu ihm durchgerungen, ohne ihn je zu erreichen. Für sie standen andere Modeideale im Vordergrund.

Neben aller, nicht zuletzt vom Sport her geforderten, körperlichen Ungebundenheit, so daß sich der Körper ohne Korsetts und andere einengende Kleidung frei entfalten und in Luft und Sonne frei bewegen konnte, und neben aller nicht mehr durch ständische Vorurteile und Verpflichtungen gebundenen sozialen Ungebundenheit.

Fällt jedoch wie am Ende des Mittelalters auch die sexuelle Freizügigkeit als Motiv in der gegenwärtigen Mode betont ins Auge!

Seit dem ausgehenden Mittelalter war dieses nie mehr so der Fall gewesen. Auf alle Fälle nicht in dieser sozialen Breitenwirkung!

Doch gerade auf diese kommt es an! Das Verlangen, die Geschlechtseigentümlichkeit gegeneinander auszuspielen, hat beide Ge-

---

<sup>3)</sup> Geramb, Viktor von, Steirisches Trachtenbuch, Graz 1932, I. Bd., S. 270, 280, 281.

Nienholdt, Eva, Die deutsche Tracht, Berlin-Leipzig 1938, S. 20, 30, 47.

schlechterhäftten und in ihnen einen sehr breiten Kreis von Jugendlichen erfaßt.

Nicht von ungefähr behauptet jedoch diesmal die Damenmode die Spitze!

Dieses geschieht namentlich durch eine hautenge Anpassung der Kleidung an die verschiedenen Körperformen. Die neuen Stoffarten gestatten dieses ohne Schwierigkeiten.

Am frühesten gelang die körperliche Anpassung durch den Damenstrumpf. Er tastete das Damenbein geradezu ab, wie die Mode es nun immer mehr freilegt.

Die Entdeckung führte folgerichtig zur Strumpfhose weiter, der wieder ein möglichst kurzes Damenröckchen oder -höschen entsprach. Vermutlich hätte man es vor 40 Jahren nicht für glaubhaft gehalten — denn so alt ist dieser Damenstrumpf schon —, daß sich wirklich einmal Frauen in diesem Beinkleid in einer nie dagewesenen Offenheit demonstrieren.

Ähnliche Enthüllungs- und damit Reizmöglichkeiten gewähren die „transparenten“ Blusen und Kleider.

Auch die sportliche Kleidung bemüht sich offensichtlich — hier namentlich auch über den Weg der Hose — die körperliche Gestalt in allen Formen herauszumodellieren.

In diesem Falle ist auch die männliche Mode offensichtlich darauf aus, außerhalb von Schamklappen „Optimales“ zu erreichen und der Beinkleidung eines Artisten nahezukommen. Es geschähe nicht, wenn nicht auch die frauliche Seite daran Gefallen fände.

Auch beim Herrenhemd — desgleichen „Pullis“ u. a. — wurde die Möglichkeit der hautengen Anpassung gefunden und, was das Herrenhemd betrifft, ein seit dem Mittelalter beibehaltener und auf das Altertum zurückführender Schnitt (endlich?) aufgegeben.

Der sexuellen Freizügigkeit kommt heute eine offenbar auch in religiöse Kreise tief hineinreichende Unsicherheit über Fragen der Moral und Weltanschauung entgegen, wie es auch zur vorgenannten Zeitenwende große Unsicherheiten auf diesen Sektoren gab.

Neben der sexuellen Freiheit fällt die soziale stark ins Gewicht.

Die „avantgardistische“ Mode offenbart in einer jedem in die Augen springenden Weise ihre Abneigung gegen jeden Uniformzwang und eine exzentrische Vorliebe für alles Individuelle!

Nur indem die Träger diese Züge wieder einheitlich tragen, wirken sie in ihrer Masse konform! (Umgekehrt ließe sich sonst auch nicht von einer „avantgardistischen Mode“ sprechen, nachdem die Mode die Masse als Träger voraussetzt.)

Möglicherweise sind sie in vergangenen Phasen der Unterdrückung, der Einengung der individuellen Persönlichkeit durch die dem

Individualismus fremde, ja feindlich begegnende Mächte ausgelöst worden?

Die Freiheit der Persönlichkeit und die Möglichkeit zu individueller Entfaltung wird durch eine kaum einmal in einer Modeepoche gestattete Variationsmöglichkeit ausdrückbar.

Natürlich ist diese Variationsmöglichkeit nicht denkbar ohne das Angebot der industriellen Einrichtungen der Gegenwart und auch nicht ohne die heutigen Marktinteressen, welche nach fortwährenden Neuerungen streben. Sie bilden eine unentbehrliche Voraussetzung.

Gleichwohl: Dem Angebot muß auch die innerliche Bereitschaft, es zu nutzen, gegenüberstehen und diese zeichnet die Mode von heute eben aus. Die Kreationen, welche heute getragen werden, sind zahllos; praktisch „kann man alles tragen“. Ganz lange Mäntel und Frauenröcke, halblange, kurze und ganz kurze, in allen möglichen Stoffen, sowohl nach Musterung und Farbe, wie nach Qualität und Machart verschieden. Die Schnitte weisen ebenso eine unglaubliche Fülle der Möglichkeiten auf. Das gleiche gilt für die Männerkleidung. Dasselbe auch für die tausend Accessoires, einschließlich Hüten und Schuhen.

Ganz besonders kann dieses auch von der avantgardistischen Haartracht gesagt werden!

Neben der Freistellung und scheinbar völligen Ungebundenheit des Individuums gegenüber der Gemeinschaft, was den Protest eines Teiles derselben durchaus verständlich herausfordert — fällt im sozialen Bereich allerdings noch ein Umstand ins Auge, der nachdrücklich festzuhalten ist, nämlich die Erprobung und Aneignung der im Mittelalter kreierte männlichen Modemerkmale durch die Frau!

Zu ihnen zählt vor allem die Hose! Ihre Entstehung läßt sich zu einem wesentlichen Teile aus der ritterlichen Kleidung begreifen. In ihr war das Zusammenwachsen von „Bruoch“ und „Strümpfen“ nötig geworden, indem sich der Mann aufs Pferd schwingen mußte und ihm dabei die Tunika und die eben angedeuteten Eigentümlichkeiten der Unterkleidung lästig gefallen waren. Im Zeichen der „Städtefreiheiten“, der „Geldwirtschaft“ und des auch aus anderen Gründen gegebenen „Umsturzes“ wurde die Männerhose nunmehr zum Zeichen der freigewordenen Volksschichten.

Niemand dachte damals jedoch an die Freiheit und Emanzipation der Frau.

Heute — da sich die letzten europäischen Staaten auch zum Frauenwahlrecht entschlossen, mag uns die Aneignung der Männerhose durch die Frau mit Recht auch als Ausdruck der Beseitigung der letzten sozialen Barriere erscheinen.

Die Frauenhose ist bekanntlich aus der Arbeitshose hervorgegangen. Als die Frauen an Stelle der in den Krieg gezogenen Männer ab 1914 die Fabrikssäle füllten, war ihre Zweckmäßigkeit erprobt worden. Unterdessen lernte man auch die anderen Möglichkeiten, einschließlich der Modellierbarkeit des fraulichen Unterkörpers kennen und anwenden. Nunmehr wurde sie so auch ein Ausdruck der „Freiheit!“ und ein sichtbares Zeichen der Emanzipation! Wer im übertragenen Sinne „die Hose anhatte“, war nun vor aller Welt deutlich gemacht; es gab keinen Zweifel mehr: „Beide hatten die Hosen an . . .!“ Damit ist sowohl in der Beziehung der beiden Geschlechter, das heißt im soziologischen Verhältnis zwischen Mann und Frau ein Wandel eingetreten, der vielleicht in seiner ganzen Auswirkung noch gar nicht abzumessen ist, wie umgekehrt auch durch die Tatsache, daß sich Männer- und Frauenkleidung wieder gleichen und daß die 500jährigen entscheidendsten Unterschiede überwunden wurden, eine völlig neue Zeit angekündigt wird.

Denn tatsächlich wurde nicht nur die Frauenmode männlicher, sondern auch die Herrenmode weiblicher! Die „avantgardistische“ Mode zeigt auffallend verspielte Züge an der Herrenmode auf, so die frappierende Buntheit, die „Bubiköpfe“ (ursprünglich in Anlehnung der Frauen an die Kinderfrisuren so benannt), so wie namentlich im „Tand“ weibischer Accessoires.

Hören wir nicht oft mit Recht die Bemerkung, daß man Burschen und Mädchen kaum mehr voneinander unterscheiden kann? Zweifellos befinden wir uns wieder an einer entscheidenden Schwelle modischer Entwicklung.

Wie zu Ende des Mittelalters werden die Grundsätze schillerndster Freiheiten befolgt und technisch sowie wirtschaftlich ermöglicht. Buntheit und Maßlosigkeit feiern Triumphe und heben sich betont von der Mode der Älteren ab, die man ohne Umschweife wieder als klassisch und somit dem hohen mittelalterlichen Zügen verwandt bezeichnen kann. Tatsächlich hat die Mode des letzten Jahrhunderts auf der Klassizistenära aufgebaut.

Was sich im folgenden Widerstreit der Meinungen herauskristallisieren wird, ist noch schwer zu sagen. Was sich jedoch nicht bewahren wird, mag wieder dem Narrenkleid zufallen und dieses eine bedeutende Bereicherung erfahren.

Vieles wird jedoch für die kommende Entwicklung in specie von entscheidender Bedeutung sein.

Wohl die entscheidendsten Grundsätze nach dem Ausklingen des Pendelschlags werden sein:

Daß die Forderung nach Bequemlichkeit und der Wunsch nach größerer persönlicher Gestaltung sowie die folgerichtige Hervorkehrung

individueller Züge in der Mode, aber auch in der Tracht, allgemein berücksichtigt wird.

Dieses kann sogar ein gesundes Äquivalent gegen die Vermassung darstellen. Gleichzeitig entsprechen diese Grundsätze auch einem Erfordernis der Erzeugung und der Marktwirtschaft.

Sofern es in Zukunft noch eine Tracht geben wird — und wir wünschen dieses sowohl zwecks Erhaltung der lokalen Gemeinschaften als auch zur Vermeidung fader, über die Welt hin gleicher Uniformitäten, so wird auch sie nicht umhin können, sich die obigen Grundsätze rechtzeitig zu eigen zu machen, wie solches nach der letzten Zeitwende erfolgreich geschah.

Das Ausklingen des Pendelschlages ist nicht ohne Auseinandersetzung der „avantgardistischen“ mit der bisherigen Mode möglich. Tatsächlich ist diese bzw. der Kampf der unterschiedlichen Träger auch schon in vollem Gange, einschließlich der Lächerlichmachung auf der einen und der Verdammung auf der anderen Seite.

Das Fresko von Solbad Hall erlebt heute seine Wiederholung! Eine Erscheinung in diesem Kampfe bzw. unter den Eigentümlichkeiten der avantgardistischen Mode allerdings bedrückt und läßt den Ausgang des Ringes nicht in so positivem Lichte sehen, wie ich ihn soeben zu zeichnen versucht war.

Es lassen sich nämlich in der avantgardistischen Mode Züge erkennen, wie sie in der bisherigen Kleidungs geschichte der Menschheit noch nie aufgetreten sind.

Immer war die Kleidung unter anderem bestrebt gewesen und war es ihre Aufgabe, den Träger auszuzeichnen.

Plötzlich erkennen wir nunmehr unter Trägern der neuen Mode bei gewissen Frauen und Männern das Bestreben, sich bewußt häßlich zu machen:

Es gibt Haartrachten, die offenbar darauf abgestellt sind. An der Kleidung ist Unordentlichkeit, Schlampigkeit und Schmutz zu erkennen; es gibt sogar Stoffe, die diese Eigenschaften künstlich vermitteln. Ungepflegtheit und Unsauberkeit werden absichtlich zur Schau getragen.

Bis heute versuchten Kleidung, Mode und Tracht, stets und zu allen Zeiten, den menschlichen Körper, wenn auch nach jeweils verschiedenen Maßstäben, zu verschönern und damit dem natürlichen Hang zur Repräsentation zu dienen. Die Persönlichkeit sollte betont, ja gehoben werden.

Daß man sich absichtlich schmutzig und häßlich gab, war noch nie da, von den „Clochards“ von Paris und anderem Gesindel abgesehen.

Man wird solches als Persönlichkeitsleugnung ersten Ausmaßes bezeichnen müssen. Ihr entsprechen auf der anderen Seite und nicht minder gefährlich Rauschgift und „Kommunen“. In letzteren überantwortet das Individuum einen Teil seiner Persönlichkeit an die Gemeinschaft, in der ersteren sucht es seiner Persönlichkeit und ihren Fesseln zu entfliehen. Solches steht auf derselben Ebene, wie die Persönlichkeit durch die Kleidung zu verdecken und somit sich ihrer Verantwortung zu entziehen. Sollten sich diese Verhaltensweisen durchsetzen, dann müßte man allerdings die Zeichen der „avantgardistischen Mode“ voller Sorge betrachten und müßte man namentlich versucht sein, sie als Auftakt zu einer Vermassung und Entpersönlichung der Menschen zu deuten, das heißt also im umgekehrten Sinne der oben genannten Vorzeichen.

Wenn sie jedoch nur eine merkwürdige einmalige Laune der Mode bilden (was wir hoffen), dann werden ihre Attribute zweifellos dereinst das Fasnachtarsenal bereichern und neben den übrigen genannten Unausgeglichenheiten der heutigen Mode das karnevalistische Gelächter unserer Nachfahren steigern helfen.

# Zur „Volkskunde des Fahrrades“

Von Linde Schuller, Wien  
(Mit 31 Abbildungen im Text und auf Tafeln.)

## Fahrradvolkskunde? Gibt es die?

Es läßt sich darüber streiten, ob es eine Fahrradvolkskunde gibt. Möbel, für die sich die herkömmliche Volkskunde interessiert, sind Unikate oder doch serienmäßig hergestellte Produkte der Handwerkskunst. Sind sie das nicht, bleiben sie allenfalls Gegenstand der Stilgeschichte der Möbelindustrie. Fortbewegungsmittel, Pferdewagen, für die sich die Volkskunde interessiert, sind ebenfalls entweder Unikate oder serienmäßig hergestellte Produkte der Handwerkskunst. Wo nicht, sind sie höchstens von museal-technischem Interesse.

Wie aber, wenn es in einer Gegend üblich wird, die Bierseidel nicht gleich zu verrechnen oder anzukreiden, sondern für je zehn mit dem Messer eine Kerbe in die Schleiflackanrichte unter den Anfangsbuchstaben des Schuldners zu setzen? Wie, wenn es Gewohnheit wird, in die Seitenwand des Grobwäschekastls ein Schlupfloch für die Katze zu schneiden, die Fahrräder mit Maskotten und Eigennamen auszustatten, oder hölzerne Kinderroller mit Brandmalerei zu schmücken? Wie, wenn die Serienware „individualisiert“ wird? Wie, wenn sie „kleinräumig“, zeit-, orts- und milieuabhängig wird? Hölzerne Kinderroller hatten zwar nicht — wie die serienmäßig hergestellten Handbutterfässer — allgemein übliche Unikate zum Vorbild, zogen aber umsomehr Unikatnachbildungen aus Kistenbrettern, Scheibenrädern mit Bandeisenbelag oder knatternden Gußeisenrädern mit individueller Bemalung und Kerbung nach sich. Sie alle — und die Fabrikmodelle aus Holz mit Vollgummireifen und Richtungsanzeiger für Handbetrieb — sind verschwunden, wurden durch Stahlroller mit Luftbereifung ersetzt. Vielleicht ist es aber nicht richtig, sie ganz zu vergessen. Altes Spielzeug hat etwas auszusagen. Vielleicht kann man gegen das serienmäßig hergestellte keine unbedingt gültige Grenze ziehen.

Oder sind — vergleichsweise — „altdeutsche“ oder Jugendstilmöbel doch volkskundlich uninteressant? Gewiß, sie sind Serienware und „bloß bürgerliche Mode“. Aber gehören sie mitsamt den Formen des älteren und des jüngeren Bürgertums, samt Samowar, Backfisch, Fischbein, Vatermörder, Havelock, Bartbinde und schließlich Reform-

rock, dann „blauem Engel“ und „Abgebautheit“ nicht ähnlich zum Bild einer Zeit und einer Volksgruppe wie Spruch, Ranzen, Walz und Fiedel zum Handwerkerleben? Und hat nicht — andererseits — das schwere, hohe, alte schwarze Fahrrad der Berchtesgadner Bäuerin mit Milchkanne und Regenschirm in ähnlicher Weise die Zeit überdauert wie die Bürgertracht früherer Jahre als Volkstracht? Ich will nicht sagen, daß das dasselbe ist, aber ich möchte darauf hinweisen, daß die Übergänge fließend sind und daß die Erstellung von zeitlich und räumlich umschriebenen Milieubildern aller Schichten auch ein Anliegen der Volks- und Völkerkunde sein kann. Heute doppelt aktuell, einerseits, weil mit der weltweiten Verflachung der Gesellschaft viele rezente Gesellschaftsformen, Lebenskreise, Lokalformen oder Berufsgruppen anfangen, historisches Interesse zu bekommen, zum anderen, weil in vielen Teilen der Welt „das Volk“, das heißt in diesem Falle der vorwiegend bäuerliche Teil der Bevölkerung, dem die Hauptanteilmahme unserer Fächer gilt, eine Minderheit geworden ist; und zwar — was die Pflege der überkommenen Werte betrifft — eine — am bisher gepflogenen Maßstab gemessen — Oberschichtliche.

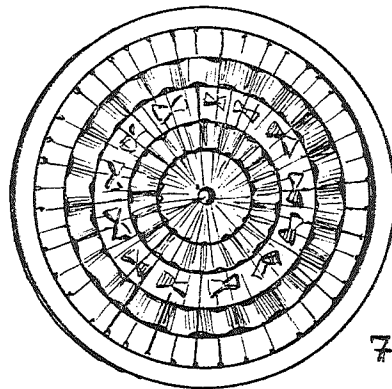
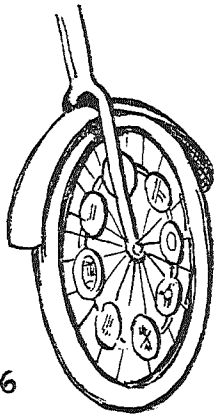
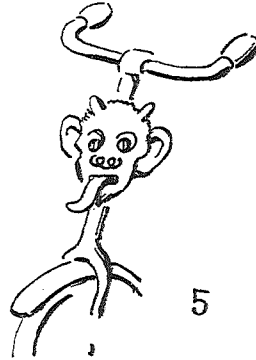
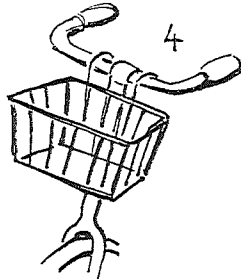
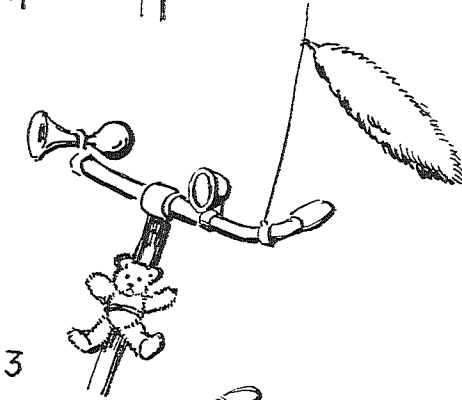
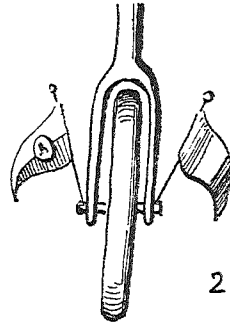
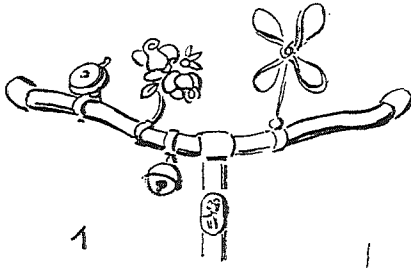
Die Kulturgeschichte der kleinen Charakteristika des Alltags (und des Festtages) halte ich für ein Anliegen der Volkskunde. Auch dort noch, wo die Dinge in materialer Hinsicht „weltweit“ geworden sind. Das auch deshalb, weil sie in ihrer Funktion durchaus Gegenstände ablösen, die zum traditionellen Interessengebiet der Volkskunde gehören. Ich halte eine solche Einstellung für angängig, solange man sich der Unterschiede zwischen „gewachsen“ und „in Mode gekommen“, zwischen „Unikat“ und „Serienware“, zwischen bodenständigem und „weltweisem“ Material (die freilich fließend sind) bewußt bleibt.

### **Wer fuhr und fährt Rad?**

Zunächst — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — war das Rad ein Fahrzeug für den Avantgardisten, den Pionier, den bürgerlichen jungen Mann mit sportlichen Ambitionen. Die ersten Modelle, die der 1817 im Großherzogtum Baden patentierten Maschine des Forstmeisters Karl von Drais aus Sauerbrunn folgten, wurden, gleichgültig ob zwei, drei- oder vierrädrig, mit den Füßen am Boden fortgeschoben; eine ziemlich schweißtreibende Beschäftigung (Abb. 29). Ein solches Vehikel nannten die Amerikaner Celerifère und machten ziemlich viel Gebrauch davon. Aus der Rivalität zwischen Ein-, Zwei- und Dreiradfahrern gingen die „Bicyclisten“ als Sieger hervor. Ihr Fahrzeug „setzte sich durch“. Es verlangte weniger artistische Fähigkeiten als das Einrad, erschien aber sportlicher und flüchtiger als das Tricycle. Die vierrädrigen Modelle wurden später am häufigsten mit einem Motor ausgestattet. Drais, der Vater der Draisine und des Fahrrades,

stellte sein Modell aus Holz her, die frühen Fahrräder und die Radfelgen der etwas späteren blieben aus diesem Material. Unikate sind in Museen erhalten. Die Räder waren mit Bandeisen beschlagen oder vollgummibereift. Der pneumatische Reifen stammt von 1880, der angelsächsische Tierarzt Dunlop hat ihn erfunden. Fahrräder unserer heutigen Vorstellung gibt es etwa seit 150 Jahren, aus welchem Anlaß die Stadt Graz kürzlich ein Gedenkfest arrangierte. Bereits 1784 hatte Ignaz Drechsler in Graz einen „Wagen zum Treten“ hergestellt. Nach 1855 wurden der Handhebel der Draisine (ähnlich dem bei heutigen Krankenselbstfahrern) und der Antrieb durch die schiebenden Füße beim Fahrrad durch Michaux's Kurbeln und Pedale abgelöst. Die Pedale trieben zunächst die Vorderachse direkt an (Abb. 8), Kette gab es noch keine. Die Engländer bauten schließlich in Metall statt in Holz. Bei ihnen blieben auch Einräder (Abb. 12), wie sie heute fast nur noch beim Spitzensport und im Zirkus laufen, ziemlich lang bei geschickten Fahrern in Gebrauch. Solche Räder waren fallweise bis zu zwölf Fuß hoch, so daß an der Tretkurbel gelenkig verbundene lange Stangen nötig waren, an denen sich erst die Pedale befanden. Anders hätte man das Rad nicht austreten können.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde auch bei uns — zunächst in bürgerlichen Kreisen — von Sportvereinen usw. große Propaganda für das Fahrrad als Sport- und Spielrequisit, als Tourenrad, zum Wandern, aber auch für das sogenannte Schulfahren in geschlossener Bahn gemacht. Ein prophetischer Fahrradenthusiast verglich die Bedeutung des Velocipedes, sein Einleiten einer neuen Periode, an Wichtigkeit für den Menschen mit der der Gewinnung der Haustiere. Anfangs fuhren Herren, allmählich zahlenmäßig zunehmend auch Damen. Clubs und Fachzeitschriften schossen aus dem Boden. Die Blätter waren teilweise sorgfältig und im Jugendstil illustriert, einzelne, zum Beispiel die Zeitschrift „Radfahrersport“, das „offizielle Organ des Bundes deutscher Radfahrer Österreichs“, erschienen wöchentlich. Ausstellungen, Schau- und Wettfahren wurden abgehalten. Eine neue Sportmode entstand. Gleich der Anzug des Herrn zunächst dem des Pferdesportlers, später, beim Bahnfahren, dem des „deutschen Turners“, so empfahl man für Damen Pumphosen (Abb. 9), die unter den etwas gekürzten oder aber hochsteckbaren Röcken zu tragen waren, oder Hosenröcke. Eine kurze Jacke ergänzte das Kostüm. Da das Radfahren der Dame ohnehin als gewagt galt, wählte man dezente, unauffällige, gedeckte Farben. Ein einfacher Hut oder eine sportliche Kappe sowie Handschuhe und Schnürstiefel waren selbstverständlich, bei feuchtem Wetter auch Gamaschen. Heute ist man weniger heikel und scheut auch die Werbung nicht; etwa die Getränkewerbung auf den Startnummerntüchern der Rennfahrer. Auf einem Tandem oder einem



Doppelrad zum Nebeneinandersitzen fuhr eine Dame nur in Begleitung eines Familienmitgliedes. Es gab Radfahrenthusiasten, die auf dem Tandem zur Kirche fuhren, um zu heiraten.

Kettenkasten und Hinterradnetze — manchmal in allen Regenbogenfarben — sollten das Einklemmen des Rockes verhindern (Abbildung 10). Eigentlich gelöst hat das Problem aber erst der Roller aus der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg. Spangen, mit denen die Radfahrer die Hosenbeine zusammenhalten, sind noch im Umlauf.

Allmählich wurde das Fahrrad auch Gebrauchsfahrzeug. Der Bäckerbub, der Schusterbub, der Zeitungsjunge, die Milchfrau, der Briefträger, der Agent, der Bauer (Abb. 22), der Kundenbesucher, der Handwerker auf der Stör, der Häusler (Abb. 26), aber auch der Meister und der Beamte stiegen in den Sattel. Die Firmen empfahlen besonders Ärzten und Priestern, vom Pferd auf das Fahrrad umzusteigen. Nicht alle taten es. Viele blieben „bis zum Auto oder Motorrad“ beim Pferd. Der Zuckerbäckerjunge mit tuchbedecktem Tablett oder Blech auf der erhobenen Rechten und der Linken am Gouernal ist eine im Verschwinden begriffene Erscheinung. Unvergessen bleibt mir jener radeinde Schlosserbub aus München, der, ein langes Ofenrohr in der Linken, mit der hochgereckten Rechten dem Ehrenmal an der Feldherrnhalle den vorgeschriebenen Hitlergruß entbot und somit freihändig durch die belebte Gasse flitzte.

Die österreichisch-ungarische Armee führte das Fahrrad 1884 ein; noch im zweiten Weltkrieg fuhr mein Vater als Offizier mit einer Radfahrkompanie durch die halbe Ukraine.

Anlaß zur Aufnahme des Fahrrades als Gebrauchsfahrzeug war die Erfindung des sogenannten „Sicherheitsmodelles“ mit tiefem Schwerpunkt und Pedalantrieb. Es war schwerer als die heutigen Fahrräder, aber zunächst leichter als die späteren Triumph-, Steyr-Räder usw. der Zwischenkriegs- und ersten Nachkriegszeit. In der Provinz beschäftigten sich der Schlosser und der Schmied mit ihrer Reparatur, zur Zeit der Holzfelgen auch der Wagner. Schwere Räder sind heute durch Motorrad, Moped und Auto abgelöst. Zunächst bekamen sie aber Hilfsmotoren. Die Pflegerin, die Fürsorgerin, der Fluraufseher auf dem Fahrrad mit Hilfsmotor, dem HMW-, Solex- oder Fuxrad waren landesüblich abgewandelte, charakteristische Erscheinungen. Die „fliegende Hebamme“ auf dem Fahrrad ist sogar in den Faschingszug eingegangen. (Die Abb. 27 geht auf die zwanziger Jahre in Purgstall an der Erlaf zurück.) Schließlich griff die Sozialarbeiterin zum Motorroller.

Einzelne Motorfahrräder freilich sind sehr alt, dienten aber kaum als Gebrauchsfahrzeuge. Roper zum Beispiel baute in den sechziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Dampf-Velociped, Long zwischen 1879 und 1881 ein Dampf-Tricycle.

Für bestimmte Berufsfahrer sind die Räder in charakteristischer Weise umgebaut. Der Bäckerbursch hat ein Fahrzeug mit verkleinertem Vorrat, über dem der Semmelkorb angebracht ist (Abb. 23). Lesezirkelfahrer (Abb. 24), haben noch heute, der Eismann (Abbildung 25) hatte früher ein Dreirad; einen ähnlichen Tierrettungswagen für Kleintiere besaß der Wiener Tierschutzverein im vorigen Jahrhundert, in unserem wurde das Gefährt zunächst von einem Motorrad mit speziell umgebautem Beiwagen und erst viel später von einem Auto abgelöst. Es gibt Gepäcktaschen für den militärischen Gebrauch, andere für Zeitungsjungen, Körbe für Hausfraueneinkäufe vor der Lenkstange (Abb. 4) und auf dem Gepäckträger sind in jüngster Zeit in Oberitalien wieder ganz besonders in Mode gekommen. Dreiräder ähnlich einer Rikscha (Abb. 20) dienen dem professionellen Personenverkehr. Der Betreiber „tritt“, anstatt zu laufen, vor den ein bis zwei Fahrgästen her.

In Gujarat fahren brave Hausangestellte oder gute Söhne ältere Leute auf dem Gepäckträger, der dazu mit Polstern und Decken ausgestattet wird, der Fahrgast benützt einen schwarzen Sonnenschirm (Abb. 19).

Für Scherenschleifer gibt es Modelle, an denen die Kette ausgehängt, das Rad aufgebockt und der Antrieb für den Schleifstein verwendet werden kann. Die Abbildung 31 stammt aus Brindisi. Es gibt Krankenfahrstühle, die von einem hinter dem Patienten sitzenden Radfahrer betrieben werden. Kinderräder, soferne es sich nicht um Dreiräder handelt, haben häufig seitliche Sicherheitsräder (Abb. 14), die manchmal figural bemalt sind. Meistens sah ich Spielzeugmotive, einmal einen kleinen Teufel. Für fahrfreudige geplagte Eltern gibt es Kindersitze, die — wo der Verkehr das noch erlaubt — wie der Gepäcksträger über dem Hinterrad (Abb. 17) oder zwischen Fahrer und Lenkstange (Abb. 16) angebracht sind. Hunde sah ich ebenfalls so befördert, viele Leute stecken kleinere Tiere allerdings einfach in einen Rucksack. Auch auf der Bodenplatte des Rollers sah ich schon Hunde mitfahren. Artisten benützen Sondermodelle, eventuell mit verlängerten Radachsen, herausnehmbarer Lenkstange, ohne Freilauf, mit hohem Sattel und Gouvernal, mit durchdrehbarem Vorderrad usw. Spezialmodelle für Affen und für Bären, die auch Motorroller, Motorrad und Tretroller fahren, kennt jeder vom Zirkus. Es gibt auch Artisten, die ein gesondertes Vorder- und Hinterrad durch ihren Körper zu einem „Bicycle“ verbinden.

Bei uns ist das Fahrrad als Berufsfahrzeug inzwischen wieder stark zurückgegangen, es ist wieder Sport- und vor allem Jugend- und

Kinderrequisit geworden. Anderswo ist das noch nicht so, dort hat auch das Fahrrad — wie das Auto — ein gewisses Prestige. Notzeiten — wie etwa der zweite Weltkrieg — wandeln das Fahrrad bei uns jeweils vom Sportgerät wieder mehr zum Zweckfahrzeug. Wohlstandsperioden machen es vorwiegend zum Jugendrequisit des „Untermopedalters“. Aber auch die ältere Bäuerin, die sich nicht gerne auf den Zweitwagen umstellt zum Beispiel, bleibt beim Fahrrad. Schwere Beiwagenmaschinen sind Sache von Liebhabern geworden, der Zweckfahrer benützt solchen Falles gewöhnlich den Kleinwagen.

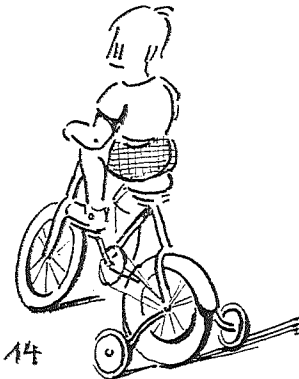
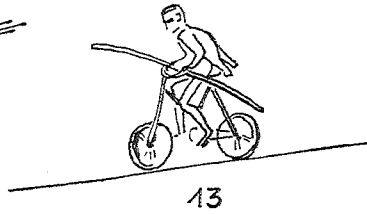
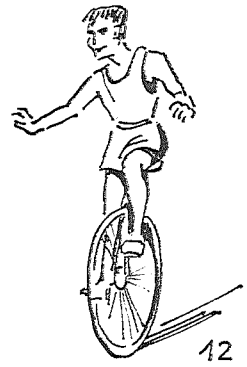
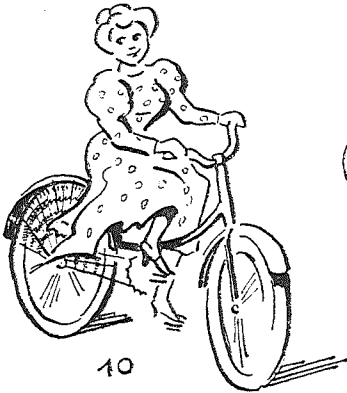
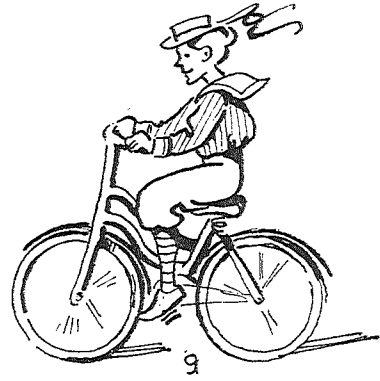
Gelegentlich läßt sich von der Natur des Rades auf die seines Besitzers ein Schluß ziehen. Der wetterharte, ältliche, bescheidene Zweckfahrer bevorzugt das schwere, unverwüstliche, solide, dunkle große Rad mit 28er-Reifen. Die Dame in der Stadt, die das Schlep pen der Einkaufskörbe so satt hat wie die Parkplatzsuche, bevorzugt das kleine leichte Rad, das überall und in jeder Kleidung gefahren, getragen, geparkt, geschoben, „versteckt“ werden kann. Die Jugend will auch leichte, aber sportliche Modelle, je ähnlicher dem Rennrad, desto besser. Bastler, Campierer, „Käuze“ haben etwas für klapp- und zerlegbare Modelle übrig; die entsprechenden Räder der Firma Puch haben die bezeichnenden Namen „Camping“ und „Picknick“.

Bis zu einem gewissen Grad gilt also auch bei uns, was der italienische Schriftsteller Guareschi von seiner Heimat sagt, wo jede Bevölkerungsgruppe einen bestimmten Radtyp fährt — oder fuhr: Die Buben benützen Herrenräder, die Bauern schwere Damenräder, die Gutsherrn Triumphmaschinen von „etwa 30 Kilogramm Gewicht“, die so hoch sind, daß mit Hilfe eines Trittbrettes an der verlängerten Hinterachse in den Sattel gestiegen wird.

### **„Fahrradmaskotten“ sind seltener als „Automaskotten“**

Das ist verwunderlich, weil Fahrräder in jüngster Zeit vorwiegend Kindern und Jugendlichen gehören. Sind Kinder nüchterner als das Gros der Autofahrer? Sicherlich ist die junge Generation in vieler Beziehung zurückhaltender als die ältere. Für unseren Zusammenhang hier stimmt diese Begründung aber nicht ganz, denn an Motorrädern, Mopeds und Autos sind es überwiegend jüngere Fahrer, die Maskotten anbringen. Warum also gibt es wenig Fahrradmaskotten? Ich fragte junge Leute:

Auf ein Fahrrad muß man nicht so lange und so sehnsüchtig warten wie auf ein Auto. Man bekommt es im Normalfall, wenn man es sich wünscht. Es ist nicht so etwas Besonderes. Man muß weder alt genug sein, noch es sich persönlich leisten können. Es hat keinen Motor. Man ist es selbst, der die Sache in Gang hält. Nicht „der andere“ streikt, bockt, verhält sich gut oder schlecht. Ein Auto hat mehr Wert,



birgt mehr Gefahren, hat mehr Prestige, mehr Individualität. Und es hat „einen anderen im Leib“ — den Motor. Natürlich gibt es auch heute und bei uns Jugendliche, die auf ein Fahrrad warten müssen, es ersehnen, sehr wertschätzen, mit einer Maskotte versehen, pflegen. „Aber so wertvoll ist es eben doch nicht“, meinen die jungen Leute der Wohlfahrtsgesellschaft. In anderen Zeiten und Räumen ist das anders. Der erwähnte italienische Schriftsteller Guareschi, der „Vater“ von Don Camillo und Peppone, schildert sehr eindringlich, wie zu „seiner Zeit“ in der Bassa die Sehnsucht nach einem Fahrrad die Jugend der Leute begleitet, das A und O ihrer Sehnsüchte ausmacht, und wie sein ungeteilter Besitz einer Art Initiation in die Gesellschaft gleichkommt. In dem Gebiet von Gujarat, in dem ich mich 1967/68 aufhielt, hat das Fahrrad vorerst das Prestige des Reitpferdes übernommen. Der Ochsenkarren ist alltäglich, das Fahrrad noch nicht.

Weitere Motive für die — gegenüber den Autos — seltenere Anbringung von Maskotten an Fahrrädern sind nicht unbedingt überzeugend, weil Roller und Motorräder mit den Autos Schritt halten. Es wird angegeben, daß Figuren, Blumen und dergleichen im Fahrtwind und Regen schneller verderben als hinter der Frontscheibe eines Wagens. Auch würden sie leichter gestohlen, was, wie gelegentlich behauptet wird, besonderes Unglück für den Bestohlenen und, heißt es, „hoffentlich auch für den Dieb“ nach sich ziehe.

Trotzdem — und obwohl auch die Automaskotten zahlenmäßig abnehmen — gibt es Fahrradmaskotten. Ich sah Fuchsschwänze (Abb. 3) sowie Papierblumen, Teddybären und Puppen von Schießbuden mit Trophäencharakter, Hotel-, Kurorte-, Bergstraßenplaketten, Stocknägeln, Ortswappen, Länderwimpel (Abb. 2), Trachtenpuppen, Koffermarken und Abziehbilder mit Souvenircharakter. Marken und Bilder fanden sich besonders zahlreich an der Frontscheibe des hochklappbaren Daches der Motorradbeiwagen. Totenkopfwimpel und Teufelsmasken (Abb. 5) sollen wohl Gefahren wenden.

Madonnen-, Ullr- und Christophorusplaketten als Tribut an die zuständigen Fürbitter traf ich an Rädern nur ganz vereinzelt. (In der umbrischen Stadt Foligno sah ich besonders viele große Madonnen-Ziermünzen an den Dächern der Kinderwagen hängen.)

Stofftiere, Glückssymbole, wie wir sie zu Neujahr verschenken, meistens über einem Drahtskelett geformt, so daß sie sich an das Gestänge des Rades „anklammern“ können, haben reinen Maskottecharakter, sind, wie die haarigen, hängenden Zottelfiguren mit der Aufschrift „Good Luck“, Glücksbringer. Manchmal hat man sie auch einfach um den Bauch herum mit Draht, Tixoband oder Leucoplast festgemacht (Abb. 3). Leucoplast ist — besonders bei Ärzten und Medizinstudenten —, überhaupt ein häufig an Auto, Roller und Fahrrad

oft recht zweckfremd, aber wirkungsvoll angewandtes Material. Abziehbilder von dem Proträt bekannter Sportler oder von Mädchen-darstellungen mit übersteigert abgebildeten sekundären Geschlechts-merkmalen werden ebenfalls angebracht, um Glück zu bringen.

Um die Weihnachtszeit befestigt man Christbäume meistens wenig standfest und — zum Unterschied von denen in den Autos — unbeleuchtet an der Lenkstange. Meistens hängen sie nach kurzer Zeit „wipfelunten“. Märchenfiguren trifft man selten an Fahrrädern. Häufiger — meist bei Kindern — die sogenannten „Feuersteinfiguren“, Karrikaturen von Steinzeitmenschen, die aus dem Fernsehen und der Konfektwerbung herkommen. Den dazugehörigen und etwas häufiger verwendeten Drachen „Dino“ könnte man, wenn man will, als gefahrenabschreckend ansehen. Einen mahnenden Schutzmann (aus Gummi) sah ich nur einmal an einem Rad. Humoristische Darstellungen sind ebenfalls selten, ausnahmsweise gibt es zappelnde, hampelmannartige Figuren, die sich bei Erschütterung grotesk bewegen. Windräder sieht man häufiger.

„Zunft“- und Vereinsabzeichen machen die Mehrzahl des für die ursprüngliche Funktion unwichtigen Fahrradzubehörs aus. Es gibt Vereinswimpel und sogar steife kleine Standarten, Wappen und Sportgeräte en miniature. Ziernägel und Fransen an Sattel und Werkzeugtaschen des Fahrrades, häufiger an Doppelsattel und Packtaschen des Mopeds, des Rollers, des Motorrades, erzeugen „Wild-West“- und „Cowboy“-Charakter. Im Ganzen bunt mit Blumen oder abstrakten Mustern in Hippie- oder Popmanier bemalte Roller gibt es manchmal, Fahrräder nur ganz ausnahmsweise. Dafür waren individuelle Übermalungen ganzer Fahrräder nach dem Krieg aus Zweckgründen ziemlich häufig, heute gibt es das kaum. Rollern malt man manchmal Schielaugen. Außer den Firmenmarken am Steuerrohr trugen etliche Fahrräder früher auch den Kühlerfiguren der Autos ähnliche Stahlfiguren am Kotblech des Vorderrades.

### Worte, Witze, Wendungen

Zunächst fuhr man auf dem „Vélocipède“ oder dem „Bicycle“. In der ersten Zeit „ritt“ der „Bicyclist“, der „Bicyclereiter“, sein Velociped. Für das 1862 von Baader gebaute Velociped kam — laut Kluges etymologischem Wörterbuch — der Ausdruck Fahrrad auf, Sarrazin, 1889, bestätigt (lt. Kluge) bereits das Eingebürgertsein der Ausdrücke „Radfahrer“, „Radler“ und „radeln“. Heute spricht man kurz vom Rad, wenn man das Velociped meint. Auch Abkürzungen und Dialektformen sind allgemein in Umlauf, zum Beispiel das schweizerisch-alemannische „Velo“. Das Motorrad, unsere „Maschin“, nennen die Eidgenossen „Ami“. Dazu ein Kindermunderlebnis einer Basler

Religionslehrerin: Es ist von den sündhaften Flüchen die Rede. Was heißt denn das: "Gott verdamme mich"? Das heißt: „Gott fährt Ami, Gott fährt Motorrad.“ Die Angelsachsen sagen „Cycle“, wir „Radl“, „Fahrrad!“, Stahlroß und Drahtesel sind Ausdrücke, die aus der Pionierzeit stammen.

Das Fahren der Damen wurde zunächst scharf kritisiert. Aus dieser Periode stammt der mitteldeutsche Spottgesang: „Male fährt Vélocipè, Male hat 'n Klaps“. Ablehnende Zeitgenossen bezeichneten die frühen Radfahrer als „Chaussee-Strampler, Kilometerfresser und Kilometertrötel“.

Der Sportfahrer der Pionierzeit grüßte jeden anderen Velocipedisten mit dem Gruß „All Heil“, mit welchem Wunsche auch die meisten Fähranleitungen, Fahrschulbücher, Festreden anlässlich von Korso, Artikel in den zahlreichen Fachzeitschriften usw. schließen. Eben diese Fachzeitschriften bieten neben Clubmitteilungen organisatorischer und personeller Natur auch Abbildungen von Pionieren in avantgardistischer Sportkleidung — gelegentlich samt beigefügtem Schnittmuster, Korso- und Sportreportagen, Abbildungen hochgestellter Persönlichkeiten beim Fahrradsport, oder solche von Fahrradartisten, begeisterte Tourenreportagen, einschlägige Geschichten und Amateur-Gedichte, die dem neuen Sport gewidmet sind; etwa mit dem Titel „Radlerliebe“ und dem Ausklang:

Ist es ein Radler kühn,  
laß die Bedenken ziehn! Sage mit frischem Mut:  
„Liebster, ich bin dir gut.“  
Denn eine Radlerseele,  
die ist und bleibt fidel. Ihr d'rum auch alleweil:  
„All Heil! All Heil!“

In einem (beängstigend langen!) Neujahrsgruß bemerkt die personifizierte Redaktion:

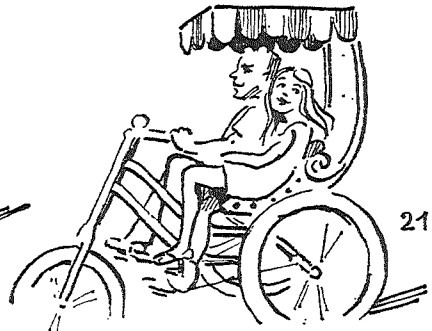
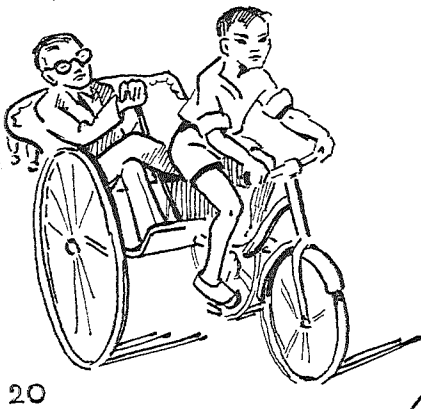
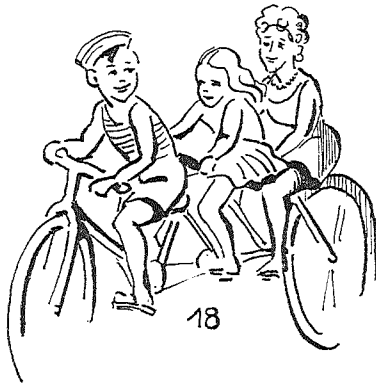
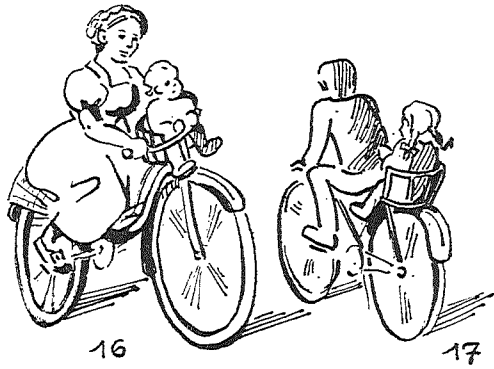
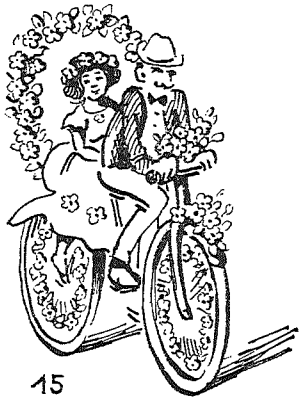
Helferin und gute Freundin bin dem Leser ich geblieben,  
allen, die voll Kraft und Frohsinn  
sich dem Radfahrersport verschrieben.

Ein „Radfahrerwunsch“ lobt Wälder und Felder und klingt aus:

Wie liebt' ich euch, hätt' man durch euch gemacht nur einige Radlerwege!

In anderen Reimen heißt es in Erkenntnis der Lasten der neuen Passion resignierend:

Zu Rad die Welt erstürmen,  
dies Los ward euch zu teil.  
Da kann ich euch nicht schirmen,  
drum: Gute Fahrt, all Heil!



Oder man bemerkt etwas überheblich:

Wir brauchen keine Bahnen mehr,  
seitdem es gibt das Rad,  
die Bahn mit ihren Plackerei'n,  
die haben wir schon satt.

Und so fort in — vom volkskundlichen Standpunkt aus — eher peinlicher Ungewachsenheit, aber voll Enthusiasmus.

Motorrad-, Roller- und Fahrradwitze gibt es in jüngerer Zeit viele, in denen das Fahrzeug eine Rolle am Rande, die eines eingebürgerten Gebrauchsgegenstandes spielt; die Witze der Pionierzeit beziehen sich auf das Rad und seine Form und den Radfahrer und dessen Kleidung, was alles als komisch empfunden wurde. Das eigentlich Witzige lag in der Komik der übertriebenen realistischen Zeichnung. Spätere, „mehr sprachliche“ Witze lauten zum Beispiel:

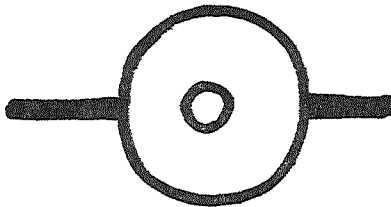
Ein stattlicher, kerzengerade sitzender radfahrender Bürger von Berlin fährt einem Zeitungsjungen zu Rad, der eilig dahinflitzt, direkt in die Flanke. Der Bub rafft sein Vehikel auf, meint im Davonfahren: „Mensch, haun Se sich selber 'n paar in die Fresse, ick hab keene Zeit!“

Oder: Tinnes erzählt Schäl, er habe eine Radfahrerin getroffen und überredet, mit ihm spazieren zu gehen. Sie schieben das Rad in den Wald, halten ein Schäferstündchen. Schließlich das Mädchen: „Du kannst von mir haben, was du willst!“ Tinnes nahm das Rad.

Oder drastischer: Der Motorradfahrer: „Nach ein paar Stunden Fahrens tut mit immer der Kopf weh!“ Soziusfahrer: „Mir das Gegenteil!“

Oder: Auf einem britischen Kriegsschiff wird turnerische Mannschaftsübung abgehalten. Die Leute liegen auf dem Rücken und sollen mit den Beinen „radfahren“. McMurphys Beine ruhen provokant in der Luft. „Sondereinladung nötig?“ „Durchaus nicht, ich fahre gerade Freilauf.“

Kindermund: „Aber, aber, Fräulein, sprechen Sie doch anständig! Es heißt doch nicht Vorarlberg!“ „Wie denn?“ „Fahrradelberg!“  
In allerjüngster Zeit stellen etliche Zeitschriften die Frage: Was ist das?



Auflösung: Ein Mexikaner auf einem Fahrrad aus der Vogelperspektive.

Sanderson (1969) bringt in seiner Motorvolkskunde (Ztschr. Folklore 80) eine Motorrad-Geistergeschichte von angelsächsischem Humor und etwa folgendem Inhalt:

Auf einer Brücke kollidieren im Nebel ein Lastwagen und ein kleiner Personenwagen. Drei Personen finden den Tod. Drei Jahre später fährt in eben einer solchen Nebelnacht ein Junge auf einem Moped über die gleiche Brücke. Mit Erschrecken bemerkt er knapp vor sich drei Leute, ohne noch bremsen zu können. Er rechnet mit der Katastrophe. Es geschieht — nichts. Der Bub fährt durch die drei Menschen hindurch. Seine Beschreibung der gespenstischen Erscheinungen paßt haargenau auf die von den drei Verunglückten.

Um glatte Naturen, die komplikations- und rückgratlos durch das sie umgebende Netz hierarchischer Sozialbeziehungen gleiten wollen, zu charakterisieren, hat man das Bild des Radfahrers gewählt und die Redewendung „Oben buckeln — unten treten“ (Abb. 11) geprägt. Die Verhaltensforschung hat den Ausdruck „Radfahrerreaktion“ für die erwähnte Verhaltensweise am Menschen und verschiedenen, in hierarchischen Sozialverbänden lebende Tierarten ausgesucht. Die Aufforderung „tritt fest in die Pedale!“ mit etwa der Bedeutung „klemm dich dahinter!“ hat ebenfalls schon Redewendungscharakter.

Ob aus der Ankündigung: „Gravierte Metallplatte mit dem Namen des Velocipedes . . . fl. 5“ von 1869 zu schließen ist, daß die Fahrräder tatsächlich Eigennamen hatten, weiß ich nicht. Jedenfalls kenne ich heute Jugendliche, die ihren Rädern Namen geben. Aufgemalt sah ich solche Bezeichnungen nur auf Roller und Motorräder.

### Votive und Patrone

Votive, in denen Motorräder, Fahrräder und dgl. eine Rolle spielen, sind nicht so häufig wie die für Auto- oder gar für Pferdewagenunfälle. Autos und Autounfälle sind häufig, Pferdewagen- und Zugmaschinenbesitzer zeigen häufiger die Tendenz, Votive zu spenden. Es gibt aber „Radvotive“; hier Beispiele aus Mariazell:

„Peperl . . . aus . . . bei Mattersburg. 17. Juli 1951. Von einem Motorrad niedergestoßen, schwere Kopfverletzung mit Gehirnaustritt. Nach der Operation in Lebensgefahr. Der Gottesmutter haben wir unser Kind in dieser Not anvertraut. Dank für die Hilfe! Johann, Anna . . .“

„Innigen Dank unserer lieben Frau für die Wiedergenesung unseres Sohnes Josef, der am 16. Mai 1923 um halb zwei Uhr mittags durch einen Radunfall schwer verwundet wurde. Gewidmet von Familie . . ., Wien, 21. Bezirk.“ (Abgebildet ist ein Mann im Sportanzug, der sein Fahrrad weggeworfen hat und sich auf einen Buben stürzt.)

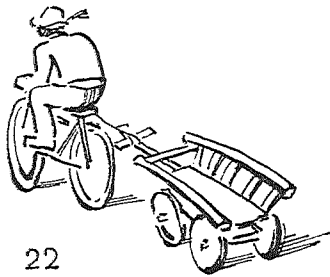
Eine Motivtafel mit dem Text in ungarischer Sprache zeigt, wie ein Krankenfahrstuhl mit dem Patienten, aber sonst führerlos den Berg hinunterrast und wunderbar gerettet wird.

Christophorus, als bekannter Patron aller Fahrennden, die hl. Maria di Ghisallo am Comersee als spezielle Patronin der Radler, der hl. Leonhard als Patron der Säumer, Postillione, zum Beispiel in St. Leonhard bei Brixen oder Pufels in Gröden, auch die hl. Franziska Romana und der Prophet Elias, auf welche beiden Patrone ich freundlicherweise durch eine Notiz in der Nr. 73/3 dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht wurde, unter anderem sind Beschützer der Reisenden. Auf eine nicht ernst gemeinte Antwort eines alten, ehemals passionierten Radwanderers möchte ich hinweisen. Er meinte, seine Schutzherrin sei die hl. Katharina mit dem Rad. Er glaubte das nicht wirklich. Aber seine scherzhafte Antwort ist doch ein Hinweis dafür, wie aus Attributen neue Funktionen entstehen.

### **Spiel und Sport**

In der Pionierzeit des Radfahrens galt nicht nur das Wettfahren, zum Beispiel im Wr. Prater und auch auf Hochrädern, und das Radwandern als Sport, auch das sogenannte Saal- oder Schulfahren, Duett-, Terzett-, Quadrille-, Reigen-, Tyrolienne- und das heute noch so bezeichnete Kunstfahren wurde großer Wert gelegt. Für die Erlernung aller Sportzweige wurde ein Lehrer dringend empfohlen. Nicht nur in der Großstadt gab es solche Pädagogen, sie wurden auf Wunsch auch in die Provinz entsandt. Neben der Gewährung von Sicherheit während der Lernphase, der Vermittlung von Kenntnissen bezüglich der Gefahrenvermeidung usw. war es auch spezielle Aufgabe dieser „Fahrwarte“ und „Fahrmeister“, auf eine ästhetisch-aufrechte Haltung der Bicyclisten hinzuarbeiten und sich nicht zu „buckligen Rennfahrern“ verschlampen zu lassen. Der Ton der Lehrer sollte gleich dem der Reitlehrer eher barsch, der Appell scharf sein.

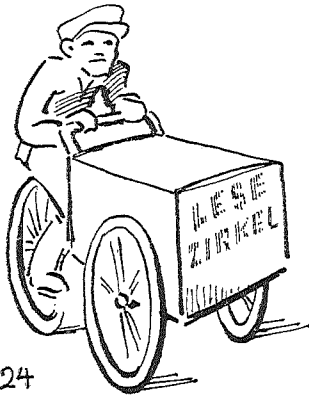
Zum Schul- und Kunstfahren standen geschlossene Übungsbahnen zur Verfügung, sogenannte Velodrome, Velocipede-Reitschulen. Das bekannteste Unternehmen in Wien war Maurers Velocipede-Gymnasium. Amerika kannte eigene — wie der Übersetzer sich ausdrückt — „Damen-Fahrrad-Reitschulen“. In kleineren Orten mieteten die zuständigen Fahrradclubs Stadt-, Konzert- und Turnsäle zum Saalfahren, Remisen für die Aufbewahrung der Räder. Man unterschied die bicyclische Disciplin des „Hochradfahrens“ und des „Sicherheitsradfahrens oder Niederradfahrens“. Für das Figurenfahren existierten Lehrbücher mit Bodenskizzen, die auch mit Kreide am Saalboden wiederholt wurden. Die Bezeichnungen für die verschiedenen Figuren



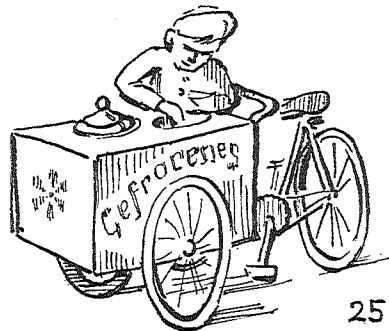
22



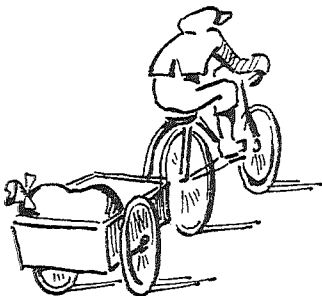
23



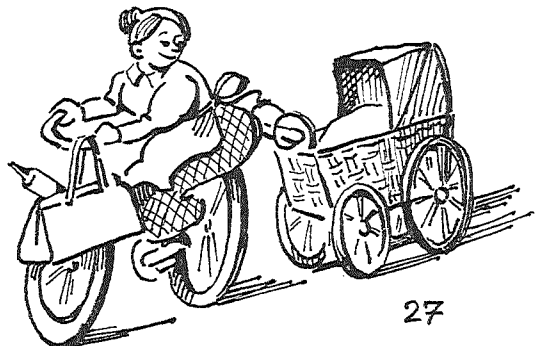
24



25



26



27

und Wendungen können großteils ihre Herkunft aus der Schulreiterei nicht leugnen, so, wenn es da zum Beispiel heißt: „Auf linker (rechter) Hand“, „Ganze Bahn“, „Halbe Bahn“, „Zur Mitte“, „Wechseln“ usf. Anfangs unterschied man etwa 40 Figuren.

Manche Radsportpioniere rühmten das Fahrrad als ein willenloses Pferd ohne Ansprüche, wobei sie freilich übersehen, daß der Reiz des Reitsportes teilweise in der Ritterlichkeit gegen das andere Wesen — mit auch einem Willen und auch Ansprüchen — liegt. Aber jedenfalls empfehlen sie die Schonung und Pflege ihres Sportartikels. Mit für unsere Zeit des Verschleißes kaum noch faßlicher Sorgfalt sollte ein Rad vor jeder Ausfahrt überholt, niemals im Freien, sondern immer in einem Innenraum und unter Verschuß geparkt werden . . . etc.

Eine besondere Disziplin bildete das Tyrolienne-Figurenfahren auf Niederrädern mit aufgeschweiften Lenkstangen, bei dem die Wendungen und Kreise zu Paaren mit hochgereichten Händen ausgeführt wurden.

Für Touren empfahl man nicht nur die nötige Kleidung, für die Pedale geeignetes Schuhwerk und Packtaschen, sondern auch eigene Anbringungsmechanismen für gerollte Decken und Mäntel am Gouvernal und verglaste Pulte zum Einschieben von teilweise aufgeschlagenen Landkarten. Man achtete bereits darauf, die Damen in die Mitte zu nehmen, die schwächsten Fahrer voranfahen zu lassen, viel zu läuten. Manche Bücher empfehlen für Anfänger bei der Erschütterung des Fahrens ständig läutende Schellen, im Falle die Geistesgegenwart zum rechtzeitigen Läuten nicht gegeben sein sollte. Dagegen widmen Streitschriften wider das Radfahren dem Recht des Staatsbürgers auf Ruhe ein ganzes Kapitel. Sie betonen, daß ein Gesetz, in dem das Fahrrad „ein leichtes Fahrzeug“ sei und keine Sonderbehandlung erfahre, nicht ausreichen könne und verlangen Schutz für den Fußgänger. Heute sind Fahrräder für uns in dieser Beziehung „kleine Fische“ geworden; wir holen unsere Kinder mit ihren Rädern von der Straße auf den Gehsteig, um sie ihrerseits vor dem übrigen Verkehr zu schützen. Unter den Prägungen auf den Schraubdeckeln moderner Fahrradglocken (Abb. 1) gibt es vereinzelt solche mit gefahrenabschreckenden (?) Fratzen. Hupen und Rückstrahler sind Gewohnheiten der jüngeren Zeit, Rückspiegel dagegen schon alt. Das Rücklicht und die Beleuchtung überhaupt bildeten in der Pionierzeit ein Problem. Fortschrittliche Zeitungen empfahlen Acetylenlampen von der Form einer Wagenlaterne.

Lärminstrumente auf Fahrrädern und Mopeds sind nicht immer nur als Warninstrumente gedacht, sondern auch als „Austoben im Lärm“ zu verstehen. Junge Leute versehen die Windräder an den Lenkstangen mit besonderen Lärmtrichtern oder bringen Plättchen und Stäbchen an, die an den Speichen streifen und je nach Form und Größe

ein surrendes oder knatterndes Geräusch erzeugen. Zum „Austoben im Chaos“ gehört wohl auch das Abmontieren der Auspufftrichter der Mopeds und Roller und ähnliche moderne Burschenbräuche, wie das Stören öffentlicher Veranstaltungen, ruhiger Volksansammlungen durch wiederholtes gruppenweises Vorbeifahren mit wiederholtem Tempowechsel, ruckweisem Gasgeben, Anlassen und Abwürgen des Motors usw.

Es gibt noch heute zahlreiche „Spiel“formen, besonders auf die Unterhaltung hingeeordnete Fahrradmodelle. Man hat Tandems für zwei und für drei Fahrer (Abb. 18), sie sind zusammen mit anderen Luxus- und Unterhaltungsformen zum Beispiel in den Adriabadeorten in den letzten Jahren in großer Zahl aufgetaucht und mietbar. Gewöhnlich weiß und mit bunten Fahnen oder Sonnendächern ausgestattet, hat man auch Modelle, in denen zwei Fahrer nebeneinander sitzen (Abbildung 21). Für jeden existieren Pedale, die Lenkung ist gekoppelt, das ganze ähnelt einem Tretboot. Heutige Tretboote betreibt man zwar wie ein Kinderauto mit gewinkelter Achse, ein altes Modell aber hatte Kette und Pedale wie ein Fahrrad und Schaufelräder, man nannte es Podoskoppe.

Ein bekanntes altes Dreiradmodell hieß Crippler, ein amerikanisches Zweiradmodell, bei dem Vorder- und Hinterrad parallel bewegt wurden und im gleichen Geleise liefen, „Keystone“. Es gab Hochradmodelle, bei denen das kleine Hilfsrad nicht hinten lief, sondern vor dem großen Rad angebracht war. So sah auch Copelands Dampf-Bicycle von 1884 aus. Artistenräder waren teilweise immer schon auseinandernehmbar — heute gibt's derartige Modelle für den Kofferraum des Autos. Um das Radwandern zu genießen, fährt man zweckmäßig über die Umgebung der Großstädte hinaus und steigt erst dort auf das Fahrrad um. Früher lagen die Ziele der Wanderfahrer am Stadtrand, die Namen der entsprechenden Lokale sind teilweise noch erhalten, zum Beispiel heißt ein Gartenlokal am Westausgang von Wien „Zum lustigen Radfahrer“ usw. Wie Wagenräder dienen auch „Fahrradräder“ gelegentlich als Gasthauschilder, außerdem aber auch als Firmenzeichen für Radhändler und Mechaniker.

Auf Rummelplätzen, zum Beispiel im Wiener Prater, gibt es eigene Fahrradkarusselle. Die Räder laufen in konzentrischen Kreisen, werden von den Kindern zwar getreten, die Lenkung ist aber starr auf eine Kreisbahn eingestellt.

Wer den Radsport aus Zeitmangel sozusagen auf seinen meßbaren Wert reduziert, „radwandert“ heute nicht mehr in Gottes freier Natur, sondern trainiert an seiner radlosen „Pedalmaschine“, die die gleichen Bewegungen erfordert.

Die Trophäenecken in Clublokalen und der Trophäenschrank des Sportfahrers mit ihren Pokalen, Wimpeln, Trikots, Mannschaftsphotos

verdienen — wie jede Trophäensammlung — wegen des diesen Dingen beigemessenen Wertes und der Verehrung, die sie genießen, volkskundliche Beachtung.

Radpolo, Fuchs- oder Schnitzeljagd per Fahrrad und Ringstechen vom Rad aus sind aus dem Pferdesport und Pferdebrauchtum entlehnte Spiele, die „Lehrbücher der Pionierzeit“ beschreiben auch ein Radkegelspiel, ein Radschleifenspiel, bei dem an die Schulter der Fahrer geheftete Schleifen erobert werden mußten, und Radfahrerpantomimen. 1897 wurde in den Sofiensälen eine solche Pantomime aufgeführt. Radball und die verschiedenen Ballspiele für Versehrte im Rollstuhl werden auch heute noch häufig betrieben.

Einschlägige Eissportarten — heute kennen wir Eisrennen und Skijöring hinter dem Motorrad — haben Vorläufer. Ein Buch aus dem Jahr 1869 bringt die Abbildung eines Eisvelocipedes. Es hat ein Vorderrad mit Spikes, statt des Hinterrades aber zwei Schlittschuhe.

Die verschiedenen Spiele, Sitten und Unsitten der radfahrenden Schuljugend sehe ich heute seltener, als sie in meiner Kinderzeit üblich waren. Vermutlich weil der Verkehr zunahm und auch Jugendliche vorsichtiger fahren müssen. Früher waren Herrenräder zu hoch für Kinder, man fuhr sie in Schräglage mit ebenfalls schräg unter der Stange durchgestrecktem Körper. Mitfahrer auf einem Rad kamen auf den Gepäckträger oder auf das Gouernal, so daß der Fahrer über ihre Schulter hinwegsehen und ihr Gewicht mit der Lenkstange mitbewegen mußte. Saßen sie im Sattel, arbeitete der Fahrer stehend. Häufig montierte man das hintere Schutzblech ab, um — indem man sich hinter den Sattel setzte — mit dem Hosenboden zu bremsen, oder das vordere, um mit den Schuhsohlen zu bremsen. Auf Rädern mit Freilauf kann man zwar nicht nach rückwärts fahren, wohl aber mit dem Rücken nach vorne, was sich allerdings nicht sehr schnell lernt und rasch verlernt. Man kann über Treppen und Bretterstege fahren, das Fahren auf Seilen bleibt meines Wissens allerdings Artisten mit Spezialrädern vorbehalten (Abb. 13). Man kann aus einer Pfütze so lange auf die trockene Straße fahren, bis es einem gelingt, die feuchte Spur des Vorder- und des Hinterrades zur Deckung zu bringen. Man kann die Pedale darin unterstützen, vorzeitig abzubrechen und dann mit den Zehen und dem Rist nach der Kurbel angeln, um das Rad anzutreiben. Es erfordert Übung, ein leichtes Rad, mit einer Hand am Sattel gefaßt, gerade und in Figuren neben sich herzuschieben; schwindeln läßt sich dabei, indem man die Lenkradmutter etwas anzieht. Alle diese Dinge wurden und werden, wo es räumlich möglich ist, auch heute noch von Zeit zu Zeit zu endemischen Kindergewohnheiten. Auch das gegenseitige Luftauslassen gehört hierher. Keine Schwierigkeiten macht es, die Füße auf die Lenkstange oder den Rist auf den Gepäckträger zu legen.

Zwischen Schlauch und Mantel lassen sich, auch ohne daß der Schlauch schon defekt ist, Gummimanschetten kleben, die eine holpernde Fahrweise bewirken.

Das Kinderfahrzeug, das die individuellste Gestaltung zuläßt, ist das Seifenkistl. Hier gibt es nur Unikate. Maskotten, Individualnamen, bodenständige Tischler- und Schlosserkunst, individuelle Bemalung, historische Antriebssysteme usw. blühen in dieser Sparte. Phantasie und Geschmack können sich entfalten. Freilich werden die Grundbestandteile immer komplexer, immer mehr „in toto“ der modernen Technik entlehnt.

Maskenfahren, Aufzüge, Turnerveranstaltungen, Sportfeste, Blumenkorsos (Abb. 15), Karusselle, häufig als Faschings-, Frühlings-, Pfingstveranstaltungen, gibt es noch, allerdings war das Fahrrad in der Zwischenkriegszeit häufiger bei solchen Veranstaltungen zu sehen. Die Radspeichen waren von Krepppapierbändern oder auch Biertellern (Abb. 6 und 7) durchflochten, Seidenpapiermaschen und Kunstblumen schmückten das Gestänge und eigene Drahtaufbauten auf Drei- und Doppelrädern, sulkyartigen Radanhängern usw. Fahnen und Standarten erreichten Größen, die einiges Geschick vom Fahrer verlangten, neben den Windrädern flatterten auch Krepppapierstreifenbündel im Fahrtwind.

#### Literatur

- A d a m e t z, Josef, Anleitung zum Reigenfahren. Wien, 1897.  
Derselbe, Reigenfahren und Radfahr-Spiele. Wien, 1901.  
B a n d, Moritz, Handbuch des Radfahrsports. Wien, Pest, Leipzig, 1895.  
Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestandes des Verbandes der österreichischen Nähmaschinen- und Fahrradhändler und Mechaniker. Wien, 1928. Handbuch des dt. Radfahrerbundes. Magdeburg, 1889.  
J u n g, Emil, Radfahrseuche und Automobilunfug. München, 1902.  
K l u g e, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Auflage, Berlin 1960.  
M e r i a n - Monatsheft, 16. Jg., Heft 7: Der Comer See. 1963.  
O l i v e r, Smith Hempstone, United States National Museum, Bulletin 198 und 213. Radfahr-Blumen-Corso. Wien, 26. Mai 1897. Radfahrer-Almanach. Wien, 1899.  
S a n d e r s o n, Stewart, The Folklore of the Motor-car. (Folklore, Vol. 80, Winter 1969.)  
S c h ü l l e r, Linde, Zur „Volkskunde des Autos“ (ÖZV 73/XXIV, 1969).  
S i l b e r e r, Victor, Handbuch des Bicycle-Sports. 1. Aufl. 1883, 2. Aufl. 1885.  
Vademecum für Radfahrerinnen. Ein Hilfsbuch in Fragen der Fahrtechnik, der Gesundheit, der Etiquette und der Kleidung. Wien, 1897.  
W e s e z, Hippolyt de, Andeutung über das Velocipede. Wien, 1869.  
Zeitschrift „Draisena“. Erstes und ältestes Sportblatt der radfahrenden Damen. Dresden—Wien, 1898 ff.  
Zeitschrift „Vertrauliche Mitteilungen d. öst. Fahrradhändler“. Wien, 1899, 1900.

# Die mineralogische Zusammensetzung des „Blutsteins“ vom Grimming (Stmk.)

## Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin

(Mit 1 Diagramm im Text.)

Von Johann G. Haditsch, Graz

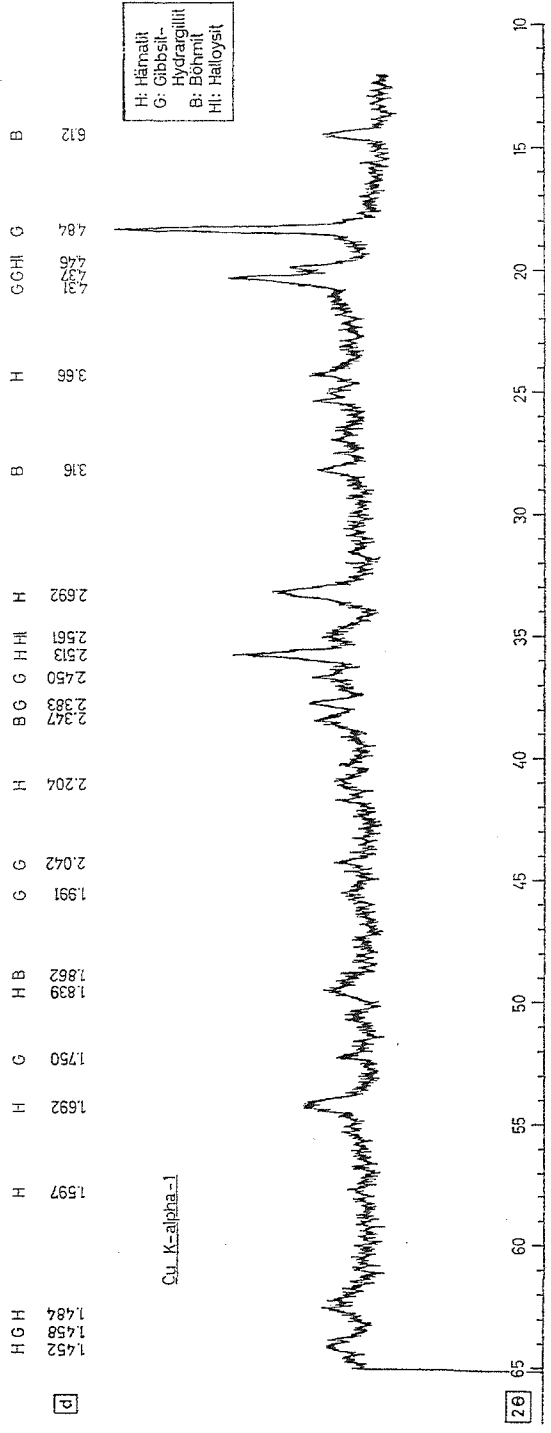
Bekanntlich spielen Minerale und Gesteine in der Volksmedizin schon von alters her teils wegen ihrer therapeutischen Wirkung, teils aber auch wegen der ihnen zugeschriebenen magischen Kräfte eine wesentliche Rolle. Dabei kam angesichts der häufig nach dem Grundsatz „similia similibus“ erfolgten Behandlung blutender Wunden und des Rotlaufes vor allen anderen den rot gefärbten Mineralen und Gesteinen eine besondere Bedeutung zu. So verwahrt beispielsweise auch das Steirische Volkskundemuseum in Graz einen teilweise rot gefärbten mesozoischen Kalk nicht näher bekannter Herkunft, der seinerzeit als „Rotlaufstein“ Verwendung gefunden hatte, neben einigen „Blutsteinen“. E. Grabner gab 1964 und 1966 umfassende Darstellungen der „Anwendung dieser Blutsteine“ seit dem Altertum. Weitere Angaben darüber finden sich bei G. Jungbauer (1934: 156), H. Marzell (1934/35: 175) und A. A. Barb (1969).

Blutsteine dienten hauptsächlich zur Stillung von Blutungen (durch direktes Auflegen auf die Wunden, durch Bestreuen dieser mit Pulver oder, um den Hals gehängt oder in die Hand gegeben, als Amulett), sie wurden aber auch gegen die Bleichsucht oder als Blutreinigungsmittel verabreicht. Neben der Humanmedizin bediente sich auch die Tierheilkunde vielfach dieses Blutsteins, wie dies etwa aus dem Schrifttum <sup>1)</sup> oder aus erhaltenen Apothekerrechnungen <sup>2)</sup> hervorgeht. Vor geraumer Zeit wurde ich nun durch Herrn Ludwig Pürcher, vulgo Führwein (Zauchen 29, Post Mitterndorf, Steirisches Salzkammergut) auf einen Blutstein aufmerksam gemacht, der nicht den eben genannten Zwecken diene, sondern von der örtlichen Bevölkerung bis in jüngste Zeit dem Vieh gegen Magenverstimmungen und

---

<sup>1)</sup> In einem bei Lenk in Znaim verlegten Buch (ohne Jahreszahl) wird auf p. 39 berichtet, daß der Blutstein eine wundtrocknende Wirkung habe: „Wundtrocknend sind folgende Mittel: Bleiweiß, Bleiweißpflaster, Blutstein . . .“

<sup>2)</sup> Apothekerrechnungen von Neuberg aus den Jahren 1678 und 1679: „Vor das Vieh auf die Alben Bluetstein 12 kr.“ bzw. „vor das vich in mayrhooff Bluetstein 12 kr.“



2

2θ

Durchfall verabreicht wurde. Dieser Blutstein hat mit den sonst unter dieser Bezeichnung laufenden Stücken also nicht den Verwendungszweck, wohl aber die Farbe gemein.

Über die mineralogisch-petrographische Zusammensetzung der Blutsteine gibt es die verschiedensten Angaben. So wurden als solche Hämatit, roter Achat („Blutachat“), roter Marmor, Chaledon (rötlicher Carneol oder Onyx, Heliotrop — dieser wegen der blutroten Flecken im grünen Plasma), Jaspis, Terra sigillata, roter Bolus u. a. angeführt. Wie noch gezeigt werden wird, unterscheidet sich der hier zu beschreibende Blutstein auch hinsichtlich seiner Zusammensetzung von den anderen bisher bekanntgewordenen.

Die mir vorliegende Probe wurde von L. Pürcher im sogenannten Krungelwald auf der Nordseite des Kleinen Grimming (2285 m) und nordwestlich der Grimmingscharte aufgesammelt. An der besagten Stelle ist der Blutstein auf einer etwa 1000 m<sup>2</sup> großen Fläche aufgeschlossen. Nach der Aussage des Finders und auf Grund der Geologischen Karte 1 : 75.000 (M. Vacek, G. Geyer, 1916) muß der Fundpunkt im Liasfleckenmergel liegen. Das Gestein hat eine dunkelrotbraune Farbe (nach der Munsell-Klassifikation 2,5 YR 3/ 4), klebt an der Zunge und zerfällt an der Luft wie unter Wasser relativ leicht zu griffeligen oder flachlinsigen, mehrere Millimeter großen, scharfkantigen und relativ harten Scherben. Ein weiterer, etwa tonmineralartiger, Zerfall unter Wasser war nicht festzustellen, was als Hinweis darauf gewertet werden kann, daß es sich bei diesem Blutstein nicht um einen (seinerzeit vor allem wegen seiner starken Adsorptionsfähigkeit häufig verwendeten) Bolus<sup>3)</sup> handelt.

Den Herren Dipl.-Ing. F. Laskovic und M. Pimminger (Kirchdorf/Krems) verdanke ich die nachfolgende chemische Gesteinsanalyse:

SiO <sub>2</sub>	18,86%
Al <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	36,81%
Fe <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	20,76%
P <sub>2</sub> O <sub>5</sub>	0,19%
Cr <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	0,05%
MnO	0,06%
TiO <sub>2</sub>	2,15%

---

<sup>3)</sup> Bolus wird in dem schon früher zitierten Werk aus Znaim, zusammen mit zerstoßenen Eicheln als Mittel wider den Durchlauf und die Ruhr angegeben. Eine weitere, ebenfalls nicht datierte Arbeit („Vieh arznei-Buch“, Inventar-nummer 7028 des Steirischen Volkskundemuseums Graz) gibt Bolus als Mittel gegen den Milzbrand an, ein anderes Buch (N. N. 1800) empfiehlt: „Für die blaue Milch . . . Nehmet Eichenlaub, Sanikel, Schaafgerbe . . . Tormentillwurzel . . . roher Bolus, Allau . . .“

V <sub>2</sub> O <sub>5</sub>	Spur
CaO	2,24%
MgO	—
Glühverlust	19,20%
Summe:	100,32%

Der für die Charakterisierung der Böden üblicherweise benutzte Ki-Wert ( $Ki = SiO_2/Al_2O_3$ )<sup>4)</sup> von 0,51 spricht für das Vorliegen eines allitischen, lateritischen Gesteins. Dieser Befund wurde durch eine selbst durchgeführte röntgenographische Aufnahme — siehe Diagramm —, die den Nachweis von Hämatit (Fe<sub>2</sub>O<sub>3</sub>), Gibbsit-Hydrargillit (gamma-Al(OH)<sub>3</sub>), Böhmit (gamma-AlOOH) und Halloysit (Al<sub>2</sub>(OH)<sub>4</sub>Si<sub>4</sub>O<sub>10</sub> · 4 H<sub>2</sub>O) erbrachte, bestätigt.

Für die genaue Berechnung der Zusammensetzung des in Rede stehenden Blutsteins wurde der Cr-, Mn- und der spurenhafte V-Gehalt vernachlässigt. Nimmt man für den Glühverlust an, daß sich dieser aus 1,76% CO<sub>2</sub> und 17,44% H<sub>2</sub>O zusammensetzt, so ergibt sich nach der Berechnung der Molekularzahlen<sup>5)</sup> für die Hauptbestandteile die nach-

$$5) \text{ Molekularzahl} = \frac{\text{Gew. —\%}}{\text{Molekulargewicht}} \cdot 1000$$

folgende Tabelle:

	%	Molekularzahlen							
SiO <sub>2</sub>	18,86	314						312	2
Al <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	36,81	361				69	136	156	—
Fe <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	20,76	130			130				—
TiO <sub>2</sub>	2,15	27		27					—
CO <sub>2</sub>	2,24	40	40						—
CaO	1,76	40	40						—
H <sub>2</sub> O	17,44	968				207	136	624	1
Minerale:		40 Kalkspat 27 Rutil 130 Hämatit 69 Gibbsit-Hydrargillit 136 Böhmit 78 Halloysit							Rest: 3

4) Kaolinitische Tone haben einen Ki-Wert von mehr als 2,0, Siallite einen solchen zwischen 2,0 und 1,3 und Allite ein Ki von kleiner als 1,3.

Aus dem Vergleich des Diagramms mit der vorstehenden Berechnung zeigt sich eine vorzügliche Übereinstimmung der Röntgenaufnahme mit der chemischen Analyse. Greift man nun aus der oben angeführten Berechnung die für die nähere Gesteinsbestimmung wesentlichen Tonminerale, allitischen Minerale und den Hämatit heraus, so ergibt sich das folgende Verhältnis:

Tonminerale	allitische Minerale		Eisenoxyd
Halloysit	Gibbsit	Böhmite	Hämatit
78	69	136	130
78	205		130

entsprechend:

18,9 : 49,6 : 31,5

Damit handelt es sich bei diesem Blutstein um einen (nicht abbauwürdigen) eisenreichen Bauxit, der auch als Laterit bezeichnet werden kann.

Abschließend und zusammenfassend kann gesagt werden, daß der Blutstein vom Krungelwals am Grimming zwar nur wegen seiner Farbe diesen Namen trägt, daß aber zweifellos die überlieferte therapeutische Wirkung wegen der hohen Adsorptionsfähigkeit der Al-Minerale höchstwahrscheinlich gegeben ist. Bisher ist mir aus dem volkswissenschaftlichen Schrifttum noch keine Angabe über Bauxit (Laterit) als Heilmittel bekannt geworden.

Es ist mir eine angenehme Pflicht allen jenen zu danken, die mir bei der Abfassung dieser Schrift behilflich waren. Es sind dies Frau Dr. Elfriede Grabner, die mich in das Schrifttum einführte und mir auch das am Steirischen Volkskundemuseum in Graz verwahrte Belegmaterial bereitwilligst zur Verfügung stellte, die Herren Dipl.-Ing. Franz Laskovic und Michael Pimminger (Kirchdorf/Krems, Oberösterreich), die die chemische Analyse des Blutsteins vornahmen, vor allem aber Herrn Ludwig Pürcher, der mir dieses interessante Material zur Verfügung stellte und dadurch diese Arbeit anregte.

#### Schrifttum

Barb, A. A., Lapis adamas — Der Blutstein. Hommages à Marcel Renard, I, Collection Latomus, 101, 1969: 66—82. Bruxelles.

Grabner, E., „Blut, steh' still...“. Die Blutstillung in der steirischen Volksmedizin. Blätter für Heimatkunde, hrsg. v. Hist. Ver. f. Stmk., 38, 1964: 127—136, Graz.

Dieselbe, Volksmedizin. In: Der steirische Bauer. Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesarchives, 4: 484—492. Graz 1966.

Jungbauer, G., Deutsche Volksmedizin. Walter de Gruyter & Co., Berlin—Leipzig 1934.

Marzell, H., Die Volksmedizin. In: Die Deutsche Volkskunde, hrsg. v. A. Spamer, 1, 1934/35: 168—182. Berlin—Leipzig.

Auch in: Volksmedizin. Probleme und Forschungsgeschichte. Hrsg. von E. Grabner, Wege der Forschung, LXIII: 93—115. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1967.

Munsell, Soil color charts. Munsell color Co., Inc., Baltimore, Maryland, USA.

N. N., Noth- und Hilfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute. Worinn für beyde Stände sehr viel Lehrreiches, den Charakter Bildendes, und für die Land- und Hauswirtschaft Ersprießliches zu finden. 6. Band. Graetz, bey Franz Xaver Miller, 1800. Ferk-Archiv, Steiermärkisches Volkskundemuseum Graz.

N. N., Der Bauer als Vieharzt, oder: Wie heilt man alle Krankheiten, der Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe und Schweine, auf eine schnelle, einfache, wohlfeile und durch vieljährige Erfahrung erprobte Weise? Verlag M. F. Lenk, Znaim, o. J.

N. N., Vieharzney-Buch. Steiermärkisches Volkskundemuseum Graz, Inv. Nr. 7028.

Vacek, M., Geyer, G., Erläuterungen zur geologischen Karte der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder der Österr.-Ungar. Monarchie. Liezen. Geol. RA., 1961, 58 p., Wien.

# Nachtrag zur Tiroler Gasthaus-Archäologie

(Mit 16 Abbildungen im Text und auf Tafeln.)

Von Richard Pittioni, Wien

Die seinerzeit beschriebene Fundstelle <sup>1)</sup> am Kirchanger-Fiderialboden in Jochbergwald bei Jochberg, p. B. Kitzbühel, habe ich gemeinsam mit Herrn Georg Jöchel auch in den Sommern 1969 und 1970 besucht. Sie war durch weitere Forstarbeiten beschädigt worden, das heißt der durch den Abfallhaufen führende Weg war verbreitert und vertieft worden, so daß neues Fundmaterial aufgeschlossen worden war. Um weitere Beschädigungen zu vermeiden, wurden zu beiden Seiten dieses Holzziehweges die Böschungen untersucht und das hier befindliche Material geborgen. Hierbei zeigte sich eine deutliche Trennung in dem Sinne, daß in der linken Wegböschung <sup>2)</sup> überwiegend Küchenabfallmaterial geborgen werden konnte, während die rechte Wegböschung vor allem Material zur Eisenerzverhüttung ergab. Dieses wird in einem anderen Zusammenhang vorgelegt werden, hier wird nur über das Abfallgut aus dem Waldwirtshaus <sup>3)</sup> berichtet. Aufzählung und Beschreibung des Fundgutes erfolgen in der gleichen Reihenfolge wie im ersten Bericht <sup>4)</sup>, ergänzt durch das neu hinzugekommene Material <sup>5)</sup>.

## A. Reste des Gebrauchsgeschirres

Dieses liegt wieder zum Großteil nur in Bruchstücken vor, doch konnte mehrfach der Versuch einer Ergänzung und Rekonstruktion unternommen werden (wie die Abb. 3; 4/1, 4 und 6). Öfter gelang jedoch eine Rekonstruktion nur auf zeichnerischem Wege (wie bei den Abb. 1/1—3; 2; 4/2, 3; 5; 8/1; 10/2, 3). Immerhin war es möglich, zum Teil Korrekturen gegenüber dem 1. Bericht (wie beim Kröninger Topf Abb. 6/1) anzubringen, zum Teil aber auch neue keramische Formen zu erarbeiten.

---

<sup>1)</sup> R. Pittioni, Tiroler Gasthaus-Archäologie, Österr. Zeitschr. f. Volkskunde, XXIII/72, 1969, S. 201 ff.

<sup>2)</sup> A. a. O., Abb. 5.

<sup>3)</sup> A. a. O., Abb. 9.

<sup>4)</sup> A. a. O., S. 204 ff.

<sup>5)</sup> Die Präparationsarbeiten besorgten die Herrn F. Bock und K. Schramseis am Institut für Ur- und Frühgeschichte, die Ergänzung der Innenbemalung der Schüssel Abb. 4/4 verdanke ich Frau R. Bertelmann, akad. Restauratorin.

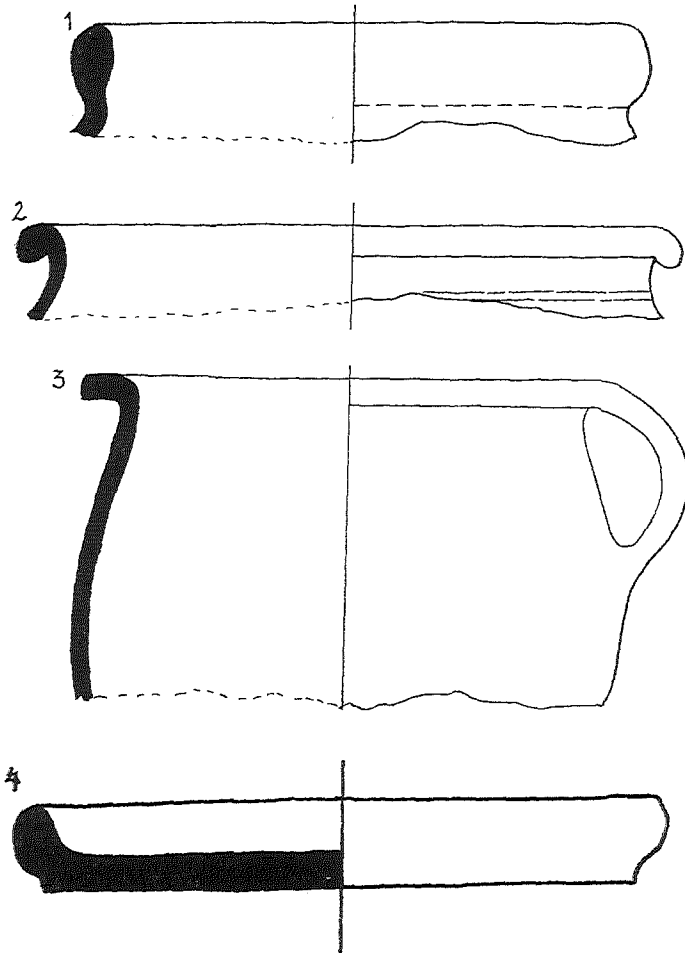


Abb. 1 Unglasierte Schwarzhafnerei

a) Schwarzhafneri

Randstück eines *Toppfes*, dunkler, stark graphithältiger Ton. Mundsäum flach gewulstet, gegen den Hals mit einer schwachen Kehle abgesetzt. Mdm. ca. 14 cm. (Abb. 1/1).

Randstück eines *Toppfes*, dunkelgrauer, ziemlich feiner Ton, Oberfläche mit einem dünnen, schwärzlichen Schlicker versehen. Mundsäum verdickt, nach außen umgebogen und zur Wand untergriffig herabgezogen. Auf der Schulterkehle eine umlaufende schwache Rille sowie Spuren von Glättmusterstrichen. Mdm. ca. 16 cm (Abb. 1/2).

Randstück eines *Henkeltopfes*, schwarzbrauner, ziemlich feiner Ton, Oberfläche schwarz geschlickert. Verdickter Mundsäum waagrecht umgebogen, an ihm ein verhältnismäßig enger Bandhenkel angesetzt und zur Schulter führend. Mdm. ca. 14 cm, Henkelbreite 2,3 cm (Abb. 1/3).

Teil eines kleinen *Tellers*, dunkelgrauer, feiner Ton. Standfläche außen leicht abgesetzt, Wand breit konisch aufsteigend, Mundsäum halbrund gebildet. Mdm. 9,1 cm, Stfl. 7,9 cm, H. 1,1 cm (Abb. 1/4).

b) Gelbhafneri

Randstück einer großen *Schüssel*, Wand konisch aufsteigend, Mundsäum verdickt und senkrecht emporstehend, nach außen durch eine kräftige Rille von der Wand abgesetzt. Innenfläche abgesplittert, keine Glasurspur.

Mittelstück eines flachen *Deckels*, rotgelber, feiner Ton, unglasiert. Niederer konischer Griffknopf mit schwacher Oberflächenvertiefung um den Griffansatz (Abb. 7/1).

c) Innenglasierte Schwarzhafneri

Zwei Randstücke eines *Toppfes*, dunkelgrauer, feiner Ton. Mundsäum verdickt, schwach ausladend mit untergriffiger Verbreiterung. Auf der Schulter zwei umlaufende Rillen. Innenfläche und Mundsäumlippe schwärzlich glasiert. Mdm. ca. 12 cm.

Randstück eines *Toppfes*, dunkelgrauer, feiner Ton. Mundsäum innen leicht gestuft, sonstige Ausfertigung wie obiges Stück, Mdm. ca. 14 cm.

d) Innenglasierte Gelbhafneri

Randstück eines *Toppfes*, rötlichgelber, ziemlich feiner Ton. Wand leicht gewölbt, Rand schwach ausladend, gegen unten verdickt, schwach gekehlt. Auf der leicht angedeuteten Schulter zwei umlaufende Rillen. Innenfläche hellgrün glänzend glasiert. Mdm. ca. 12 cm (Abb. 2/1).

Kleines Randstück eines *Toppfes*, gelblicher, ziemlich feiner Ton. Rand schwach ausladend, gesimsartig verdickt, gegen unten zu leicht gekehlt. Mundsäum innen und außen hellblau, Innenfläche hellgelb glänzend glasiert. Glasur auf der Randaußenfläche abgesplittert. Mdm. ca. 16 cm (Abb. 2/2).

Randstück eines *Toppfes*, hellgelber, ziemlich feiner Ton. Mundsäum schwach ausladend, an einer Stelle gegenüber dem Bandhenkel ein schwacher Ausguß angebracht, Rand nach unten zu verdickt, untergriffig. Auf der leicht angedeuteten Schulter zwei umlaufende Rillen. Bandhenkel in der Mitte des Randes angesetzt. Mundsäum und Innenfläche braunschwarz glasiert. Außenfläche beim Ausguß durch Hitzeinwirkung grau gefärbt. Mdm. 11,7—11,2 cm, Breite des Henkelansatzes 3,9 cm, Henkelbreite 2,4 cm (Abb. 2/3).

Bodenstück eines *Toppfes* mit steil aufsteigender Wand, rotgelber, ziemlich feiner Ton. Standfläche gut abgesetzt. Innenfläche dunkelgrün gelb glasiert. Stfl. 9,6 cm.

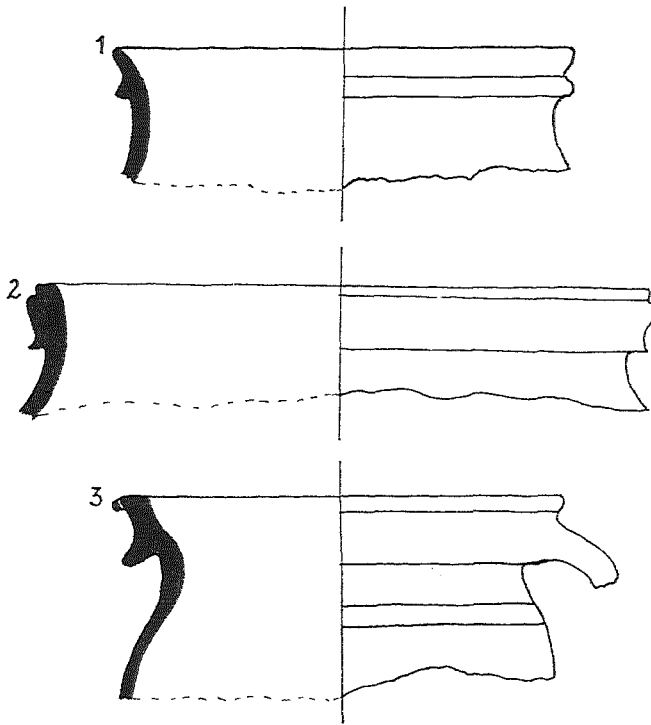


Abb. 2 Innenglasierte Gelbhafnerei

**Henkeltopf**, rotbrauner, wenig feiner Ton. Standfläche gut abgesetzt, Wand schwach konisch aufsteigend, leicht gebauht und zu einer schwachen Halskehle sich verengend. Breiter Rand mit schwach untergriffiger Leistenbildung. Dem Bandhenkel gegenüber ein schwacher Ausguß angebracht. Bandhenkel am Mundsäum angesetzt, zur Schulter führend, seine Oberfläche zweimal senkrecht gerippt. Innenfläche bis zur Mundsäumlippe und Henkelansatz hellgrün glasiert. H. 14,6 cm, Mdm. 13 cm, Stfl. 10 cm, Henkelbreite 2,8 cm (Abb. 3/1).

**Henkeltopf**, rötlich gelber Ton, stark ergänzt. Standfläche gut abgesetzt, Wand schwach konisch aufsteigend, Außenfläche durch offenes Feuer geschwärzt. Leicht bauchig, auf der Schulter zwei schwache waagrecht umlaufende Rillen. Gegen den Mundsäum leicht eingezogen, Rand verdickt, Lippe schwach ausladend, gegen den unteren Rand zu verdickt, leicht untergriffig. Am Rand Bandhenkel angesetzt, zur Schulter führend, Außenfläche des Henkels senkrecht kanneliert. Mundsäum gegenüber dem Henkel rekonstruktiv mit einem schwachen Ausguß versehen. Innenfläche bis zum Mundsäum dunkelbraun glasiert. H. 18 cm, Stfl. 8,2 cm, Mdm. 13,6 cm, Henkelbreite 2,6 cm (Abb. 3/2).

Zapfenförmiger Fuß einer **Dreifüßschüssel**, hellgelber, feiner Ton. Vom Schüsselboden nur ein kleiner Teil erhalten, seine Innenfläche dunkelbraun glasiert, Fuß unglasiert. Höhe des Fußes 5,7 cm.

Flache **Schüssel**, rotgelber, ziemlich feiner Ton. Standfläche schwach fußförmig abgesetzt, Wand steil konisch aufsteigend, Rand nach außen hin wulstförmig verdickt, gegen die Innenwand mit einer schwachen Rille abgesetzt. Innenfläche und Rand hellgrün glasiert, Glasur jedoch leicht abspringend. Stfl. 17,5 cm, H. 5,8 cm, Mdm. 24,8 cm (Abb. 4/1).

#### e) Außen glasierte Gelbhafnerie

**Konischer Topf**, rotgelber, ziemlich feiner Ton. Standfläche ringartig abgesetzt, zentral gelocht. Mundsäum waagrecht abgeschnitten. Knapp oberhalb der Standfläche waagrechter Wulst von 1,8 cm Breite, 1,2 cm unterhalb des Mundsäum ein gleichbreiter flacher Wulst. In diesem und an der Wand zwei gegenständig angesetzte Griffringe von 1,5 cm Tiefe. Die beiden Wülste weißlich, die übrige Oberfläche einschließlich Mundsäum grün gesprenkelt glasiert. H. 10,8 cm, Stfl. 9,8 cm, Mdm. 12,5 cm (Abb. 5/1).

**Konischer Deckel**, grauer, feiner Ton, Innenfläche unglasiert, Außenfläche graugrün glasiert. Niederer Griffknopf mit Mittelzipfel, Deckelrand rechtwinkelig nach unten gebogen, Innenfläche verrußt. Dm. 13,7 cm, Höhe 4,9 cm (Abb. 7/2).

Kleines Bruchstück eines kleinen **Deckels**, gelbgrauer, feiner Ton. Innenfläche unglasiert, Außenfläche schokoladebraun glasiert, Glasur leicht abspringend. Innenfläche verrußt.

#### f) Innen und außen glasierte Gelbhafnerie

Boden und Wandstück einer gequetschkugeligen **Schale**, orangegelber, ziemlich feiner, mehligter Ton. Innen- und Außenfläche milkschokoladebraun glasiert, Glasur stark abgesprungen. Standring leicht fußförmig abgesetzt, Wand breit ausgebogen aufsteigend, gegen den schief nach innen abgeschnittenen Mundsäum eingezogen. Unterhalb des Mundsäum zwei parallele umlaufende Rillen, zwei gleiche auf dem größten Bauchdurchmesser. Höhe (rekonstruiert) ca. 7 cm, Stfl. 8,2 cm, Mdm. ca. 14 cm (Abb. 5/2).

Großes Bruchstück eines **Tellers**, hellgelber, ziemlich feiner Ton. Standfläche schwach fußförmig abgesetzt, auf der Standfläche zwei konzentrische schwache Rillen. Wand breit konvex aufsteigend, breiter, konisch abstehender Rand mit wulstförmig verdicktem Mundsäum, innen durch eine Rille abgesetzt.

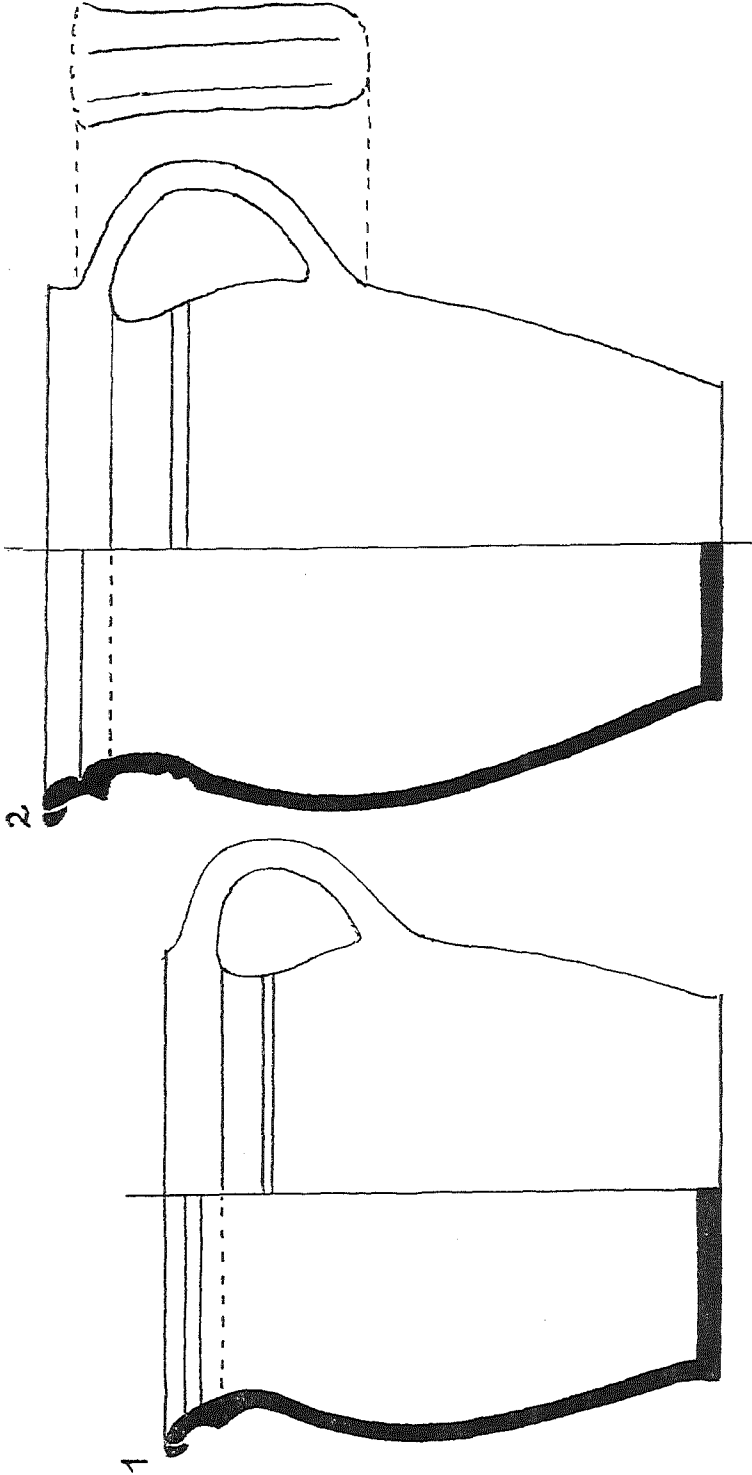


Abb. 3 Innenglasierter Gelbhafnerer

Innenfläche bis Mundsaum einschließlich grün mit hellen Punkten glasiert, Glasur stark abgesprungen. Außenfläche mit gelbbrauner, hellglänzender Glasur versehen. Mdm. 22 cm, H. 4,1 cm, Stfl. 12 cm (Abb. 4/2)

Bruchstück eines Tellers, gelbrötlicher, feiner Ton. Standfläche leicht fußförmig abgesetzt, Wand breit konvex aufsteigend, daran konisch ausladender Rand angesetzt, Mundsaum verdickt, gegen innen durch eine schwache Rille abgesetzt. Innenfläche einschließlich Mundsaum grün mit hellgrünen Streifen glasiert, Außenfläche braungelb glänzend glasiert, Glasur zum Teil abgesprungen. H. 5,4 cm, Mdm. 18 cm, Stfl. 8 cm (Abb. 4/3).

Große Schüssel, rotgelber, feiner Ton. Standfläche schwach fußförmig abgesetzt, mit zwei seichten, zum Rand parallelen Rillen versehen. Wand breit konisch aufsteigend, breiter, leicht nach außen abgeschrägter Mundsaum gegen die Innenwand zu leicht stufenförmig abgesetzt. Außenfläche mit hellgelber, leicht abspribbarer Glasur versehen, Innenfläche dunkelgrün mit hellgrünen großen Punkten glasiert. Ergänzt. H. 8,8 cm, Stfl. 12,4 cm, Mdm. 26,6 cm (Abb. 4/4).

Fast zur Hälfte erhaltenes Salznapfchen, gelbroter, ziemlich feiner Ton. Innenfläche hellgrün, Außenfläche schokoladebraun glasiert, Glasur zum Großteil abgesprungen. Mundsaum schulterförmig von der Wand abgesetzt, Körper annähernd halbkugelig, auf drei (?) zapfenförmigen Füßchen aufsetzend. Innerer Mdm. 7,2 cm, Schulterdm. ca. 8,1 cm, H. ca. 2,9 cm (Abb. 8/1).

Kleines Randstück eines gleichartigen Salznapfchens, rötlicher, feiner Ton. Innenfläche grau, Außenfläche schokoladebraun glasiert, Glasur zum größten Teil abgesprungen. Mundsaum und Schulterbildung wie beim obigen Stück. Maße nicht möglich.

Rundstück einer großen Schale, rotgelber, ziemlich feiner Ton. Verdickter Mundsaum waagrecht ausladend umgebogen. Außenfläche gelbbraun glasiert, Innenfläche dunkelgrün mit hellgrünen Punkten glasiert. Mdm. ca. 18 cm.

Zwei Randstücke einer großen Schale, hellgelber, ziemlich feiner und harter Ton. Wand breitkonisch aufsteigend, Mundsaum nach innen geknickt eingezogen, Außenfläche profiliert und Mundsaum nach unten untergriffig verlängert. Innenfläche und Mundsaum dunkelgrün, Außenfläche hellgraugrün glasiert. Mdm. ca. 25 cm.

Bodenstück einer Schale (?), rotgelber, mehlig-feiner Ton. Standfläche leicht fußförmig abgesetzt, Wand steil konisch aufsteigend. Innen- und Außenfläche dunkelbraun glasiert, Glasur stark abgesprungen. Stfl. 7,2 cm.

#### g) Weißhafnerei

Randstück eines Kruges, rötlichgelber, ziemlich feiner poröser Ton, innen und außen weiß glasiert, Glasur leicht abspringend. Auf der Außenfläche unterhalb des Mundsaumes zwei parallele umlaufende schmale Streifen, darunter Rest eines Kreismusters (?) in Manganbraun mit drei angesetzten blauen Strichen. Mdm. ca. 7 cm.

Kleines Randstück eines Kruges, gelblicher, ziemlich feiner Ton. Innen und außen weiß glasiert, Glasur leicht abspringend. Erhalten ein Schnabelansatz sowie der Rest eines Musters mit manganbrauner Strichführung und hellblauer Innenfüllung. Mdm. ca. 8 cm.

Wandstück eines Kruges (?), hellgelber feiner Ton. Außen weiß glasiert mit einem waagrechten Streifen in Manganbraun.

Randstück eines kleineren, anscheinend zylindrischen Gefäßes, rötlich gelber, ziemlich feiner Ton, innen und außen weiß glasiert, Mundsaum waagrecht umgebogen. Mdm. 7 cm (Abb. 8/2).

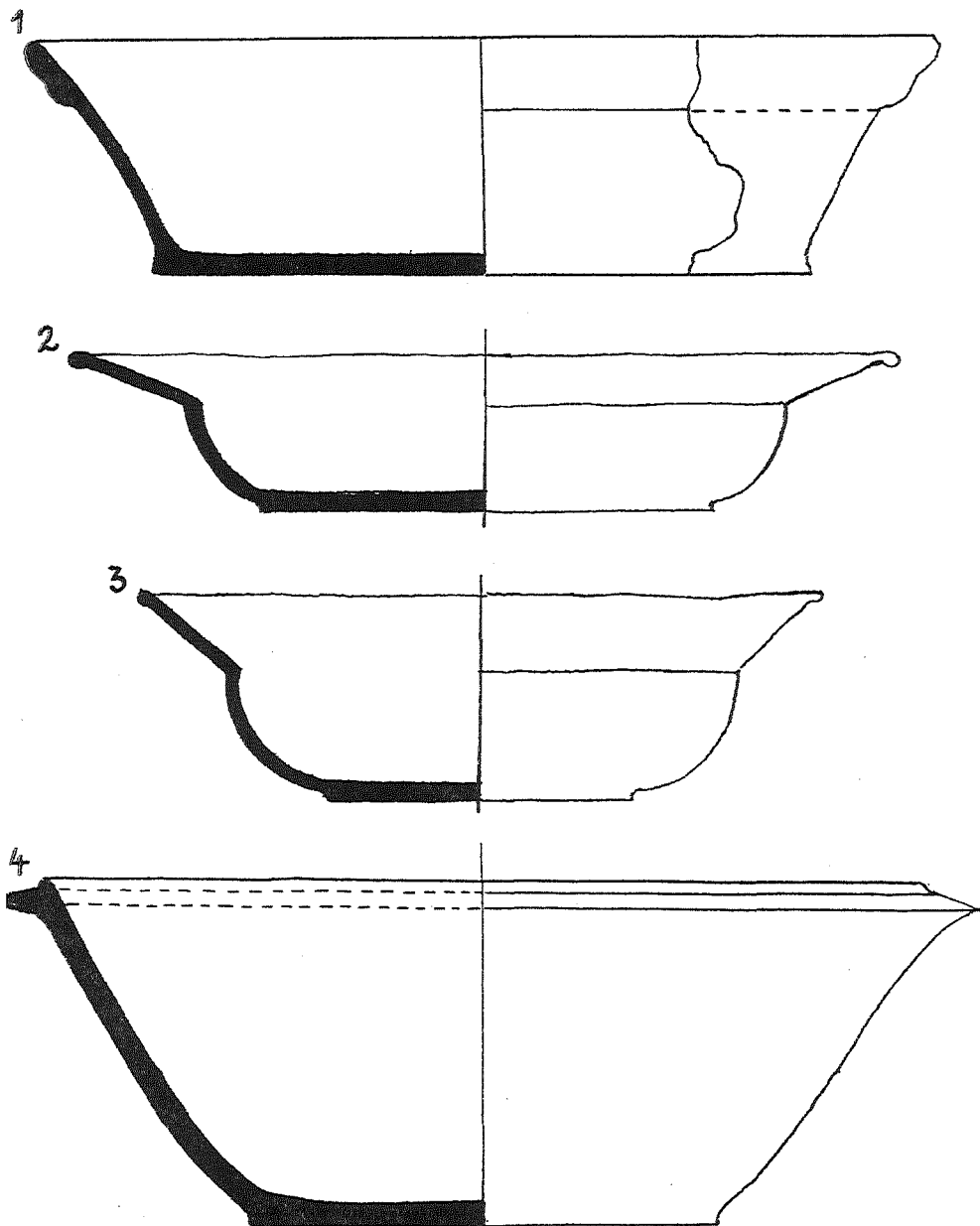


Abb. 4 1: innenglasierte Gelbhafnerei,  
2—4: innen und außen glasierte Gelbhafnerei

Bodenstück eines Schälchens, gelblicher feiner Ton. Innen und außen weiß glasiert. Gut abgesetzter Standring. Stfl. 4,7 cm (Abb. 8/3).

Bodenstück einer Schale (?), graugelber, feiner Ton. Standfläche gut abgesetzt. Innen und außen weiß glasiert, Glasur zum größten Teil abgesprungen. Stfl. ca. 6 cm.

#### h) Kröninger Keramik

Randstück einer sehr großen Schüssel, gelbroter, sehr feiner Ton. Mundsäum nach außen fast waagrecht umgeschlagen, schwach untergriffig. Innenfläche und Mundsäum schokoladebraun, Außenfläche orange gelb hochglänzend glasiert.

Große Schüssel, feiner, hellgelber, sehr fester Ton, klingend hart gebrannt. Standfläche leicht fußförmig abgesetzt, parallel zum Rand eine 1,2 cm breite Rille. Wand breitkonisch aufsteigend, Mundsäum leicht verdickt und nach außen umgeschlagen, untergriffig. Außenfläche zitronengelb glänzend glasiert, Innenfläche dunkelbraun mit weißen Punkten glänzend glasiert. Stark ergänzt. H. 11 cm, Stfl. 19,2 cm, Mdm. 34,4 cm (Abb. 6/2).

Hoher Topf, im ersten Bericht Abb. 16/1 gezeigt<sup>6</sup>). Durch weitere Bruchstücke ergänzt, dadurch Wandprofil, Standfläche und Rand eindeutig gesichert. Neue Maße: H. 16,5 cm, Stfl. 12,8 cm, Mdm. 18,4 cm (Abb. 6/1).

#### i) Rheinisches Steinzeug

Randstück eines Zylinderhalses, zu einem Krug gehörig. Scherben grau, Oberfläche hellblaugrau glänzend. 1,8 cm unterhalb des Mundsäum schwach stufenförmig abgesetzte Rippe, darunter umlaufende blau gefärbte Rille. Mdm. ca. 6 cm (Abb. 8/4).

Bruchstück eines Zylinderhalses, zu einem Krug gehörig. Scherben hellgrau, Oberfläche hellblaugrau glänzend. Unterhalb des (nicht erhaltenen) Mundsäum schwach stufenförmig abgesetzte Rippe, darunter zwei parallele waagrechte blaue Streifen, unterhalb davon Rest eines geometrischen Musters. Halsdm. ca. 8 cm (Abb. 8/5).

#### j) Spinnwirtel

Bruchstück eines Spinnwirtels, hellgelber, feiner Ton. Wirtel etwa tonnenförmig, Oberfläche glatt, gegen das obere Ende zu in 0,5 cm Entfernung zwei eingerissene Linien, erhaltene Länge 4,3 cm, größter Dm. ca. 3 cm (Abbildung 9/1).

Bruchstück eines Spinnwirtels, hellgelber, feiner Ton. Wirtel etwa tonnenförmig, Oberfläche glatt, unverziert, erhaltene Länge 4,4 cm (Abb. 9/2).

Bruchstück eines Spinnwirtels, graugelber, feiner Ton. Wirtel wahrscheinlich tonnenförmig, jedoch in halber Länge gebrochen, erhaltene Länge 2,7 cm, größter Dm. etwa 3,1 cm (Abb. 9/3).

Kleines Bruchstück eines Spinnwirtels, rotgelber, ziemlich feiner Ton. Form wohl wie die Stücke 1—3, jedoch nicht genauer bestimmbar, erhaltene Länge 3,1 cm.

## B) Ofenreste

a) Boden-Wandteil einer Topfkachel, gelbgrauer, ziemlich feiner Ton, ebene Standfläche gerundet zur konisch sich erweiternden Wand aufsteigend, Wand nach oben zu dünner werdend. Teilweise ergänzt, erhaltene H. 12,5 cm, Stfl. 7,5 cm, Basisdm. 8,7 cm (Abb. 10/1).

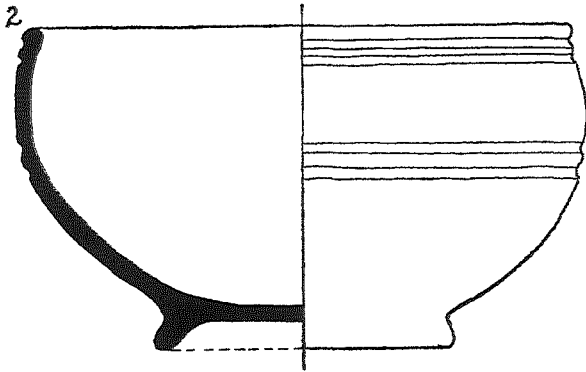
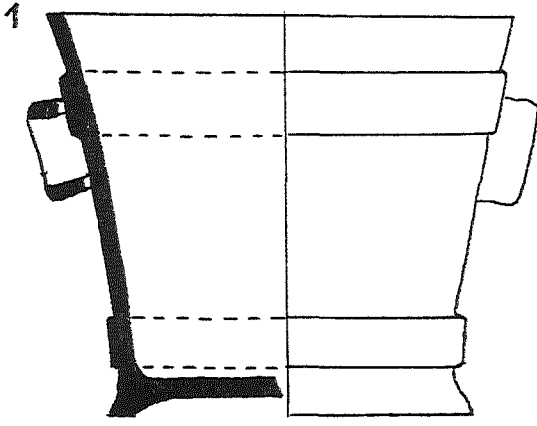


Abb. 5 1: außen glasierte Gelbhafnerei,  
2: innen und außen glasierte Gelbhafnerei

b) Großes Bruchstück einer Schlüsselkachel, dunkelgrauer, stark mit Graphit versetzter, verhältnismäßig feiner Ton. Kachel wohl prismatisch. Erhalten vom Vorderteil der mit einem Falz versehene Rand zum Einschieben einer Tonplatte, erh. L. 24,5 cm, erh. H. 13,2 cm, erh. Tiefe 12 cm, Br. d. Falzes 2,4 cm (Abb. 10/2).

Bruchstück einer Verschußplatte aus gleichem Material, Dicke 1 cm.

### C) Glasreste

Randstück einer Flasche mit unregelmäßiger Öffnung, Mundsaum etwas verdickt, schwach ausladend. Mdm. 5,6 : 5,3 cm (Abb. 11/1).

Zwei verschiedene Randstücke von zwei schüsselförmigen Gefäßen. Wand annähernd zylindrisch, schief eingezogene Schulter, verdickter Mundsaum ausladend. Mdm. 10, bzw. 7 cm (Abb. 11/2,3).

Kleines Fläschchen, hellgrünes, schwach durchscheinendes Glas. Im Querschnitt sechseckig, dicke Standfläche, zylindrischer Körper mit schief aufsteigender Schulter, enger Hals, Rand dünn ausladend. H. 4,9 cm, Stfl. 1,7 cm, Mdm. 1,4 cm (Abb. 11/4).

### D) Eisengegenstände

Griffzungenmesser, stark korrodiert, Griffzunge fast ganz abgerostet. Hefeteil verdickt, Klingenspitze etwas aufstehend. Erh. L. 14,2 cm, Br. d. Klinge 1,8 cm, L. d. Klinge 11,2 cm (Abb. 16/1).

Nagel, geschmiedet, mit dachförmigem Kopf, stark korrodiert. L. 9,7 cm, Kopfbreite 1,1 cm (Abb. 16/2).

Haken, geschmiedet, leicht korrodiert, erh. L. 8,2 cm, Hakenbreite 3,1 cm (Abb. 16/3).

Schlüsselbart, durchbrochen, erh. L. 3,7 cm, Bartbreite 1,7 cm (Abbildung 16/4).

### E) Auswertung

Bei einer chronologischen Auswertung des neu hinzu gekommenen Fundbestandes dürfte das Randstück Abb. 1/1 mit dem wulstförmig verdickten Rand als das derzeit älteste Objekt anzusprechen sein. Rand- und Mundsaumbildung zeigen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit jenen an spätlatènezeitlicher Ware, mit der aber unser Stück nicht in Verbindung zu bringen ist. Es ist stark mit Graphit versetzt, womit vielleicht eine Herkunft aus dem Passauer Töpferei-Bereich verbunden werden kann. Belegt wird solches für das Bruchstück eines Schmelztiegels mit einer typischen Hafnerzeller Töpfermarke, wie noch an anderer Stelle zu zeigen sein wird. Doch wird eine Bestätigung der angenommenen Herkunft für unser Stück nur zu erbringen sein, wenn einmal eine detaillierte Bearbeitung der Passauer Graphithafnerlei vorliegen wird. Vorläufig wird man eine zeitliche Zuordnung unseres Stückes zum späten 14. und zum frühen 15. Jahrhundert nur vermutungsweise vornehmen dürfen.

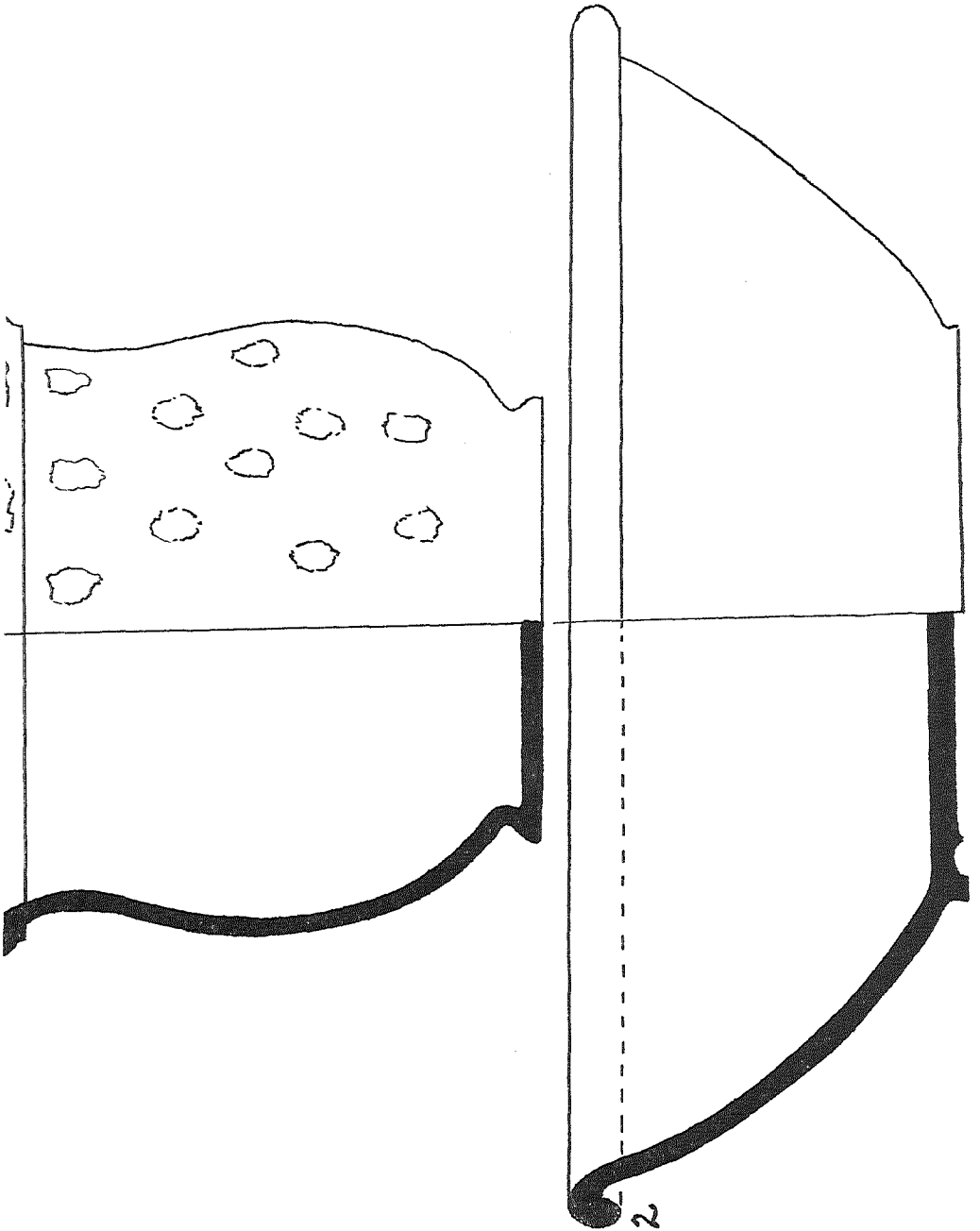


Abb. 6 Kröninger Topf und Schüssel

Das Randstück Abb. 1/2 der Schwarzhafnerei mit dem wulstförmig verdickten und umgeschlagenen Mundsaum sowie den beiden schwachen Rillen auf dem niederen Hals entspricht etwa dem schon veröffentlichten Stück 7) und wäre demgemäß ein Beleg für das vorgeschrittene 15. oder sogar für das frühe 16. Jahrhundert. Neu ist das Bruchstück eines Henkeltopfes der Abb. 1/3 aus schwarzem, feinem Ton mit dem waagrecht umgelegten Mundsaum und dem hier angesetzten Bandhenkel. Eine datierte Entsprechung zu nennen ist mir leider nicht möglich, Mundsaum und Form bieten an sich keine chronologisch aufschlußreichen Kennzeichen, doch liegt es nahe, an das 16. Jahrhundert zu denken, auch wenn theoretisch eine Zuordnung dieser einfachen Kochware zum 18. Jahrhundert in Betracht kommen kann.

Das Stück Abb. 1/4 mit dem niederen Rand ist als Teller zu klein, viel eher wird es als Untersatz für die Töpfe von der Art Abb. 3/1, 2 gedient haben, wenn diese vom offenen Feuer verrußt auf einem Tisch oder sonstwo abgestellt wurden. Solche Beobachtungen ergeben sich an der innenglasierten Gelbhafnerei, deren typische Mundsaumbildung auch an der innenglasierten Schwarzhafnerei nachgewiesen werden kann.

Die Gelbhafnerei ist reich vertreten, und zwar sowohl unglasiert wie auch innen oder außen glasiert bzw. auch innen- und außenglasiert. Von der unglasierten Gelbhafnerei gibt es das Mittelstück eines Deckels mit Griffknopf (Abb. 7/1) sowie das Randstück einer größeren konischen Schüssel mit wulstförmig verdicktem Rand; es entspricht etwa den Schüsseln mit Innenglasur, die dem 17. und dem 18. Jahrhundert angehören.

Zu dem schon früher nachgewiesenen Zapfenfuß einer Dreifußschüssel mit Innenglasur<sup>6)</sup> gibt es eine weitere Entsprechung, doch tritt der konische Henkeltopf mit schwachem Ausguß und verschiedenfarbiger Innenglasur deutlicher als früher hervor (Abb. 2/1—3; 3/1, 2). Diese Henkeltöpfe sind nach Ausweis der sogar bis zur Schulter heraufreichenden Hitzeverfärbung im offenen Feuer gestanden, wodurch eine nachträgliche Härtung und Verfärbung des Tones bewirkt wurde. Wie bei den Randstücken Abb. 2/1, 2 oder dem (nicht abgebildeten) Bodenstück kann der Ton mit kleinstem Steinchenzusatz gemagert sein, doch gibt es daneben auch einen sehr gut geschlämmten, dichten Ton, worauf weiter unten noch zurückzukommen sein wird. Für alle aber ist die Randbildung kennzeichnend. Der Rand zeigt eine wandstarke Mundsaumlippe, gegen unten ist er jedoch verdickt, und zwar entweder wulstförmig (wie Abb. 2/1) oder — was noch kennzeichnender ist — nach unten ausgezogen, so daß er (wie bei Abb. 2/3) über

---

<sup>6)</sup> A. a. O., Abb 16/1.

<sup>7)</sup> A. a. O., Abb. 11/1.

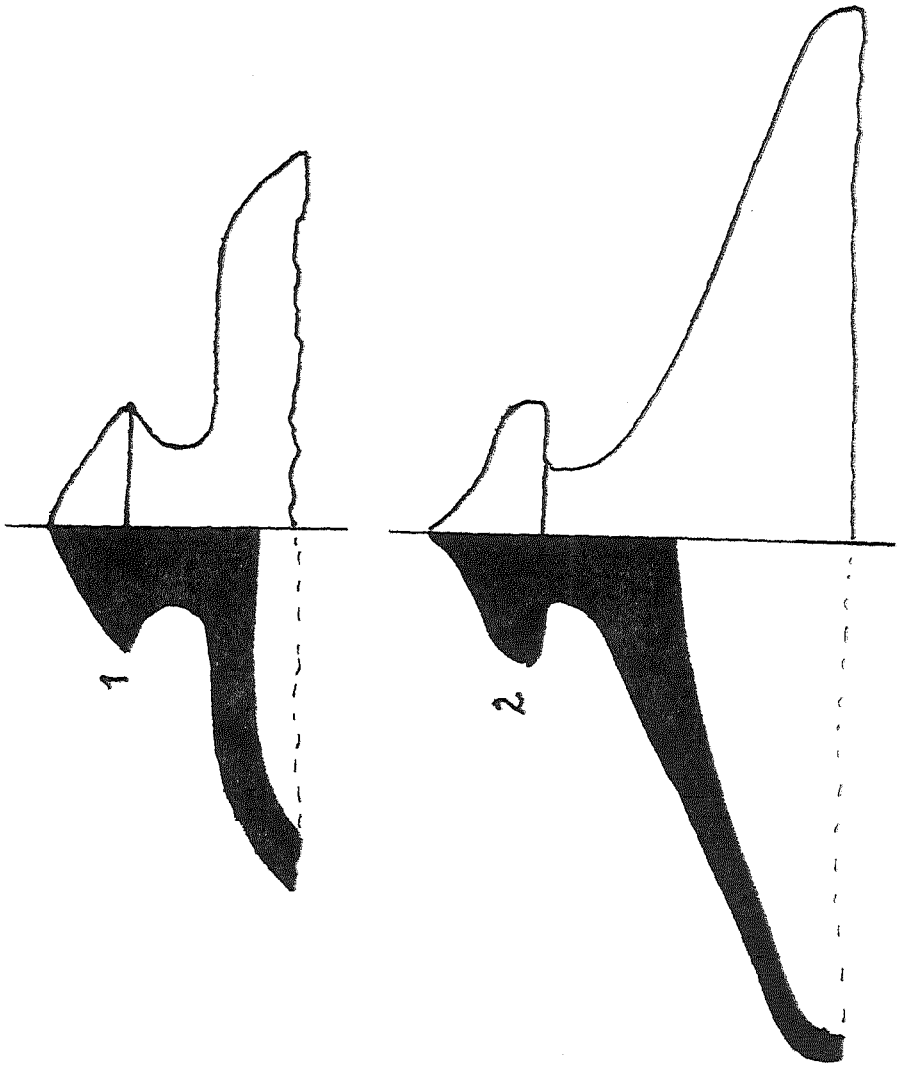


Abb. 7 Zwei Deckel

die Halswand überhängt. Diese Mundsaumbildung ist schon seinerzeit an Randstücken beobachtet worden <sup>8)</sup> und muß als besonders kennzeichnend hervorgehoben werden. Soweit ein Urteil möglich ist, dürfte es sich bei diesen Töpfen um das gewöhnliche, auf den offenen Herden der Rauchküchen verwendete Kochgeschirr des 16. und vielleicht des frühen 17. Jahrhunderts handeln.

Die dem vorgeschrittenen 17. und 18. Jahrhundert zuzuweisende innenglasierte Gelbhafnerei ist durch eine neue, beachtenswerte Form bereichert worden: durch die Schlüssel Abb. 4/1. Sie ist verhältnismäßig nieder, so daß sie eher als Suppenteller denn als Eßschüssel angesprochen werden könnte. Daß es sich bei diesem Stück um den Vertreter einer für den Großverbrauch hergestellten Serienerzeugung handelt, dürfte sowohl aus der etwas filigranen Ausführung wie auch aus dem schlechten Brand hervorgehen, durch den die Innenglasur nur sehr lose mit dem Scherben verbunden wurde.

Zu dem schon früher auf den Abb. 14/2, bzw. 16 rechts gezeigten konischen Topf mit Außenglasur konnten 1969 noch weitere Teile gefunden werden, wodurch sich die genaue Form Abb. 5/1 ergab. Ob es sich bei diesem Stück um einen Blumentopf oder doch um einen kleinen Schottenhäfen handelt, muß offen bleiben. Nur außen glasiert ist auch der Deckel, Abb. 7/2, von dem anzunehmen ist, daß er zu einem Kochtopf der Art Abb. 3 gehören könnte.

Bei der innen- und außenglasierten Ware ist wieder zwischen der einheimischen Ware aus dem Kröninger Einfuhrgut zu unterscheiden.

Bei der einheimischen Ware wurde die Form der „Knödelschüssel“ <sup>10)</sup> durch ein zum Großteil erhaltenes Stück (Abb. 4/4) ergänzt. Gegenüber den sonstigen Belegen hebt es sich durch einen stark nach außen verbreiterten Mundsaum ab. Der rotgelbe Ton ist nicht intensiv genug gebrannt worden, um die Innenglasur mit dem dunkelgrünen Grund und dem hellgrünen Tropfenmuster fest zu binden; die hellgelbe Außenglasur haftet demgegenüber wesentlich besser. Das Stück ist soweit ergänzt worden, um neben dem Gesamteindruck auch die technologische Eigenart erkennen zu können. Völlig neu aber sind die beiden nur in größeren Bruchstücken erhaltenen Teller Abb. 4/2, 3. Sie sind verhältnismäßig niedrig, daher wohl für feste Speisen verwendet worden. Beachtenswert ist ihr Profil mit dem breiten Rand. Die gefleckte grüne Innenglasur und die einfärbige braungelbe Außenglasur lassen eine Zuordnung zum 18. Jahrhundert als wahrscheinlich erscheinen.

---

<sup>8)</sup> A. a. O., Abb. 12/5.

<sup>9)</sup> A. a. O., Abb. 12/2, 3.

<sup>10)</sup> A. a. O., Abb. 13; 15/1, 2, 5—7.

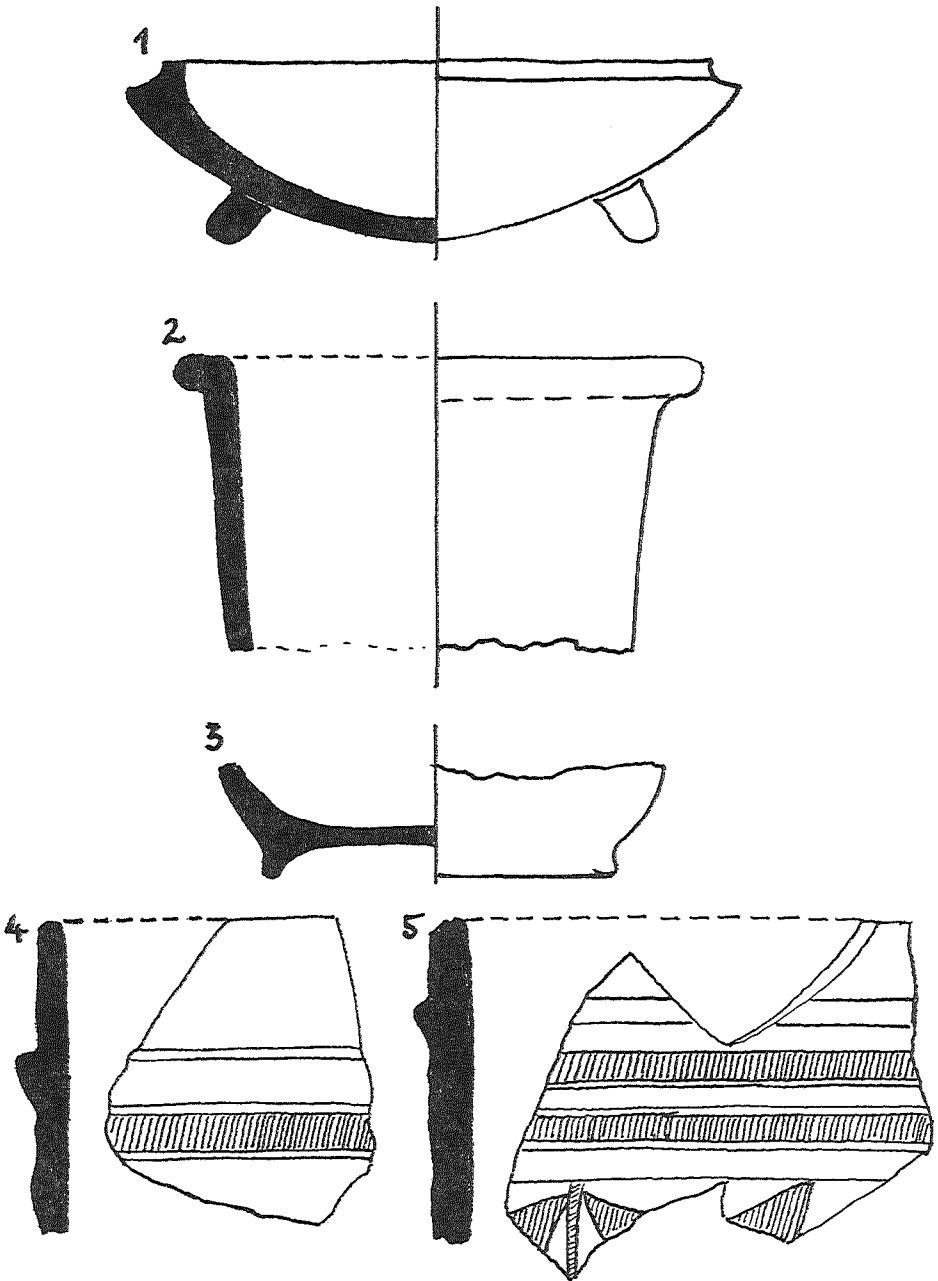


Abb. 8 1: Selzfäßchen; 2,3: Weißhafnerei; 4,5: rheinisches Steinzeug

Auch die innen und außen braun glasierte halbkugelige Schale mit den beiden waagrechten Doppelrillen als Oberflächenverzierung stellt eine neue Form dar (Abb. 5/2). Der feine Ton sowie die im Vergleich zu den anderen Gefäßformen elegantere Ausführung lassen eine Verwendung im täglichen Gebrauch fraglich erscheinen. Eine Datierung in das 18. Jahrhundert ist als möglich anzunehmen.

Neu ist weiters der Nachweis von kleinen, kalottenförmigen Schälchen auf drei Zapfenfüßchen (Abb. 8/1). Sie sind gleichfalls auf beiden Flächen glasiert und dienten wohl zur Aufnahme des in der Reibschüssel<sup>11)</sup> zerriebenen Salzes. Ein zu dieser Schüssel noch nachgefundenes Bruchstück ermöglichte nun ihre vollständige Ergänzung.

Die als Kröninger Ware angesprochene keramische Gattung konnte gleichfalls durch weitere Nachweise ergänzt werden, so durch Bruchstücke von dem schon 1969 veröffentlichten Topf<sup>12)</sup>, wodurch ein vollständiges Profil erzielt werden konnte (Abb. 6/1). Gegenüber dem ersten Rekonstruktionsversuch erweist sich nun der Topf als gedrungener und niedriger. Tonzusammensetzung und glänzende Glasur erweisen die große Schüssel Abb. 6/2 als Kröninger Ware. An ihr sind die Glasurfarben im Vergleich zum Topf vertauscht: die Außenfläche ist in zitronengelb und die Innenfläche in schokoladebraun glasiert. Da das Stück fast bis zur Hälfte zusammengesetzt werden konnte, war eine Totalergänzung aus museologischen Gründen leicht möglich. Im Profil entspricht die Schüssel mit ihrem verdickten und nach außen umgeschlagenen Mundsaum weitgehend den schon vorgelegten Knödel- und Milchsüsseln<sup>13)</sup>, unterscheidet sich aber von diesen durch eine gewisse Eleganz der Ausführung sowie durch die festhaftende Glanzglasur, die auch an einem Randstück einer zweiten Schüssel in gleicher Anordnung (außen gelb, innen schokoladebraun) festgestellt werden kann. Bezüglich der zeitlichen Zuordnung wird man am 18. Jahrhundert festzuhalten haben.

Zu den Bruchstücken von Spinnwirteln, die auf Grund ihrer formmäßigen Ähnlichkeit mit den urzeitlichen Stücken zu erkennen sind, vermag ich keine gegenständliche Entsprechung zu nennen. Doch ist anzunehmen, daß solche in Museen vorhanden sind.

Mit Ausnahme der graphitgemagerten Schwarzhafnerei, die gerne auf die Passauer Gegend bzw. auf die graphitführende Voralpenzone Oberösterreichs und Niederösterreichs bezogen wird, hat sich die volkscundliche Keramikforschung noch kaum mit der Frage der verschiedenen Herstellungsbereiche beschäftigt. Das ist verständlich, da für die gewöhnliche Gebrauchsware genügend Rohstoffquellen zur Ver-

---

<sup>11)</sup> A. a. O., Abb. 16/2, 28 a.

<sup>12)</sup> A. a. O., Abb. 16/1; 27 rechts.

<sup>13)</sup> A. a. O., Abb. 13; 14/5—7.

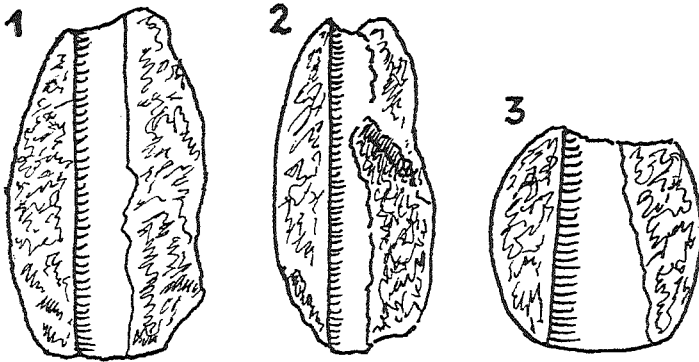


Abb. 9 Spinnwirtel

fügung stehen <sup>14)</sup>. Wenn jedoch an einem Fundort wie im Küchenabfallhaufen von Jochbergwald heterogenes Material vorkommt, liegt es nahe, auch nach dessen Herkunftsbereich zu fragen. Wenn auch die Kröninger Ware am Ton, am klingend harten Brand und an der Glasur erkannt werden kann, so darf doch auch nach der mineralogischen Zusammensetzung des Kröninger Tones und dessen Unterschiedes zu der weitaus reicher nachgewiesenen Gelbhäfnerei einfacherer Ausfertigung des 15. bis 18. Jahrhunderts gefragt werden. Konkret bedeutet es, ob die Kitzbüheler Töpfer einen Ton von so typischer mineralogischer Zusammensetzung verwendeten, daß er sich deutlich genug von Kröninger Ton unterscheiden läßt.

Der freundlichen Hilfe von Herrn Univ.-Prof. Dr. H. Wieseneder verdanke ich die mineralogisch-petrographische Untersuchung von sechs Proben <sup>15)</sup>, von denen Probe 1 wegen des reichen Graphitgehaltes als Passauer Erzeugnis anzusprechen ist. Die Proben 2 a und 2 b sind auf Grund der Tonart und der feinen hellen Glasur als Kröninger Ware zu bezeichnen; ihre Untersuchung ergab folgendes Ergebnis:

Nr. 2 a (blau): Der Dünnschliff zeigt reichlich größere Quarzsplitter. Alkalifeldspat und Muskovit sind nur selten vertreten. Die gebrannte Matrix ist wie bei Probe 3 besonders feinkörnig.

Nr. 2 b (dunkel): Der Anteil an Quarzsplittern ist viel geringer als in der Probe 2 a. Dies weist darauf hin, daß das Material wesentlich

<sup>14)</sup> F. Kirnbauer, Nutzbare Tonvorkommen im österr. Alpenvorland, *Archaeologia Austriaca-Beiheft* 10, 1969, S. 89 ff. mit Verbreitungskarte.

<sup>15)</sup> Ich darf Herrn Kollegen H. Wieseneder auch an dieser Stelle nochmals meinen aufrichtigen Dank für seine wertvolle Hilfe aussprechen.

besser aufbereitet ist als das der Probe 2 a. Dies bedeutet aber noch nicht, daß das Material anderer Herkunft ist.

Als kennzeichnend für diese beiden Proben ist das Zurücktreten bzw. das Fehlen von Muskovit zu betonen. Bei ihm handelt es sich um gelblichen bis bräunlichen Glimmer, der als Gemengeteil von Gneisen, Graniten und Glimmerschiefern anzusprechen ist.

Die Probe Nr. 6, das Bruchstück eines Gefäßes von der Art Abbildung 2/3 zeigt demgegenüber folgende Zusammensetzung:

Nr. 6: Das vom Brennvorgang verschonte gröbere Material des Scherben besteht aus splittrigen, meist undulös auslöschenden Quarzkörnchen (häufig), Biotit (seltener), Alkalifeldspat (selten) und Muskovit (häufig). Die Korngröße der Quarze beträgt im Durchschnitt 0,15 mm. Der Herkunft nach dürfte das Material von Gneisen beeinflußt sein.

Die Proben Nr. 3 (Randstück einer Schüssel von der Art Abb. 6/2), Nr. 4 (Bruchstück eines grün glasierten Gefäßes wohl des 18. Jahrhunderts aus rotgelbem, mehligem Ton) und Nr. 5 (Bruchstück einer Schüssel von der Art Abb. 4/4 aus hellrotem, mehligem Ton) ergeben ein etwas anderes Bild:

Nr. 4: Der erkennbare Anteil der Probe ist feiner, aber ähnlich zusammengesetzt wie Nr. 6. Undulöse Quarzkörnchen treten neben winzigen Muskovitschüppchen auf. Die mittlere Korngröße der Quarze beträgt 0,05 mm.

Nr. 5: Dieses Muster ist der Probe 4 sehr ähnlich. Wieder treten Quarz und Muskovit unter den erkennbaren Reliktmineralien hervor. Vergleicht man Nr. 6 mit Nr. 4 und 5, so gewinnt man den Eindruck, daß Nr. 6 doch anderer Herkunft sein könnte als Nr. 4 und 5, und zwar auf Grund des etwas reichhaltigeren Mineralbestandes der Probe 6. Mit Sicherheit läßt sich diese Frage jedoch nicht beantworten.

Nr. 3: Diese Probe unterscheidet sich von den vorhergehenden dadurch, daß der gebrannte Anteil sehr feinkörnig ist und die Reliktminerale Quarz (häufig) und Alkalifeldspat (selten) relativ groß sind (bis 0,2 mm). Daneben tritt feinstes Muskovitmaterial auf.

Zusammenfassend bemerkt dann H. Wieseneder:

Die für die Nr. 2 a, 2 b gestellte Frage, ob es sich um Ton aus dem Landshuter Bereich handelt, läßt sich noch nicht beantworten, da die möglicherweise charakteristischen Tonminerale beim Brennvorgang umgewandelt werden und in der mikroskopisch nicht auflösbaren Matrix aufgehen.

In der Zusammensetzung der Matrix besteht insofern ein Unterschied, als die Proben 4, 5 und 6 feinschuppigen Muskovit enthalten, der in den Proben 2 a und 2 b fehlt. Dies läßt sich im Sinne von regio-

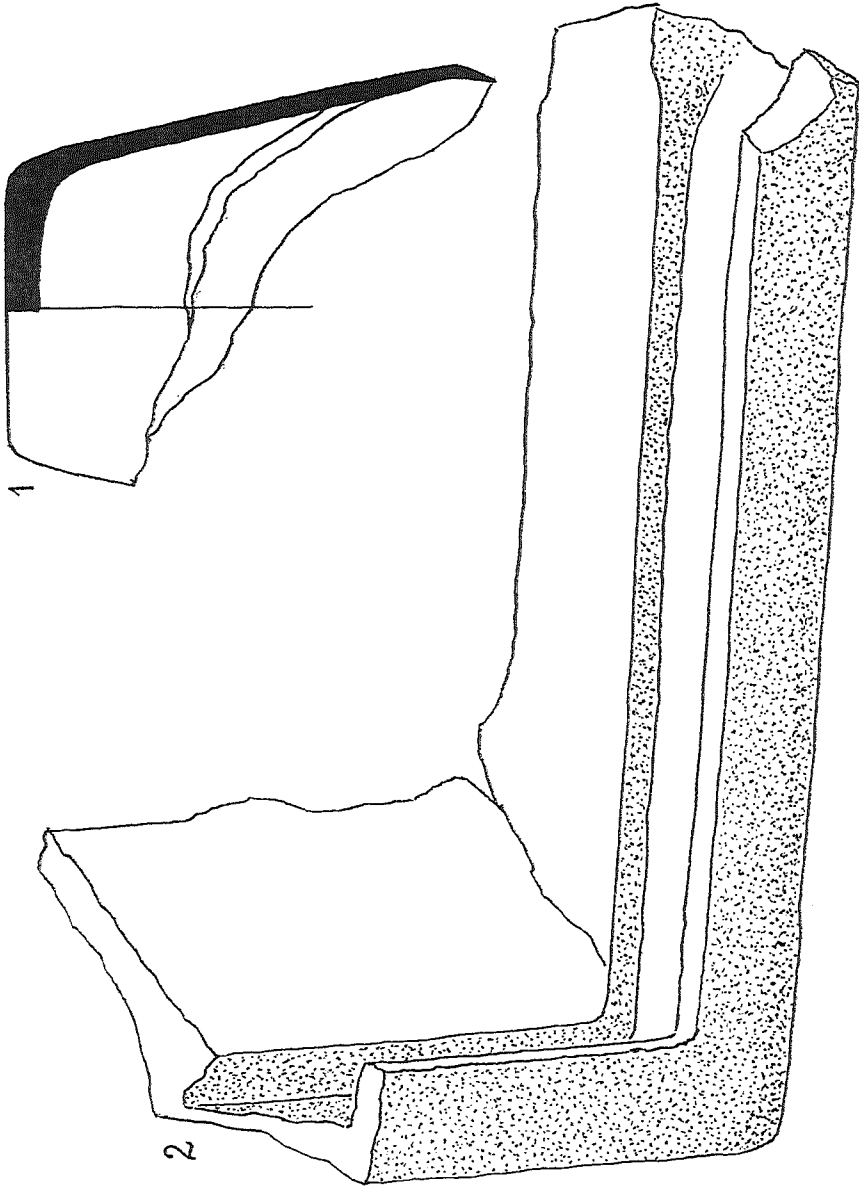


Abb. 10 1: Topfkachel; 2: Schüsselkachel mit Schiebeverschluss für ein „Schiff“

nal verschiedener Herkunft des Tones deuten. Für die Probe 3 ist die Zuordnung nicht eindeutig.

Versucht man nun diese Ergebnisse der mineralogisch-petrographischen Untersuchung auf die Frage der Töpfereien im Umkreis der Fundstelle zu projizieren, so könnte mit der Probe Nr. 6 eine keramische Produktion im Gebiet um Mittersill am Fuße der Hohen Tauern, also im Bereich der südlichen Ausgangsposition der Paß Thurn-Straße, und mit den Proben Nr. 3—5 eine solche in der Gegend von Kitzbühel angedeutet sein. Das ist zwar ein geringes, aber nicht uninteressantes Ergebnis, das durch weitere Materialuntersuchungen noch unterbaut werden sollte, wobei für die Frage der Kitzbüheler Töpfereien vorerst einmal Geländeuntersuchungen im Bereiche der ehemaligen Werkstätten vorzunehmen wären, soweit solche Stellen noch nachweisbar und noch nicht verbaut sind.

Die wenigen neuen Bruchstücke von Weißhafnerei sind für eine weitere Aussage zu klein, auch wenn von ihnen angenommen werden darf, daß sie gleichfalls aus dem Salzburger Töpfereizentrum gekommen sein werden.

Besonderes Interesse kommt aber den beiden Steinzeug-Bruchstücken (Abb. 8/4, 5) zu. Ihr Scherben ist hellblaugrau, die Bemalung dunkelblau. Abb. 8/4 ist ein Randstück mit dem typischen Halswulst zum Aufsetzen des Metalldeckels, Abb. 8/5 ist ein Halsstück, das knapp unterhalb des Mundsaumes anzusetzen ist. Daß es sich bei den beiden Bruchstücken um rheinisches Steinzeug handelt, ist an ihnen sofort zu erkennen, ihre Herkunft aus den Töpfereien des Westerwaldes wird durch entsprechende Parallelen nahegelegt<sup>16)</sup>, die dem 17. und dem 18. Jahrhundert angehören. Die beiden Jochberger Stücke werden daher der Frühzeit der Wallfahrtsperiode zuzuschreiben sein und sind im Zuge eines ausgedehnten Steinzeughandels sogar in dieses abgelegene Gebiet gekommen. Eine gute chronologische Bestätigung gibt der Schwanenstädter Fund, der nach 1671 versteckt worden war und einen ganzen Steinzeugkrug enthält<sup>17)</sup>.

Die auf Abb. 10/1 gezeigte Topfkachel bringt keine neue Form gegenüber den schon veröffentlichten Stücken<sup>18)</sup>. Hingegen ist das Bruchstück der Topfkachel Abb. 10/2 umso aufschlußreicher. Aus einem stark graphithältigen Ton erzeugt, ist dieses Stück durch lang andauernde Wärmeeinwirkung etwas spröde geworden und daher verhältnismäßig leicht brechlich. Es ist waagrecht zu orientieren, und zwar

---

<sup>16)</sup> Katalog „Steinzeug“ des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln, bearbeitet von Gisela Reineking — von Bock, Köln 1971, und zwar die Katalognummern 427, 429, 430, 433, 434—437, 440.

<sup>17)</sup> O. Kastner — B. Ulm, Kunsthandwerk, in: Schloßmuseum Linz, Führer durch die Sammlungen, o. J. S. 177 ff., bes. S. 189 f.

<sup>18)</sup> Anm. 1, Abb. 19/1.

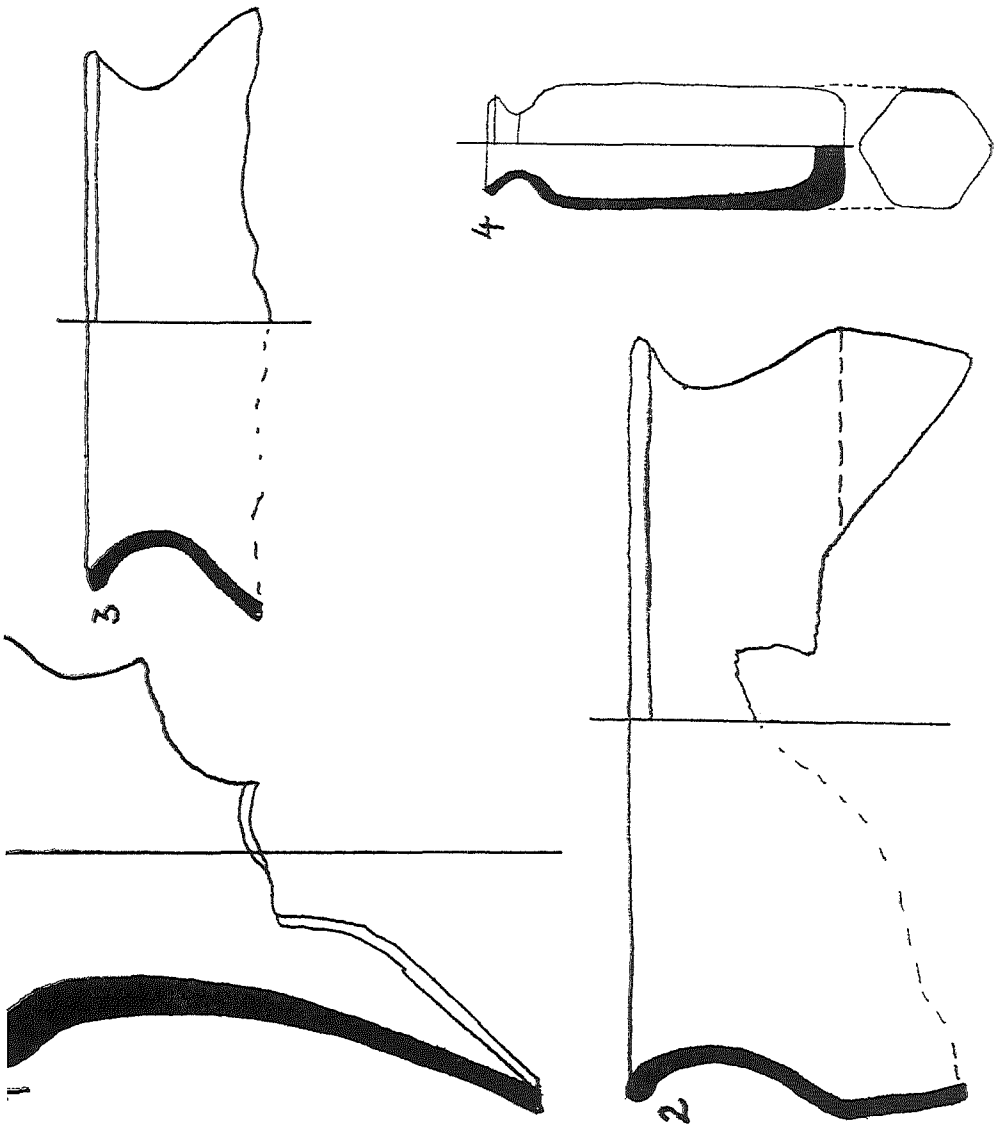


Abb. 11 1—3: Glasreste; 4: Arzneifläschchen

so, daß von einer Seite eine Tonplatte eingeschoben werden kann. Über Anordnung und Konstruktion einer solchen Kachel geben die Abb. 12 und 13, die ich der freundlichen Hilfe von Herrn Kollegen F. Lipp verdanke, hinreichende Auskunft. Es handelt sich um ein Schiff, also um einen Wärmeraum für Speisen, dessen Wirksamkeit durch den Schieberverschluß noch erhöht werden kann. Der auf den Abb. 12 und 13 gezeigte Ofen ist im Oberösterreichischen Landesmuseum-Linz in einer wiederhergestellten Kammer einer „Holzprügelsölde“ aus dem Raum Prambachkirchen-Eferding aufgestellt<sup>19)</sup>, doch dürfte über seine zeitliche Zuordnung kaum etwas Näheres bekannt sein. Aufbaumäßig, das heißt breiter Unterbau und schmaler Oberbau, entspricht er jedoch den spätgotischen und renaissancezeitlichen Öfen<sup>20)</sup>, so daß sowohl für den oberösterreichischen Ofen wie für jenen von Jochbergwald eine Zugehörigkeit zum 16. Jahrhundert anzunehmen sein wird. Die dem 17. Jahrhundert angehörigen Kachelreste eines Barockofens zeigen, daß der Jochbergwalder Gasthausofen im 17. Jahrhundert wieder abgerissen worden sein dürfte.

Schließlich sind dann noch die paar Glasreste zu erwähnen. Abbildung 11/1 ist der Halsteil einer wohl birnförmigen Flasche, die beiden Randstücke Abb. 11/2, 3 gehören zu Schälchen, die vielleicht für Kompott verwendet wurden und nach ihrer Ausfertigung verhältnismäßig jung zu sein scheinen (spätes 18. Jahrhundert — frühes 19. Jahrhundert?). Einen wesentlich älteren Eindruck macht das kleine Fläschchen Abb. 11/4, das wahrscheinlich als Arzneifläschchen gedient haben wird. Seine Ausfertigung ist gegenüber den bereits früher vorgelegten Glasresten Kramsacher Herkunft wesentlich einfacher, was am ehesten durch ein höheres Alter erklärt werden kann. Es besteht daher die Möglichkeit, dieses Stück mit der durch die keramischen Funde angedeuteten ältesten Besiedlungsschicht des 15./16. Jahrhunderts in Verbindung zu bringen, ohne dies aber durch eine datierte Entsprechung auch belegen zu können<sup>21)</sup>. Unter den aufgefundenen Glasresten

<sup>19)</sup> F. Lipp, Volkskultur, in: Schloßmuseum Linz, Führer durch die Sammlungen, o. J., S. 139 ff., Abb. 64. Herrn Kollegen F. Lipp danke ich für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung des beiden Photos.

<sup>20)</sup> R. Franz, Der Kachelofen, Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus, 1969, Fig. 27 (Holzschnitt Nürnberg 1531), Fig. 40 (Holzschnitt 1593) und Fig. 142 (Füssen 1514).

<sup>21)</sup> H. Kühnel (Institut für mittelalterliche Realienkunde Österreichs, Krems) hatte die Freundlichkeit, mich auf Vergleichsstücke aus Westdeutschland an Hand publizierten Materials aufmerksam zu machen, und zwar auf E. Heinemeyer, Glas, Kataloge des Kunstmuseums Düsseldorf, Band 1, 1966, Abb. 92 (2 Fläschchen mit sechseckigem Querschnitt, Ende 15., Anfang 16. Jhdt.) sowie W. Bremen, Die alten Glasgemälde und Hohlgläser der Sammlung Bremen in Krefeld, 1964, S. 354, Abb. 166, 16. Jhdt. Für diese wertvollen Hinweise darf ich auch an dieser Stelle nochmals danken.

stellt aber dieses Fläschchen das bedeutendste Stück dar und verdient daher besondere Aufmerksamkeit <sup>22)</sup>).

Das Material von Jochbergwald-Kirchanger/Fiderialboden hat mich veranlaßt, nach weiteren Nachweisen von Kröninger Ware im Bereich von Jochberg Umschau zu halten, wofür sich besonders die in der Nähe der Bauernhäuser befindlichen Küchengärten anboten; daneben wurden auch verschiedene Geländeaufschlüsse in Augenschein genommen. Auf solchem Weg gelangen vier weitere Nachweise von Kröninger Keramik innerhalb des Ortsbereiches von Jochberg, und zwar an folgenden Punkten:

1. Im Küchengarten des Hauses Nr. 138, Scherl, am Nordausgang des Ortes rechts der Straße. Das hier im Küchengarten gefundene Scherbenmaterial dürfte von einem abgekommenen Hause stammen, in dem sich nach örtlicher Überlieferung eine Metzgerei befunden haben soll. Vorhanden sind neben Randstücken von Töpfen der innen glasierten Gelbfafnerei des 16. Jahrhunderts mehrfache Belege der glänzend durchscheinend glasierten Kröninger Ware, und zwar neben mehreren Wandbruchstücken ein Randstück einer großen Schale mit umgelegten Mundsaum, zwei Randstücke von Töpfen mit profiliertem Rand und ein Randstück eines mehr kugeligen Topfes mit breitem Rand und verdicktem Mundsaum.

2. Im Abfallmaterial um den Wagstätt-Stall. Dieser liegt westlich des Ortes leicht erhöht abgesetzt vom Wagstätt-Gasthof; er besteht aus einem steinernen Unterbau und einem hölzernen Oberbau, der im Herbst 1970 abgerissen wurde.

Die damit in Verbindung stehenden Erdbewegungen in der unmittelbaren Umgebung des Stalles haben auch einige keramische Bruchstücke zutage gefördert, unter denen sich sechs kleine, jedoch im Ton und in der Glasur sehr kennzeichnende Wandbruchstücke von Kröninger Ware befinden.

3. Im Abfallmaterial hinter dem Haus Jochberg-Bschied, Nr. 22. Von hier liegen zwei Bruchstücke vor, und zwar ein Randstück einer kleinen Schale sowie ein Bodenbruchstück einer großen Schüssel mit fußförmig abgesetzter Standfläche und umlaufender Bodenrille.

4. Auf einem Feld südlich des Hofes Parzen, Jochberg. Von hier gibt es ein Wandbruchstück einer Schüssel mit kennzeichnender Glasur und aus dem hellgelben, feinen Kröninger Ton.

Die genannten Nachweise sprechen für eine gewisse Intensität des Kröninger Geschirrhandels über den Paß Thurn, wodurch der bäuerliche keramische Bestand im Bereiche dieser Handelsstraße während des 17. und 18. Jahrhunderts eine gewisse Vielfalt erhalten haben wird.

---

<sup>22)</sup> Herrn Dr. F. Scheibenreiter danke ich für die Anfertigung der Zeichnungen zu den Abbildungen 3; 4/1, 4; 5/1; 6; 10/1,2 bestens.

# Chronik der Volkskunde

## Verein und Österreichisches Museum für Volkskunde 1972

Die Ordentliche Generalversammlung 1973 des Vereines für Volkskunde wurde am 13. April 1973 im Konzertsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Johannesgasse 8, Wien 1, in Anwesenheit zahlreicher Mitglieder aus Wien und aus den Bundesländern abgehalten. Die Tagesordnung wies vier Punkte auf:

### 1. Jahresbericht des Vereines und des Österreichischen Museums für Volkskunde für das Jahr 1972

#### A. Verein

##### a) Mitgliederbewegung

Am 31. Dezember 1972 belief sich der Mitgliederstand des Vereines für Volkskunde auf 576 Einzelpersonen und Institutionen (2 Ehrenmitglieder, 30 Korrespondierende und 544 Ordentliche Mitglieder). Gegenüber dem Vorjahr bedeutet diese einen reinen Zuwachs von 26 Mitgliedern.

Die tatsächliche Anzahl von Neuanmeldungen betrug im Berichtsjahr jedoch 69 Mitglieder, von denen 34 in Wien, 22 in den Bundesländern und 13 im Ausland ansässig sind.

Im Vereinsjahr sind 10 Mitglieder verstorben: der Erste Vizepräsident des Vereines für Volkskunde Staatssekretär a. D. Hochschulprofessor i. R. Dr. Karl L u g m a y e r, Wien, das Stiftende Mitglied Wirkl. Hofrat Dipl.-Ing. August Z a r b o c h, Kritzensdorf N.-Ö. (1942 bzw. 1968) und die Ordentlichen Mitglieder Dr. Ferenc B o g d á l, Herman Ottó-Museum Miskolc/Ungarn (1966), Buchhändler und Antiquar Alfred F r a u e n d o r f e r, Zürich (1951), Dr. Luise H o r k y, Perchtoldsdorf N.-Ö. (1970), Leopoldine K r u z i k, Inhaberin der Druckerei Karl Stolik, Wien (1954), Direktor Maria L a a b, Wien (1954), Olga M a y e r, Wien (1969), Oberlehrer Franz T h i e l, Poysdorf N.-Ö. (1965) und Gertrude W i m m e r, Lambach O.-Ö. (1942). Die Generalversammlung des Vereines gedachte in einer Schweigeminute seiner toten Mitglieder. Nekrologe auf Vereinsmitglieder, die sich in ihrem Leben um die österreichische Volkskunde in besonderer Weise verdient gemacht hatten, sind im vergangenen und in diesem Jahrgang der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ für Luise Horky (Helene Grün), Karl Lugmayer (Leopold Schmidt), Franz Thiel (Leopold Schmidt), Gertrud Wimmer (Franz Lipp) sowie für das frühere Vereinsmitglied Primarius i. R. DDr. Friedrich Carl Rotter (Leopold Schmidt) erschienen.

Neben 19 Vereinsmitgliedern, die auf eigenen Wunsch aus dem Verein ausgeschieden sind, mußten über Beschluß des Vereinsvorstandes mit Jahresende weitere 14 Mitglieder aus dem Vereinsverzeichnis gestrichen werden, weil mehr als dreijährige Beitragsrückstände zu verzeichnen waren. Alle betroffenen Mitglieder waren vorher von der notwendigen Maßnahme schriftlich benachrichtigt und gegebenenfalls um eine Stellungnahme gebeten worden.

Die Zahl der Mitgliederabgänge betrug im Jahr 1972 somit insgesamt 43, gegenüber 69 Neuanmeldungen.

## b) Vereinsveranstaltungen

Das Veranstaltungsprogramm — Vorträge, Führungen, Studienfahrten und Tagungen — des Vereines wies im vergangenen Jahr elf Termine auf:

28. Jänner 1972: Oberamtsrat Hans Nowak, Führung durch „Das Museum für Bestattungswesen in Wien“ mit einem Dokumentarfilm über „Historische Begräbnisse 1900—1970“;

18. Februar 1972: Vortrag Dr. Bertl Petrei, „Momentaufnahme des Volkslebens. Die volkskundliche Fragebogenaktion des ORF — Erfahrungen, Ergebnisse, Folgen und Folgerungen“.

9. März 1972: Ordentliche Generalversammlung 1972. Im Anschluß daran feierliche Überreichung der Festschrift für Leopold Schmidt anläßlich der Vollendung seines 60. Geburtstages und Vortrag von Generalkonservator des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege Univ.-Prof. Dr. Torsten Gebhard, München, „Bayern und der Gedanke des Freilichtmuseums“.

14. April 1972: Institutsbesichtigung und Filmvorführung mit einer Einführung von Wiss. Oberrat Dr. Dankward Burkert, „Die Abteilung Wissenschaftlicher Film und die Volkskunde“.

9. Mai 1972: Filmvorführung des französischen volkskundlichen Filmdokuments „Les travaux et les jours. Fêtes calendaires du Châtillonnais (Bourgogne)“ mit einer Einführung von Jean Cuisenier, Conservateur en chef du Musée national des arts et traditions populaires, Paris, „Le cinéma ethnographique en France“.

10. Mai 1972: (Zusammen mit dem Österreichischen Nationalkomitee von ICOM und dem Französischen Kulturinstitut) Museographisches Kolloquium „Museumsneubau und Anwendung fortgeschrittener museographischer Methoden in Frankreich, am Beispiel des Musée national des arts et traditions populaires, Paris“ mit Jean Cuisenier, Conservateur en chef du Musée ATP.

1. Juni bis 4. Juni 1972: Tagung für Volkskunde in Niederösterreich 1972 mit dem Rahmenthema „Via Sacra. Der Wallfahrtsweg nach Mariazell“ in Pyrha (zusammen mit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde im N.-Ö. Bildungs- und Heimatwerk. Elf Vorträge und Referate: Wirkl. Hofrat Univ. Prof. Dr. Leopold Schmidt, „Zur Geschichte der ‚Via Sacra‘“; Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Rupert Feuchtmüller, „Die Wallfahrt Kaiser Ferdinands nach Mariazell 1833, nach der Aquarellserie von Eduard Gurk“; Ing. Franz Maresch, „Unfallverhütung‘ in alter Zeit, abgelesen von Votivtafeln“; Hiltraud Ast, „Wallfahrtswesen und Entwicklung der Wallfahrt ‚Mariahilf‘ bei Gutenstein“; Emilie Waldstätten, „Wallfahrt der Wiener nach Mariazell, mit besonderer Berücksichtigung der Wallfahrt Maria Enzersdorf“; Melanie Wissor, „Wallfahrten im Raum von Mödling“; Dr. Helene Grün, „Wallfahrtsbrauchtum der Weinbauer“, Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis, „Bildstöcke an der ‚Via Sacra‘“; Univ.-Prof. Dr. Adalbert Klaar, „Die Besiedlung im Wienerwald“; Prof. Karl Horak, „Wallfahrerlieder“, Fortleben von Flugblattliedern im Volksgesang“.

7. Oktober 1972: 26. Studienfahrt „Volkskundliche Sammlungen im Pielachtal“ (Ortsmuseum Rabenstein, Sammlung Ing. Franz Maresch in der Loich, Kirchberg, Privatsammlung DDR. Augustine Langmayer, Tradigist).

26. Oktober 1972: Ausstellungseröffnung im Österreichischen Museum für Volkskunde anläßlich des Nationalfeiertages 1972 „Lebzeltenmodel aus Österreich“ mit einer Einführung von Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Dr. Leopold Schmidt.

27. November 1972: Vortrag Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt „Das Österreichische Museum für Volkskunde“ (im Rahmen der

vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung betreuten Vortragsreihe „Österreichs Museen stellen sich vor“).

15. Dezember 1972: Vortrag Dr. Dietmar Assmann, Linz, „Weihnachtskrippen in Nordtirol“.

#### c) Vereinspublikationen

Die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“, die 1972 als XXVI. Band der Neuen Serie und 75. Band der Gesamtreihe in zwei Einzel- und einem Doppelheft erschienen ist, erreichte eine Auflagenhöhe von jeweils 950 Exemplaren. Die Zahl der ständigen Bezieher hat sich im Vergleich zum Vorjahr um 34 auf zuletzt 764 Abonnements erhöht. Es handelt sich dabei um 431 Mitglieder- und Direktabonnements, 122 feste Buchhandelsbestellungen, 183 Tauschexemplare sowie 28 Pflicht- und Bibliotheksstücke.

Die Finanzierung der Zeitschrift stand schon wie im Vorjahr unter dem außerordentlichen Druck der weiter ansteigenden Herstellungskosten. Sämtliche Mittel, die dem Verein aus den Bezugsgebühren der Abonnenten und den Subventionen des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Landesregierungen von Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg, des Magistrates der Stadt Wien und des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs zufließen, werden ausschließlich zur Abdeckung der Druckereikosten verwendet. Die überaus geringen Verwaltungskosten der im Selbstverlag des Vereines erscheinenden Zeitschrift werden aus den allgemeinen Aufwendungen des Vereines bestritten. Der Präsident dankte in der Generalversammlung öffentlich den Subventionsgebern.

Das Nachrichtenblatt des Vereines, „Volkskunde in Österreich“, wurde 1972 allein aus Mitteln des Vereines finanziert. Auch der 7. Jahrgang umfaßte wieder zehn Folgen, die den Mitgliedern monatlich kostenlos zugesandt worden sind.

Die Reihe der „Sonderschriften des Vereines für Volkskunde“ erlebte nach siebzehnjähriger Unterbrechung 1972 ihre Fortsetzung in dem umfangreichen 2. Band „Volkskunde, Fakten und Analysen“, der dem Präsidenten des Vereines für Volkskunde, Wirkl. Hofrat Uni.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, anlässlich der Vollendung seines 60. Geburtstages am 15. März 1972 als Festschrift überreicht worden ist. Die Auflage von 500 Exemplaren war bis Jahresende zu vier Fünfteln abverkauft.

#### d) Förderung anderer volkskundlicher Publikationen

Die Übersiedlung des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs und seiner Druckerei im Jahre 1972 hatte eine Verzögerung in der regelmäßigen Erscheinungsweise der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ zur Folge. Das Verzeichnis aller österreichischen volkskundlichen Neuerscheinungen für das Jahr 1970 (Folge 6 der Bibliographie) wird nun Mitte dieses Jahres erscheinen können. Für die rasche Bearbeitung der beiden darauffolgenden Jahrgänge 1971 und 1972 ist inzwischen Sorge getragen worden.

Die Schriftleitung des Notring-Jahrbuches des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs ist im vergangenen Jahr an den Verein herangetreten mit der Bitte um Beratung bei der Gestaltung des Jahrbuches 1973 „Haus und Hof in Österreichs Landschaft“. Über Empfehlung des Vereines konnten durchwegs Vereinsmitglieder als Mitarbeiter an der über fünfzig Einzelbeiträge umfassenden Publikation herangezogen werden, so daß diese bedeutende Veröffentlichung auf dem Gebiet der volkskundlichen

Hausforschung zugleich auch als ein Leistungsnachweis des Vereines für Volkskunde gewertet werden darf. Da das Notring-Jahrbuch 1973 als Gesamtdarstellung des ländlichen Hauses in Österreich über den unmittelbaren Anlaß einer Jahressgabe für die Förderer der österreichischen Wissenschaft hinaus von Wert ist, hat sich der Verein entschlossen, eine größere Anzahl von Exemplaren zu übernehmen. Das Buch steht somit weiterhin Mitgliedern und Interessenten zu einem besonderen Vorzugspreis zur Verfügung.

Abgesehen von Publikationen, an denen der Verein in der einen oder anderen Weise unmittelbar beteiligt ist, genießen auch alle übrigen österreichischen Fachveröffentlichungen die ständige Förderung seitens des Vereines, sei es durch die stets aktuellen und kostenlosen Anzeigen unter der Rubrik „Neuerscheinungen“ im Nachrichtenblatt, sei es durch die Besprechungen im ausführlichen Rezensionsteil der Zeitschrift.

## B. Österreichisches Museum für Volkskunde

Die laufenden Arbeiten des Museums im Jahr 1972 konnten wie immer durch den Museumsbesuch und insbesondere durch den Besuch der Sonderausstellungen überprüft werden. Der Objektbestand des Hauses ist auf 67.000 Inventarnummern der Hauptsammlung angestiegen, wobei wenig durch Ankauf erworben wurde, viel dagegen durch kleinere und größere Widmungen vor allem von Vereinsmitgliedern hereingekommen ist, denen hier pauschal gedankt werden darf. An sich wird jede Spende brieflich bedankt. An Ausstellungen ist vor allem die Zurschaustellung von „Bemalten Bauernmöbel aus Österreich“ in der neuerrichteten „Gartenvitrine“ des Museums zu nennen, zu der ein großes, freilich auch sehr teures Plakat einlud. Der Ankauf der Möbel, die Anfertigung der Gartenvitrine und die Herstellung des Plakates wurden durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung finanziell unterstützt. Am „Tag der Offenen Tür“ wurde diesmal die kleine Ausstellung „Lebzeltensmodel aus Österreich“ eröffnet, zu der dank der Munifizienz des genannten Ministeriums auch ein eigener Katalog erscheinen konnte. An den Ausstellungen wie an allen Innenarbeiten des Museums haben sich alle Beamten und Angestellten mit großer Freude und wirklichem Arbeitseifer beteiligt. Der Besuch des Museums wurde durch diese Bemühungen zweifellos gefördert. Im Hauptgebäude und in den beiden Dependancen „Sammlung Religiöse Volkskunst“ und „Schloßmuseum Gobelburg“ wurden zusammen über 16.000 Besucher gezählt.

Auch die beiden anderen großen Sammlungen des Museums, Bibliothek und Photothek, sind wieder kräftig gewachsen und haben sich zunehmender Benützung erfreut. Die Bibliothek verzeichnete am Schluß des Jahres 1972 22.687 Nummern, das heißt, der Zugang betrug 648 Nummern, davon 23 Zeitschriften. Ein beträchtlicher Teil des Zuganges beruht noch immer auf Schriften-tausch und Besprechung. Die Zeitschrift bildet daher die Hauptsäule auch der Bibliothek. In der Photothek konnten am Jahresschluß 1972 insgesamt 43.333 Positive gezählt werden, das heißt, der Zuwachs betrug 1173 Nummern. An Negativen wurden 11.669 Nummern gezählt, das bedeutet einen Zuwachs von 155 Nummern. An Diapositiven waren 6876 Nummern vorhanden, was einen Zuwachs von 209 Nummern bedeutet. Die Photothek muß sogut wie zur Gänze von der Gesamtdotation des Museums erhalten und vergrößert werden, was beträchtliche Kosten bedeutet, die aber unvermeidlich sind, da die Bilddokumentation eben immer steigende Bedeutung besitzt. Die Bibliothek wurde wie im Vorjahr von Herrn Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis geleitet, die Bearbeitung der Photothek oblag ebenfalls wie in den vorhergehenden Jahren Herrn Hans Gruber.

Die Hauptlast der Inventarisierung und des ganzen Innendienstes einschließlich der Interessentenbetreuung oblag wie immer Herrn Wiss. Rat Dr. Klaus Beitzl. Bei den Restaurierungsarbeiten wie bei den Aufstellungen hat sich Herr akad. Restaurator Martin Kupf in dankenswerter Weise betätigt. Die gesamte Verwaltungsarbeit oblag wie stets Frau Kanzleiinspektor Hertha Cammerloher. Sie verrechnete auch die Einnahmen, die sich zusammen mit der Subvention des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung auf S 620.523,78 beliefen. Ungefähr die gleiche Summe mußte freilich auch ausgegeben werden, nämlich S 577.340,64. Es handelt sich dabei alles in allem um den Sachaufwand des Museums, da die Besoldung der Beamten und Angestellten ja wie stets eigens abgewickelt wird.

Leopold Schmidt

## 2. Kassenbericht des Vereines 1972

Die Ausgaben waren im Berichtsjahr um S 36.306,90 höher als die Einnahmen. Der Abgang erscheint durch die Rücklagen gedeckt. Die Mehrausgaben wurden durch die steigenden Kosten der Zeitschrift und durch die Herausgabe des zweiten Bandes der Sonderschriften des Vereines verursacht. Die Druckkosten der Zeitschrift betragen S 130.816,—, die Einnahmen durch den Verkauf und durch die Subventionen S 125.363,35. Auch die Druckkosten der Sonderschrift in der Höhe von S 169.700,— konnten im Berichtsjahr nicht gänzlich durch den Verkauf und die Subventionen gedeckt werden. Es verblieb ein Rest von S 32.683,—.

Der Vereinsbetrieb war aktiv. Es standen den Einnahmen von S 34.057,16 Ausgaben in der Höhe von S 25.622,05 gegenüber. Die größten Ausgaben entfielen auf das Nachrichtenblatt, für das S 13.028,50 an Druckkosten bezahlt werden mußten.

Franz Maresch

## 3. Wahl und Bestätigung eines Ehrenmitglieds und von Korrespondierenden Mitgliedern

Die Ordentliche Generalversammlung hat über Vorschlag des Vereinsausschusses einstimmig beschlossen, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Kriss, Berchtesgaden, in Würdigung seiner hohen Verdienste um den Verein und das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien und anlässlich der Vollendung seines 70. Geburtstages am 5. März 1973 zum Ehrenmitglied des Vereines für Volkskunde in Wien zu ernennen.

Die Wahl von Univ.-Prof. Dr. Lutz Röhrich, Freiburg im Breisgau, und des gegenwärtigen Präsidenten der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Univ.-Prof. Dr. Hans Trümpp, Basel, erfolgte in Würdigung ihrer Verdienste um die Weiterführung der wissenschaftlichen Volkskunde und in Anerkennung ihrer seit vielen Jahren zum Ausdruck gebrachten Verbundenheit zur österreichischen Volkskunde.

## 4. Allfälliges

Unter diesem Tagesordnungspunkt konnte der Generalversammlung die Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung“ in Wien zur Kenntnis gebracht werden. Diese Arbeitsgemeinschaft wurde Ende des Jahres 1972 ins Leben gerufen. Ihr verantwortlicher Leiter konnte indes schon folgenden Tätigkeitsbericht vortragen:

Wie inzwischen bereits mehrfach mit Interesse zur Kenntnis genommen worden ist — und zwar sowohl innerhalb als auch außerhalb des eigentlichen Faches —, hat sich im Rahmen des Vereines für Volkskunde eine Arbeitsgemeinschaft unter obigem Titel konstituiert; ihr Name wurde deshalb gewählt,

weil einerseits noch keine einheitliche Terminologie dieses Spezialgebietes der Volkskunde existiert — worüber noch zu sprechen sein wird — und weil andererseits eine zu enge Abgrenzung keineswegs im Interesse der Sache liegt. Überschneidungen sind hier kaum zu vermeiden; so wird etwa die volks-glaubensmäßige Bedeutung von Schalen- oder Spursteinen manchmal noch dadurch unterstrichen, daß auf oder an ihnen kleinere oder größere sakrale Monumente errichtet werden. Ein anderes Beispiel ist die Relevanz von Grabdenkmälern für formal-stilistische, aber auch funktionelle Vergleiche.

Die Initiative zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft ging von interessierten Mitgliedern des Vereines aus, die den Bibliothekar des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wiss. Rat Dr. Emil Schneeweis, auf Grund seiner langjährigen einschlägigen Tätigkeit dazu ermutigen, einen solchen lange fälligen Versuch zur Koordinierung und Sammlung bereits vorhandener Arbeiten zu unternehmen.

Eine Wirksamkeit war von vornherein nur dank der tatkräftigen Förderung durch den Präsidenten des Vereines für Volkskunde und Direktor des Museums, Wirkl. Hofrat Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, sowie den Generalsekretär, Wiss. Rat Dr. Klaus Beitzl, denkbar und möglich. Die Benützung des Hörsaals im Österreichischen Museum für Volkskunde löst die leidige Platzfrage anlässlich von Zusammenkünften und Vorträgen, jene der reichhaltigen Bibliothek bietet die einmalige Chance von Literaturvorweisungen und -studien, aber auch dank der freiwilligen Mitarbeit von zum Teil geschulten Teilnehmern die erfreuliche Aussicht auf die Erstellung einer Bildstockbibliographie. Überdies hat sich schon eine Gruppe zusammengefunden, die im Besonderen theoretische Fragen der Terminologie, Typologie und Kartierung in Angriff nehmen will.

Besonders erfreulich und wichtig, auch vom Standpunkt einer „angewandten“ Bildstock- und Flurdenkmalforschung aus gesehen, ist die prinzipielle und dauernde Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt, dessen Präsidium sein Interesse auch durch Entsendung des Landeskonservators für das Burgenland, Wiss. Rat Dr. F. Berg, zur Gründungsversammlung der Arbeitsgemeinschaft am 2. Februar 1973 bekundete; dieser Kontakt könnte auch durch praktische Mitwirkung an Fragen des Denkmalschutzes, wie wir hoffen, in Zukunft das eine oder andere gefährdete Denkmal der Volksfrömmigkeit vor dem berüchtigten Zahn der Zeit sowie unliebsamen Folgen von Straßenumbauten oder Kommissierungen retten. Die genannte erste Zusammenkunft brachte außer einleitenden Worten des Vereinspräsidenten und des Delegierten des Bundesdenkmalamtes einen Vortrag von Dr. Walter Berger mit Farbdias über kleine sakrale Bauwerke aus Griechenland; die Arbeitsgemeinschaft möchte sich ja auch geographisch nicht allzusehr einengen und einschränken (und heißt daher auch Mitarbeiter sowie Beiträge aus allen in Frage kommenden Regionen herzlich willkommen). Schließlich wurden mehrere Vorschläge über die weitere Arbeit, auch ganz konkreter Art, geäußert und gerne zur Kenntnis genommen.

Der relativ lang erscheinende Zeitraum bis zur zweiten Zusammenkunft am 6. April 1973 wurde für organisatorische Vorarbeiten genützt, außerdem begann Frau A. Paul mit der Literaturkartei.

Die Veranstaltung selber war wieder gut besucht, als neue Teilnehmer konnten u. a. der durch einschlägige Arbeiten bekannte Pfarrer von Paasdorf, Dr. Martin Stur, sowie der Redakteur der Zeitschrift „Das Waldviertel“, Oberstaatsbibliothekar Hon. Prof. Dr. W. Pongratz, begrüßt werden. Herr H. Boesch referierte über Typisierungsprobleme, Fam. Koller führte prachtvolle Farbdias vor, Herr Landrichter berichtete an Hand eines praktischen Beispiels über die möglichst gründliche Erfassung eines einzelnen Objektes.

Anläßlich der Hauptversammlung des Vereines für Volkskunde am 13. April 1973 gab Dr. Schneewis sowohl in der Ausschußsitzung als auch im Plenum — in Anwesenheit hoher Beamter des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung — einen kurzen Rechenschaftsbericht über die bisherige Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft und dankte für die andauernde Unterstützung — und anerkennende Worte — von Seiten des Präsidenten.

Als nächste Veranstaltung sind geplant: am 11. Mai eine Sitzung des Arbeitsausschusses für Typologie und Terminologie, am 25. Mai eine Versammlung der ganzen Arbeitsgemeinschaft mit vorangehender Literaturvorweisung und am 2. Juni im Rahmen einer Exkursion des Vereines für Volkskunde ein Besuch von Bildstöcken und Flurdenkmalen in der Eggenburger Bucht sowie im Kampthal.

Alles in Allem genommen glaubt die neue Arbeitsgemeinschaft mit dem Ergebnis ihres ersten Semester zufrieden sein zu dürfen und erhofft im Interesse eines schönen Teilgebietes der Volkskunde ein weiteres gedeihliches Fortschreiten ihrer Arbeit.

Emil Schneewis

Anschließend an die Generalversammlung hielt Wiss. Oberrat Dr. Kurt Conrad, Salzburger Museum Carolino Augusteum, einen Vortrag über die „Heimatmuseen im Lande Salzburg und das Projekt eines Salzburger Freilichtmuseums“, in dem die vielschichtigen organisatorischen und wissenschaftlichen Probleme dargelegt worden sind, die aus der zeitgemäßen Betreuung der Heimatsammlungen und aus der Vorbereitung des Freilichtmuseums des Landes Salzburg erwachsen. Ein Empfang in den Räumen der Museumsaußenstelle im ehemaligen Ursulinenkloster bot wie in den Vorjahren den Vereinsmitgliedern aus Wien und den Bundesländern eine Möglichkeit zur Begegnung.

Klaus Beitzl

### **Häuser und Menschen in Kärnten**

Das Österreichische Museum für Volkskunde zeigt ab 1. April 1973 die kleine Wechselausstellung „Häuser und Menschen in Kärnten in künstlerischen Darstellungen der Gegenwart“. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Bilder und Graphiken von Günther Baszel, Liesl Freiinger-Wohlfarth, Wilhelm Loisel, Georg Pevetz, Alexander Rudolph, Emmy Singer-Hiebleitner, Karl Suschnig und Fritz Weninger. Sie alle haben in den letzten Jahrzehnten auf ihren Wanderungen durch Kärnten bäuerliche Häuser und Menschen im Bild darzustellen unternommen, und das Museum hat sich seit etwa 25 Jahren bemüht, ihre Bilder zu erwerben und somit eine neue Form der bildkünstlerischen Dokumentation zu schaffen. Die Ausstellung befindet sich in dem neu adaptierten Einführungsraum im ersten Stock des Museums. Die bisher dort gezeigten Zunftzeichen werden den Sommer über in der „Gartenvitrine“ des Museums ausgestellt. Zu der Wechselausstellung ist ein eigener kleiner vervielfältigter Katalog erschienen.

Schdt.

### **Bauernmöbel aus Österreich**

In unserem Schloßmuseum Gobelburg veranstaltete diesmal 1973 das Österreichische Museum für Volkskunde die Ausstellung „Bauernmöbel aus Österreich“, die das Ensemble an Objekten im gesamten ersten Stockwerk des Schlosses abrunden sollte. Die Aufstellung konnte in den Räumen an der Nordseite des Schlosses erfolgen, einschließlich der hohen „Sala“ und des Freskenraumes. Die Aufstellung erfolgte von der etwas verkleinerten Ausstellung „Französische Volkskunst“ aus, da sich von den dunklen Eichen-

möbeln aus der Bretagne führungsmäßig der Übergang zu den Blankholzmöbeln der Frühen Neuzeit ergab. Zu diesen frühen Truhen wurden auch Vergrößerungen von entsprechenden spätmittelalterlichen Holzschnitten mit Möbeldarstellungen gehängt, um wenigstens einen knappen Hinweis auf die Möbelgeschichte zu geben. Im Saturnzimmer folgen dann die zum Teil ebenfalls unbemalten Möbel aus Tirol und Salzburg, also Himmelbetten des 17. und Aufsatzbetten des 18. Jahrhunderts. Proben der Nonsberger Truhen, der Alpbacher Möbel und vor allem der Pinzgauer Blankholzmöbel füllen den Raum, Farbkopien einiger Möbeldetails und ein großes Motivbild aus Maria im Grübel mit der Darstellung eines barocken Himmelbettes sollen die Darbietung unterstreichen. Im nächsten Raum ist dann die Blütezeit des bemalten Möbels an einigen bezeichnenden Proben dargetan. Da stehen die blauen und die grünen Zillertaler Möbel den Kronstorfer und Hirschbacher Kasten und Ladenkasten gegenüber, und ein großer Linzer Reiterkasten läßt seine Collage-Bebilderung ablesen. Von dort aus gehts in die „Sala“, wo vier Betten in Kreuzaufstellung die Saalmitte füllen. Vom Offenhausener Bett von 1785 geht es zu dem wichtigen Egerländer Himmelbett um 1810 mit den bezeichnenden Modedarstellungen. Auch hier werden wieder Betten und Wiegen auf mehreren Motivbildern zur Erläuterung der großen Stücke gezeigt. Die Wiegen sind dem Freskosaal vorbehalten, in dem man nur in der Raummitte aufstellen kann, und daher versuchen mußte, die übereinander gestellten Wiegen, je drei beschnitzte und drei bemalte, den frischen Möbelaquarellen von Sas-Zaloziecky gegenüberzustellen. Diese und die vorzügliche Farbkreidezeichnungen von Gertrud Wimmer-Brunner erleichtern in allen Räumen dem Besucher das „Mitlesen“ der einzelnen Möbelformen und Zierformen. Eine besondere Intensivierung dieses „Mitlesens“ wäre ja auch durch die verstreut aufgestellten „Kleinmöbel“ möglich. Vielleicht nimmt sich der eine oder andere Besucher die Mühe, anhand des Kataloges nachzuprüfen, was die zum Teil sehr schönen Vertreter dieser Gruppe, vor allem die in den Museumsinventaren meist als „Schmucktrüherln“ bezeichneten Kleinmöbel möbelgeschichtlich auszusagen vermögen.

Die Ausstellung wurde am 18. Mai wohl geöffnet, aber infolge der nach Niederösterreich eingeschleppten Maul- und Klauenseuche nicht eröffnet. Der Besuch ist dennoch möglich, wovon auch genügend Fremde und Einheimische dauernd Gebrauch machen. Zur Ausstellung erschien ein großes Zwei-Bogen-Plakat, das vor allem in Wien für Gobelsburg werben soll, und der 64 Seiten starke Katalog mit seinen 2 Farbtafeln und 12 Schwarz-Weiß-Abbildungen auf Tafeln (Österr. Museum für Volkskunde, Preis S 25,—).

Schdt.

### **Sonderausstellung „Ratschen und Ratschenbuben“ des N.-Ö. Landesmuseums.**

„Ratschen und Ratschenbuben“, so hieß die Sonderausstellung, welche vom 6. April bis 6. Mai 1973 im N.-Ö. Landesmuseum gezeigt wurde. Die zur Verfügung stehende Ausstellungsfläche war im allgemeinen nach zwei Themenkreisen gegliedert. Der erste Teil befaßte sich mit den Ratschen, der zweite mit den Ratscherbuben.

Es wurde versucht, die Ratschen zu typisieren, wobei gesagt werden muß, daß es sich bei den Bezeichnungen um eher willkürliche handeln mußte. Es wurden jene Benennungen gewählt, welche am weitesten verbreitet sind. Da die Buben zu den selben Zeiten in verschiedenen Orten mit ihren Lärminstrumenten gehen, haben sie höchstens in der Hauptschule Gelegenheit, die Namen untereinander abzustimmen. Vielfach haben die einzelnen Orte für ihre Instrumente keine andere Bezeichnung als Ratsche“, mag es sich nun um eine Flügel- oder eine Schubkarrenratsche handeln.

Es wurden vergleichsweise hölzerne Lärmgeräte der Karwoche aus anderen Ländern Europas hinzuge stellt: Schnarren, Räteln, Klappern oder wie immer sie heißen mögen. Das Niederösterreichische Landesmuseum konnte sich dabei auf die vom Österreichischen Museum für Volkskunde zur Verfügung gestellten Leihgaben stützen. Der Reigen der Instrumente aus Niederösterreich begann mit dem „Hammerl“, „Klapperl“ oder „Glöckel“, dem wahrscheinlichen Vorläufer der Ratsche, das noch heute sowohl beim Karwochengottesdienst als auch bei örtlichen Ratscherumzügen verwendet wird. Die Kastenratsche oder Hammerklapper bildet als mechanisierte Klapper den Übergang zur Werfelratsche (Werfel = Kurbe). Werden bei den vorgenannten Typen durch die Riffe oder die Stiftwalze mittels eines Werfels die Flaudern (= Klangbretter) oder Hämmer in Bewegung gesetzt, so bleibt bei der Flügelratsche die Riffel starr mit dem Stiel verbunden, während die Flaudern an ihr vorübergedreht werden. Eine sich immer mehr durchsetzende bequemere Art ist die Schubkarrenratsche, bei der die Riffel die Radachse bildet. Zwei große Stand- oder Turmratschen, welche man zum Typus der Kastenratschen oder Hammerwerke zählen kann, wurden ebenfalls gezeigt. Eine stammt aus Prein a. d. Rax, die andere aus Großrußbach. Wie lebendig das Ratschen in Niederösterreich ist, beweist u. a. der Umstand, daß letztere die Ausstellung während der Kartage verlassen mußte, um ihrem Verwendungszweck als Glockenersatz zu dienen. Eine Bilderserie zeigte die Herstellung einer Flügelratsche durch den Riedenthaler Bauern Franz Obermaier.

Der zweite Teil der Ausstellung sollte in seiner Buntheit die Vielfalt der Ratscherbubengemeinschaften des Landes und ihrer Bräuche aufzeigen. Besonderer Wert wurde darauf gelegt, die bisher wenig bekannten „Vorratscherstecken“ vorzustellen, die Würdezeichen der Vorratscher, „Ratschenmoaster“, „Oberratter“ usw. Die Vorratscherstecken können ausgeformt sein als bunte Bäumchen, als Kreuze, als Schlagstöcke und als einfache Stecken, oder sogar als „Kowatsch“ dem Brauchkreis des Ostermontags entstammen. Bunt geschmückte Ratschen aus verschiedenen Orten, ein Eiersammelkorb, Großfotos und Dias illustrierten die Bräuche der Bubengemeinschaften vom ersten Zusammentreten bis zu den Schlußbräuchen, dem Verteilen der geheischten Gaben, dem Versenken der Ratschen im Wasser oder dem Verbrennen der Vorratscherstecken im Judasfeuer. Ein „ewiges Tonband“ sorgte für die Vermittlung der Heische- und anderen Sprüche.

An 25 Eröffnungstagen wurde die Ausstellung von 2974 Personen besucht. Auch das Echo in den verschiedenen Massenmedien war erfreulich. Eine gedruckte Einführung sowie ein vielfältigster Katalog können beim N.-Ö. Landesmuseum 1010 Wien, Herrengasse 9, noch in sehr beschränkter Zahl angefordert werden.

Werner G a l l e r

### **Bericht über das 5. Internationale Hafner-Symposion**

(Handwerkliche Keramik aus Mitteleuropa) in St. Justina (Osttirol) vom 2. 9. bis zum 10. 9. 1972.

#### **Referate**

1. Hermann Steininger, Wien. Ma Kinderspielzeug aus gebranntem Ton (ma Doppelverwendung v. Sparbüchsen als Gefäßflöten-Brandproben, Spielgefäße — relative Seltenheit — keine Fde. aus Bruchgruben — Fde. aus Grabungen in Burgen — zwei Reiter aus Gaiselberg, NÖ. — böhm. Fde. — Hdschr. der Herrad v. Landsberg — um 1516 Burgkmair — Typologie — Kontinuität der Darstellung — Fernhandel, örtl. Absatz — Verschenken — Votive — Lutschmadonna — Brauchtum — Herstg. in Serien z. Verkauf, im Handwk. f. Eigenbedarf, v. Erwachsenen für Kinder, v. Kindern für sich selbst — Festschr. Schlosser 1927).

2. Mária Kresz, Budapest. System d. keram. Formschatzes des Ethnograph. Mus. Budapest (Problem der konsequenten Benennung — Grundlagen von Visky — ungar. System mit  $10 \times 10 = 100$  Gruppen — pragmatisches Misch-System — eindeutige Benennung, Kürze, Nummern — Sonderformen — ungar. Statistik von 1900, Ortsnummern — Typennummern — Zusammenhang Typen, Handelsradius — Benennungen aus Archivalien).

3. Paul Stieber, München. „Braugeschirr“ und technologisch ähnliche Keramik (Bunzlau — Lausitz — Sachsen — Mark Brandenburg Duingen — Böhmen — eigene technologische Gruppe zw. Stzg. u. IrdW. — Lehmglaser — Hdwk, Manuf, Fabr).

4. Alfred Höck, Marburg. Erscheinungen d. Spätzeit in Töpferorten (Quellen, Archivalien, Befragung — Kurfürstentum Hessen — 1816), Rahmen-Zunftordnung f. alle Zünfte — Diskrepanz geschriebene Ordnung, Realität — Töpferei Stadt- und Dorf-Gewerbe — max. 1 Ges. + 1 Lehrling — Malweiber, Henkelweiber — Zwischenhandel, Absatzradius, Soziologie — Einfl. d. Eisenbahnbaus, Fernhandel — Ausstellungen — sinkende Wertschätzung d. Hdwks.-Prod. — 1908 Ausstg. Frankfurt am Main, Heimarbeit — Einfluß d. Museen — Karl Hix Wittgenborn — extremes Festhalten, schnelles Aufgeben der Töpferei — 1856 erste Krankenkasse — Überproduktion, Preisdruck — Mehrfachberufe).

5. Rüdiger Vossen, Hamburg. Kriterien d. Benennung spanischer Gebrauchs-Keramik (Sprachschichten, Hersteller, Benutzer, amtlich — Töpfer sehr viel differenzierter — Bzchg. funktional, attributiv — Form, Zweck, Funktion, Formvergleich, Inhalt, Tätigkeit, Verwendungsort, Verbreitungsgebiet, Benutzer, Herkunft, Ausführung — Gefäße bis 600 Liter Inhalt — Benennung nach Arbeitsleistung — Einfluß d. ökonom. Kalküls (Raumbedarf im Ofen) auf Proportion, evtl. Typus).

6. Alfred Höck, Marburg. Groß-Almerode (Krs. Witzenhausen) als ker. Produktionszentrum (Hdwks- u. Manuf.-Ort m. starker Herstg. v. Ker. — Kaufunger Wald, Holzreichtum — Rodungssiedlung — nicht „Bauern“-Töpferei — Glas-Herstg., teilmobile Bevölkerungsgruppen — A. 16. Jh. Einwanderg. v. Odenwald — Zusammenhang Mobilität, Mentalität — 1537 G. Hauptort aller Glasmacher des nördl. Europa, Zft.-Ordg. — 1898 Archivalien verbrannt — Mangel an Editionen anderer Archivalien — Glasmacherei Höhepunkt um 1550, Ende 17. Jh. — Glashandel, gr. Absatzradius, Reffträger, Flandern, Thüringen, Böhmer Wald — Schmelztiegel, hessische, passauer, technolog. Unterschied — Hdls.-Ort Witzenhausen, Werra, Fuhren Frondienst — Herstg. v. Geschirr, ker. Röhren, Verpackungs-Gefäße, Salbentöpfe — 1781 6 Schmelztiegelmacher, acht Pfeifenmacher + 13 Ges., 7 Ziegelmacher, 11 Krügetöpfer — 1842 Landau Beschrbg. — um 1835 Töpferschule — Gewerbe-Ausstellungen im 19. Jh. — Entstehung v. Fabriken — weltweiter Export).

7. Paul Stieber, München. Deggendorfer Hafnerordnung von 1465 u. 1477 (genauer Text, Glossar, Kommentar — Editionsprinzipien — geplante Herausgabe „Schriften des DHA“ — andere Ordnungen — um 1350 Regensburg, 1428 Kröning, 1435 Passau, 1509 Regensburg, 1538 Landshut — Zunftordnungen als Quelle f. ker. Forschung).

8. Hermann Steininger, Wien. Neue Funde münzdaterter Ker. in Österreich (Fd. St. Lorenzen b. Knittelfeld, Reliquienbehälter — um 1235 Datg. dch. Siegel auf wächserner Verschlusskappe — Fd. Unterdörfll Nähe Linz, OÖ., 1551 + — Fd. Strögen b. Horn, NÖ. um 1612 — Fd. Steinach, NÖ. um 1621, Münzfd., glas. — Fd. Gaweinsthal, Bez. Mistelbach um 1664, glas. — Fd. Alt-aussee um 1600 Vorratsgefäß ca. 1 m hoch — Fd. Langenlois 1616 münzdat., Schwarzware, m. Deckel ca. 400 hoch — Fd. Freistadt 1618 b. Rohrkanne m. Stulpdeckel münzdat. — 1620 Großmotten münzdat. — 1620 Krumbach, NÖ.

münzdat. — 1629 Niederleis, Weinviertel, münzdat. — Fd. Piberstein, Gde. Ahorn — Fd. Donnerskirchen, Bgld. ca. 3500 Ag-münzen 1551—1653 — Fd. Pleissing b. Weitersfeld, Waldviertel — 1683 Schleimbach, Weinviertel — stat. Verarbeitung d. Merkmale — Synchronisierung mit kriegerischen Ereignissen).

9. Lambert **Grasmann**, Vilsbiburg. (schriftl. Beitrag) Sterbebilder als Quelle für keramische Forschung in Niederbayern (Beispiele — 19. u. 20. Jh. — Daten — Berufsbezeichnungen — Stand).

10. Lambert **Grasmann**, Vilsbiburg. (schriftl. Beitrag) Hafner im Mirakelbuch von Angerbach (Krs. Vilsbiburg, Nby.). (ca. 1250 Einträge numeriert, hauptsächlich 18. Jh. — ca. 120 mit Hafnernamen — Namen — Vorstellungswelt — Transportarten, -wege — Beispiele — geplante Herausgabe, Text, Glossar, Kommentar).

11. Mária **Kresz**, Budapest. Habaner in Siebenbürgen (Krisztinkovich — Herepei — Veronika Molnár — boccale, bokály — Bedeutungswandel — Fay vor d. Eintreffen der Habaner — Italien, Türkei — Typus d. Birnkrugs, Siebenbürgen, NÖ., Gmunden, Salzburg, Kröning — sog. Winzer Krug, Alvinc — Gefäße aus Győr, Raab — Posthabaner — Nachahmung in Siebenbürgen — Makfalva, Szekler Land — China, famille verte, Wanderung — Schäßburg — Hermannstadt — Kronstadt, Kacheln — Jára b. Torda, Thorenburg — blasiger Scherben f. heißen Wein — Lapus — Klausenburg — Korond — Madaras — Körös — „rauhe“ Krüge f. Wein — byzantinische Tradition).

12. Horst **Klusch**, Hermannstadt. Habaner-Keramik in Siebenbürgen (allg. Einführung — 1621 ff. Winz, St. Vincent — Neubesiedlung dch. Habaner der Slowakei — Absatz — 1661 Tschelebi, Türke — 1657 Beschreibg. dch. schwed. Gesandtschaft — 1771 u. 1850 Zerstörung dch. Wasser — Fluchtburg 6 km von W. — Brennofen — Rohstofflager — Farben, Rohstoffe, Aufbereitung — 1958 Bielz — Werkgruppen (92 Dias, Farbe) — Meisterlisten v. Winz — Ordnung v. 1621 Mähren — Signaturen, Doppelsignaturen — 4 Arbeitsperioden — Nachfolger, Ausstrahlung — Späthabaner — Posthabaner).

13. Paul **Stieber**, München. Der Katalog des DHA über Habaner-Geschirr (Anlage, Zweck — synoptische Technik — Gruppierung — Instrument d. Kooperation — keine eigene Forschung).

14. Mária **Kresz**, Budapest. Ergänzungen zu: Rieht, 5000 Jahre Töpferscheibe (Karte v. Spies — Persida Tomic, 1970 Kongress in Moskau — Zusammenhang Scheibentypus, Technologie — Velemer-Tal, Westungarn — Ungar. Lit. über Drehscheiben — Blockscheibe, Spindelscheibe versch. Genesis u. versch. Ausbreitung — Töpferrad — ungar. Spezialarbeiten, Dankó, Parádi — gleichzeitiges Weiterleben versch. Scheibentypen, Jugoslawien, Altbaiern, Spanien — Zwischenscheiben, Technologie, Verbreitung — Bodenmarken, Radmarken techn. Maßnahme?).

15. Gerhard **Pletzer**, Grafing. Über Technologie von Hafnerkeramik (prinzipielle Schwierigkeit technolog. Feststellungen an historischem Material — komb. Techniken der Formung — Entmischung beim Drehen — Techniken der Kachelherstellung — „naß“, „angezogen“, „lederhart“, „knochenhart“, „gebrannt“ — „auflaten“ — Überschlagn-Kacheln — Technologie von Dekor — Glasuren (Blei-, Lehm-, Salz-) — Grenzgebiet Braungeschirr, Steinzeug).

16. Rüdiger **Vossen**, Hamburg. Entwurf eines Systems zur wissenschaftlichen Aufnahme und vergleichenden Beschreibung v. Töpferei (Grundlage spanisches Material — Erweiterung DHA, Bauer, Stieber — Bestandsaufnahme — Vergleich auf 3 Ebenen: a) personell, lokal, zeitlich, sozialwirtschaftl.; b) technologisch; c) ohne, mit Scheibe usf. — Dekor — Brennen, Ofen, Prozeß — Typologie — Größenklassen — Verwendung — Funktion — Diskussion des Entwurfs).

17. Rüdiger Vossen, Hamburg. Farb-Dias und Filme über spanische Töpferei mit mündlichen Erläuterungen.

18. Gerhard Pletzer, Grafing. Über die Entwicklung des Krönings u. seiner Keramik (Oberberg „Reisen etc.“ 1816 — Fde. spätes Ma u. frühe Nz — Schwerpunkt formale Gestaltung — 1579 Apian — Arbeiten von Spirkner um 1912 — 1428 Hafner-Ordnung — Zahl der Werkstätten — Arbeitsleistung — Rohstoff — Hilfswerkzeuge zum Drehen — Brennöfen — Einlegen — Dekor — Diskussion der Fde., 14. bis 17. Jh.).

19. Toshio Ozawa, Tokyo. Vorzeigung moderner japanischer Keramik (traditionelle Formen u. Techniken — Dekor — Funktion — Traditionen).

**Exkursionen:** Villgraten-Tal, Lienz (Schloß), Lienz (Pfarrkirche Orgelprobe 1618 Putz Passau), Anras (Pfarrkirche Orgelprobe).

**Allgemeine Ergebnisse:** Die Referate der „neuen“ Teilnehmer Mária Kresz, Horst Klusch und Rüdiger Vossen bedeuteten zum größten Teil eine Erweiterung des bisherigen Arbeitsfeldes; da jedoch sowohl „Habaner“ als „Klassifikation“ eng darauf bezogen sind, ergibt sich daraus keine Ausuferung sondern eine willkommene (und fällige) Ergänzung. Die anlässlich früherer Treffen schon gemachten Feststellungen (Verzahnung von Fragestellungen, Betrachtungsweisen und Vokabular; Rationalisierungseffekt) konnten — wiederum verstärkt — erneut gemacht werden.

**Spezielle Ergebnisse:** Wie schon früher konnte in den Diskussionen manche Ergänzung und mancher Titel aus dem Kopf zitiert werden; die Nachlieferung schriftlicher Belege dafür ist in vollem Gang. Für die weitere Bearbeitung des besonders komplizierten Teilgebiets „Habaner“ wurde team-work vereinbart; es soll versucht werden, weitere Mitarbeiter dafür zu gewinnen.

**Publikationen:** Eine seit Jahren geplante gemeinsame Publikation der schriftlichen Fassungen der Referate (samt Zusätzen aus der Diskussion) ist zunächst aufgegeben worden; eine ganze Reihe von ihnen ist ohnehin bereits gedruckt erschienen, und andererseits verspricht eine Herausgabe als Einzelheft angesichts der begrenzten Mittel an Geld und Zeit besseren Erfolg. Da über den Kreis von Interessenten für „Schriften des DHA“ inzwischen bessere Klarheit herrscht, soll versucht werden, geeignete Arbeiten in dieser Reihe mit verstärktem Nachdruck schnell herauszubringen; die Hefte 2—11 sind bereits in der Planung bzw. es sind die Ms bereits fertiggestellt; ein Heft (1428 Krönig Hafnerordnung) soll noch Nov. 1972 erscheinen. Auf die auch methodisch wichtige Arbeit von Bauer sei noch einmal hingewiesen (Treuchtlinger Geschirr, München 1971, Deutscher Kunstverlag). Stieber, Formung und Form, München 1971: nahezu vergriffen; ein Wiederabdruck mit einem Erweiterungsteil wird erst im nächsten Jahr im Bayer. Jb. f. Vkte erscheinen. Rüdiger Vossen, Systematische Bestandsaufnahme der Töpfereitraditionen in Spanien. In: Mitteilungen aus dem Mus. f. Völkerkunde Hamburg, Neue Folge Band 2, Hamburg 1972, S. 51—79 (enthält den neuesten Stand der von V. entwickelten Klassifikation; reichhaltiges Material aus Spanien hierzu wurde gezeigt in der Ausstellung „Töpferei in Spanien“ des Hamburger Museums für Völkerkunde im Sommer 1972; diese Ausstellung wird gezeigt werden in Bremen und Lübeck, wahrscheinlich auch in Stuttgart und München; Katalog der Ausstellung als Heft 12 der Wegweiser zur Völkerkunde, Hamburg 1972 im Selbstverlag des Museums, 48 Seiten Text, 35 Zeichnungen, Literatur, 14 Tafeln mit Abbildungen). Theodor Sehmer, Das Geheimnis der Gabriels-Kapelle zu Salzburg, Innsbruck—München 1972, zahlreiche Farbtafeln (wichtige Querverbindungen zu islamischer Keramik und zu Habanern).

**Weitere Pläne:** Ein 6. IHS ist geplant für die erste Septemberwoche 1973, wieder in A-9912 St. Justina; falls dort beschlossen werden sollte, ein 7. Treffen abzuhalten, so soll versucht werden, dieses in eines der Ostblockländer zu ver-

legen; auch hierüber soll wieder berichtet werden (an zZ rd. 900 Adressen von Stellen und Personen).

**Desiderata:** Es wird gebeten, relevante Materialien und Informationen direkt an die angegebenen Adressen mitzuteilen: Dr. Gerhard Kaufmann, pA Altonaer Museum, Museumstraße 23, D-2000 Hamburg 50, Tel. 39 10 71: Töpfererei in Schleswig-Holstein. Dr. Ingolf Bauer, (neue Adresse!) pA Bayerisches Nationalmuseum, Prinzregentenstraße 3, D-8000 München 22, Tel. 22 25 91: Zunftgerät der Töpfer, Hafner (Objekte, entlegene Literatur, alte Kataloge, archival. u. andere Qu.); ferner: Braugeschirr und technolog. verwandte Ware (nicht gesintertes Halbsteinzeug aus Bunzlau, Lausitz, Sachsen, Mark Brandenburg usf.; Objekte, alte Qu. usf.). Gerhard Pletzer, pA DHA: Ker des Raumes von Regensburg i. Ma und der frühen Nz (Objekte, entlegene Qu., Dildqu. usf.). Paul Stieber, pA DHA: Zunftordnungen der Hafner, Töpfer (Jahr, Geltungsbereich, Standort, Signatur, Publikation, Beiakten); ferner: Habaner-Geschirr (Objekte, alte Qu. über Täufer usf., Kataloge); ferner: hinweisende Orts-, Flur- und Haus-Namen, die auf Hafner, Töpfer, Euler, Gröper, Duppenbäcker, Oller, Iller, Kannenbäcker, Pottbäcker usf. weisen oder auf Vorkommen von Tonerde, Tachen, Klei, Leim, Erd- usf. oder auf Handel, zum Beispiel „Hafenmarkt“ usf.; ferner: Herkunftsbezeichnungen, wie zum Beispiel „Bunzelware“, „Diessener Geschirr“, „Kölnische Krüge“ usf., auch von Tonerde, zum Beispiel „Steinhauserische Erde“ usf.

Paul Stieber

### Hohe Auszeichnung

Dem Altpräsidenten des Vereines für Volkskunde in Wien, Herrn Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni, wurde am 4. Juni 1973 in feierlicher Form der Titel Ehrensenator der Universität Wien verliehen.

### Franz Thiel †

Die in Niederösterreich betriebene Volkskunde hat einen bedeutenden Beitrag verloren. Schuldirektor in Ruhe Franz Thiel in Poysdorf ist am 28. Oktober 1972 im 86. Lebensjahr gestorben.

Wer die Bibliographie der niederösterreichischen Volkskunde der letzten vierzig Jahre mustert, wird immer wieder auf den Namen Franz Thiel stoßen. Er hat von Poysdorf aus für die Volkskunde des Weinviertels wie des angrenzenden Südmähren, der Liechtensteinschen Herrschaften, viel zusammengetragen, auch die entsprechenden Archive benützt, und Gegenwartsbeobachtungen dazugestellt. Auch in unserer Zeitschrift sind einige seiner Arbeiten über das Weinviertel erschienen, die beispielsweise die ehemaligen Wallfahrten dieser Landschaft sehr einprägsam nachgezeichnet haben. Für diese Bereicherungen bleibt das Fach ihm zu Dank verpflichtet.

Leopold Schmidt

### Friedrich Sieber †

Das Korrespondierende Mitglied des Vereines für Volkskunde in Wien Dr. Friedrich Sieber, geboren am 13. August 1893, ist am 21. März 1973 in Dresden gestorben, einige Monate vor seinem achtzigsten Geburtstag.

Geistig war Friedrich Sieber bis zuletzt bei voller Frische. Ein Darmleiden hatte sich durch Operation aufhalten lassen, unmittelbare Todesursache war wohl ein Kreislaufversagen.

Zehn Lebensjahre auseinander mit Adolf Spamer, zwanzig Jahre im Todesdatum, wurde er auf dem gleichen Friedhof (Waldfriedhof Dresden — Weißer Hirsch) wie Spamer begraben. Mit ihm verliert die Volkskunde in

Dresden den letzten schon in der Vorkriegszeit profilierten Vertreter ihres Faches. Was er an Vermittlung im Bereich des Faches geleistet hat, ist schwer zu überschätzen.

Zur Kennzeichnung der Bedeutung Friedrich Siebers hier nur eine kurze Auswahl seiner Veröffentlichungen, also vor allem die in Buchform erschienenen Publikationen:

**Wendische Sagen.** Herausgegeben (Deutsche Volkheit, o. Nr.) 80 Seiten. Jena, 1925.

**Sächsische Sagen,** von Wittenberg bis Leitmeritz, gesammelt und herausgegeben (Zaunerts Deutscher Sagenschatz, o. Nr.) 351 Seiten. Jena, 1926.

**Harzlandsagen.** Gesammelt und herausgegeben (Zaunerts Deutscher Sagenschatz, o. Nr.) XII und 333 Seiten. Jena 1928.

**Natursagen der sächsischen Oberlausitz und ihrer Nachbargebiete.** (Das Buch der Oberlausitz, Bd. 3) Löbau 1931.

**Bunte Möbel der Oberlausitz.** (Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde, Bd. VI) 58 seiten, 1 Karte, 22 Abb., davon 5 farbig) Berlin 1955.

**Zwei bergmännische Kampflieder** aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts (Kleine Beiträge zur Volkskunsthforschung, H. 4) 67 Seiten, 2 Tafeln. Leipzig 1957.

**Aus dem Leben eines Bergsängers.** (Kleine Beiträge zur Volkskunsthforschung, H. 6) 95 Seiten, 1 Tafel. Leipzig 1958.

**Volk und volkstümliche Motive im Festwerk des Barocks.** Dargestellt an Dresdner Bildquellen (Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde, Bd. 21) XIII und 202 Seiten, 112 Tafeln. Berlin 1960.

**Deutsch-Westslawische Beziehungen in Frühlingsbräuchen.** Todaustragen und Umgang mit dem „Sommer“ (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 41) 275 Seiten, 16 Tafeln. Berlin 1968.

1964 erschien die Festschrift zu Ehren Friedrich Siebers:

**Festschrift für Friedrich Sieber.** (Letopis. Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung, Reihe C — Volkskunde, Nr. 6/7), 1963/64 339 Seiten, Bildanhang. Bautzen 1964.

Siegfried K u b e

## Literatur der Volkskunde

Karl F. Stock, Rudolf Heilinger, Marylène Stock, **Personalbibliographien österreichischer Dichter und Schriftsteller**. Mit Auswahl einschlägiger Bibliographien, Nachschlagewerke, Sammelbiographien, Literaturgeschichten und Anthologien. 704 Seiten (Reprodukt). Pullach bei München 1972, Verlag Dokumentation. DM 98,—.

Ein umfangreiches, nützliches Nachschlagewerk. Es enthält durchaus nicht nur die „Personalbibliographien“, sondern orientiert über die verschiedensten Möglichkeiten, sich in der so verzweigten Nachschlageliteratur zurechtzufinden. So bringt der „Bibliographische Einleitungsteil“ die verschiedensten Nachschlagewerke, von denen besonders die Zeitschriftenbibliographien, die Almanache und Kalender, die Anthologien mit biographischen Notizen und die Wörterbücher genannt seien. Ein eigener Abschnitt (1. 1. 14) ist „Volksdichtung, Mundarten, Sondersprachen“ gewidmet, ein weiterer (1. 1. 15) den „Sprichwörteransammlungen“. Die Bibliographie greift auch (1. 1. 23) auf „Sprechplatten und Filme“ aus, wovon wir also nur lernen können.

Der zweite Biographische Teil bringt die „Personalbibliographien“, wobei wir auch nicht vergeblich suchen (zum Beispiel Gugitz), aber doch auch manches vermissen (zum Beispiel Dörrer, Haberlandt, Spieß). Der zweite Hauptteil verzeichnet die gesamtösterreichischen Nachschlagewerke, der dritte die Nachschlagewerke, Bibliographien usw., die sich speziell auf die einzelnen österreichischen Bundesländer beziehen. Das ist besonders nützlich. S. 165 wird übrigens mitgeteilt, daß die längst überholte Steiermark-Bibliographie von Anton Schlossar neu bearbeitet werden soll. Teil B bringt schließlich den umfangreichen Hauptteil, die „Personalbibliographien“, worauf noch Nachträge folgen. Das willkommene Nachschlagewerk ist durch ein sorgfältig gearbeitetes Register aufgeschlossen.

Es ist fast selbstverständlich, daß es auf diesem Gebiet keine Vollständigkeit gibt. Aber die in Graz geleistete Arbeit bedeutet doch eine wirkliche Hilfe für jeden auf diesem Gebiet Suchenden, und soll daher sehr empfohlen sein.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, **Volkskunde von Niederösterreich**. II. Band, Horn, Verlag Ferdinand Berger, 1972; brosch. 726 Seiten, 68 Abb. auf Kunst-drucktafeln, S 396,—.

Zwischen dem Erscheinen des I. Bandes von Leopold Schmidt's „Volkskunde von Niederösterreich“, Horn 1966 (vgl. ÖZV XXI/1967, S. 56 f.) und der nunmehrigen Vorlage des II. noch stärker gewordenen Bandes von Ende 1972 liegen volle sechs Jahre. Das ist — ganz abgesehen von der unglaublich intensiven Forschungs-, Lehr- und Publikationsleistung des Museumsdirektors und -gestalters in eben diesen Jahren an einer Vielfalt von Themen! — keine lange Zeit, gemessen daran, was hier an stofflicher Fülle weitest auseinander liegender Objektgruppen der Volkskunde zwischen „Tracht und

Schmuck" auf der einen und „Spruchweisheit und Volkshumor" auf der anderen Seite in Eins gefügt ist; gefügt und verdichtet in wissenschaftlicher Durchdringung von oftmals modellhaftem Charakter am Einzelproblem zu einer wirklichen beschreibenden, analysierenden und erklärenden Landesdarstellung der Volkskultur eines in sich ganz und gar nicht „einheitlichen", eher vielfältig in Natur- und Kulturlandschaft profilierten Bundeslandes. Wir haben hier nicht nur die rein äußerlich umfangreichste und weitest ausgreifende Landesvolkskunde einer österreichischen, historisch zu weitestgehender Eigenständigkeit gewachsenen Provinz vor uns, die nicht als Sammelwerk vieler Mitwirkender, sondern von einem einzigen Gelehrten erstellt worden ist. Es ist vielmehr auch jene, die sich auf die zeitlich längste und (dem Charakter seines Verfassers mit dem „heute unzeitgemäßen" Arbeitsethos entsprechend) intensivste Beschäftigung eines Einzelwissenschaftlers mit den Volkskultur-Problemen seiner engeren und weiteren Heimat Wien und Niederösterreich stützen kann. Denn hier sind wiederum wie im I. Bande Studien mit verarbeitet (und jeweils auf den neuesten Erkenntnisstand gebracht!), die z. T. vor fünfunddreißig und mehr Jahren erschienen waren und damals schon thematisch und methodisch als völlig neue Aspekte gewertet werden hatten dürfen. Man denke (um nur eine Beispielgruppe aus der Fülle zu wahlen) im Zusammenhang des hier vorgelegten Kapitels „Volklied, Volkstanz, Volksmusik" (Gruppe E 1, S. 431 ff.) an Studien über Flugblattdrucke, deren Verbreitung, Druckorte, Offizinen, Belege, an „Volksgesang" im weitesten Sinne, die von Leopold Schmidt zwischen 1936 und 1939 vorgelegt waren, von der Forschung (G. Gugitz, K. M. Klier, R. Zoder u. a.) dankbar aufgenommen und weiter verfolgt wurden und vom Verfasser heute in diesem II. Bande der „Volkskunde von Niederösterreich" als so selbstverständlich vorausgesetzt erscheinen, daß er sie nicht einmal mehr alle in die reiche Bibliographie (S. 675—723; im besonderen Falle Volklied usw. auf den Seiten 706—710) aufgenommen hat. Man vgl. L. Schmidt, Nachweise zu niederösterreichischen Volksliedern. (Unsere Heimat, N. F. IX, Wien 1936, S. 347 ff.; derselbe, Der Volksgesang an und auf der Donau in älterer Zeit (Wissenschaftlicher Donauführer, Wien 1939, S. 211 ff.). Daß eine so wichtige Arbeit wie: L. Schmidt, Volksliedlandschaft Niederösterreich. Versuch einer kritischen Darstellung. (Südostdeutsche Forschungen II, München 1937, S. 258 ff.) schon 36 Jahre alt ist, sei hier gesondert vermerkt.

Der II. Band gliedert sich nach einer kurzen „Überleitung" in diese Sachgebiete: A. Tracht und Schmuck; B. Bildende Volkskunst und Dorfhandwerk (mit Grundsätzlichem und Methodischem über Textil, Keramik usw.); C. Volksglaube und Volksmedizin (Mythisches, Magisches, „Kirchliches", Bauerndoktoren und „Wender", Beschwörung, Segen etc.); D. Brauchtum (Jahrlauf der Kalenderfeste, der Wallfahrten, des Lebenslaufes); E. Volklied, Volkstanz, Volksmusik; F. Volkstheater und Volksschauspiel; G. Volkserzählung und Volksrätsel; H. Spruchweisheit und Volkshumor (mit Sprichwort und Redensart, Ortsneckerei, Übernamen und handfesten Beschimpfungen).

Es wird gewiß manche Einzelfragen geben, die noch eingehenderer Studien bedürfen, vielleicht anders in das Gefüge kultureller Ordnungen, statischer Befunde wie dynamischer Prozesse eingewiesen werden können. Dies zumal dann, wenn man über die immer notwendigen synchronen Querschnitte eines „Zustandes" der Volkskultur im begrenzten Aufnahmezeitraum auch noch den Versuch diachronischer Entwicklungsschau bis in die noch allzu nahe und allzu turbulente Gegenwartsphase ausdehnen möchte. Doch das konnte nicht in der Absicht solch einer überschauenden Landes-Volkskunde liegen, die sich ja nicht wie weiland Weickhard Freiherr von Valvasor in der „Ehre des Herzogthums Crain" (1689) von der Erdgeschichte und der Sagenwelt über

Burgen- und Familienhistorie bis zu Wirtschaft und Theaterwesen im Stil der (so sehr verdienstlichen!) Enzyklopädisten des 17. Jahrhunderts verbreiten kann. Hier ist von Leopold Schmidt ein Werk abgeschlossen, kennzeichnend für den Zustand der Volkskultur in Niederösterreich vor dem vollen Anbruch einer (noch nicht erfolgten) Totalumgestaltung von ländlichen und kleinstädtischen Gemeinschaften zur Massengesellschaft einer in der industrialisierten Umwelt notwendig gewandelten oder sich eben jetzt wandelnden Wirtschafts- und Lebensform solch eines Territoriums besonderer Traditionen. Das Werk ist kennzeichnend für den Ausgangspunkt eines Gelehrten, der unser Fach weitestgehend nach dem vor allem auch geistigen Zusammenbruch am Ende des Zweiten Weltkrieges in eine neue Ära geführt hatte in seinem (in Hunderten von Studien verfochtenen) Grundsatz, daß „Volkskunde“ (fern aller bauernromantischen wie auch auf sozialanklägerische Gesellschaftskritik angelegten Ideologien) eben „die Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“ genannt werden darf. Das ist hier durchgehend mit allen daraus ableitbaren modernen Folgerungen für Beschreibung und Kategorisierung der Einzelphänomene dessen, was wir ex conventione „Volkskultur“ benennen, versucht und durchgeführt als Leistung!

Entgegen da und dort mündlich geäußerten Bedenken zum Bildteil sei hier vermerkt: es liegt wohl auch eine Absicht darin, daß zum geschmackvoll-modernen farbigen Umschlag (Lisbeth Enzenhofer) mit dem Wein Hüterstern-Motiv im reichen Bildteil (68 Autotypien auf Tafeln) in der Mehrzahl „ältere“ Aufnahmen, solche der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg und dem Beginn des Zweiten gewählt wurden, wenn auch Späteres, Gegenwärtiges keineswegs fehlt. Es wäre für den Verfasser gewiß ein Leichtes gewesen, von Presseagenturen jedes Bild zu fast jedem Gegenstand von „heute“ wirkungssicher, gleichviel ob „gestellt“ oder als „Schnappschuß der Gegenwartsvolkskunde“ aufzutreiben. Aber man durfte eigentlich nicht verkennen: die von L. Schmidt gewählten Bilder haben in ihrer überwiegenden Mehrzahl den erwünschten Charakter des „Halbvergangenen“ und dabei dennoch für unsere Gegenwart „Dokumentarwertigen“. Sie sind in mehreren Einzelbeispielen (1, 3, 4, 5, 6, 8, 10, 28, 40, 57) Hochkunstdarstellungen mit Distanzhaltung und Einfühlung, Aussagen zeitgenössischer Künstler (so z. B. die Ratscherbuben von Anton Velim, Taf. 28, oder die Sternsinger von Rudolf Pleban, datiert 1963, Taf. 40), wie sie im Österreichischen Museum für Volkskunde so sehr bewußt und systematisch heute schon eben auch für morgen gesammelt werden. Diese Bilder wollen gar nicht durch „Gegenwärtiges“ ersetzt werden, hinter dem ja doch allzudeutlich die survival-Aspekte des möglichst bunt gewünschten „Folklorismus“ unserer Tage im Publizistisch-Reißerischen stehen.

Soll man dann noch sagen: eine derartige Volkskunde eines Einzellandes entspreche „nicht mehr den modernen Erfordernissen“? Ich glaube das wirklich nicht. Näher im Miterleben als manche andere darf ist es sagen: zu viele Breschen hat Leopold Schmidt in starr gefügte Wände sehr „autoritärer“ wissenschaftlicher Voreingenommenheiten schlagen müssen, immer wieder neu und jeweils breiter. Wenn er einmal zwischendurch die Summe zieht, noch dazu an sehr konkret geschilderten Phänomenen einer reich gegliederten Kulturlandschaft, dann ist das sein gutes Recht. Es ist Verdienst aus Ingenium und Fleiß. Und es führt von klar georteter Warte aus weiter in ein noch recht dunkel erscheinendes Wissenschafts-Morgen der Volkskunde voran. Hoffnungsvoller jedenfalls, als eine mühsam genug in Jahrzehnten hingebender Forschung gebrochene Bahn, als es die lautstark „Utopia“ Schreienden mit ihrem ewigen „man könnte, man sollte, man müßte ...“ zuwege bringen.

Leopold Kretzenbacher, München

Klaus Beitzl, **Votivbilder**. Zeugnisse einer alten Volkskunst.

Salzburg, Residenz Verlag, geb. 160 Seiten, 48 Farbtafeln, 7 Ganzseitige Textillustrationen, 1973; S 270,—, DM 38,50.

Ob es ein Zufall ist, daß nun von verschiedenen Verlagen in rascher Folge gleiche Themen mit dem Bestreben, möglichst reiches und auch ästhetisch ansprechendes Bildgut aufwendig für ein breites wissenschaftlich interessiertes Publikum herauszubringen, sozusagen in verlegerischen Wettstreit zu treten? Wir denken an das umfassende Hinterglasbild-Werk von Gisind Ritz, München 1972, an jenes von Leopold Schmidt im Residenzverlag Salzburg 1972, an das Monumentalwerk „Ex voto“ von Lenz Kriss-Rettenbeck, Zürich-Freiburg i. B. 1972 (vgl. ÖZV XXVIII/1, 1973, S. 76 ff.) und nunmehr an die „Votivbilder“ von Klaus Beitzl 1973. Und schon sind weitere Bildbände mit wissenschaftlicher Einführung und Einzelkommentierung angekündigt. Gleichviel: Entscheidend ist, daß es gute Bildwerke sind mit Begleittexten von ebenso hohem wissenschaftlichem Niveau wie mit der so sehr willkommenen Absicht, über ein „nur fachbezogenes“ Publikum hinaus auch breitere Kreise anzusprechen und solcherart inmitten eines geradezu erschreckend stürmischen Wandels von gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnissen Sinn und Besinnung auf Werte zu wecken, die von früheren, in vielen Fällen nicht minder stürmischen und leidvollen Zeiten geschaffen wurden und überdauern konnten, weil ihnen die Kraft menschlicher Aussage zu eigen ist über alle die vielen -ismen der Entwicklung von sogenannten Kunstrichtungen hinweg.

Das wird zumal auch hier am vorliegenden Bande von Klaus Beitzl sehr deutlich. Wir sind es seit seiner Dissertation über „Die Umgangsriesen“ (Wien 1961) und seinen vielen Einzelstudien und Ausstellungsgestaltungen seither gewohnt, in seiner Arbeitsweise große Überschau und sorgfältige Tiefenlotung am Einzelproblem verbunden zu sehen, ihn als Wissenschaftler, Museumsgestalter und Pfleger anvertrauten Traditionsgutes zu kennen, zudem als Verkünder aus eigener Ergriffenheit, die dennoch den Abstand des objektiv Schauenden, objekterfassenden Geistes nicht missen läßt, wie dies sonst so oft bei „Heimatbüchern“ u. dgl. der Fall ist.

Heimatlicher Ausgangspunkt ist die Marienwallfahrt von Tschagguns im Montafon (bis 1816 churrätisch!) mit dem Gnadenbilde der Schmerzhaften Gottesmutter, mit der Einzelpersönlichkeit einer gezielten Intensivierung der seit dem Mittelalter bestehenden, jetzt erst von Pfarrer Jakob Lenz (Amtszeit 1726—1767) vollbarockisiert aufblühenden Wallfahrt mit allem, was „dazu gehört“ als translatio des Gnadenbildes in die vergrößerte Kirche, Fest- und Prozessionsspiel, Wallfahrts-Büchlein und Mirakel-Verkündung zu vermehrtem Ruhme.

Das wird eingangs an mehreren Mirakelbuch-Eintragungen des mittleren 18. Jahrhunderts dargetan, ehe der Verfasser zur phänomenologisch-geschichtlichen Erfassung dessen übergeht, was wir (mit konventionellem Vorverständnis schon seit Generationen) „Votivbilder“ nennen. Ihr Wesen wird selbst aus der Chronik von damals so deutlich wie nur wünschenswert erfaßt: „... so viele Votiv-Tafeln, welche von unterschiedlichen Malern verfertigt, allhero gebracht, und in der Capellen seynd aufgehengt worden; welcher der Capellen nicht eine geringe Zierd, den Wallfahrteren ein starkes Vertrauen ganz vernünftig verursachen müssen, wie nicht weniger die barmherzigste Gütigkeit, und gütigste mütterliche Freygebig- und Willfährigkeit unserer allermildesten Gnaden-Mutter immerfort loben und preisen ...“ (S. 9). Es waren 1756 bereits 337 „unterschiedliche Votiv-Tafeln“, die dort die Kraft Mariens an ihrem besonderen Gnadenorte zu rühmen nicht müde wurden. Nur noch etwa 100 waren

es 1956, kaum noch ein Dutzend jetzt und überhaupt nur noch drei darunter aus dem 18. Jahrhundert der Vollblüte.

Was hier konkret vorangestellt wird, liest sich in den folgenden Kapiteln über Funktion, Erscheinung, Entstehungsbedingungen und Geschichte des Votiv-Bildes (tabula votiva im Kirchenlatein!) mit dem bekannten Dreischritt des Devotionsgeschehens als Handlung in praesentatio, dedicatio, promulgatio. Kl. Beitzl weicht dem Gelehrtenstreit über die Herleitung des Phänomens „Votivbild“ ohne polemisch zu werden durchaus nicht aus. Aber er glaubt nicht an einen einander ausschließenden Antagonismus der Meinung vom Primat der „Zeichenbewandnis des Votivbildes“ („sein Wesen als sinnfällige Verdeutlichung der im religiösen Akt der Anheimstellung gesuchten Verbindung des Gläubigen mit der Überwelt . . .“; S. 14) und jener älteren Anschauung vom „Gesichtspunkt der Gabenmächtigkeit und der magischen und bildzauberischen Wirkung des Votivbildes und seiner Rolle als Identifikationsopfer“. Er sieht die Parallelität der Intentionen wie der Fakten, die zum Phänomen „Votivbild“ geführt haben und er kann gerade von hier aus auch die ständige Dreieinheit von Szene, Votant und Numen deutlich genug herleiten, zu der dann auch die Inschrift-Komponente als „nicht untrennbar“ treten kann, aber durchaus nicht muß.

Es sind immerhin 250 Jahre Votivbildgeschichte, die in den Einzelbeschreibungen der 48 (technisch ganz vorzüglichen!) Farbtafeln nach den im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde befindlichen Originalen vergegenwärtigt werden als Schau auf den „Vorgang eines Verlöbnisaktes als eine Handlung auf der Bühne eines geistlichen Theaters, das es an den Wallfahrtsorten ja immer wieder gegeben hat“ (18). Indes fehlt auch nicht der klar gegliederte, ausgezeichnet lesbare Abschnitt über die geschichtlichen Vorformen des vorwiegend spanisch-italienischen Votivbildwesens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts (21 ff.). Erwähnt werden die ältesten außerromanischen Votivbilder (Riffian bei Meran 1487; Wilten 1490; die sogenannte „Ellinger-Tafel“ vom Geiersberg bei Deggendorf mit dem — nicht voll gesicherten! — Datum 1483 usw. Noch manche Einzelerwähnungen vor dem Einsetzen der erstarkten Votivbrauchtdokumentation um 1500 und der Ölbilderflut in der Gegenreformation bis hin zum Volksbarock und der im 19. Jahrhundert dann vorwiegend bäuerlich geprägten Typen finden sich vermerkt. Nicht minder auch (worauf die graphischen Beispiele im Texte verweisen) die Zusammenhänge zwischen Stifterbild und Totenschild, Andachtsbildern und Gemäldezyklen zur Dauerschau am Gnadenort: Altötting 1490—1540; Mariazell 1512, 1520; usw. Den Abschluß bildet eine Darstellung von Geschichte und Intentionen der „Sammlung und Forschung“ des Votivbildes und seiner Zeugnisse. Der Anteil Österreichs und Bayerns tritt mit Persönlichkeiten, privaten und öffentlichen Sammlungen gebührend hervor. Fortan darf auch der Name Klaus Beitzl in diesem Zusammenhange in Ehren genannt werden.

Leopold K r e t z e n b a c h e r, München

E d u a r d S k u d n i g, **Bildstöcke und Totenleuchten in Kärnten** (= Kärntner Heimatleben, Bd. 15). 2., ergänzte und erweiterte Auflage. 295 Seiten, 98 Abbildungen und mehrere Zeichnungen im Text. Klagenfurt 1972, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 180,—.

Als 1967 das schöne Buch von Skudnigg in erster Auflage erschien, konnte es von uns schon herzlich begrüßt werden. Der Reichtum Kärntens an gotischen und barocken Bildstöcken ist so groß, sie treten im Bild der Kärntner Kulturlandschaft so deutlich hervor, daß ein derartiges Buch längst eine Notwendigkeit war.

Daß dies auch im Lande so empfunden wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß das Buch nunmehr, nur ein halbes Jahrzehnt später, neu aufgelegt werden konnte. Es ist das gleiche gute Buch geblieben. Einige kleine Ergänzungen und Verbesserungen haben sich durchführen lassen. Der Sammler von Bildstock-Aufnahmen Josef Grubmayr beispielsweise hat dazu beigetragen. Die Gliederung zwischen „Bildsäulen“ und „Bildstöcken“ ist vielleicht etwas stärker unterstrichen worden. Und das Literaturverzeichnis, das in der ersten Auflage wirklich nur sehr beiläufig gegeben worden war, ist nunmehr mit exakten bibliographischen Angaben ausgestattet worden, sicherlich sehr zur Freude jedes Bildstock-Freundes, der an dem Thema weiterarbeiten will. Die Abbildungen kommen übrigens auf dem jetzt gewählten Kunstdruckpapier auch besser heraus als auf dem Papier der ersten Auflage. Durchaus also eine weitere Bereicherung dieses wichtigen Teilgebietes unseres Faches. Leopold Schmid

**Irmgard Gierl, Pfaffenwinkler Trachtenbuch.** Kulturlandschaft und Tracht in Weilheim, Murnau und Werdenfels. 103 Seiten, 47 Tafeln, zum Teil in Farben. Weißenhorn 1971, Anton H. Konrad Verlag, DM 19,80.

**Irmgard Gierl, Miesbacher Trachtenbuch.** Die Bauerntracht zwischen Isar und Inn. Aquarelle von Maria Theophanou von Korff. 86 Seiten, 29 Tafeln, größtenteils in Farben. Weißenhorn 1971, Anton H. Konrad Verlag, DM 29,—.

Irmgard Gierl ist dem Beobachter der Volkskunst in Bayern seit langem ein Begriff. Ihre stets fundierten Arbeiten, die seit Jahren im Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde erschienen, haben viel zur Quellenkenntnis besonders auf den Gebieten von Tracht und Schmuck beigetragen. Es ist also sehr erfreulich, daß nunmehr Monographien über zwei oberbayerische Trachtenlandschaften von ihr in Buchform vorliegen.

Der Band über die Trachten in den alten Landgerichten Weilheim, Murnau und Werdenfels, einer Gegend also, in der auch Oberammergau liegt und die Klöster Ettal und Wessobrunn, bringt zunächst eine sehr lesbare Einleitung über die Geschichte und Kulturgeschichte dieser von ihren Fernstraßen geprägten Landschaft am Rand des Tiroler Hochgebirges. Ein Gutteil aller volkskultureller Verhältnisse dort versteht sich denn auch in der Auseinandersetzung mit den Tiroler Nachbarn. Der Hauptteil des Buches bringt dann die detaillierten Darstellungen der Trachten in den genannten Landgerichten im 17. und 18. Jahrhundert und stellt dabei die Hinterlassenschaftsinventare als schriftliche Quellen den Motiv- und Mirakelbildern als Bildquellen gegenüber. Die Methode der gegenseitigen Erhellung kommt dabei zu vortrefflichen Ergebnissen. Das nächste Kapitel stellt die Tracht in Murnau, Kohlgrub — auch einem Passionsspielort übrigens —, Ammergau und in Weilheim im 19. Jahrhundert dar. Den Abschluß bildet das Kapitel über die Werdenfeler Tracht im 19. Jahrhundert mit ihren verschiedenen Schützentrachten und mit dem Übergang zu den Trachtenvereinen. Auch hier liegen die Parallelen zu den Tiroler Verhältnissen auf der Hand.

Das zweite Buch von Irmgard Gierl ist in der Trachtengeschichte rühmreich bekannten Miesbacher Tracht gewidmet. Wie im ersten Band finden sich auch im zweiten zunächst einleitende Bemerkungen über Land und Leute, über die Wallfahrten, die Kriegsnot und die Beziehungen zu Tirol. Wesentlich ist für das ganze Buch, daß es gerade für dieses Trachtengebiet seit dem frühen 19. Jahrhundert gute literarische und künstlerische Zeugnisse gibt. Irmgard Gierl fügt nun die konsequente Auswertung der Motivbilder an. Im Gegensatz zum Pfaffenwinkler Band führt sie aber hier nicht die einzelnen Bilder vor, sondern hat die trachtenkundlich wichtigen Ausschnitte, Einzelfiguren und bemerkenswerte Kleidungs- und Schmuckstücke von einer Künstlerin herauszeichnen lassen. Daraus

sind jene köstlichen zartfarbigen zwölf Tafeln von Maria Theophanou von Korff entstanden, die das Buch wesentlich mitprägen. Von der „spanischen“ Mode im späten 16. Jahrhundert bis zum charakteristischen Silberschmuck des 19. Jahrhunderts wird auf diese Weise alles Wichtige dargeboten. Zur Ergänzung sind noch Zeichnungen und Aquarelle von Münchner Malern des 19. Jahrhunderts und Farbphotos von Miesbacher Trachten der Gegenwart beigegeben. So viel man an derartigen Bildern auch von Hans Karlinger und anderen her kennen mag, Aquarelle wie die von Lorenz Quaglio wird man auch diesmal wieder freudig begrüßen, gehören sie doch zu den sachkundigsten und dabei künstlerischsten Darstellungen auf diesem Gebiet.

Es braucht nicht betont zu werden, daß Irmgard Gierl ihre Bücher sehr sorgfältig gearbeitet, mit Anmerkungen und Literaturverzeichnissen ausgestattet hat. Die beiden Bände stellen einen rechten Gewinn der bayerischen Volkskunde dar.  
Leopold Schmidt

**Irmgard Gierl, Trachtenschmuck ans fünf Jahrhunderten.** 156 Seiten, 32 ganzseitige Abb., davon acht Farbtafeln. Rosenheim 1972, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Fölg. DM 22,80.

Wir dürfen im Anschluß an die schönen oberbayerischen Trachtenbücher von Irmgard Gierl nun gleich das soeben erschienene Buch über den Trachtenschmuck von der gleichen Verfasserin besprechen. Aus den Arbeiten über bäuerliche Inventare war schon längst klar, daß sich die Verfasserin mit dem Schmuck beschäftigte. Die Münchner Tradition der Volkskunsthochschule, die in den letzten Jahren zu so wichtigen Arbeiten wie der von Gislind Ritz (Rosenkranz) oder von Lenz Kriss-Rettenbeck (Amulette und Talismane) geführt hat, wird dadurch sinnvoll fortgeführt. Die früher recht vernachlässigte Schmuckforschung hat ja in letzter Zeit eine beachtliche Förderung erfahren. Man kann sich über den Schmuck im allgemeinen zur Zeit sehr gut orientieren, beispielsweise durch das Buch von Jean Lanlier und Marie-Anne Pini, Fünf Jahrhunderte abendländischer Schmuckkunst (München 1970) oder durch jenes von Adolf Greifenhagen, Schmuckarbeiten in Edelmetall (Berlin 1971), die beide von Gierl nicht mehr herangezogen werden konnten. Ihr kam auch die Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau „Das Gesicht der Steine / Prunk des Schmuckes“ zu spät, die im Sommer 1972 durchgeführt wurde.

Aber Irmgard Gierl hat ja selbst für Altbayern genug an Stoff aus Inventaren und Bildern wie aus musealen und privaten Sammlungen zusammengetragen, so daß ein sehr wichtiges Buch entstanden ist. Zunächst werden die Kleinode und Silbergeschmeide des 16. und 17. Jahrhunderts überblickt, und zwar den Gegenstandsgruppen Ring, Gürtel, Kette, Kindsgehänge (Fraiskette), Rosenkranz, ferner Schmuck und Kleidung und Silbergeschirr, entsprechend zusammengeordnet. Dann folgt die Darstellung des Trachtenschmuckes im 18. und 19. Jahrhundert nach Männerschmuck und Frauenschmuck gegliedert. Einen kurzen Überblick nur bietet das Kapitel „Der Schmuck im 19. Jahrhundert“. Dann folgen die den Herstellern gewidmeten Abschnitte: Gschmeidmacher, Nestler, Gürtler, Haftelmacher und Krämer. Und schließlich ein Exkurs über den für Süddeutschland so wichtigen Einfluß von Schwäbisch Gmünd auf den volkstümlichen Schmuck der Alpenländer. Ein weiterer Exkurs ist den Zinngießern in Dießen am Ammersee gewidmet.

Man sieht, das Hauptthema wird also eingekreist, es werden schmuckähnliche, schmuckverwandte Erscheinungen mit einbezogen, nicht zuletzt auch Amulette, Wallfahrtsandenken und Verwandtes. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß die Verfasserin das bedeutungserfüllte Element des Schmuckes stark herausstellt und den Anteil der magischen Abwehr besonders betont. Auch die Abbildungen bieten dementsprechend mehr volksglaubenbezogene Objekte

als andere. In manchen Fällen, wie bei silberbeschlagenen Pfeifen oder bei zinnernen Wallfahrtsandenken wird wohl die Grenze des Schmuckes im eigentlichen Sinn erreicht, wenn nicht sogar überschritten sein. Aber da soviel an gediegenem Material geboten, soviel an Meisterlisten und Inventaren verwertet bzw. in extenso abgedruckt erscheint, bleibt der Gewinn für die reine Schmuckforschung unbestreitbar. Für bedeutsam halte ich auch die Einbeziehung von Porträts, auf denen die Abgebildeten Schmuck tragen. Sie ist nur nicht konsequent durchgeführt. Zu dem recht schmal geratenen Kapitel „Männerohrring“ hätten sich doch gute Bildzeugnisse finden lassen, um nur dieses mir naheliegende Kapitel doch zu erwähnen.

Man merkt vielleicht, daß es in der Volkskunde sehr lange keine eigene Schmuckforschung gegeben hat und daß auch so manche kleinere österreichische Arbeiten noch nicht den Weg nach München gefunden haben, wo sie doch in diesem Fall von Nutzen gewesen wären. Aber im großen Ganzen muß das Buch doch herzlich bedankt und begrüßt werden. Es bedeutet einen energischen Schritt auf ein bisher kaum betretenes Feld hinaus.

Leopold Schmidt

**Dietrich von Engelhardt, Das Bild auf der menschlichen Haut. Motive und Motivationen der Tätowierung (= Welt der Bilder, o. Nr.), 96 Seiten mit zahlreichen Abb. München 1972, Heinz Moos Verlagsgesellschaft. DM 18,—.**

Seit sich Adolf Spamer 1934 mit der „Tätowierung in den deutschen Hafenstädten“ befaßt hat, muß man sich auch volkskundlicherseits mit dem Thema beschäftigen, das man sonst wohl eher der Völkerkunde überläßt. Seit Spamer ist auf dem Gebiet manches gesammelt worden. Auch neuere Veröffentlichungen gibt es, so vor allem von W. Schönfeld, Körperbemalen, Brandmarken, Tätowieren (Heidelberg 1960). Aus Schönfeld und aus anderen Sammlungen, auch aus der älteren Reisendenliteratur usw. schöpft nun Dietrich von Engelhardt in dieser Veröffentlichung, die vor allem Bilder, insgesamt 156 (leider unnummeriert, aber mit Herkunftsangaben) bringt. Der durchlaufende Text versucht ebenso wie die Bildbeschriftungen kurz zu erläutern, warum sich die abgebildeten Menschen gerade die gezeigten Motive im Hautstich anbringen ließen. Da es sich vielfach um Strafgefangene handelt, liegen sozialpsychologische Begründungen nahe.

Für Österreich ist auf diesem Gebiet nur wenig getan. Auch das bei anthropologischen Reihenuntersuchungen aufgenommene Material ist meines Wissens nicht ausgewertet. Vielleicht würden sich daraus weitere, nicht nur sozialpsychologische, Schlüsse ergeben. Bei dem derzeit zu beobachtenden starken Anstiegen der Tätowierung wären solche Untersuchungen auch hierzulande notwendig.

Leopold Schmidt

**Franz Georg Brustgi, Aus der weißblauen Sagentruhe. Märchen, Sagen und Legenden aus Altbayern und Schwaben. 202 Seiten. München 1972, Süddeutscher Verlag. DM 12,80.**

Neben den Sagensammlungen von dazu berufenen Fachvertretern gibt es immer wieder volkstümliche Auswahlbände. Franz Georg Brustgi hat sich schon mehrfach mit der Herstellung solcher Bände beschäftigt, so kennen wir von ihm „Sagen und Schwänke vom Neckar und Unterland“, Konstanz 1969.

Nunmehr hat er aus alten bayerischen Sammlungen einen Auswahlband für Altbayern und Schwaben hergestellt. Keine Zeile Literaturnachweis gibt an, aus welchen Quellen er geschöpft hat. Vermutlich aus Leoprechting (Aus dem Lechrain), aus Panzer, aus Schönwerth, und wie die großen Sammler des mittleren

19. Jahrhunderts alle heißen. Ihre Veröffentlichungen liegen meist schon in Neu-  
drucken vor, so daß es nicht sehr schwer ist, daraus nun wieder eine Neuaus-  
wahl zu gestalten. Bemerkenswert ist die Einbeziehung von fünfundzwanzig  
Märchen in diese Auswahl. Da Märchen in Bayern selten gesammelt wurden,  
wäre man hier für eine Quellenangabe besonders dankbar gewesen; aber sie fehlt  
leider auch für diesen Abschnitt.

Der Verlag hat dem Buch ein Vorwort vorausgeschickt, das gegen augen-  
blicklich im Schwange begriffene Veröffentlichungen polemisiert, die unter Titeln  
wie „Böses kommt aus Kinderbüchern“ sich sehr modern vorkommen. Märchen  
besonders seien „vorbürgerlich und antidemokratisch“ und daher aus den Kin-  
derbüchern auszuschalten. Solche Polemiken kommen immer wieder vor, manche  
Literaten müssen sich offenbar ab und zu an den Märchen reiben, vielleicht auch,  
weil sich diese ja nicht wehren können. In einem so harmlosen Auswahlband  
wie dem vorliegenden wäre die Verteidigung wohl gar nicht notwendig gewesen.  
Wer ihn liest, wird ja kaum noch solcher „progressiven“ Literatur greifen.

Leopold Schmidt

**Karl Löber, Pflanzen des Grenzgebietes von Westerwald und Rothaar. Ihre  
Stellung im Volksleben und die Geschichte ihrer Erforschung. XIV und  
798 Seiten, mit Karten im Text. Göttingen 1972. Verlag Otto Schwartz  
& Co. DM 26,—.**

Karl Löber, Vorsitzender der Hessischen Vereinigung für Volkskunde, aus  
so manchen früheren Veröffentlichungen für die Intensität seiner Arbeiten be-  
kannt, hat nunmehr einen wuchtigen Band vorgelegt, den man vielleicht etwas  
verständlicher als „Volksbotanik des Dillkreises“ hätte betiteln können. Der  
Band ist dem Andenken an den großen deutschen Volksbotanikforscher Heinrich  
Marzell gewidmet, dessen Leben und Wirken Löber jahrzehntelang begleitet  
hat.

Im Geiste Marzells, aber ganz aus der intensiven landschaftsgebundenen  
Eigenforschung heraus, stellt Löber im Hauptteil, dem „speziellen Katalog der  
Pflanzen“, nicht weniger als 479 Kultur- und Wildpflanzen vor, mit ihren volks-  
tümlichen Namen, ihrer Verwendung, Zubereitung usw. Einige Karten geben  
den mundartgeographischen Aufschluß über bemerkenswerte Namensverbreitun-  
gen, übrigens auch über die im Dillkreis üblichen Namen des Garbenstandes  
oder jene des aus Kartoffeln bereiteten „Matzkuchens“. Man findet die Vier-  
zeiler der Heidelbeersammler ebenso wie zahlreiche volksmedizinische Angaben,  
und was eben alles in diesen Bereich gehören kann. Diesem Hauptteil ist eine  
wichtige Einführung vorangestellt, „Mensch und Pflanze im Dillkreis“, welche  
lebendig erzählte Mitteilungen über „Das Herborner Arzneibuch“ ebenso enthält  
wie über den „Schäferjakob“, einem sagenhaft gewordenen heilkundigen Schäfer,  
und über so manche „Kräutersammler“ aus der Gegenwart, diese sogar mit Bil-  
dern der betreffenden Menschen. Löber hat das alles nicht nur gesammelt, son-  
dern mit voller Intensität auch bearbeitet. Er hat, wie Marzell, sich nichts an  
Literatur entgehen lassen, zitiert allenthalben ausgiebig, wobei ihm selbstver-  
ständlich die germanistischen und volkskundlichen Institute in Gießen und in  
Marburg an die Hand gegangen sind. Löber stattet seinen Dank an die vielen  
schon Dahingegangenen wie an die Lebenden ab. Sie alle haben die Hilfeleistun-  
gen nicht zu bereuen, da ein äußerst gediegenes Werk dadurch entstanden ist.  
Man findet auch im „Nachschlageteil“ alles, was man braucht, mehrere Register  
ebenso wie Abkürzungs- und Literaturverzeichnisse. Im Literaturverzeichnis  
ist besonders auf die Gruppe der „Handschriftlichen Quellen“ zu achten, von denen  
sich einige auch im persönlichen Besitz von Karl Löber in Haiger befinden.

Leopold Schmidt

Wilhelm Hansen, *Das Lippische Landesmuseum*. 204 Seiten, 217 Abbildungen und 4 Farbtafeln. Detmold 1972. Nicht im Buchhandel.

Als erfolgreicher Sammler und leitender Organisator am Landesmuseum in Detmold, als Verfasser einer stattlichen Reihe von Arbeiten zur Museums- geschichte und Volkskunde<sup>1)</sup>, nicht zuletzt als Bearbeiter der „Lippischen Bibliographie“ (Detmold 1957, 16.000 Titel; mit einem Verzeichnis der gesamten Museumsliteratur von 1840 bis 1955) beschert uns Dr. h. c. W. Hansen in diesem mustergültig ausgestatteten Band ein Werk, das die Geschichte eines Instituts zugleich als Kultur- und Geistesgeschichte verstehen lehrt. Es ist erfreulich, daß solche Darstellungen, nach dem Vorangang von Leopold Schmidt (*Das Österreichische Museum für Volkskunde*. 1960), Brauch zu werden scheinen. Im Titel des Buches bescheiden verschwiegen ist, daß es auf fast 70 Seiten außerdem eine Volks- und Kulturgeschichte des niedersächsischen Landes Lippe bietet, in der auch zuverlässige Texte und historisch-topographische Bildwerke der Vergangenheit zu Wort und Anschauung kommen. Zeitungsstimmen, selbst Anekdotisches werden mit Bedacht verwendet. Entscheidend bleibt der eigene kritische Blick, der sich in vielen Jahren und Landfahrten in der Arbeit für die volkskundliche Abteilung des Museums geschult hat. Nicht selten erinnert die Schreibweise an Wilhelm Heinrich Riehl, und das ist, vom Schreiber dieser Zeilen aus gesehen, auch heute noch kein Tadel: „Die Spitze einer Kulturpyramide ragt umso höher empor, je breiter ihr Fundament ist. Dieses Fundament bilden die zahlreichen landschaftlichen Kulturzentren, die in Deutschland das Ergebnis der vielberufenen Kleinstaaterei sind. Je breiter diese Basis vielfältiger Landschaftskultur gelagert ist, umso höher wächst die Möglichkeit kultureller Spitzenleistung eines Volkes. Und darin liegt der Sinn und die Verpflichtung landschaftlicher Kulturarbeit“ (S. 72). Aber auch die Berliner Jahre als Schüler von Fritz Boehm, dem Humanisten und Herausgeber der „Zeitschrift für Volkskunde“, und von Adolf Spamer, dem Ordinarius an der Friedrich-Wilhelms-Universität, wie die mehrjährige erfolgreiche Tätigkeit in der „Zentralstelle der Atlas der deutschen Volkskunde“ im Alten Schloß zu Berlin werden in der Darstellung des Verfassers spürbar. Selbst der geborene Großstädter — W. Hansen stammt aus einer alten Berliner Klavierbauerfamilie — verleugnet sich nicht in dem wohlthuenden Weitblick, in Distanz und in der feinen Ironie, die notwendige Kritik und unangenehme Wahrheiten in einem Säftchen darreicht, in dem erfrischenden Humor, der den Text wie manche Abbildungen (die Stelle, wo sie stehen!) durchweht, vor allem aber in der nostalgischen Liebe, mit der der Verfasser die Menschen der Dörfer und der kleinen Städte, ihr Glauben und Denken, ihre Sprache, ihr Siedeln und Hausen, ihre Arbeit und ihr Gerät, ihren Alltag und ihre sonntägliche Szene betrachtet. Vieles erfuhr W. Hansen in persönlichem Erlebnis und Gespräch. Hier ist Volkskunde noch nicht zum soziologischen Skelett abgemagert.

Das Lippische Landesmuseum begann 1835 mit einer naturwissenschaftlichen Sammlung, die der Schulmann Carl Weerth schuf und durch Jahrzehnte betreut. Vor- und frühgeschichtliche, kultur- und kunstgeschichtliche wie naturgeschichtliche Abteilungen entstanden später. Die volkskundliche Sammlung im engeren Sinn und in der neuen Gestalt ist in der Hauptsache ein Werk von W. Hansen. Jedem alten Landser klingt das Lied „Lippe Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat“ noch im Ohr und sie mag auch den Berliner Volkskundler in das Land am Teutoburger Wald geführt haben, dessen Geschichte von der Hermannsschlacht, „von dem Mahnmal an dem bedeutendsten Wendepunkt germanischer Volksgeschichte über die Kultstätte christlicher Missionszeit an den Externsteinen bis zum versprochenen Idyll einer Biedermeier-

---

1) W. Hansen, *Schriftenverzeichnis*, Detmold 1970. Privatdruck.

residenz mit Fürstenschloß, Sommerpalais und Hoftheater" (S. 7) reicht. Nach einem letzten von mehreren Umzügen (1953) bot sich dem Landesmuseum die Möglichkeit zu neuer, großzügiger Gestaltung. „Schon seit Jahrzehnten bemüht man sich in Deutschland, den musealen Heimatsammlungen Wirkungsstätten zu schaffen, die bereits als Bauwerk von der Eigenart landschaftlicher Kulturüberlieferung zeugen und als denkmalwürdige Bauten erhaltenswert erscheinen" (S. 162). Was die Residenzstadt nicht bot, fand sich draußen: „Lippe ist das Land der niederdeutschen Bauernhäuser mit ihren großen Toreinfahrten und hallenartigen Dielen . . . Noch heute besitzt Lippe einen ungemein reichen Bestand alter Bauernhäuser des 16. und 17. Jahrhunderts" (S. 162). Der erste Fund war die Zehntscheune des Klosters Falkenhagen in Sabbenhausen, eines der ältesten (1555) datierten Dielenhäuser weit über Lippe hinaus. Ein gleichguter Erhaltungszustand und noch gewaltigere Maße zeichneten das Kornhaus auf dem Domänenhof in Schieder aus. Fünf Geschoßhallen erreichen die Firsthöhe von 17 Metern.

Zimmermeister Iggenhausen hat sie Ende des 16. Jahrhunderts errichtet. Beide Bauwerke, von Verfall und Zweckentfremdung bedroht, wurden durch einen in der Geschichte der Hausforschung wohl einmaligen Ab- und Neuaufbau gerettet. Zwölf Meter lange Dachbalken des Kornhauses wogen noch im ausgetrockneten Zustand 26 Zentner. Im ganzen wurden bei der Neuerrichtung an 3000 eichene Holznägel verbraucht. W. Hansen gibt einen spannenden Bericht dieser ungewöhnlichen Unternehmung und begleitet ihn mit Photos und mit Zeichnungen, die bei maßstäblicher Genauigkeit graphischen Reiz besitzen. Eine Entdeckung ist die „Konstruktion des Grundschlüssels" des Kornhauses. Die Giebelmaße sind in altmeisterlicher Manier mit Hilfe des Zirkelschlages auf der Grundlage der Giebelbreite entwickelt. Die längst verlassene alte Bestimmung des Bauwerks konnte natürlich nicht neu begründet werden. In einem Aufriß gibt der Verfasser genauen Bericht über den „inneren Umbau des Kornhauses aus Schieder für die kulturgeschichtlichen Schausammlungen des Lippischen Landesmuseums" (Abb. 36). An dieser Stelle sei besonders auf den Ausbau der volkshundlichen Abteilung hingewiesen. 1961 bis 1964 sind in 141 Bauernhöfen und in Werkstätten von 89 Landgemeinden weit über 2000 Fahrzeuge, Geräte und Werkzeuge gesammelt worden, darunter „vollständige Werkstatteinrichtungen der Holzschuhmacher, Korbmacher, Spinnradmacher, Weber, Blaufärber, Zimmerleute, Schmiede, Radmacher, Wagenbauer, Sattler, Böttcher und Tischler" (S. 177)<sup>2)</sup>. Wie kaum in einem anderen Museum entstand hier durch die Kürze der Sammlung ein zeitgleicher Querschnitt durch die Welt der Sachgüter, eine methodisch sinnvolle Ergänzung zu dem ungewöhnlichen Reichtum an geschichtlichen Zeugnissen in Gemälden und Zeichnungen. Aufmerksamkeit verdient die vielleicht noch ausbaufähige Sammlung der Volkstracht. Die bekannte, in Material und Dekor so prächtige schauburg-lippische Tracht entstand erst nach 1870, als die ursprünglich sehr schlichten Formen in Ostwestfalen-Lippe aufgegeben wurden. Eines in der Geschichte der Trachtenforschung seltenen Fundes sei hier noch gedacht. 1970 entdeckte man, im Sande verscharrt und wohl erhalten, im Vorraum zur herrschaftlichen Gruft der Augustiner-Nonnenkirche zu Blomberg ein kostbares Kinderkleid der „Spanischen Mode" um 1600, das wahrscheinlich das Totengewand eines sechsjährigen Grafenkindes war.

Allen Verfassern von Bildwerken zur Nachahmung empfohlen sei das „Hansensche Prinzip", alle Abbildungen aufrecht zu stellen, wenn dadurch auch hin und wieder Raum geopfert wird. Es geht nicht nur um die Bequemlichkeit

---

<sup>2)</sup> Vgl. W. Hansen, Ländliches Tagewerk im alten Lippe. Detmold 1968. Ferner das von W. H. herausgegebene Sammelwerk: Arbeit und Gerät in volkshundlicher Dokumentation. Münster 1969.

des Lesers, dem das Hin- und Herschieben des Buches erspart bleibt, sondern es ist auch ein künstlerisches Prinzip. Verdienstermaßen steht auf der zweiten Titelseite „Gestaltung Dr. h. c. Wilhelm Hansen, Detmold“. Anerkennung gebührt auch den Druckern Topp & Müller, Detmold. Daß es in der kleinen stolzen Residenz verständnisvolle Mäzene gibt, von der Brandversicherungsanstalt bis zu Sinalco, verrät die Spendenliste. Gleichfalls zur Nachahmung empfohlen.

Richard Beitzl, Berlin

**Ebermut Rudolph, Schulterlebens und Entschuldung im Bereich säkularer Tiertötung.** Religionsgeschichtliche Untersuchung (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XXIII, Theologie, Bd. 12), Bern—Frankfurt am Main, Verlag H. u. P. Lang, Brosch. 157 Seiten.

Pastor E. Rudolph hat mit der vorliegenden Arbeit das Doktorat der Theologie zu Marburg/Lahn, Evang.-Theol. Fakultät, erworben. Nun betreibt er als Promotionswerber ein Zweitstudium der deutschen und vergleichenden Volkskunde an der Universität München. Das Sonderinteresse an Volkskunde und Religionswissenschaft spricht bereits aus der vorliegenden Arbeit. Nun ist der Motiven- und Problembereich um die Grundvorstellung „Herr der Tiere“ besonders nach dem zweiten Weltkrieg, seit uns in vermehrtem Maße Quellen auch aus dem Bereich der nordeurasischen, überhaupt der zirkumpolaren Kulturen bekannt gemacht wurden (I. Paulsen, A. Slavik, A. Hultkrantz, H. Findeisen) und seit zumal auch das Phänomen des Schamanismus zu einem Schwerpunkt-Forschungsziel geworden ist (V. Diószegi, M. Eliade, C. M. Edsmann), auch für uns Volkskundler — nicht nur von der Erzählforschung aus! — zu einer Art Interessendominante gelangt. Hier darf man an einen richtungsweisenden Aufsatz von L. Schmidt (Der „Herr der Tiere“ in einigen Sagenlandschaften Europas und Eurasiens. [Anthropos 7, 1953, S. 509 ff.]) erinnern. Dazu auch noch an den verwandten Problembereich der Tötung und Wiederbelebung im Bereich des „Herrn der Tiere“: vgl. L. Schmidt, Pelops und die Haselhexe (Laos 1951, Uppsala, S. 67 ff.) und — als Belege vermehrend und in der Interpretation weiterführend — M. Matičetov, La costola di legno. Di un tema narrative diffuso nel territorio alpino orientale. (Alpes Orientales I, Ljubljana 1959, S. 79 ff.).

E. Rudolph geht aus vom Racheschrei des Blutes in der Kainstat und der Parallele im Schulterleben des Tiertöters. Wie sich das menschliche Individuum gegenüber dem „Tier als Alter Ego“ nach der Formulierung des 1972 verstorbenen Münchener Afrikanisten Hermann Baumann, 1950, als Töter mit der „Seele“ des Tieres in seinem Schuldgefühl nach den archaischen Vorstellungen der Wesensverbundenheit zwischen Mensch und Tier auseinanderzusetzen hat. Daß hier das „Tier als Gott“, als „Entelechial-Doppelgänger des Menschen“, und dies nicht nur auf der Stufe der frühen Jäger und innerhalb alter Totemismus-Vorstellungen, sondern eben im Kulturkreis Nordasiens bis zur (schamanistisch geprägten) „Gegenwart“ das „Gegenüber“ des Jägers und Wildbeuters darstellt, wirft eben die Frage nach der seelischen Reaktion auf, die sich in glaubensmäßig bedingter ritus-Äußerung aussprechen mußte und noch muß. Es betrifft die Stellung des Menschen der gesamten Schöpfung und dem Creator mundi gegenüber. Das führt notwendig zum Vergleichsstudium über die Frage des „Zweiten Ich“, den Begriff „Tierseele“ und zur Interpretation nicht nur der nordasiatischen, sondern gerade auch der nordamerikanisch-indianischen Jagdriten und den Komplex „Totem“ überhaupt, in den die moderne Verhaltensforschung heute ja Quellenaussagen überlieferter Opferbrauchvorstellungen etwa der Antike ebenso einbezieht wie die rezenten jägerischen Glaubensvorstellungen um Schutzgeister und Gottheiten des (jagdbaren) Wildes. Hier werden von Seiten der Volkskunde letzten Endes auch Parallelerscheinungen etwa vom Zlatorog in den

Südostalpen eingebracht (vgl. L. Kretzenbacher im Sammelwerk R. Baumbach—A. Funtek, Zlatorog. München 1968, S. 129 ff.). Also dürfen wir auch Rückschlüsse auf den so vielschichtigen Begriff „Opfer“ erwarten. Das wird methodisch klar und knapp formuliert von der Vergleichenden Religionswissenschaft geleistet unter diesen Blickwinkeln: Das Recht auf Tiertötung im Urteil der Religionen; Tiertötung als psychologisches Problem; Magische Aspekte der Tiertötung; Schutz- und Eignerwesen jagdbarer Wildtiere; Der „Herr der Tiere“ als kulturgenetisches Problem; Die Gefährdung des Tiertöters; Formen der Entschuldung; Qualvolle Tiertötung-Motive und Folgen; Tiertötung im christlichen Kulturbereich. Zu den Exkursen über „Knochenkult“ usw. (S. 90) vgl. neuerdings: J. Henninger, Neuere Forschungen zum Verbot des Knochenzerbrechens. (In: Festschrift für Béla Gunda „Studia Ethnographica et folkloristica“, hrsg. v. J. Szabadfalvi—Z. Ujváry, Debrecen 1971, S. 673 ff.) Als Ergebnis von E. Rudolph sei vermerkt: Der Tiertöter kann subjektiv Schuld empfinden, deren Art von Wesen und Beschaffenheit des Tieres wie von der Tötungsabsicht und vom Tötungsvorgang abhängig ist. Für den nordeurasischen Bereich wird der Begriff der „Tierseele“ entscheidend, deren sich der Töter oder (für ihn) der Schamane bemächtigen muß. Bei bewußter oder unbewußter Identifikation mit dem Tier als Alter Ego durch „Lebensgleichlauf“ bzw. Vitalkonnex ergeben sich Folgeerscheinungen für den Töter, die zur Auseinandersetzung mit dem Schadensmachtkomplex auf zumeist magischer Stufe zwingen. Erst daneben steht die Vorstellung „Wildgeister“, „Herr der Tiere“, die der Freiseelen-Idee verwandt erscheinen, aber auch andere Vorstufen der Tierherren-Idee (Naturgeister, Walddämonen) nicht ausschließen. Für die Analyse sind diese (als hirtenkultureigen angesprochenen) Vorstufen ebenso entscheidend wie die Frage der (auch rezent möglichen) Spontanreaktionen des Jägers, Töters. Die Exemplifizierung dieser Gedankengänge im Bereiche der durch das Christentum erfolgten Umprägung unserer Kultur zeigen die Bedeutung der Fragestellung bis herein in den Streit um Vivisektion und Intensivmast.

Die gut gegliederte und weit ausgreifende Literaturübersicht zeigt auch die Nahtstellen, die diese völkerkundlich-religionswissenschaftliche Dissertation besonders stark mit unserer volkskundlichen Fragestellung verbindet. Sie geht noch weit hinaus über jene (notwendige!) Kritik am Christentum, das letzten Endes kein (oder ein stark gestörtes) Verhältnis zum Tier hat trotz Franz von Assisi und Kontrafakturen seiner Vogelpredigt in Tierpredigten eines Antonius von Padua usw. und jene bezeichnende Feststellung von L. Schmidt, daß eben auch der „Tag des Tieres“ in unserer Gesellschaft einer der vielen „Tage des schlechten Gewissens“ ist.

München

Leopold Kretzenbacher

**Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch, 4. Bd. „H—J.“** In Verbindung mit der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin herausgegeben von der Akademie der Sozialistischen Republik Rumänien. IV und 413 Seiten, 1 Faltkarte. Berlin, Walter de Gruyter & Co., Bukarest, Editura Academiei. 1972. DM 128,—.

Vor kurzem erst (ÖZV XXV/74, 1971, S. 352 f.) war darauf hinzuweisen, daß das wichtige Wörterbuch der siebenbürgisch-sächsischen Mundart wieder zu erscheinen begonnen hat. Nun ist bereits der 4. Band des wertvollen Werkes erschienen, der von „H“ bis „Jux“ reicht. Wieder haben Roswitha Braun-Santa, Bernhard Capesius, Arnold Poncratz, Gisela Richter und Anneliese Thudt die Arbeit geleistet.

Es ist geradezu selbstverständlich, daß ein solches Mundartwörterbuch für die volkskundliche Betrachtung viel Stoff liefert. S. 5 liest man vom „Habdank“, was den Fußschemel bezeichnet; S. 12 vom „Hacker“, einem Hackpflug; S. 16

von der „Habergeiß“, diesmal dem dreibeinigen Untergestell der Garnwinde; S. 17 wird vom „Haferstriezel“ erzählt, daß Kaiser Josef II. scherzhaft die Krapfen so bezeichnet haben soll; S. 25 handelt vom „Hainal“, dem brauchmäßigen Ansingern der Schüler; S. 28 ist die „Hakenfrau“ zu finden, eine als Kinderschreck dienende Brunnenfrau; S. 65 f. wird der „Hann“ behandelt, der Ortsvorsteher, und die zahlreichen Komposita geben viel Brauchtümliches dazu her; S. 85 handelt „Hatter!“ von unserem „Hotter“, und wieder sind die Komposita zu beachten, „Hatterthauf“ ebenso wie „Hattertreiten“. S. 117 ist der Artikel „Haftel“ wichtig für die Erforschung dieses speziellen Brustschmuckes.

Dies sollen nur einige Hinweise auf die Fülle von Material sein, das auch volkskundlich verwertet werden kann. Selbstverständlich wird auch bei dieser Betrachtungsweise nicht unwichtig sein, welche Wörter sich eventuell aus dem Ungarischen, aus dem Rumänischen oder auch, über deren Vermittlung, aus dem Türkischen herleiten lassen. Die so weit im Osten angesiedelte Gruppe hat mit ihren Nachbarn zusammengelebt; die Sprache bezeugt, welche Wortgruppen dadurch besonders beeinflusst wurden. Man kann also nur hoffen, daß diese so vielseitig bedeutsame Arbeit nunmehr auch weiter gefördert und fortgesetzt werden kann.

Leopold Schmidt

**Hildegard Ohse, Das St. Agatha-Fest in Sizilien.** Der Kult an seinem Ursprungsort Catania. Ein Beitrag zur volkstümlichen Heiligenverehrung in der Gegenwart. 174 Seiten und 33 Abb. (Reprodukt.) München 1972, Selbstverlag (Dr. Hildegard Ohse, München 2, Geroltstraße 32/V).

Die Verfasserin hat vor einigen Jahren über eine bayerische Wallfahrt (Föching) dissertiert (vgl. ÖZV XXIV/73, 1970, S. 193). Sie ist beim Wallfahrtswesen geblieben, hat sich aber einem gewaltigen Volkskult des Südens zugewendet, der Agatha-Verehrung auf Sizilien. Sie machte die Feste im Februar und im August 1970 und dann wieder im Februar 1971 in Catania mit, und hat nun diese Erlebnisse genau und umsichtig beschrieben. Das nützliche Buch bringt zuerst eine Einführung in die Geschichte von Catania, beschreibt dann Legende und Kultstätte der hl. Agatha, bringt die wichtigsten Wunderberichte, erzählt von der Kraft des „Velums“ der Heiligen gegen die Lavaströme des Ätna, beschäftigt sich mit den Reliquien der Heiligen im Dom von Catania. Dann folgt die ausführliche Schilderung des Festes am 5. Februar mit Prozession und Feuerwerk, und allem, was zu sizilianischen Heiligenfesten eben dazugehört. Die lebensvolle Darstellung hat sicherlich dadurch noch gewonnen, daß sich Volkskundlerkollegen in Sizilien, besonders Carmelina Naselli und Sebastiano Lo Nigro der Verfasserin annahmen. Aber Frau Ohse hat auch viel Literatur herangezogen. Sie hat sich sogar mit der schon recht veralteten bezüglich der hypothetischen Zusammenhänge mit einem Ceres- oder einem Isis-Kult beschäftigt. Daß die mütterliche Isis mit der jungfräulichen Agatha nichts zu tun haben könne, hätte eigentlich immer klar sein müssen.

Frau Ohse bringt noch Hinweise auf den Agathenkult außerhalb Siziliens und kommt dabei auch auf das „Striezelwerfen“ in Stein im kärntnerischen Jauntal (S. 143) zu sprechen. Die Zusammenhänge mit der Weihe des Agathenbrottes werden dargelegt; in Catania hat es anscheinend gerade diese Brotweihe nie gegeben<sup>1)</sup>. Aber Frau Ohse hat jedenfalls gewissenhaft auch alle derartigen Züge verfolgt. So sind wir auch für die anschließende kleine „Ikonographie der jungfräulichen Märtyrerin Agatha“ dankbar. Die ausführliche Zusammenstellung durch Hans Aurenhammer (Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 1, Wien

---

<sup>1)</sup> Vgl. dazu jetzt die Arbeit von Karl D i n k l a g e, Die Hildegardspende zu Stein im Jauntal und ihre Geschichte (Carinthia I, Jg. 162, Klagenfurt 1972, S. 467 ff.).

1959 ff.) ist Frau Ohse allerdings entgangen. Dafür werden von ihr besonders die Darstellungen in Catania gewürdigt und viele davon auch abgebildet. Das wertvolle Büchlein hätte wohl ruhig auch in einer der Serien unseres Faches erscheinen können.

Leopold Schmidt

Jean François Bladé, *Märchen aus der Gascogne*. Übersetzt von Konrad Sandkühler. Mit Zeichnungen von Hermann Kirchner. I. Bd.: Der Mann in allen Farben. 3. Aufl., 222 Seiten. DM 12,80; II. Bd.: Der Davidswagen. 2. Aufl., 296 Seiten, DM 14,80. Stuttgart 1972, Verlag Freies Geistesleben GmbH.

Die von Bladé gesammelten „Contes populaires de la Gascogne“ sind in drei Bänden Paris 1886 erschienen. Von dieser deutschen Übersetzung wurde der erste Band bereits 1952 vorgelegt. Er erscheint nunmehr durch den 2. Band ergänzt, so daß hiermit immerhin eine stattliche Auswahl aus dem Gesamtwerk Bladés in deutscher Sprache vorliegt.

Die Märchen aus der Gascogne, deren Erzähler Bladé einstmalig sorgfältig gesammelt hat, sind ausführliche Spielformen von bedeutenden europäischen Märchen, etwa von Amor und Psyche, hier „Der König der Raben“ (I, S. 131 ff.). Manchmal handelt es sich um verwickelte Legendenfassungen wie beim „Schwert des hl. Petrus“ (II, 38 ff.). Manche Stücke gehören zu den weitverbreiteten Typen, wie „Haltefest“ (II, 190 ff.), das „Schwan kleb an!“ auf französisch darstellt. Andere wieder gehören deutlich der mittelalterlichen Sagenüberlieferung an, wie „Der Basilisk“ (II, 242 ff.)<sup>1)</sup>.

Der Übersetzer hat beiden Bänden je ein liebevolles Nachwort gewidmet, das die Erzählungen nach Schichten zu gliedern versucht. Im I. Band freilich hat er sich mehr bemüht, in den Märchen Spuren der Glaubenshaltung der Katharer zu finden, was ihm als Anthroposophen aus der Schule Rudolf Steiners naheliegt. Ob sich solche Spuren objektiv nachweisen lassen, muß wohl die französische Märchenforschung entscheiden. Es ist auf jeden Fall erfreulich, daß eine deutsche Ausgabe der wichtigen französischen Sammlung hiermit vorliegt.

Leopold Schmidt

---

<sup>1)</sup> Es ist vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Reinhold Köhler bereits 1886 „Anmerkungen zu Bladé, Contes populaires de la Gascogne“ veröffentlicht hat. Johannes Bolte hat die Kommentierung bei der Neuausgabe von Köhlers Schriften noch erweitert. Vgl. Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften*, hg. von Johannes Bolte. Bd. I. Zur Märchenforschung. Weimar 1898. S. 114 ff..

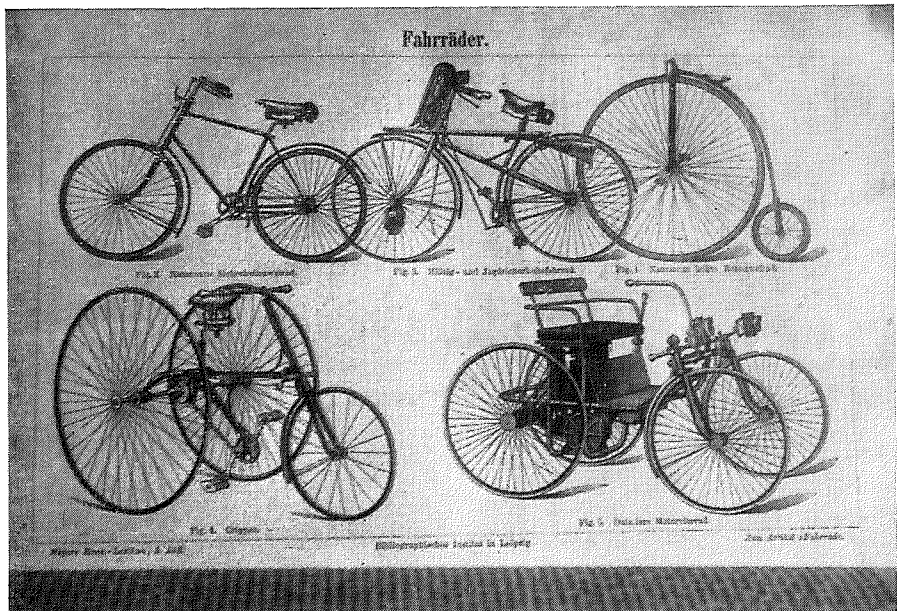
**Selbstverlag des Vereines für Volkskunde**  
**Alle Rechte vorbehalten**  
**Druck: Holzwarth & Berger, Wien I**  
**Wien 1973**



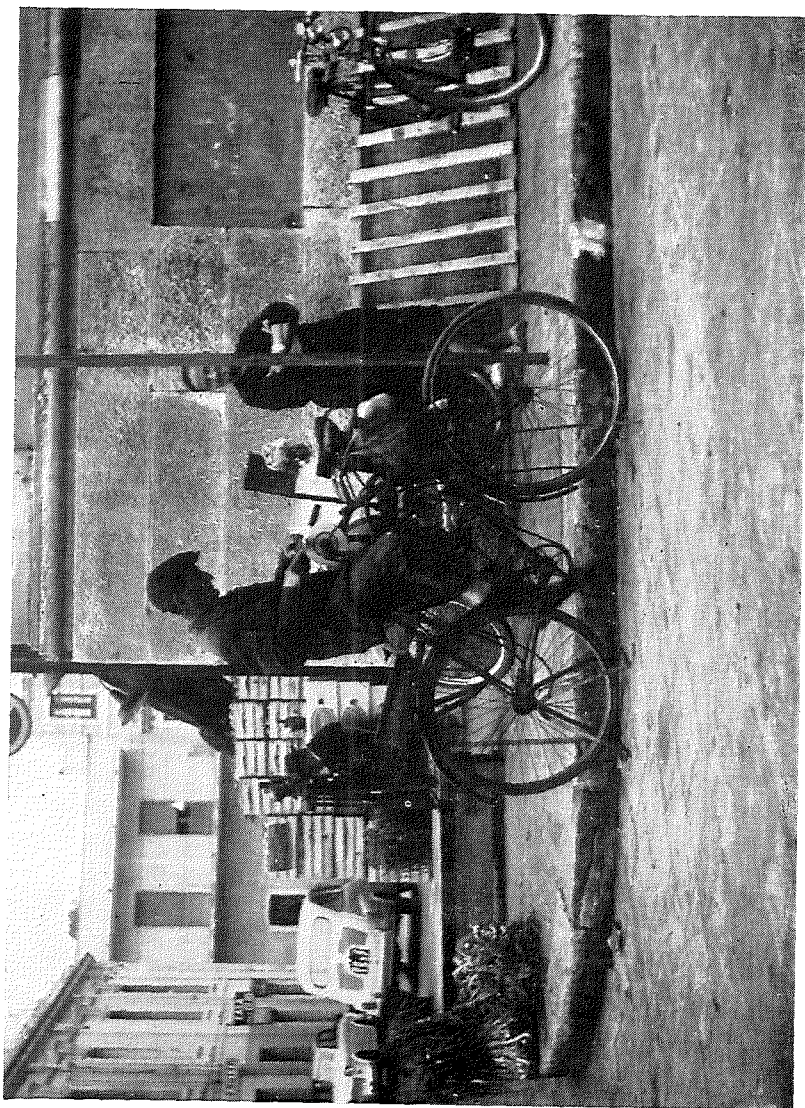


Draisine (Laufrod)

29.



30.



zu Pittioni, Tiroler Gasthausarchäologie

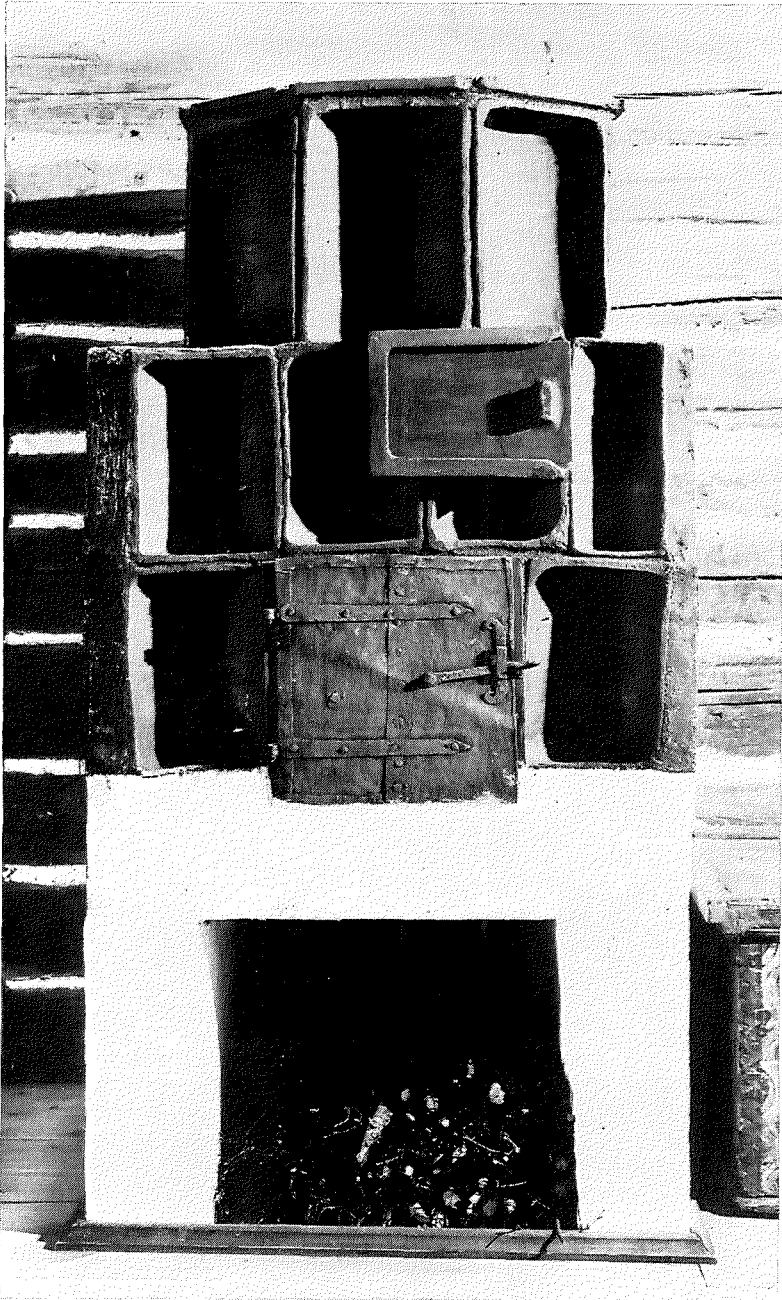


Abb. 12 Kachelofen der Prügelsölde  
aus dem Raum Prambachkirchen-Eferding  
(Photo: O.-ö. Landesmuseum)

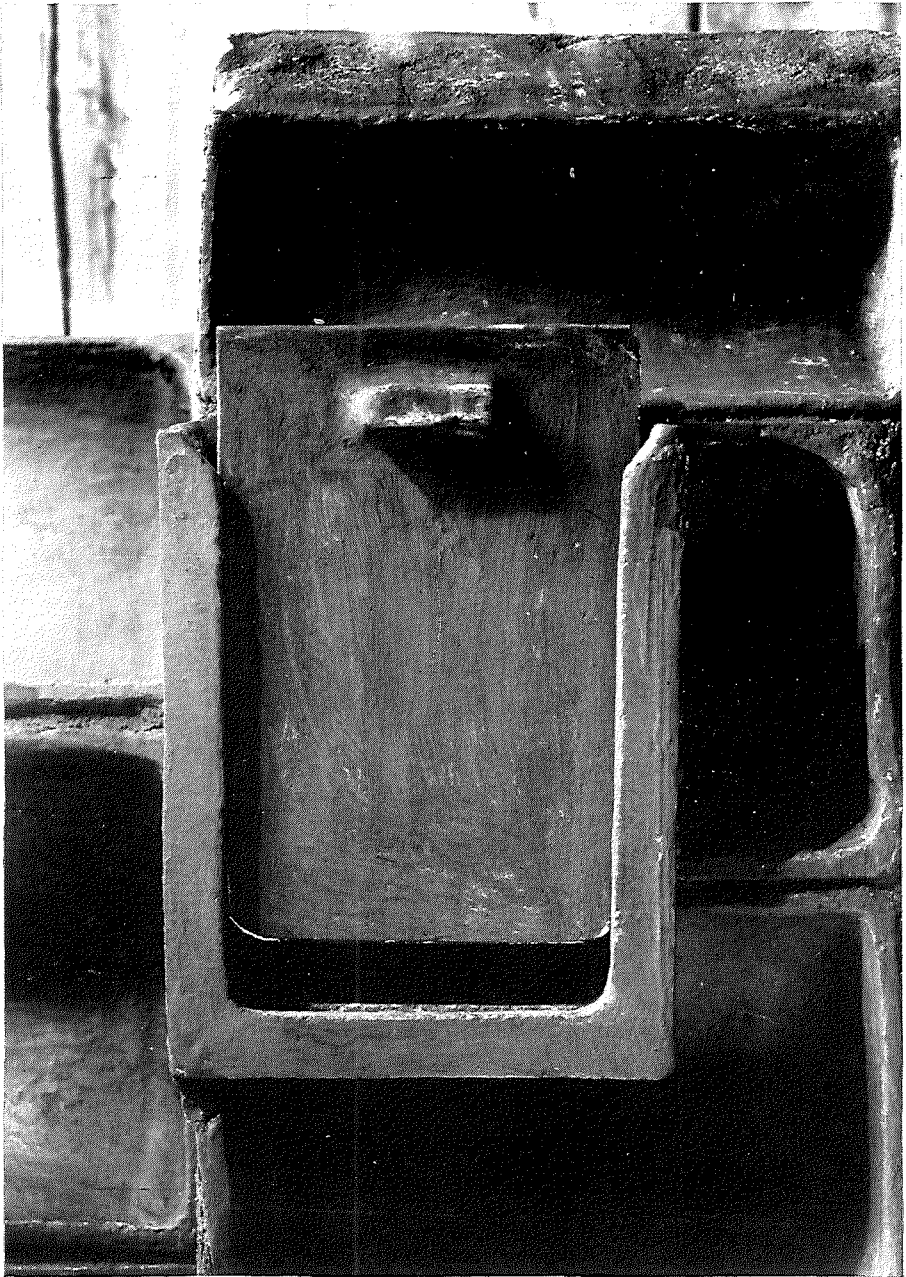
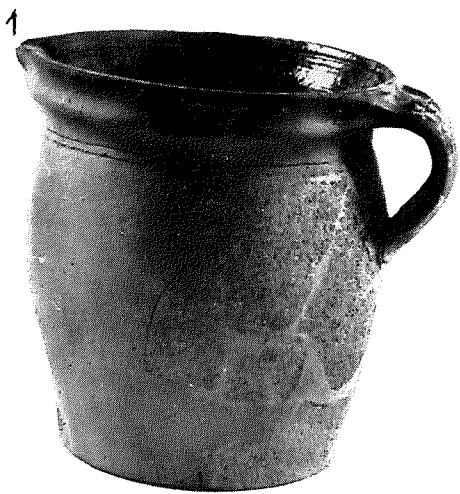


Abb. 13 Schiff mit Verschußplatte des Ofens Abb. 12  
(Photo: O.-ö. Landesmuseum)

2



3



4



Abb. 14 1 = Abb. 3/1; 2 = Abb. 3/2; 3 = Abb. 6/4; 4 = Abb. 5/1  
(Photo: E. Kapfenbeyer)



Abb. 15 1 = Abb. 4/4; 2 = Abb. 6/2  
(Photo: E. Kapfenbeyer)

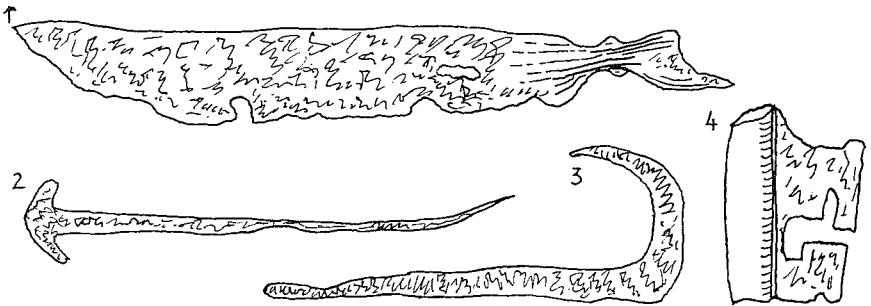


Abb. 16 1—4: Eisengeräte

# „Maulgabe“ und „Mahlgemeinschaft“

## Darstellung und Deutung eines Brauches am Beispiel Niederösterreich

(Mit 4 Abbildungen)

Von Helmut Paul Fielhauer

### 1. Einleitung, Begriffsbestimmung

Im Jahre 1969 wurde von der Bundesstaatlichen Hauptstelle für Lichtbild und Bildungsfilm, Abteilung Wissenschaftlicher Film, auf meinen Antrag ein Filmdokument über einen Dreikönigsabend in Waasen, Niederösterreich<sup>1)</sup> erstellt. Ich hatte mich zu diesem Thema zunächst ganz einfach entschlossen, um die Schlichtheit niederösterreichischen Jahresbrauchtums in der Gegenwart zu dokumentieren, gewissermaßen um zu zeigen, wie es „wirklich“ sei; denn die Brauchtumsliteratur idealisiert gerne schon allein durch die isolierende Betrachtungsweise die von ihr erfaßten Objektivationen, und prompt wurde mir auch vorgehalten, daß das Gezeigte, etwa die rostige Milchkanne als Räuchergefäß, nicht „typisch“ sei. Da müsse man sehen, wie das Räuchern etwa in Tirol oder Salzburg noch gepflegt oder begangen werde. Ein solcher Film gäbe ein falsches Bild von Österreichs Brauchkultur — und gehörte demnach wohl auch unter Verschuß. Ich gestehe gerne ein, daß ich noch keine Haussegnung zu Dreikönig im inneralpinen Bereich miterlebt habe; jedoch schien mir nach all dem, was ich in Niederösterreich auf meinen zahlreichen Kundfahrten in Erfahrung bringen konnte (sogar die Mistschaufel wird häufig zum Räuchern verwendet), die Darbietung des Dreikönigsbrauchtums auf der mir seit Jahren vertrauten „Wagner-Haberleiten“ im Streusiedelgebiet halbwegs zwischen Wieselburg und Oberndorf a. d. Melk durchaus repräsentativ für die Brauchtumslandschaft des südwestlichen Niederösterreich zwischen Donau und Voralpen, das sogenannte „Mostviertel“, zu sein. Zur Zeit der Erstellung des Films war ich mir freilich

---

<sup>1)</sup> Film C 1277 — „Dreikönigsbrauchtum — ‚Maulgab‘, Räuchern, ‚Sampermilch‘“. 225 m, schwarz-weiß, stumm. Wiss. Leitung: H. Fielhauer. Institut: Institut für Volkskunde der Universität Wien. Ich darf an dieser Stelle dem Leiter der Abteilung, Herrn Dr. Dankward G. Burkert, und seinen Mitarbeitern für das allzeitige, freundliche Entgegenkommen herzlichst danken. Mein Dank gilt auch Frau Elfriede Lies, die mir bei diesem meinem ersten Film mit Rat und Tat zur Seite stand.

noch kaum der ganzen Problematik des wissenschaftlich „Wirklichen“ und „Typischen“ bewußt, die Arbeit war also zunächst gewissermaßen noch, wie man es mehrfach genannt hat, am volkskundlichen „Kanon“ orientiert. Heute bin ich jedenfalls der Überzeugung, daß die Brauchgestaltung ganz allgemein weitgehend vom sozialen Status, also von der wirtschaftlichen Stellung, von Glauben, Bildung und demzufolge letztlich von der Einstellung der Brauchträger zum Brauch bestimmt ist; und in diesem Sinne stehe ich nach wie vor zu diesem Film.

Aber um all diese Fragen, auch nach der Problematik des Begriffes Brauch, soll es hier nicht zu tun sein. Im Zuge einer vorgesehenen Kommentierung des Films fiel mir abermals auf, daß eigentlich große Kapitel der Brauchtumsforschung, mögen sie auch in einem fiktiven Prioritätenkatalog der Volkskunde nicht an vorderster Stelle stehen, noch weitgehend unbearbeitet geblieben sind, von der regionalen Vernachlässigung Niederösterreichs ganz zu schweigen. Im Hinblick auf unseren Film gilt dies sowohl vom Räuchern<sup>2)</sup> als auch von der mundartlich so genannten „Maulgab' für's Vieh“. Bezüglich der „Samper-(Bercht)-Milch“ konnte ich inzwischen eine größere Untersuchung abschließen, die noch der Veröffentlichung harrt<sup>3)</sup>. Hier soll ausschließlich die „Maulgabe“ näher betrachtet werden, nachdem im Laufe meiner Nachforschungen meines Erachtens doch recht interessante Zusammenhänge sichtbar wurden, die eine eigene Darstellung rechtfertigen mögen. Zudem ist das Thema seit meiner Erstfassung des vorliegenden Aufsatzes<sup>4)</sup> vor rund fünf Jahren wider Erwarten auf Widerspruch gestoßen, der bei der Betrachtung des Wesens in unserem Brauch nicht überhört werden sollte.

Soweit die Erinnerung reicht, wird jährlich in der Familie Teufel auf der genannten „Wagner-Haberleiten“ in den drei „Unternacht“, also am Hl. Abend, am „Alten-Jahrstag“ und am Dreikönigsvorabend oder -morgen dem Vieh die Maulgabe verabreicht. Die Bäurin schneidet aus mehreren schönen Rüben für jedes Rind, aber auch für die beiden Rösser (zur Zeit der Aufnahme gab es noch keinen Traktor am Hofe), je zwei, etwa fingerdicke Scheiben ab und legt diese auf ein Backblech oder einen Deckel. Auf jede zweite Scheibe wird nun geweihtes Dreikönigssalz gestreut, das man bereits am 5. Jänner bei einem Greißler im einige Kilometer entfernten Pfarr- und Einkaufsort Oberndorf a. d. Melk in kleinen Tüten erhält. Hier besorgt man auch

---

<sup>2)</sup> Diesbezüglich habe ich inzwischen eine Dissertation bei Fr. Chr. Wielebnowski angeregt.

<sup>3)</sup> Voraussichtlich 1974 erscheint meine Arbeit „Masken in Niederösterreich“

<sup>4)</sup> Diese Abhandlung war für eine Tagung der „Alpes Orientales“ in der Schweiz vorgesehen, die dem Thema „Hirtenkultur“ gewidmet sein sollte.

den Weihrauch für das Räuchern zu denselben drei Rauhnachtsterminen. Vom geweihten Palmbuschen, der das Jahr über wenig beachtet auf einem Schrank liegt, werden für je zwei Rübenschnitten drei Weidenblüten abgepflückt und zum Salz hinzugegeben. Dann wird die Maulgabe mit Dreikönigs(weih)wasser im Namen der drei göttlichen Personen kreuzförmig gesegnet, wobei man sich eines gebundenen Büschels aus sieben Getreideähren bedient (das auch zum Weihwassersprengen bei der Haussegnung Verwendung findet); zuletzt werden je zwei Scheiben, eine leergebliebene und eine mit den kirchlich gesegneten Beigaben zusammengelegt (Abb. 1). Im Kuh- und Roßstall erhält nun jedes der rund zwanzig Tiere eine solche Doppelscheibe, damit es im kommenden Jahr vor Krankheit geschützt sei (Abb. 2). Die Schweine erhalten allerdings keine Maulgabe. Sie und die Hühner bekommen am Dreikönigsmorgen den Rest der sogenannten „Samper-Milch“. Er soll besonders bei den Mutter- und Jungtieren segensbringend wirken und die Hühner zum reichlichen Eierlegen veranlassen.

Die Rauhnachtszeit ist auf der Wagner-Haberleiten nicht der einzige Anlaß für eine Maulgabe. Vor einigen Jahren wurde ich während des Urlaubsaufenthaltes in den Stall gerufen, um gegebenenfalls beim Kalben behilflich sein zu können. Ich wurde nicht nur Zeuge eines immer wieder ergreifenden Schauspiels der Natur, sondern erhielt auch anschaulichen Unterricht in routiniert angewandter Laien-Tiermedizin. Es war erstaunlich, mit welcher Gewandtheit der Bauer die mit Schmalz gut eingefettete Rechte bis zum Ellenbogen in die Scheide des Muttertieres einführte, um Schädel und Vorderbeine des noch ungeborenen Kalbes zurechtzurücken und die zwei aus Schnur bandartig geflochtenen Schlingen um die Vorderhufe zu legen, damit durch Ziehen das beschleunigt werde, was nach jahrtausendelanger Domestikation nicht mehr von jener natürlichen Selbstverständlichkeit ist, welche die freie Wildbahn auszeichnet. Deshalb gehört auch das „Kalbl-Ziehen“ trotz aller Fortschritte der Veterinärmedizin zu den am meisten mit Spannung erwarteten Augenblicken am Bauernhof, da man nicht voraussetzen kann, welche Komplikationen sich ergeben mögen, wer und wieviele Leute gerade im rechten Augenblick zuhause sein würden; und so nimmt man auch gerne wie ehemals beim Kalben Nachbarschaftshilfe in Anspruch. Freilich kann es geschehen, daß eines Morgens ohne menschliche Beihilfe bereits ein wohlgehaltenes Kalb neben der Kuh steht, aber dergleichen Fälle sind selten. Der Tierarzt wird nur bei großen Schwierigkeiten herbeigerufen, zudem ist sein rechtzeitiges Kommen im Streusiedelgebiet unsicher und sein Besuch kostet Bargeld. Er wird gewöhnlich bloß verständigt, um bei Gelegenheit in den nächsten Tagen dem Jungtier eine Spritze gegen „Kälberstarre“ zu verabreichen.

Hat das Kalb nach mehr oder minder müh- und doch behutsamem Ziehen, das normal vier oder sechs kräftiger Hände bedarf, das Licht des noch recht altertümlichen Längsstalles erblickt, wird es mit Stroh abgerieben und auf die Schnauze eine gute Handvoll Wasser geschüttet, damit das so hervorgerufene Husten und Schnaufen die Atmung stärke (so wie das Abreiben den Blutkreislauf fördern soll, womit zugleich die Reste der Fruchtblase entfernt werden).

Während dieser letzten Prozedur hat die Bäurin in der Küche bereits eine Schüssel vorbereitet, in die sie nun Most, Weihwasser, mehrere Schnitten selbstgebackenen Brotes und einige „Palmkätzlerln“ vom österlich gesegneten Palmbuschen zusammentut. Über diese Dinge wird im Stall noch direkt aus dem Euter des Muttertieres in dreimaliger Kreuzform ein wenig von der sogenannten „Biess- (bzw. „Birs“-) Milch“ (also von jener Colostrum, auch Vormilch genannten, gelblichen, nährstoff- und fettangereicherten Flüssigkeit, welche nach dem Kalben der Milch vorausgeht) gemolken (Abb. 3) und das Ganze dann der sichtlich erschöpften Kuh zum Fressen vorgehalten (Abb. 4). Der Zusatz von Most und Schnaps soll eine raschere Stärkung nach schwerem Kalben bewirken, (sonst ist man allgemein der Meinung, der Alkohol fördere das „Müassig-Werden“, also den rascheren Abgang der Nachgeburt, das „Rein-Werden“).

Letztlich wird auf der Wagner-Haberleiten beim Verkauf eines Rindes oder Pferdes ein Stück „Glücksbrot“ mitgegeben, welches im Stall des Käufers dem Tier verabreicht werden soll. Lachend erzählte mir die Schwester der Bäurin, daß einmal ein Käufer das Brot selbst gegessen habe (doch wir werden sehen, daß er den Brauch offenbar anders aufgefaßt hatte).

Das Bild des Brauches, das später in seinen einzelnen Elementen gesehen werden soll, möge in seiner Ganzheit noch an einigen Beispielen aufgezeigt werden, die in der Nachbarschaft und Umgebung der Wagner-Haberleiten von mir aufgezeichnet wurden. Recht bezeichnend ist die Äußerung eines Nachbarn in Ockert, des in der Familie Teufel vertraulich „Hackl-Veder“ genannten Herrn Höfler: Er könne sich eigentlich Weihnachten ohne Maulgab' gar nicht vorstellen; er müßte sich geradezu vor den Tieren genieren, am Christmorgen ohne Maulgabe in den Stall zu treten. Trotz aller Festesverbundenheit herrscht aber schon die Meinung von einer empirisch-medizinischen Bedeutsamkeit des Brauches vor, wenn der Gewährsmann neben den durchwegs üblichen Palmkätzchen zwischen Brotschnitten überdies Calmus- und Wachholder „Stup“ (Staub, Pulver) und — zusätzlich zum Dreikönigssalz — Bittersalz verfüttert, also Heilmittel, die er in der Apotheke besorgt hat.

Die „Lechnerin“, Zimmermannsgattin in Gumprechtsberg, die trotz des Handwerks ihres Mannes noch eine kleine Landwirtschaft betreibt, gibt nach dem Kalben ein Stück Brot, drei Palmkätzchen, Weihwasser und etwas Salz. Das sogenannte Schnaps- oder Mostbrot, also in selbsterzeugte Alkoholica getauchte Brotscheiben, ist nur üblich, wenn das Muttertier nach dem Kalben als schwach gilt. Anders ist hier die Verwendung der „Biesmilch“, was nur am Rande vermerkt sein soll: Mit ihr wird das Rückgrat des Tieres eingerieben, „damit's leichter müässig wird“. Das Glücksbrot beim Schweinekauf muß der Käufer essen, damit das Tier ihn nicht beiße. Neu ist für unser Thema die Angabe, daß man zu Georgi (24. April), „also wenn man Palmzweige (auf die Felder) ausstecken geht, den Tieren schon ein Futter abrupfen sollte. So ein Schüpplerl Gras, das ist ihre Maulgab', die bring ich ihnen mit heim“.

Ähnlich war es beim Rohrbauern in der Dürrockert zu hören; dort gibt man das „erste Grüne“, und zwar „Lamstadel“, ein ampferartiges Gewächs (Rumex?), mit Brot, Weihwasser und Salz. Neben der weihnachtlichen Maulgabe, die von jener der Wagner-Haberleiten kaum abweicht, bleibt noch erwähnenswert, daß nach dem Kalben auch ein sogenanntes „Gründonnerstags-“ oder „Karfreitagsei“ verfüttert wird. Das „Glücksbrot“ wird hier damit motiviert, daß man das Glück vom alten Haus mitbringe.

Anders geartet ist die Maulgabe jenseits der Erlauf und dann weiter „ins Gebirg“, gegen den Ötscher zu. In Buch (Bez. Scheibbs) erzählte Altbürgermeister Pfeffer: „Man hat die Abfälle vom Kletzenbrot (Anm.: also etwa Stengel, Gehäuse, Abschnitzel etc. des weihnachtlichen Früchtebrottes aus Brotteig, Dörrobst und Nüssen) genommen, dazu von jeder Gattung a Körndl, das mischt man d'runter, auch Palmkatzel und Hetschen (Hagebutten). Da macht man einen Laib daraus (einen eigenen Brotlaib, der mit dem Kletzenbrot mitgebacken wird), schneidet ihn auf und gibt jedem Vieh eine Schnitte mit Weihwasser d'rauf“.

Mit den Hagebutten hat es in dieser Landschaft eine eigene Bedeutung. „Am Thomastag da hat der Moasta-Knecht (der ranghöchste, der „Meister'-Knecht), bevor's Tag wird, Hetschen brocken müssen. Dann hat man aus einem schwarzen Mehl einen Teig gemacht und daraus Knödel und da darein hat man drei Hetschen und Palmkatzerln gegeben und in den Raunächten dem Vieh gegeben.“ Übrigens gibt eine Gewährsfrau, Frau Aigner im Waldamt (Bez. Scheibbs), jenes Reisigstückerl, mit dem hier beim Räuchern im Gegensatz zu dem Ährenbüschel bei der Familie Teufel das Weihwasser gesprengt wird, nachher dem „Schaf“(bock) zu fressen.

Gegen Ötscher und Hochkar hin nimmt die Viehwirtschaft gegenüber dem Ackerbau an Bedeutung zu und somit auch die Maulgabe, denn hier ist das erste Austreiben ein ganz anderes Ereignis als bei den Ackerbauern des Alpenvorlandes. „Da haben wir eine ganz schöne Arbeit gehabt. Da haben wir so an die vierzig Stück Vieh gehabt. Bis wir die Knödel alle hinuntergeschoppt haben in die Krägen, da haben sie oft glei bissen“ (Trübenbach).

Bei den zum Teil evangelisch durchsetzten Holzknechtgemeinden des südwestlichen Niederösterreich an der Grenze zur Steiermark, die natürlich auch ihre kleine, zusätzliche Milchwirtschaft haben, tritt — offensichtlich konfessionell bedingt — der Weihnachtstermin für die Maulgabe etwas zurück; natürlich fehlen bei den Protestanten vor allem die von der katholischen Kirche benedizierten Beigaben wie Palm, Weihwasser und -salz, neben dem Brot die drei Grundelemente, deren Weihe heute bei den Katholiken Essenz und Rechtfertigung des Brauches darstellen. Umso mehr tritt dafür bei den Evangelischen die Maulgabe zu den wirtschaftlichen Anlässen in Erscheinung, also vor allem beim Kalben und Almauftrieb. Wir sind ja hier schon kulturlandschaftlich im Bereich von Almen. Durch das Fehlen der Sakramentalien bei den Protestanten verliert hier die Maulgabe viel von ihrem segenhaften Charakter und wird mehr zum medizinischen oder altertümlich-analogiezauberisch anmutenden Mittel. Ich glaube, man spürt ein wenig mehr nüchterne Sachlichkeit gegenüber den bisher angeführten Beispielen, wenn ich eine Aufzeichnung aus Trübenbach gegenüberstelle: „Beim Kalben gibt man einen ‚Urer‘ (Sauerteig) und ein Ei (kein Gründonnerstags- oder Karfreitagsei, obwohl diese hier als brauchtümliches Mittel gegen Hackverletzungen bei Menschen bekannt sind). Das Ei wird am Hörndl des Tieres aufgeschlagen, gibt es in ein ‚Sechterl‘ (Gefäß), Salz und Essig dazu, das soll sein, damit sich die Nachgeburt leichter löst . . . Beim ersten Austreiben hat man einen Teig genommen, so wie man einen Knödel füllt, ein Bluttröpferkraut, drei rote Ameisen für's Rotwassern (Blutharnen) und eine Butterblüh (Butterblume)“. Übrigens waren sich die evangelischen Gewährsleute der konfessionellen Unterschiede gegenüber den Katholiken durchaus immer bewußt — nicht hingegen die Katholiken — wengleich es hier im Ötschergebiet durch das enge, durchaus friedliche Zusammenleben der Konfessionen gelegentlich zu Überschneidungen im Brauchtümlichen kommt.

So zählt, um nur am Rande einige Beispiele zu nennen, der Besuch des hl. Nikolaus im Bischofsornat als Einkehrgestalt genauso zum Festbrauch der Protestanten wie jener der hl. Drei Könige, deren Darstellung keineswegs nur den katholischen Buben vorbehalten ist. Zum Totenwachen kommen die Anhänger beider Glaubensbekenntnisse im

Haus des Toten zusammen. Sie unterscheiden sich dann nur durch ihr Liedgut.

Die angeführten Beispiele für die Maulgabe mögen zur Darstellung des Brauches in seiner Komplexität genügen. Es zeigte sich bereits hier eine breite Fächerung hinsichtlich der Termine bzw. Anlässe, Ingredienzen und Absichten. Demnach würde ich die brauchtümliche Maulgabe umschreiben als normierte Verabreichung bestimmter ausgewählter Genußmittel an die Haustiere, denen entweder eine empirisch festgestellte Wirkung für das Wohlbefinden eigen ist oder ein magisch-religiöser Schutzcharakter zugeschrieben wird. Es lassen sich somit in der Wahl des Termins, der Bestandteile und in der Motivation des Brauches zwei Tendenzen erkennen: Eine rationale und eine glaubensmäßige. Bei den Terminen sind es einerseits die durch den Arbeitsablauf im Wirtschaftsjahr, andererseits die durch den Glaubenskalender vorgegebenen. Diese Gegensätzlichkeit läßt sich auch bei Mittel und Zweck erkennen, wobei freilich die Grenzen fließend bleiben. Überhaupt ist unserem Brauch heute ein eigentümliches Schweben zwischen vernünftiger Begründbarkeit und Glaubens- bzw. Traditionsverbundenheit eigen. Die rationale Rechtfertigung scheint allerdings im Vordringen zu sein, nicht zuletzt weil es hier eben vor allem um materielle Interessen — die Gesundheit des Viehs — geht. Bei den Ingredienzen verdankt der eine Teil seine Auswahl der Empirie, gehört also dem Bereich der empirischen Laienmedizin an (wobei die Grenzen zur Schulveterinärmedizin genauso fließend sind wie zwischen der angeblichen „Volksmedizin“ und „Schulmedizin“<sup>5)</sup>): Diese Beigaben haben im Laufe der Zeit eine positive (etwa adstringierende, kräftigende, purgierende, vorbeugende) Wirkung erkennen lassen, das heißt, sie haben sich bewährt. Die anderen Bestandteile der Maulgabe haben ihre Rechtfertigung im Glauben. Im Vordergrund stehen jene, die als Zwischenträger des christlichen Segens angesehen werden, welchen der religiös unaufgeklärte Mensch sich offenbar nicht ohne Bindung an eine Dinglichkeit vorstellen kann. Allerdings hat die Kirche im Zuge der Christianisierung ihre Segnungen auf Dinge bezogen, denen wohl schon vorher eine hohe Sakralgeltung eigen war: Salz, Wasser, „erstes Grün“ und dergleichen. Aus dieser vermutlich vor- oder zumindest außerchristlichen Brauchsicht rühren wohl auch viele der anderen magischen Bestandteile der Maulgabe her, denen oft, wie eben dem Palm oder den österlichen Eiern, ein starker Symbolgehalt eigen ist. Etlisches gehört dem Bereich eines Analogiedenkens zu.

---

<sup>5)</sup> Zur Problematik „Schulmedizin“ — „Volksmedizin“ vgl. meinen Aufsatz „Volksmedizin — Heilkulturwissenschaft“ in den Mitteilungen d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 102/1973, S. 114 ff.

Eines bedarf noch einer Klarstellung: Diese Arbeit will nur die brauchtümliche Maulgabe ins Auge fassen. Damit wären jene Formen der Maulgabe auszuschließen, in denen die Hauptbestimmungsmerkmale (Termin, Mittel und Zweck) ausschließlich wirtschaftlich begründbar sind. Denn kein Brauchtumsforscher wird vermutlich die tierphysisch notwendige Verabreichung von gewöhnlichem Viehsalz und Kleie zum üblichen Grundfutter hinzu in rein wirtschaftlich bestimmten Abständen mit der einzigen Absicht der Produktionssteigerung als Brauch deklarieren. Dann wäre allerdings das Verabreichen etwa eines Schnapsbrottes nach dem Kalben zur Förderung der Nachgeburt auch nicht als Brauch zu bezeichnen, es sei denn, es tritt noch irgendein glaubensmäßiges Element, zum Beispiel das Weihwasser mit seinen glaubensmäßigen Implikationen hinzu. Hier wird eine der Grundsatzfragen des Brauchtums, bzw. die Frage nach der Verwendbarkeit bisheriger Definitionen spürbar, die ich in diesem Rahmen aber nicht abhandeln will.

## **2. Termine**

### **2.1 Religiöse Termine**

#### **2.1.1 Mittwinter**

Nach dem Befund der aus persönlichen Erhebungen und Mitteilungen, sowie einer informativen Umfrage mittels Fragebogen <sup>6)</sup> mir bekanntgewordenen rund zweihundert Belege aus Niederösterreich überwiegen bei der als brauchtümlich betrachteten Maulgabe für das Vieh die religiösen Termine und da wiederum bei weitem jene der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönig, den Rauh-, Inter- oder Unternächten <sup>7)</sup>. Es ist dies, abgesehen vom christlichen Glaubensgehalt dieser Festtage, der eigentlich nur wenig Bezug zu unserem Brauch hat, vor allem die Zeitenwende, der Beginn eines neuen Jahres, der diesen Termin charakterisiert und so steht die Maulgabe auch

---

<sup>6)</sup> über das Niederöstr. Bildungs- und Heimatwerk, wofür mein besonderer Dank dem damaligen Sekretär, Herrn Günther Richter gilt. Ebenso verdanke ich Herrn Inspektionsrat Alois M. Wolfram in Scheibbs zahlreiche Nachrichten. Etliche sind dem Archiv des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, also Aufzeichnungen durch Studenten, entnommen

<sup>7)</sup> Belegorte Rauh Nächte: Almosen, Altenmarkt a. d. Ysper, Amstetten, Ardagger, Bernhardstal, Buch, Etzersstetten, Feichsen, Frankenfels, Geyersberg, Göstling a. d. Ybbs, Gresten, Griesbach, Großpertholz, Gumprechtsberg, Hochrieß, Hohenberg, Kaumberg, Kilb, Kirchberg a. Walde, Kleinradischen, Langegg, Litschau, Lonitzberg, Lunz, Nasporn, Nestelberg, Ockert, Purgstall, Randegg, Ranzles, Rogatsboden, Schachau, Scheibbs-Hochbruck, Scheibbsbach, St. Georgen a. d. Leys, St. Anton a. d. Jessnitz, Stockern, Türnitz, Trübenbach, Waasen Waldamt, Waidhofen a. d. Thaya, Weinzierl (Wieselburg), Windhaag, Windigsteig, Ybbsitz, Zehnbach, Zwettl.

gerne in loser Verbindung mit einem anderen Brauch, der für diesen Übergang irgendwie kennzeichnend geworden ist, nämlich dem Räuchern und Weihwassersprengen im Haus. Analog zu diesem Brauch scheint sich allerdings auch die Maulgabe mehr und mehr bloß auf einen oder zwei Termine (gewöhnlich Weihnachten und Dreikönig) einzuschränken, während man früher noch mehr an der Drei- oder gar Vierzahl rauhnächtlicher Festbegehung (Thomas, Hl. Abend, Silvester und Dreikönig) festhielt.

Die Maulgabe wird also vielfach in Verbindung mit dem Räuchern gegeben, es kommt hie und da sogar zu einer Verbindung, wenn zum Beispiel das Brot der Maulgabe über das Räuchergefäß gehalten wird (Markt Ardagger) oder die Bestandteile der Maulgabe am Stubentisch beräuchert und besprengt werden (Feichsen, ähnlich Zwettl). Am Hl. Abend gibt man gerne von jenen Dingen dazu, deren man ohnedies für die Festgebäcke bedarf, also Nüsse, Dörrobst und dergleichen. Man verfertigt sogar vereinzelt eigene Gebäcke für das Vieh oder gibt ihm Teile von den Festgebäcken, also vor allem vom Kletzenbrot, aber auch den letzten Krapfen (Amstetten) und sogar vom Festmahl. Typisch für den Weihnachtstermin sind die „Thomas-Hetschen“ (Hagebutten) im südwestlichen Niederösterreich, die im entsprechenden Abschnitt zur Besprechung gelangen. Mehrfach motiviert man die weihnachtliche Maulgabe damit, daß die Haustiere „auch etwas von Weihnachten spüren sollen“.

Die Maulgabe zu Dreikönig ist vor allem durch die Sakramentalien, Dreikönigssalz und -wasser, gekennzeichnet. Andererseits kommen wiederum im Mostviertel die Reste der „Bercht“- oder „Samper-Milch“ zusätzlich als Maulgabe in Betracht, die ich aber hier aus bereits genannten Gründen ausklammern will. In St. Georgen a. d. Leys hat sich bis zum Zeitpunkt der Erhebung eine kirchliche Heusegnung am Dreikönigsvorabend erhalten, währenddessen in jenem Ort, von dem offenbar die Anregung ausging, der Ritus bereits anfangs der dreißiger Jahre zum Erliegen kam: Nämlich bei den Kapuzinern in Scheibbs<sup>8)</sup>.

Ist die Maulgabe nicht direkt mit dem Räuchern verbunden, wird sie vielfach am entsprechenden Festtag in der Früh dem Vieh auf nüchternen Magen verabreicht. In Scheibbsbach und in Ardagger gibt man sie auch zu Mitternacht. Vielleicht besteht hier ein Zusammenhang mit dem weitem bekannten Vorstellungskreis, daß die Tiere zu dieser Zeit reden und die Zukunft voraussagen könnten (gelegentlich wird ja er-

---

<sup>8)</sup> Edmund Frieß, Volksglaube und Brauchtum im Ybbstale. (Unsere Heimat. NF 3. Bd. Wien 1930. S. 238) (Scheibbs liegt allerdings im Erlaufstale.) Leopold Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Österreich. I. Niederösterreich. Wien 1935. S. 30.

zählt, daß sie sich über die Fütterung beklagten); jedenfalls gilt diese Stunde irgendwie als geheiligt, sollen doch während dieser Zeit die Brunnen auch Wein spenden.

### 2.1.1 Osterzeit bis Sommerbeginn

Auch beim österlichen Termin steht offenbar nicht sosehr der christliche Gehalt im Vordergrund, sondern der nahende Beginn des Sommerhalbjahres, der durch das „erste Grün“ brauchwürdig markiert ist. Die Kirche hat da mit ihrer Palmweihe gewiß an ältere Vorstellungen angeknüpft und im Grunde genommen ist der Palm nie das geworden, was die Geistlichkeit eigentlich intendiert hat: In den Zweigen nämlich nur die Erinnerung an den Einzug Christ in Jerusalem zu sehen. Die theologisch wenig Gebildeten erkennen in den ersten Sprossen gewisser Pflanzen doch immer wieder stark sinnbildhaft die Verkörperung von Wachstumskräften.

Und so finden sich in der Maulgabe der Osterzeit, beginnend mit dem Palmsonntag<sup>9)</sup>, nicht nur die an diesem Tag gesegneten Blüten der Weide, die das ganze Jahr über ein mehr altertümlich magisches als geistliches Universalarkana darstellen (auch in der Maulgabe der Winterzeit und bei den Wirtschaftsterminen), sondern allerlei anderes keimendes Blüten- und Blätterwerk, wie etwa die Getreidesprossen, die am Ostersonntag abgerupft werden. Dasselbe, was vom Palm gesagt wurde, gilt im Grunde genommen auch für die Verwendung des Fronleichnamgrüns in der Maulgabe<sup>10)</sup>. Aus den Visionen der frommen Juliane von Lüttich leitet sich jedenfalls seine

---

<sup>9)</sup> Belegorte Palmsonntag: Ardagger, Hagenbrunn, Kottes, Marbach an der Donau, Maria Taferl, Melk, Neunkirchen, Rappottenstein, Scheiblwies, Stetten, Stollhof, Umbach.

Belegorte Ostersonntag: Altenmarkt i. Yspertal, Annaberg, Artstetten, Bad Fischau, Braunsdorf, Euratsfeld, Friedersbach, Geras, Göstling a. d. Ybbs, Grafenschlag, Gumprechtsberg, Haidershofen, Heinrichs b. Weitra, Kaumberg, Kilb, Lembach, Lunz, Michelbach, Neustadt, Nussendorf, Ranzles, Rohrbach a. d. Gölsen, St. Bernhard, Scheiblwies, Süßenbach, Waidhofen a. d. Thaya.

Beispiele aus der Literatur: Josef Zupancic, *Unsere Heimat. Eine Monographie des Marktes Thernberg und seiner Umgebung*. Thernberg 1898. S. 112. Andreas Gruber und Richard Roßrucker, *Von alten Brauch, Glauben und Aberglauben*. (In: *Heimatkunde des Bezirkes Baden*. Wien 1928. S. 92.) Karl Altman, *Türnitz a. d. Traisen, Eine monographische Darstellung*. Türnitz 1905. S. 59. Heinrich Moses, *Das festliche Jahr im Semmeringgebiet*. (Zschr. f. österr. Vk. 2. Jg. 1896. S. 193.) (Die Beispiele erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da die heimatkundliche Literatur Niederösterreichs kaum überschaubar ist.)

<sup>10)</sup> Amstetten, Außerroschenbach, Etzersstetten, Hohenberg (Bez. Weitra, beim Kalben), Hollenstein a. d. Ybbs, Hochrieß, Kottes, Purgstall, Rainberg, Rohr i. G., Lonitzberg, Unterretzbach (das Heu wird erst am Hl. Abend verfüttert), Zehnbach.

Berechtigung nicht her und so haben sich im Hochmittelalter offenkundig außerkirchliche Gepflogenheiten an das neue Fest geheftet, die am ehesten wieder mit dessen Stellung am Sommerbeginn verständlich werden. Auf die Geschichte des Fronleichnamfestes braucht hier demnach genauso wenig eingegangen werden wie auf die des Osterfestes.

Der Mittsommertermin scheint in meinen Aufzeichnungen nur sehr vereinzelt auf. In Michelbach und Stössing wird am Johannestag vor Sonnenaufgang das „Johannesheu“ gemäht, das am Christtag dem Vieh verfüttert wird. In Wurmbrand gibt man an diesem Tag grünen Hafer gegen das „Brennen“ (eine Darmkrankheit) und in Kottes (wohl auch frisch gemähten) Hafer, damit keine Hexe in den Stall komme.

### 2.1.3 Sonstige religiöse Anlässe

Bei meiner Untersuchung der Schutzheiligen der Haustiere und der Umritte in Österreich<sup>11)</sup> fanden sich mehrfach im Erhebungsmaterial des Österreichischen Volkskundeatlasses Nachrichten, daß in Zusammenhang mit Wallfahrten und patronisierten Umritten seitens der Kirche Brot, Salz oder Wasser geweiht werden, die dem Vieh zuge-dacht sind. Für Niederösterreich haben sich bisher meines Wissens keine derartigen Eulogien nachweisen lassen, doch ist mit solchen zumindest für vergangene Zeiten zu rechnen, etwa im Hinblick auf die nicht wenigen Quellheiligtümer, und deshalb sei dieser Komplex geistlicher Veterinärmedizin hier angedeutet. Im engeren Einzugsbereich von Mariazell hört man gelegentlich von „Küh-Packern“, die man aus Maria Zell für das Vieh mitbrachte<sup>12)</sup>. Diese werden vermutlich Komposita aus Kräuterpulvern, Salz und Ähnlichem enthalten haben, wie ja auch mit den Mariazeller „Afel-Kerzen“, also Stäbchen aus Kräutern, Harzen etc., bei Erkrankungen des Viehs geräuchert wurde. Gewiß gab man auch in Niederösterreich dem Vieh gelegentlich „Schluckbildchen“ ein, also kleine Andachtsbildchen, doch liegen derartige Dinge schon am Rande unseres Blickfeldes.

## 2.2 Wirtschaftsbedingte Termine

### 2.2.1 Kalben

Den religiösen Anlässen stehen also, wie eingangs angedeutet wurde, rein wirtschaftlich bedingte gegenüber, an denen eine Maulgabe verabreicht wird, ohne daß deswegen rein wirtschaftlich-rationale Gründe dafür maßgebend wären. Im großen und ganzen überwiegt,

---

<sup>11)</sup> Helmut Fielhauer, Umritte. Kommentar zu Bl. 24 d. 2. Lfg. des Österreichischen Volkskundeatlasses. Wien 1965. Ders.: Schutzheilige der Haustiere. Ebda. Kommentar z. d. Bl. 53 u. 54 der 3. Lfg. Wien 1968.

<sup>12)</sup> Frdl. Mitteilung H. H. Hottenroth, Scheibbs.

zumindest in einzelnen Bestandteilen, eine eher magisch-religiöse Motivation.

Ein erster Anlaß für eine Maulgabe ergibt sich eigentlich schon beim Belegen der Kuh, doch wurde dieser nur zweimal genannt (Schwarzenau, Bez. Zwettl und Großpertholz): Wenn die Kuh zum Stier getrieben wird, erhält sie Brot mit Weihwasser, damit sie „dabei bleibt“, „verstiert“. Einmal wird eine Maulgabe beim ersten Einspannen genannt (Kleinzell).

Für gewöhnlich gibt man aber eine Maulgabe beim Kalben<sup>13)</sup>; sie gilt allerdings vorwiegend dem Muttertier. Wenn das Kalb etwas bekommt, sind es entsprechend leichte Dinge wie Butterschmalz, Ei und Palmkätzchen (Annaberg). Die vordergründige Absicht ist, der Kalbin mittels bewährter Eingaben die Nachgeburt zu erleichtern und den Kreislauf zu stärken. Diesem Zweck dienen vor allem die Alkoholica eigener Erzeugung (Most, Schnaps, Wein; sie bewirken überdies — wie mir ein Tierarzt erklärte — eine gewisse Betäubung der Tiere), aber auch (zum Beispiel Trübenbach): Sauerteig, Eier (roh, aber auch in Form einer Eierspeise), Salz, Essig, Zucker. Es bleibt in diesem Zusammenhang festzustellen, daß die Frage nach der tatsächlichen veterinärmedizinischen Wirksamkeit für den Volkskundler uninteressant ist. Daneben scheinen aber bei der Maulgabe anläßlich des Kalbens wieder Beigaben religiöser oder magischer Natur auf, Palmkätzchen, sonstiges Beiwerk vom Palm, Fronleichnamsgrün, Weihwasser usf., die mehr als eine bloß physische Wirkung hervorrufen zu wollen.

### 2.2.2 Weidegang

Über die Viehwirtschaft in Niederösterreich ist noch recht wenig gearbeitet worden. Eine wichtige Untersuchung von Leopold Schmidt über „Hirten und Halter, Beiträge zur Hirtenvolkskunde aus Niederösterreich“<sup>14)</sup> beleuchtet nur die Tagweidewirtschaft in der markanten Osthälfte Niederösterreichs (Weinviertel, Wiener Becken), nimmt aber genausowenig wie seine „Volkskunde von Niederösterreich“<sup>15)</sup> Kenntnis von der ausgeprägten Almwirtschaft im Land unter der Enns. (Immerhin wurden im Jahre 1970 156 Almen mit einem Auftrieb von

---

<sup>13)</sup> Belegorte Kalben: Annaberg, Ardagger, Enzersfeld, Euratsfeld, Großpertholz, Grub-Heiligenkreuz, Hirtenberg, Hohenberg, Kematen, Kilb, Kleinzell, Kürnberg, Lehenrotte, Lunz, Mitterbach, Nestelberg, Purgstall a. d. Erlauf, Rapottenstein, Ravelsbach, Rohr i. Gebirge, St. Georgen a. d. Leys, St. Veit a. d. Gölsen, Scheibbsbach, Schwarzenbach, Traisen, Traunstein, Trübenbach, Türnitz.

<sup>14)</sup> In: Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag Bruno Schiers. Hg. v. Gerhard Heilfurth und Hinrich Siuts. Göttingen 1967. S. 151 ff.

<sup>15)</sup> 1. Bd. Horn 1966. S. 150 ff.

ca. 13.000 Jungrindern von der Landwirtschaftskammer registriert<sup>16)</sup>. Damit will nur angedeutet werden, wie sehr Niederösterreich noch der Forschung bedarf, und es berührt nahezu unangenehm, diesen Wirtschaftszweig ausgerechnet von einem relativ nachrangigen Sektor der Volkskultur, nämlich von der brauchtümlichen Maulgabe her, anzuschneiden. Gleichgültig ob nun Alm- oder Tagweidewirtschaft: In Niederösterreich kennt man wie anderswo bestimmte überlieferte Termine erstmaligen Austreibens<sup>17)</sup> sowie des Beginns der Winterstallung und sonstiger möglicher Zwischenformen. Sie alle liegen, freilich mit regional wetterbedingten Schwankungen, etwa zwischen Gregori und Martini. Dieses Aus- und Heimtreiben ist im Wirtschaftsjahr ein bedeutendes Ereignis, das entsprechend religiös bis magisch überhöht wird: „Der erste Austrieb heute! Das ist keine Kleinigkeit. Die größten Blutschen (Huflattichblätter), die zu finden waren, liegen bereit. Darenin werden allerlei Dinge gewickelt: 3 Palmkatzerl, 3 Eichenblätter, drei Erdbeerblätter, etwas vom Segenbaum, vom Palmbuschen das ‚Schradllab‘ (Stechpalme), geweihtes Salz und ein wenig Weihbrunn. Das bekommen die Tiere zu fressen, bevor sie aufgetrieben werden. Das Johannevangelium wird noch gelesen wie bei drohenden Unwettern, der hl. ‚Leharti‘ (Leonhard) angerufen, der Schutzpatron der Tiere“ — so wird der erste Weidegang in einer Heimatkunde beschrieben<sup>18)</sup>; und diese Darstellung läßt erahnen, daß es bei diesem Anlaß wiederum weniger um medizinische Indikationen geht, sondern vor allem um geistliche Prophylaxe, um den Segen Gottes und die Fürbitte des himmlischen Tierarztes Leonhard (der ja vom Vieh mehr verstehen soll wie der liebe Gott<sup>19)</sup>). Dinglich stehen demnach bei diesem „Übergangsbrauch“ auch wieder die alten Phylakterien Brot, Palm, Weih-

---

<sup>16)</sup> Landwirtschaft 70. Eine Dokumentation (hg. v.) der niederösterreichischen Landwirtschaftskammer. Wien o. J. Schöne Hinweise auf die Almwirtschaft bei Eduard Stepan, Ybbstal, Geschichte, Land- und Forstwirtschaft. Bd. II. Horn 1951. S. 217 f.

<sup>17)</sup> Belegeort erster Weidegang: Annaberg, Eschenau, Gaming, Göstling, Gresten, Kaumberg, Kilb, Kirschschatz, Kleinzell, Krumbach, Lehenrotte, Miesenbach, Mitterbach, Nestelberg, Nöstach, Opponitz, Purgstall a. d. Erlauf, Ramsau, Randegg, St. Aegydt a. Neuwald, St. Anton a. d. Jessnitz, Scheibbs-Hochbruck, Scheibbsbach, Traisen, Trattenbach, Trübenbach, Türnitz, Windhaag, Wilhelmsburg, Ysper, Zillingsdorf.

<sup>18)</sup> Hans Kratzig, Volksbräuche in Pernitz und Umgebung. (Heimatkunde des Verwaltungsbezirkes Wiener Neustadt. Wr. Neustadt o. J. Bd. 2. S. 109); führt auch die Maulgabe beim Kalben an. Vgl. auch: Johann Schwarz, Volksbräuche im Jahreslauf. (Ebda. S. 133): Zwischen zwei Brotschnitten Blutkraut, Weihwasser, drei Palmkätzchen. Ferner Moses, a. a. O., S. 193.

<sup>19)</sup> einem im Süddeutschen weit verbreiteten Schwank zufolge.

wasser und -salz im Vordergrund, denen aber auch manches Kraut und dergleichen hinzugefügt wird, was wir eher als Analogiezaubermittel, als „Similia“, ansprechen möchten: „Blutkraut“, rote Ameisen, roter Hollunder gegen allerlei „blutige“ Krankheiten und ähnliches. Hie und da, aber eher selten, gibt es eine Maulgabe wieder bei der herbstlichen Rückkehr in den Stall, gewissermaßen zur Begrüßung und Eingewöhnung.

### 2.2.3 Kauf und Verkauf

Kauf und Verkauf von Vieh ist für den niederösterreichischen Bauern im allgemeinen nach wie vor ein wesentlicher Teil seiner Existenzgrundlage. Daher hat sich um diesen Handel auch einiges an Brauchformen gerant, denen ein gewisser altartiger Rechtscharakter nicht abzusprechen ist. Es ist dies die Mitgabe des allgemein so genannten „Glücksbrot“<sup>20)</sup>, das allerdings nicht unbedingt dem Vieh vorbehalten ist. Die Auffassung dieses Glücksbrot ist etwas unterschiedlich, da es brauchtümlich gewissermaßen zwischen Maulgabe und Rechtsbrauch einzugliedern ist und es so zu manchen Übergangsformen und sogar Mißverständnissen zwischen den Handelspartnern kommt, wie die eingangs angeführte Mitteilung von der Wagner-Haberleiten erweist. Für gewöhnlich hat der Verkäufer dem Käufer ein Stück Brot mitzugeben, welches dieser dann selber ißt (das wäre wohl als eine Art Rechtshandlung mit Bestätigungscharakter zu verstehen), oder seinem erworbenen Tier zu fressen gibt, wenn er es nicht mit ihm teilt. Der Name sagt schon, was mit diesem Brot beabsichtigt ist: Der neue Besitzer möge mit dem Tier Glück haben, es solle gewissermaßen auch „Com-panio“, also „Brotgenosse“ werden<sup>21)</sup>. So wird aber auch verständlich, warum man dem Schlächter, wenn er ein Stück Vieh erhandelt hat, kein Glücksbrot gibt: Er hat ja am weiteren Gedeihen des Tieres kein Interesse mehr. Hier bleibt dann seitens des Käufers nur mehr das „Glücksgeld“ an den einstigen Betreuer zu zahlen, also ein besseres Trinkgeld, das oft schon beim Kauf mitausgehandelt wird.

### 2.2.4 Krankheit

Ein vom Blickpunkt des Brauchtums ebensoschwer nach Glaube und Empirie zu trennendes Kapitel wie die Maulgabe beim Kalben

---

<sup>20)</sup> Belegorte Kauf und Verkauf: Ardagger, Außerrochenbach, Enzesfeld, Euratsfeld, Grub-Heiligenkreuz, Harmannsdorf, Hochrieß, Kilb, Kirchberg a. d. Mank, Kleinzell, Krummußbaum, Mank, Ottenthal, Petzelsdorf, Pyrafeld, Potenstein, Ramsau, Randegg, St. Corona a. Schöpfl, St. Georgen a. d. Leys, Scheibbsbach, Unteramt, Ysper, Zelking. Siehe auch Karl K e c k, Heimatkunde des politischen Bezirkes Korneuburg. Korneuburg 1961. S. 332.

<sup>21)</sup> Friedrich K l u g e, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1963. 19. Aufl. S. 411.

ist jene bei Krankheit. Sie wurde allerdings nur in wenigen Belegorten genannt<sup>22)</sup>, was angesichts der sonst zahlreichen Angaben die Annahme nahelegt, daß man heute in diesem Falle dem Tierarzt mehr Vertrauen schenkt als der Überlieferung — oder das Tier gleich schlachtet. Sicher wäre hier bei gezielter Nacherhebung noch manches aus dem Bereich volkstümlicher Tiermedizin in Erfahrung zu bringen, wir wissen jedenfalls noch kaum etwas davon. Manchem üblichen Bestandteil der Maulgabe wird ohnedies vielfach eine bestimmte vorbeugende Heilwirkung zugeschrieben; die österlichen Getreidehalme etwa sollen vor „Kolik“ und „Sodbrennen“ schützen<sup>23)</sup>, den „Wurmpetzen“, irgendeiner Weidenblüte, die man am Palmsonntag mit dem Palm weihen ließ, schreibt man eine würmerfeindliche Wirkung bei Schweinen zu (Heinrichs b. Weitra). Gelegentlich gibt man im Krankheitsfalle die Asche vom alten Palmbuschen ein, der am Karsamstag in der im Waldviertel häufig „Judas-Verbrennen“ genannten kirchlichen Feuerweihe in seine Elemente zurückgeführt wurde (Haugschlag). Hier mischt sich offenbar die erfahrungsgemäße Heilwirkung von Kohle mit der Heiligkeit des Palms. Speziellere empirische Heilmittel, die in Form einer Maulgabe verabreicht werden, müßten eigentlich von der Heilkulturforschung zur Darstellung gelangen.

Da man vor noch gar nicht allzulanger Zeit in der ländlichen Bevölkerung bei Krankheiten — der Menschen wie des Viehs — das Wirken von Dämonen zu erkennen glaubte, so findet sich auch in diesen Zusammenhängen wieder einmal die Sator-Formel. So wie es schon vor über 100 Jahren Moritz Anton Becker von „verneidetem“ Vieh aus dem Ötschergebiet mitteilte, so gab man auch in Frankenfels die auf Papier geschriebenen Zauberworte den „rotwassernden“ Tieren ein. Auf die Formel näher einzugehen erübrigt sich hier, sie gehört ja zum weitumbekanntem Grundbestand der Schriftmagie<sup>24)</sup>.

An Krankheitsdämonen bei Tieren, gegen die eine Maulgabe wirksam sein könnte, ist mir in Niederösterreich eigentlich nur einer bekannt geworden, nämlich der „Schradel“ (Schratt), eine Art Alpdruckgeist. Seinetwegen läßt man auch in weiten Teilen Niederösterreichs mit dem Palmbuschen das sogenannte „Schrادل-Laub“ (Stech-

---

<sup>22)</sup> Aggsbach-Markt, Frankenfels, Großpertholz, Haugschlag, Heinrichs bei Weitra, Kilb, Ybbsitz.

<sup>23)</sup> Belegorte österlicher Getreidesprossen: Altenmarkt i. Yspertal, Artstetten, Braunsdorf, Friedersbach, Göstling a. d. Ybbs, Heinrichs b. Weitra, Hohenberg, Kilb, Michelbach, Nöchling, Nussendorf, Ranzles, Rohrbach a. d. Gölsen, Scheiblwies, Schweiggers, Süßenbach (während des Rosenkranzbetens um 4 Uhr früh holt der Roßknecht „Socherer“), Viehdorf, Stössing, Wallsee.

<sup>24)</sup> Moritz Anton Becker, Reisehandbuch für Besucher des Ötscher. Wien 1859. S. 382, siehe auch Oswald Erich und Richard Beil, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart 1955. 2. Aufl. S. 657 f.

palme<sup>25</sup>) oder „Schrادل-Holz“ (holzige, verwachsene Auswüchse, die auf Stalltüren genagelt oder im Stall aufbewahrt werden) weihen. Selbstverständlich erzählt man auch in Niederösterreich häufig von den Hexen, die dem Vieh schaden können, doch ist mir bloß aus drei Orten bekannt geworden, daß die Maulgabe gegen Hexen (Kottes: Damit sie nicht in den Stall können; Türnitz) und böse Geister (Lunz) nützlich sei.

### 3. Die Bestandteile der Maulgabe

#### 3.1 Brot, Kletzenbrot, Getreide

Bei aller Vielfalt der uns in den Aufzeichnungen bekanntgewordenen Ingredienzien zur Maulgabe lassen sich doch einige Grundelemente herausarbeiten. Mögen auch im einführenden Beispiel von der Wagner-Haberleiten Rübenscheiben gewissermaßen als Basis der Maulgabe gedient haben, so bilden doch in der überwiegenden Zahl der Belege Brotschnitten die Grundlage. Das ist „brauchtechnisch“ zunächst sicher einmal bequem, denn zwischen ihnen kann man die übrigen Beigaben mund-, oder besser gesagt: maulgerecht darbieten, und es gibt kaum ein unverwöhntes Haustier, das sich nicht gerne an Brot gütlich täte. Das Brot der Maulgabe aber nur von diesem Gesichtspunkt her zu sehen, hieße doch Wesentliches verkennen: Nämlich den im Brauchtum fast durchwegs noch immer irgendwie spürbaren Sakralgehalt jenes Grundnahrungsmittels. Hier können wir uns bei der Betrachtung derartiger Dinge nur auf Grundzüge beschränken.

Fritz Eckstein hat im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens<sup>26</sup>) die Formel geprägt: Brot = Leben. Mag man auch im Wohlstandsalltag nicht immer seiner Hochschätzung gewahr werden, so erfährt das Brot mit seinen verfeinerten Formen als Kuchen, Krapfen, Semmel und dergleichen gelegentlich der Festzeiten doch eine Überhöhung. Gerade im Weihnachtsbrauchtum<sup>27</sup>) kommt ihm eine unverkennbare Rolle zu, die über die Alltäglichkeit hinausgeht.

Am besten wird die brauchtümliche Besonderheit des Brotes in der Maulgabe an der Verabreichung von Festgebäcken, also formal und glaubensmäßig überhöhtem Brot, sichtbar; das Kletzenbrot ist nach wie vor das am meisten geschätzte Weihnachtsgebäck im alpinen Bereich, um das sich eine ganze Reihe von Glaubensvorstellungen rankt, wodurch es tatsächlich zu mehr als einer bloßen Gaumenfreude wird. In einigen Ortschaften, vor allem des südwestlichen Nieder-

---

<sup>25</sup>) Z. B. Kratzig, a. a. O.

<sup>26</sup>) Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HdA). Berlin 1927 ff. Bd. 1, Sp. 1590 ff.

<sup>27</sup>) Vgl. die Artikel im 9. Bd. d. HdA „Weihnachtsgebäck, Weihnachtsbrot“ Sp. 256 ff., „Speiseopfer“ Sp. 496 ff., „Weihnacht“ Sp. 864 ff.

österreich<sup>28)</sup> bekommt das Vieh Stücke oder Reste, sei es vom „Rohmaterial“ oder vom fertigen Fruchtebrot. Vereinzelt bereitet man sogar aus den minderen Teilen des Dörrobstes einen eigenen Kletzenbrotlaib (Amstetten, Göstling a. d. Ybbs). Wir nähern uns hier offenbar schon jener oberösterreichischen Brauchtumslandschaft mit ihren eigenen Vieh-Gebäcken, den „Vieh-Störi“<sup>29)</sup>. Hierher gehören wohl auch jene einfachen Kleie-Knödel mit den genannten Beigaben, die wir vereinzelt im Viertel ober dem Wienerwald finden: Sie sind eigentlich nur qualitativ schlechteres und ungebackenes Kletzenbrot<sup>30)</sup>.

Mehrfach wird das Vieh (und nicht nur dieses, sogar Obstbäume, Brunnen und Herd) nicht nur mit Festgebäcken, sondern überhaupt mit Teilen und Resten des weihnachtlichen Festmahles bedacht. Ein schönes Beispiel dafür sei aus meinen Aufzeichnungen aus dem Waldviertel vorgelegt, weil es m. E. gut die Vielschichtigkeit des Brauches, vor allem was die Einstellungen dazu betrifft, aufzeigt: „Da tut man (nach dem Weihnachtsmahl) alles zusammen, eine Mohnnudel, ein Stück Apfel, etwas Gebackenes, ein Stückerl Nuß, ein Stückerl halt von allem was man hat. In der Früh geht man zu den Viechern und geht zum Ofen und gibt jedem vom Hl. Abend, gibt man dem Feuer, dem Vieh, dem Wasser zum Brunn'; müssen ein ganzes Jahr dienen für den Menschen. Auch zu den Obstbäumen steckt man 'was zu den Wurzeln. Ein Messer nehmen, das muß rostig sein, die Erde ein wenig 'raus, und da Bröserl rein und zudecken, daß sie Frucht tragen können“ (Weikertschlag, ähnlich Gutenbrunn/Bez. Gmünd, Brand-Nagelberg und Litschau, also eine ziemlich geschlossene kleine Brauchlandschaft im nördlichen Waldviertel<sup>31)</sup>).

Richard Wolfram hat erwogen<sup>32)</sup>, ob das Kletzenbrot als Festgebäck aus verschiedenen Früchten, vor allem Dörrobst und Nüssen, nicht eine Art Panspermie darstelle, also ein „Allfruchtebrot“, das der Brauchforschung wegen seiner weiten Verbreitung und nachweislichen

---

<sup>28)</sup> Buch, Windhaag, Purgstall, Petzelsdorf, Göstling.

<sup>29)</sup> Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. Linz 1957. S. 39 f. (= Veröff. d. Kommission f. d. Volkskundeatlas in Österreich Bd. 2).

<sup>30)</sup> Vereinzelt werden diese Knödel auch mit den Resten der „Bercht-Milch“ bereitet. Zum Beispiel Teufelsbauer, S. 18 und 31. Viktor Waschnitzius, Perht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte. Wien 1913. S. 50 (Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wiss. i. Wien. Phil.-histor. Klasse. 174. Bd., 2. Abh.).

<sup>31)</sup> Vgl. auch Rosa Reichl, Die hohe Zeit der Feste. (Das Waldviertel. Jg. 1929/30, S. 119.) Ferner: Heimatbuch des Bezirkes Hollabrunn. 2. Teil. Wien 1951. S. 379. Reste d. Weihnachtsmahles f. d. Vieh in Schweden, Norwegen, Schlesien, Erzgebirge, Böhmerwald, Mecklenburg: Richard Wolfram, Weihnachtsgast und „Heiliges Mahl“. (Zschr. f. Vk. 58. Jg. 1962. S. 11.)

<sup>32)</sup> Wolfram, Weihnachtsgast. S. 13.

Altertümlichkeit bestens bekannt ist. Tatsächlich spielen zweifellos verwandte Vorstellungen auch in unseren Brauchkomplex herein. Wir haben schon aus dem Beleg von Buch ersehen — und dasselbe geschieht auf dem nahen Rogatsboden — daß zu den Abfällen des Kletzenbrottes, den Palmkätzchen und Hagebutten von jeder Gattung Getreide etwas hinzukommt. Ähnliches hat Leopold Teufelsbauer<sup>33)</sup> in Untereichen im Wienerwald aufzeichnen können, aber auch Eduard Weinkopf<sup>34)</sup>: „Das Vieh im Stall bekommt in Weihwasser getauchtes oder ein eigenes, zu diesem Zweck gebackenes Brot, in dem alle Feldfrüchte eingebacken sind.“

Diese unsere Belege fügen sich gut zu den Aufzeichnungen, die vor allem Leopold Kretzenbacher aus dem übrigen Österreich und vor allem aus den südöstlichen Nachbarlandschaften erbracht hat. Mit seinen Worten wollen wir zusammenfassen: „Der Überfluß an Vegetation um den Mittsommertag“ — bzw. um die Ernte (Anm. d. Verf.) — „wird also wunschgetragen und zweckhaft in das Brot der Mittwinter nacht gebacken. Alle im Hause, Menschen und Tiere, müssen davon ihr Teil zu Segen und Gedeihen, also im Ritus magischer Teilhabe bekommen“<sup>35)</sup>. Die Beantwortung der Frage nach den Bezügen zum Balkan und der Antike, die Leopold Schmidt<sup>36)</sup> aufgeworfen hat, müssen wir uns hier allerdings versagen, denn dazu liegt dieses Thema schon zu abseits von unserem eigentlichen Interesse.

Die glaubensmäßige Hochschätzung des Getreides als Maulgabe finden wir aber auch in anderen Formen. In Klein-Radischen gibt man am hl. Abend in ein „Bokarl“ (strohgeflochtene Brotform) „Körndl d'rein, Apfel, Nuß; in die Mitte stellt man das Kruzifix. Dann hat man Rosenkranz gebetet. Die Kinder und Erwachsenen bekamen die Äpfel und die Nüsse, man hat das Christbäumchen angezündet und in der Früh hat das Vieh das Getreide bekommen, jedes seinen Teil, auch die Hühner“. In Lonitzberg stellt man am Dreikönigsabend vor

---

<sup>33)</sup> Teufelsbauer, S. 20.

<sup>34)</sup> Eduard Weinkopf, Feste und Bräuche des Jahres. (Waidhofener Heimatbuch. Waidhofen a. d. Thaya, 1929. S. 235 f.) Wolfram, Weihnachtsgast. S. 11 (Beleg aus Hofgastein, Sbg.). Burgstaller, Brauchtumsgebäcke. S. 40.

<sup>35)</sup> Leopold Kretzenbacher, Santa Lucia und die Lutzelfrau. Volksglaube und Hochreligion in Spannungsfeld Mittel- und Südosteuropas. München 1959. S. 36 f. Zur Verabreichung von Luzienbrot an das Vieh siehe auch Karl Meisen, St. Lucia und ihr Festtag im volkstümlichen Glauben und Brauch. (Mitteilungen d. dt. Instituts f. Volkskunde [Münster i. Westf.], hg. v. Georg Schreiber. H. 1. Deutsche Volksheilige. Düsseldorf 1933. S. 16.)

<sup>36)</sup> Weihnachtsbräuche in Niederösterreich. (Unsere Heimat. Jg. 20, Wien 1949. S. 128.)

dem Rosenkranzbeten eine Schüssel mit Hafer auf den Tisch, den das Vieh gleichfalls am nächsten Morgen bekommt <sup>37)</sup>.

Gelegentlich wird auch bei der Palm- und österlichen Speisenweihe ein wenig Getreide in kleinen Säckchen mitgeweiht, welches ebenfalls das Vieh zu fressen erhält. Diesbezüglich müßten noch eingehendere Erhebungen im Rahmen des Osterbrauchtums getätigt werden. Immerhin erinnert ein Beleg aus Nussendorf doch wieder an die Panspermie, weil man nämlich dort alle vier bei uns üblichen Getreidearten für das Vieh segnen läßt.

Zwei Aufzeichnungen Teufelsbauers <sup>38)</sup>, die wichtige Aspekte zur Deutung unseres Brauches anreißen, seien im Zusammenhang mit der brauchtümlichen Verabreichung von Getreide an das Vieh noch hier angefügt: In Harlanden verfüttert man am Hl. Abend Getreide und Heu, das man vorerst in den Hof gestellt hatte; in Dietmanns spart man die letzte Garbe beim Dreschen für die weihnachtliche Fütterung auf.

### 3.2 Weihwasser, „Christtau“ und „Osterwasser“

In all den vorliegenden Materialien zur Maulgabe in Niederösterreich findet sich, außer bei den Protestanten, kaum eine Beschreibung, in der nicht das Besprengen mit Weihwasser festgehalten wäre. Diese Selbstverständlichkeit läßt sich gerade noch mit der Verwendung der Palmkätzchen vergleichen und bestimmt heute weitgehend die Sinngebung des Brauches: Durch das verabreichte Weihwasser soll auch das Vieh gesegnet werden. Gewöhnlich ist es Dreikönigswasser, das Verwendung findet, ausnahmsweise auch das zu Ostern gesegnete Taufwasser (Nussendorf). Für das im religiösen Brauchtum anderer Landschaften sonst so beliebte Stefaniwasser ließen sich in meinen Aufzeichnungen seltsamerweise keine Belege finden <sup>39)</sup>.

Auch beim Weihwasser hat das Christentum zweifellos an ältere Vorstellungen angeknüpft. Vielleicht sind diese noch zum Teil in jenen Brauchformen greifbar, welche die Forschung mit „Christtau“ <sup>40)</sup> und „Osterwasser“ <sup>41)</sup> etikettiert hat. Es scheint auch in Niederöster-

---

<sup>37)</sup> Man vgl. das Aufstellen von Getreide, Dörrobst und Kletzenbrot unter dem Tisch, auf dem zu Weihnachten das Festessen gehalten wird. Hermann Prinz, *Weihnachtliches Brauchtum in unserer Heimat*. (Das Waldviertel. Jg. 1962. S. 162.) Ferner Teufelsbauer, S. 20 (Reingers); ebda Gerste unter Christbaum (Scharndorf).

<sup>38)</sup> Teufelsbauer, S. 20.

<sup>39)</sup> Zum Beispiel Johann Krainz, *Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in der Steiermark*. (Zschr. f. österr. Vk. 1. Jg. 1895. S. 251.) Georg Graber, *Volksleben in Kärnten*. Graz 1942. 2. Aufl. S. 160 f.

<sup>40)</sup> Hugo Hepding, *Christtau*. (Hess. Bl. f. Volkskunde. Bd. 27. 1928. Gießen 1929. S. 143.)

<sup>41)</sup> Will-Erich Peuckert, *Osterwasser*. (Zschr. f. dt. Philologie 79, 1960.) HdA 2. Bd. Sp. 1684 ff. „Heilwag“; ebda: Bd. 6 „Osterwasser“, Sp. 1357 ff.

reich einst ein weit verbreiteter Brauch gewesen zu sein, in der Christnacht Heu ins Freie, besonders auf den Misthaufen zu legen, um es nach dem Besuch der Mette dem Vieh zu verfüttern, das sogenannte „Mettenheu“<sup>42)</sup>. Es wird zwar bei den niederösterreichischen Belegen, soweit ich sehe, nirgends ausdrücklich gesagt, doch legt der Vergleich mit Tirol, wo Richard Wolfram diesbezüglich genauere Aufsammlungen tätigte<sup>43)</sup>, die Annahme nahe, daß dies geschah, damit der Tau (oder wohl eher Reif) drauffalle. Von der österlichen Maulgabe heißt es einmal, daß die Getreidehalme, die man dem Vieh geben soll, noch taunaß sein müßten<sup>44)</sup> und Heu, das man an hohen Festtagen verfüttere, mit „Osterwasser“ besprengt werde.

Auch hier ließen sich die Belege sicherlich wieder bei gründlicher Nachlese noch vermehren, mir geht es hier allerdings vor allem einmal darum, den möglichen Umfang des Brauches aufzuzeigen. Es genüge festzustellen, daß früher im Bezug auf die Maulgabe gewiß auch Wasserriten üblich waren, die unabhängig von kirchlichen Vorstellungen bestanden und vielleicht sogar dem Weihwasser vorausgingen (diese Meinung vertrat vor allem Adolf Franz<sup>45)</sup> als bester Kenner des Sakramentalienwesens). Jedenfalls ist auch Tau gewissermaßen Wasser „vom Himmel“, das noch — wie das „Osterwasser“ — durch den heiligen Zeitpunkt eine besondere Weihe erhält<sup>46)</sup>. All diesen Wasserriten liegt aber letztlich offenbar die Meinung zu Grunde, die sich schon in der alten Ritualliteratur bemerkbar macht, daß nämlich das Wasser „fons et origo“, Symbol des Lebens und somit „Lebenswasser“ sei. Es stellt eine mythische Grundsubstanz dar, mit der eine Berührung Regeneration, Reinigung, Heilung und Fruchtbarkeit bedeuten kann<sup>47)</sup>. Diese Bezüge lassen sich wissenschaftlich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, bewußt sind sie freilich den Brauchträgern heute kaum mehr.

---

<sup>42)</sup> Reichl, S. 119. Teufelsbauer, S. 20 u. 23. Fragebogen Eggenburg: „Mettenschüberl“ = besseres Heu; von Dienstboten aus dem Waldviertel geübt. In Hochstraß stellt man am Hl. Abend einen Korb mit Heu auf das Dach und verfüttert dieses am Morgen.

<sup>43)</sup> Weihnachtsgast. S. 10; vgl. ferner Paul Sartori, Sitte und Brauch. Dritter Teil, Zeiten und Feste des Jahres. Leipzig 1914. S. 32, FN. 31 (Christtau auf das Futter). HdA, Bd. 1, Sp. 1610.

<sup>44)</sup> Teufelsbauer, S. 58. Hans Schukowitz, Allerhand Geheimkram aus dem Familienleben der niederösterreichischen Äpler. (Der niederösterr. Landesfreund. Bll. zur Landeskunde. 8. Jg. Baden 1899. S. 19.)

<sup>45)</sup> Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. Graz 1960. 2. Aufl. Bd. 1, S. 46.

<sup>46)</sup> HdA. Bd. 8, Sp. 683 ff., „Tau“.

<sup>47)</sup> Mircea Eliade, Die Religionen und das Heilige. Elemente der Religionsgeschichte. Salzburg 1954. S. 217 ff.

### 3.3 Weihsalz

Mag auch das Weihsalz — in Niederösterreich zur Hauptsache jenes des Dreikönigs(vor)tages — bei der Maulgabe nicht so häufig Verwendung finden wie das Weihwasser, so ist es doch mit diesem durch die kirchliche Segnung in engste Beziehung gesetzt und teilt mit ihm die sakrale Bedeutung und Rechtfertigung; beide Segnungen stehen zudem herkunftsmäßig, wie noch zu zeigen sein wird, nahe beisammen. Auch das Weihsalz leitet zunächst seine Stellung von den in die christliche Frühzeit reichenden Riten um Taufe und Wassersegnung her, schließt damit aber wiederum an ältere Vorstellungen an<sup>48)</sup>; abgesehen davon, daß es gleichfalls existentielle Notwendigkeit ist, galt es schon in der Antike als unheil- und dämonabwehrend, womit es besonders in der magischen Medizin Verwendung fand, und wurde als Sinnbild der Beständigkeit, der Gemeinschaft, Gesundheit, Weisheit usf. erachtet. Auch diese Bedeutungen sind freilich heute nur mehr zum Teil bewußt, doch muß sowohl beim Weihwasser als auch beim Weihsalz in Rechnung gestellt werden, daß dem Katholiken derartige Vorstellungen immer wieder durch die kirchlichen Zeremonien und Bibelzitate vergegenwärtigt werden. Hier sind also bei aller kritischen Betrachtung durchaus Kontinuitäten in geschlossenen Gruppen denkbar.

Sonstige Salzsegnungen scheinen in Niederösterreich abermals im Gegensatz zu Innerösterreich<sup>49)</sup> bei der Maulgabe nicht auf, wenn wir von der Angabe aus Bruckbach absehen, daß bei der österlichen Speisenweihe auch Salz für das Vieh mitgesegnet werde<sup>50)</sup>.

### 3.4 „Segenszweige“, „erstes Grün“

Neben Brot und Weihwasser sind es vor allem die Palmkätzchen, welche heute zum Grundbestand der Maulgabe in Niederösterreich gehören. Auf die glaubensmäßigen Grundzüge dieser sogenannten Segenszweige sind wir schon anlässlich der Besprechung der Brauchtermine zu sprechen gekommen: Sowohl für die Palmbuschen als auch das Fronleichnamsgrün gilt, daß ihre brauchtümliche Verwendung kaum mit dem kirchlichen Gehalt der Feste in Einklang zu bringen ist. In den breiten Unterschichten der Gläubigen gelten diese Zweige eher als Zeugen neuen Wachstums, letztlich der Regeneration des Kosmos. Diese Zwiespältigkeit zeigt sich wieder darin, daß — ähnlich wie bei Weihwasser und „Christtau“ — neben den kirchlichen Formen auch

---

<sup>48)</sup> HdA. Bd. 7, Sp. 897 ff. Franz: Bd. 1, S. 221 ff.

<sup>49)</sup> Krainz, S. 251. Graber, 160 f.

<sup>50)</sup> Eine Angabe bei Teufelsbauer, S. 58 ist diesbezüglich unklar.

außerkirchliche bestehen, die unter Umständen und bei aller gebotenen Kontinuitäts- und Begriffskritik doch einigermaßen klare Züge eines recht altertümlich anmutenden Vegetationsglaubens aufweisen. Es sind dies vor allem jene jungen Getreidesprossen, die der niederösterreichische Volksmund „(Troad-)Socher“ oder „Sofer“ nennt und die heute noch vielfach unter Bedingungen zu pflücken sind, die an alte Anweisungen zur Aufsammlung von Heilkräutern erinnern. In etlichen Orten wurde nämlich angegeben, daß die jungen Halme am Ostersonntag vor Sonnenaufgang gerupft werden müssen (ich habe nie gehört, daß sie gemäht werden dürften), um die rechte Heil- und Segenswirkung bei den Tieren zu bewahren<sup>51</sup>). Es geschieht dies meist in Verbindung mit den zeitigen Ausgängen am Ostermorgen (fachlich werden sie oft als „Grünwasengänge“ deklariert<sup>52</sup>), die nach christlicher Begründung an das biblische Geschehen um das Grab Christi nach dessen Auferstehung erinnern sollen; sie sind also Nachvollzug eines Heilsgeschehens, einer illo-tempore Situation, weisen aber auch Beziehungen zu außerchristlichem Brauchtum auf. Man geht zu einem Feldkreuz, einer Kapelle oder zum Friedhof, betet dort den Rosenkranz und nimmt am Heimweg einige Büschel der saftigen Halme mit, um sie dem Vieh mit oder ohne Beigaben (Brot, Palm, Weihwasser) auf nüchternen Magen zu verfüttern. In Scheiblwies muß das „Trad-Socha“ überdies am Karsamstag nach der Auferstehungsfeier vom Felde des Nachbarn „unbesehen“ gestohlen werden; es wird am Ostersonntagmorgen mit Brot, Palmkätzchen, Weihwasser und den Eierschalen der Gründonnerstageier („Antlas-Eier“) verabreicht. In Braunsdorf werden bei drei Feldkreuzen drei Büschel Gras gerupft, das als geweiht gilt. Diese angenommene Weihe rührt wohl von der vermeintlichen Heiligkeit des Zeitpunktes her, denn man begründet die Handlung damit, daß die Erde vor Sonnenaufgang nach der Auferstehung Christi noch unberührt sei. Derartige Anweisungen lassen sich aber schon in der Antike nachweisen<sup>53</sup>). Erhöht kann die Segenswirkung der Halme noch durch den erwähnten „Ostertau“ werden. Gelegentlich geraten die Saatsprossen auch unter die Lebensmittel, die

---

<sup>51</sup>) Belegorte s. FN. 23. Vergleichsliteratur: Weinkopf, S. 319. Josef Traxler, Heimatkunde des politischen Bezirks Zwettl. S. 155. Heinrich Rauscher, Volkskunde des Waldviertels. (= Das Waldviertel. 3. Bd. Volkskunde [Zschr. dt. Vaterland 8. Jg. 1926], S. 68.) Karfreitag vor Sonnenaufgang: Teufelsbauer, S. 52. Vgl. auch Wilhelm Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Bd. 1. Darmstadt 1963. 2. Aufl. S. 398. Ferner: Ernst Burgstaller, Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1958. S. 95.

<sup>52</sup>) Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Bd. 2. Wien 1959. S. 47. Beitzl, Wörterbuch. S. 278.

<sup>53</sup>) HdA. Bd. 8, Sp. 76 ff., bes. 87, „Sonnenuntergang, Sonnenaufgang“.

am Ostersonntag zur Weihe getragen werden, deren man manchmal auch die Tiere teilhaftig werden läßt<sup>54)</sup>.

Das Fronleichnamsgrün steht in seiner brauchtümlichen Verwendung dem Palmbuschen fast gleichberechtigt an der Seite. So gelangt dieses auch in Form von Teilen der einst in Niederösterreich prächtig aus Blumen und Blättern geflochtenen „Fronleichnamskranzel“, der die Altäre und Wege zierenden Girlanden, Gräser und Stauden, hie und da in die Maulgabe, allerdings oft erst zur Weihnachtszeit<sup>55)</sup>. Das gilt sogar für den Blumenschmuck der farbfrohen Rohrer Fronleichnamstangen<sup>56)</sup>. Eine christliche Rechtfertigung der brauchtümlichen Verwendung des Fronleichnamsgrüns liegt heute natürlich zumeist darin, daß man meint, es sei durch die Anwesenheit des Allerheiligsten im Umgang gesegnet. Im übrigen hatten die Fronleichnamskränzchen früher in Niederösterreich offenbar vielfach eine ähnliche Funktion wie die Kräuterbuschen, die in anderen Teilen Österreichs gewöhnlich an den „Frautagen“ im späten Sommer ihre Segnungen durch die Kirche erhalten. Hier in Niederösterreich, aber auch in Oberösterreich, sind diese Kräutersegnungen im Spätsommer kaum üblich<sup>57)</sup>, was sich eventuell wieder auf verschiedene alte Diözesanzugehörigkeiten zurückführen ließe.

Bezüglich des Palmbuschens bleibt noch zu erwähnen, daß sich selbstverständlich immer wieder auch jene Pflanzen in der Maulgabe finden, die zum Palmbuschen hinzugebunden und so auch gesegnet wurden; etwa das „Schradlaub“, das „Zettergrass“, „Segenba'm“ und Ähnliches.

In einigen wenigen Ortschaften wird auch die Asche des Palmbuschens dem Vieh in das Futter gegeben. Der Palm darf ja infolge seiner Segnung nach dem Ablauf eines Jahres nicht einfach weggeworfen werden, sondern er wird, wie alle Dinge, die als geweiht gelten und ausgedient haben (etwa die unverbrauchten Tauföle der Kirche, alte Heiligenbilder, Brotbrösel), verbrannt, und zwar vielfach im Rahmen der kirchlichen Feuerweihe. Vom Verfüttern der Asche nach dem „Judasverbrennen“ in Haugschlag war schon die Rede<sup>58)</sup>.

---

<sup>54)</sup> Teufelsbauer, S. 59. Rauscher, S. 68. Eig. Aufz. Kürnberg: Für das Vieh wird eigens Brot und Salz geweiht. Ferner Burgstaller, Brauchtumsgebäcke. S. 51. Nikolaus Grass, u. a.: Die österliche Zeit — Vom Aschermittwoch bis Christi Himmelfahrt. In: Ders. (Hg.): Ostern in Tirol. Innsbruck 1957. S. 83. (Schlernschriften 169)

<sup>55)</sup> Vgl. auch Teufelsbauer, S. 18. Graber, S. 260 f.

<sup>56)</sup> Helmut Fielhauer, Die Fronleichnamstangen in Rohr im Gebirge. (Jb. f. Landeskunde v. Niederösterreich. Folge 36, 1964. S. 832 ff.)

<sup>57)</sup> Unveröffentlichte Entwurfskarte in der Arbeitsstelle des Österr. Volkskundeatlas.

<sup>58)</sup> Ähnlich Schukowitz, S. 19, Geweihtes Salz und „Osterasche“ nach dem Kalben unter das „Jungfutter“.

In Annaberg verbrannte man den alten Palm am Ostersonntag und gab die Asche den Kühen in die Kleie. Ein außerkirchlicher Termin ritueller Feuererneuerung ist in einzelnen Gebieten Niederösterreichs auch der Tag des Feuerpatrons Florian, den vor allem die Schmiede und Feuerwehren festlich begehen; an diesem heizt man, wenn überhaupt, so erst gegen Mittag mit dem Palm im Herd ein oder verbrennt ihn im Backofen. Und in Zusammenhang damit gibt man in Windhaag und Ybbsitz die Palmasche entweder gleich an diesem Tag oder beim bevorstehenden Austreiben in das Futter. So hat der Palm also offenbar auch noch nach seiner Rückführung in den elementarischen Urzustand — und vielleicht gerade deswegen — noch und wieder eine gewisse Segenswirkung, die an jene Asche vom Oster- und Sonnwendfeuer erinnert.

Zusammenfassend darf mit Mircea Eliade<sup>59)</sup> über das „erste Grün“, all die frühsummerlichen Segenszweige und dergleichen gesagt werden: Sie verkörpern in ihrer Regeneration das unerschöpfliche Leben, Fruchtbarkeit, Überfluß, Glück, Segen, Gesundheit und sind somit unter den Beigaben der Maulgabe besonders gerechtfertigt.

### 3.5 Sonstige Beigaben

Brot, Weihwasser, -salz und Palmkätzchen sind gewöhnlich die Hauptelemente der Maulgabe, wobei natürlich das eine oder andere entfallen kann. Zu diesem variablen Grundbestand können nun eine Reihe weiterer Dinge hinzugeraten. So ist zum Beispiel die Beifügung von „Thomas-Hetschen“ zur weihnachtlichen Maulgabe landschaftlich recht gut abgrenzbar, also Hagebutten, die am Thomastag gepflückt werden sollen (Viertel ober dem Wienerwald). Brauchtümlich gilt von ihnen ähnliches, was über Heilkräutersammlung in Zusammenhang mit den österlichen Getreidesprossen gesagt wurde: Beim Einbringen der Thomashetschen sind wieder bestimmte Gebote zu beachten, damit sie die vermeintlich richtige Qualität besitzen. Da ist zunächst die Festlegung des Tages, der durch seine Stellung an der Mittwintersonnenwende seit der Gregorianischen Kalenderreform Brauchtümliche Züge eines Jahreswechsels erhalten hat<sup>60)</sup>. Wie die Kornhalme sind aber auch die Hagebutten vor Sonnenaufgang zu pflücken<sup>61)</sup> oder dürfen zumindest erst am Thomastag vor Sonnenaufgang ins Haus getragen werden (Frankenfels, Feichsen). In St. Anton

---

<sup>59)</sup> Eliade, S. 355.

<sup>60)</sup> HdA. Bd. 8, Sp. 763 ff.

<sup>61)</sup> Belegorte — vor Sonnenaufgang: Feichsen, Frankenfels, Göstling a. d. Ybbs, Stössing, Trübenbach, Türnitz. Ohne nähere Tageszeitangabe: Buch, Windhaag, Rogatsboden (Thomas?), Gresten, Scheibsbach, Purgstall, Nestelberg, St. Anton a. d. Jessnitz, Petzelsdorf (Thomas?), Randegg.

a. d. Jessnitz müssen sie in der Nacht gepflückt werden, dürfen aber erst knapp vor Sonnenaufgang ins Haus geholt werden. Diese Umstände, die Kälte und die Notwendigkeit, die überreifen, angetrockneten Früchte beim Schein der Laterne eintragen zu müssen, sind manchen Gewährsmann noch in lebendiger Erinnerung. Zur Hagebutte selbst bleibt zu sagen, daß sie bis heute eine der beliebtesten Heilpflanzen geblieben ist, was allerdings bei der geringen Menge in der Maulgabe, ein bis drei Stück pro Tier, eher nur symbolisch zu verstehen ist; wie viele Heilpflanzen in der frühen Medizin gilt sie vielmehr als zauberwidrig, wozu die rote Farbe, die Dornen und Auswüchse des Strauches das ihre beigetragen haben mögen<sup>62</sup>).

Ebenfalls durchwegs in der weihnachtlichen Maulgabe findet sich mehrfach die Beigabe von Nüssen<sup>63</sup>). Ihr keimhafter Charakter rückt das beliebte mittwinterliche Genuß- und Orakelmittel geselligen Beisammenseins in die Nähe der Getreidebeimengungen zur Maulgabe. Für viele Gewährleute bleibt aber das „Kreuz“, also der kreuzförmige Keimling in der Nuß, das Entscheidende. Vielleicht können wir hier auch zur Deutung ansetzen, wenn wir bedenken, daß mit dem Wort „Kreuz“ umgangssprachlich auch das Rückgrat der Tiere ebenso wie das des Menschen bezeichnet wird; denn es wird immer wieder verlangt, daß der zu verabreichende Nußkern unbeschädigt sein müsse, damit sich das betreffende Tier nicht im kommenden Jahr das „Kreuz“ breche. Mag also die Nuß in mancher alpenländischer Erzählung vom Abschied eines dienstbaren Dämons, der in seinem Gedekspruch etwa so sagt: „Alles habt ihr mich gefragt, nur nicht, wofür das Kreuz in der Nuß gut ist!“<sup>64</sup>), noch so geheimnisvoll sein, so dürften wir es hier mit einem derart schlichten Analogiezauber zu tun haben, daß einem sogar das Wort „Zauber“ widersteht. Eher möchte ich es einen Wunschvergleich nennen. Überdies gehört nun einmal die Nuß zu den anspruchslosen Tafelfreuden der Weihnachtszeit und es fragt sich, ob die Glaubensforschung nicht manchmal zu viel Sinn in derlei Dinge hineindeutet.

---

<sup>62</sup>) HdA. Bd. 4, Sp. 491 ff. mit einem Hinweis, daß Hagebutten in Niederösterreich auch zu Johanni gesammelt und dem Vieh als Schutzmittel gegeben werden. Eine ältere Nachricht für die Verabreichung von Hagebutten an das Vieh gegen Rauschbrand in der Christnacht für die Steiermark schon in der Knaffl-Handschrift. Eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813, hg. v. Viktor Geramb. Berlin 1928. S. 52 (Quellen zur dt. Volkskunde 2. H.)

<sup>63</sup>) Feichsen, Schachau, Schwarzenbach, Eggenburg (zu Weihnachten f. d. Ziegen, damit sie leichter Junge bekommen), Petzelsdorf, Göstling/Y., Eترزstetten, Waasen (früher); in Michelbach kommen die Nußschalen „am Stand“ gegen Maul- und Klauenseuche.

<sup>64</sup>) Z. B. Georg Graber, Sagen aus Kärnten. Berlin 1944. 2. Aufl. S. 71 f.

Ähnlich mag es mit der Verwendung von Gründonnerstags- und Karfreitagseiern in der Maulgabe gerade nach dem Kalben stehen (St. Veit a. d. Gölsen, St. Georgen a. d. Leys). Gewiß ist das Ei eines der vieldeutigsten und gewissermaßen archetypischen Symbole<sup>65)</sup>, und seine Verabreichung böte sich gerade im Zeugungsprozeß als sprechende Sinnbildhandlung an, gesteigert durch die Weihe der Zeit, des österlichen Neubeginns. Man läßt sogar wiederum die Tiere an den geweihten Speisen des Ostersonntags Anteil haben, indem man ihnen Stücke der „Antlaseier“, aber auch Brot usw. ins Futter tut<sup>66)</sup>. Aber es bleibt zu erwägen, ob das Ei, das nach dem Kalben der Kuh gegeben wird, nicht einfach ein stärkendes, oder sonst irgendwie physisch wirksames Mittel sei. Dafür spricht, daß es ja manchmal ein ganz beliebiges Ei oder eine Eierspeise (Grub—Heiligenkreuz) sein kann, welche das „Reinwerden“ fördern sollen.

Eine eigenartige Zwiespältigkeit zwischen Empirie und Magie bleibt auch beim Rest der nur vereinzelt genannten Beigaben der Maulgabe festzustellen. Hier sind es Zwiebel gegen Darmkrankheiten (Griesbach), das bewährte Steinöl (Kilb), Wacholder, Enzian, Calmus und Bittersalz (Ockert), Lorbeerkerne (St. Ägyd am Neuwald), diverse Teekräuter (Scheibbsbach), Essig, Zucker, Schmalz und Sauerteig (Trübenbach), also mehr oder minder eindeutige natürliche Pharmaka, denen Dinge wie „rote Ameisen“ (Trübenbach, Ramsau b. Hainfeld, Göstling a. d. Ybbs), Zettel mit der Satorformel (Frankenfels), sogar Rindfleischstücke (St. Georgen a. d. Leys), „Neidklee“ bei „verneideten Tieren“, Kälberhaare zwischen Brot (für die Kuh beim Verkauf ihres Kalbes)<sup>67)</sup> und Abschabsel von den Hörnern (Scheibbsbach) gegenüberstehen.

Als „christlich“ sind bei all diesen Zugaben eigentlich nur die „Kapuzinerkräuter“ aus dem Scheibbser Kloster hinzuzufügen, die noch einigen Gewährsleuten in Erinnerung waren. Der sich volkstümlich gehabende Orden hatte hier bis in die frühen Dreißigerjahre eine Futterweihe vorgenommen, die unserem Brauch um Scheibbs<sup>68)</sup> ein eigenes Lokalkolorit verlieh. Einige Aufzeichnungen<sup>69)</sup> illustrieren viel-

---

<sup>65)</sup> Aus der reichen Literatur sei nur erwähnt Robert Wildhaber, Zum Symbolgehalt und zur Ikonographie des Eies. (Dt. Jb. f. Volkskunde, Bd. 6, Berlin 1960. S. 77 ff.) Maria Lechner, Das Ei im deutschen Brauchtum. Diss. Freiburg, Schweiz, 1953. *Eliade*, S. 468 ff.

<sup>66)</sup> Rauscher, S. 68. Den Kühen gegen Hexerei s. Anton Mailly, Niederösterreichische Sagen. Leipzig 1926. S. 79, N. 154 (Das Antlasei). Weitere eigene Belege aus Amstetten, Waidhofen a. d. Thaya, Ockert.

<sup>67)</sup> Becker, S. 387.

<sup>68)</sup> Belege aus Feichsen, Giening, Oberndorf a. d. Melk, Petzelsdorf, Scheibbsbach.

<sup>69)</sup> Freundl. Mitt. v. Herrn Inspektionsrat A. M. Wolfram, Scheibbs, auf meine Bitte. Gewährsperson Fr. Hofmarcher, Scheibbsbach.

leicht am besten die fromme Übung: „Die Heuweihe bei den Kapuzinern war am Tag vor Dreikönig, das letztmal um 1930. Geweiht ist nur ein feines Gras vom „Groamet“ (2. Mahd) worden, das haben sie klein z’sammg’schnitten, so zwei Zentimeter lang und in ein und halbe Kilo-Sackerl gefüllt. Man hat sich so ein Sackerl nehmen können und hat dafür ein kleines Almosen hingelegt. Ich bin damals in Oberndorf in Dienst gewesen und habe oft für meine Bauersleute eine große Flasche Weihwasser und so ein Sackerl mit geweihtem Heu geholt. Das Heu ist den Kühen mit der Maulgab’ zu den Rauhnächten, besonders aber nach dem Kälbern gegeben worden. Da hat man eine Schnitte Brot genommen (nach dem Kalben), darauf etwas Schnaps geschüttet und drei Häuferln von dem Heu gelgt und dann eine zweite Schnitte Brot draufgelegt und das so den Kühen eingegeben“. Es war auch üblich, vorzugsweise Kleeheu selbst zur Segnung bei den Kapuzinern mitzubringen. Übrigens hatten die Scheibbsrer Patres — offenbar als klösterliche Eigenart, welche sich vielfach den übrigen Diözesangepflogenheiten entziehen konnten — auch eine Kräutersegnung am Großen Frauentag (15. August), die sonst, wie gesagt, in der Gegend nicht üblich ist. Diese Kräuter haben die Patres bei ihren Bettelgängen an die Bauern verteilt und manches davon mag auch in die Maulgabe geraten sein.

#### **4. Die Begründung der Maulgabe**

So sehr die Sakramentalien heute bei der Maulgabe im Vordergrund stehen und ihre Verwendung vermutlich die erstaunliche Lebendigkeit des Brauches in der entsprechenden Wirtschaftsgruppe verständlich macht, so stehen doch nicht spiritueller-religiöse, sondern recht reelle Interessen im Vordergrund, deren man sich mittels der Sakramentalien nur versichern will — und in diesem Sinne hat die Kirche ihre Sakramentalien auch immer verstanden. Von dem rund halben Hundert mir bekannter Begründungen nennen etwa drei Viertel mehr oder minder direkt den Wunsch nach Gesundheit der Tiere, sind also primär doch Ausdruck eines sachlichen Wirtschaftsdenkens. Gewiß gibt es etliche — besonders Hirten, die oft tagelang mit ihrer Herde allein sind, neigen erfahrungsgemäß dazu — die eine gewisse persönliche Beziehung zu den Haustieren erkennen lassen, aber in dieser Hinsicht läuft der urbane und intellektuelle Forscher Gefahr, die Gegebenheiten gerne mit zu vielen Emotionen zu überladen. Und so nüchtern, wie die Beziehung der Landleute zu ihrem Viehstand gewöhnlich ist — wenn nicht eine gewisse Brutalität das Mitgefühl sogar bei weitem überwiegt (die gelegentliche Aufforderung in der aufklärerischen Predigtliteratur mit dem Vieh freundlicher umzugehen, kommt wohl nicht von ungefähr) — so prosaisch ist im

allgemeinen auch die Begründung der Maulgabe. In der Mehrzahl der Angaben heißt es also einfach und nicht uneigennützig, daß die Maulgabe vor Krankheiten schützen solle. Einzelne Antworten differenzieren etwas mehr: Im Bereich der Almwirtschaft sind es Blitzschlag, Absturz und sonst dort mögliches Unbill, dem während der Sömmerung vorgebeugt werden soll. Hie und da wird angegeben, daß früher jeder einzelne Bestandteil der Maulgabe, vor allem jedes Kraut, gegen oder für etwas ganz Bestimmtes gut gewesen sein sollte; aber gewöhnlich hat man das schon vergessen, wenn es sich nicht wirklich bewährt hat. Seltsamerweise ist gerade bei den österlichen Getreidehalmen noch die Meinung sehr lebendig, daß sie gegen „Brennen“ und „Kolik“ — also Darmkrankheiten — gut seien; aber im allgemeinen ist offenbar auch beim Wissen um die Maulgabe in den letzten Generationen eine Verarmung in den Überlieferungen zugunsten einer gewissen volkstümlichen Aufklärung vor sich gegangen, deren Prozeß nicht von der Hand zu weisen ist. Übrig blieben vor allem die Sakramentalien, und das hat den Brauch allem Anschein nach so lebendig erhalten: Nämlich der kirchliche Konservatismus im ländlichen Bereich. Vielfach wird der Brauch — und dieses Geschick teilt er heute mit vielen anderen — letztlich nur mehr aus sich selbst heraus motiviert. Das, was mir Frau Wagner von der Haberleiten einmal schrieb, als ich sie um eine bestimmte Angabe zur Maulgabe bat, steht für die Meinung vieler anderer: „Die Maulgabe ist ein alter Brauch und Sitte. Das haben wir von unseren Vorfahren gesehen und machen es noch weiter nach“; die Autoritätsgläubigkeit gegenüber den Vorfahren und das vermeintliche oder tatsächliche Alter des Brauches ersetzen die eigene Überlegung, wobei Alter, Bewährung und Autorität gleichgesetzt werden.

Wirklich menschliches Mitgefühl mit den Tieren klingt in der Motivation der Maulgabe recht selten an. Immerhin wird der Brauch zu Weihnachten doch mehrfach damit begründet, daß die „Tiere auch etwas vom Fest verspüren sollten“ (und ein Gewährsmann meint sogar, daß der Brauch etwas mit Ochs und Esel in der Krippe zu tun haben könnte — Windigsteig). Beim Kauf und Verkauf spricht man gelegentlich von „Verabschiedung“ und „Begrüßung“, aber die übliche Bezeichnung „Glücksbrot“ ist genauso wenig frei vom Eigennutz wie die Angabe aus Annaberg: Man gibt dem Kalb Palmkätzchen, „damit in ihm der Segen Gottes sei — und es später gut milcht“. Daß andererseits der Hexen- und Geisterglaube in Niederösterreich noch durchaus lebendig ist, haben uns auch in Bezug auf die Maulgabe schon früher Nachrichten aus Lunz, Türnitz und Kottes <sup>70)</sup> gezeigt.

---

<sup>70)</sup> Vgl. Moses, S. 193. Rauscher, S. 61. Keck, 2. Bd. S. 315.

Ich habe, was ich heute als Mangel empfinde, bei den Erhebungen zu unserem Brauch kaum nach der Einstellung dazu gefragt. Immerhin ist etliches aus den Motivationen spürbar geworden. Erwähnenswert bleibt in diesem Zusammenhang, daß sich vereinzelt die Landgeistlichkeit gegen unseren Brauch ausspricht — sofern sie ihn überhaupt zur Kenntnis nimmt — obwohl, wie gesagt, gerade die Kirchlichkeit der Gläubigen zur Lebendigkeit des Brauches beigetragen haben dürfte. So hieß es in Scheibbsbach: „Die Maulgab geben wir nicht mehr. Die hat der Pfarrer Handl in Puchenstuben abgeschafft wie viele andere Bräuche. Er hat gesagt, dem Vieh gibt man nichts Geweihtes.“ Ähnlich war es in Gaming-Schlapperhart zu hören: „Der verstorbene Pfarrer von Lunz hat furchtbar geschimpft, daß wir Weihwasser in die Maulgab' geben; aber es machen das alle Bauern so“<sup>71)</sup>.

## 5. Das Wesen des Brauches

Der Brauch, dem Vieh zu bestimmten Zeiten gewisse Dinge zu verabreichen, die durch Segnungen, sonstige Meinungen und Überlieferungen aus der üblichen Fütterung herausgehoben sind, findet sich in der volkswissenschaftlichen Primärliteratur immer wieder; es genüge hier, auf Paul Sartoris Handbuch<sup>72)</sup> zu verweisen. Es fragt sich, inwieweit es sich lohnen würde, all den sonst verstreuten Angaben in den diversen Heimatkunden, Regional- und Ortsmonographien aus dem ganzen deutschen Sprachraum und wohl darüber hinaus nachzugehen. In der volkswissenschaftlichen Brauchtumsstandardliteratur Österreichs finden sich immer wieder sporadische Mitteilungen zur Maulgabe<sup>73)</sup>, aber umfassend wäre darüber erst etwa in Verbindung mit der Viehwirtschaft zu arbeiten; so hat man den Brauch gelegentlich in diesen Zusammenhängen gesehen<sup>74)</sup>, aber auch in Verbindung mit den Festtagsspeisen, wobei Ernst Burgstaller<sup>75)</sup> ohnedies etliches an älterer Literatur aus Österreich zusammengefaßt hat. So war Burgstaller, soweit ich sehe, auch der erste, der die Maulgabe anlässlich der Verteilung von Allerseelengebäcken als Ausdruck einer „Lebens- und

---

<sup>71)</sup> A. M. Wolfram, Scheibbs.

<sup>72)</sup> Sartori, a. a. O.

<sup>73)</sup> Etwa bei Graber, a. a. O. Neuerdings auch bei Friedrich Haider, *Tiroler Volksbrauch im Jahreslauf*. Innsbruck 1968.

<sup>74)</sup> Erhard Riemann, *Der Viehtrieb im Volksbrauch*. (Zschr. f. Vk. 59. Jg. 1963. S. 39 ff.) A. V. Rantasalo, *Der Weidegang im Volksaberglauben der Finnen*. 4 Bde. Helsinki 1945—1953 (= F.F.C. 134, 135, 143, 148) mit reichem Vergleichsmaterial.

<sup>75)</sup> Burgstaller, *Brauchtumsgebäcke*, a. a. O.

<sup>76)</sup> Ebda, S. 28.

Schicksalsgemeinschaft" <sup>76)</sup> zwischen Hausgenossen, Armen und Stalltieren verstanden wissen wollte. Einige Jahre später stieß Richard Wolfram bei der Analyse mittwinterlicher Mahlbräuche in Tirol und Salzburg auf die weihnachtliche Maulgabe und ordnete diese einer „rituellen Mahlgemeinschaft“ zwischen Mensch und Haustieren, aber auch Obstbäumen und Äckern zu <sup>77)</sup>. Konsequenterweise müßte der Gemeinschaftskreis letztlich noch angesichts des Salzburger „Bachkochs“ und etwa unserer niederösterreichischen Angaben auf Wasser, Wind und Feuer ausgeweitet werden.

Schon in meiner Erstfassung dieses Aufsatzes wollte ich Bedenken gegen diesen Gemeinschaftsbegriff äußern, und hierin ist mir jüngst Hermann Bausinger <sup>78)</sup> zuvorgekommen, was mich wohl nicht weniger zum Neutöner stempelt. Die ältere Volkskunde hat den Begriff „Gemeinschaft“ zwar andauernd beansprucht, ihn aber kaum einer wissenschaftstheoretischen Überprüfung für notwendig erachtet. Er schien sich gewissermaßen von selbst zu verstehen. Gemeinschaft wäre dann sozusagen durch das Gemeinsame bestimmt, wobei allerdings übersehen wird, daß derartige Begriffe insofern gefährlich sind, weil sie das Trennende als das eigentliche Problem einer „Gemeinschaft“ gerne verdecken und — wie bei der Verwendung des Begriffes „Volk“ — eine Einheitlichkeit vortäuschen. Selbst Richard Weiß hat, obwohl er in der Gemeinschaft ein Bestimmungsmerkmal des „Volkslebens“ sah, diese nicht näher definiert, sondern bloß einzelne vermeintliche Kriterien aufgezeigt, die sich im Wesentlichen mit jenen der älteren Soziologie decken <sup>79)</sup>: Gemeinsame Traditionen (Verobjektivierung, institutionelle Verankerung), Dauer, Bindung („Wirbewußtsein“), Verpflichtung und Ähnliches, insbesondere stimmen aber alle in der Gegenseitigkeit überein.

Es kann und will hier nicht generelle Kritik an einem Begriff geübt werden, der immer wieder „kulturpessimistische Ideen und sozialromantische Bewegungen begünstigte“ <sup>80)</sup>. Für unsere Zusammenhänge genüge das eben Gesagte, um die Annahme einer „Gemeinschaft“ zwischen Mensch und „Natur“ (wobei Haustiere, Äcker, Obstbäume und dergleichen selbstverständlich letztlich als Kulturgüter und nicht als „Natur“ zu verstehen sind) als unhaltbar zu erweisen,

---

<sup>77)</sup> Wolfram, Weihnachtsgast, a. a. O.

<sup>78)</sup> Hermann Bausinger, Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse. Berlin o. J. S. 95 f.

<sup>79)</sup> Richard Weiß, Volkskunde der Schweiz. Grundriß. Erlenbach—Zürich 1946, bes. S. 11—44; vgl. „Gemeinschaft“ im Wörterbuch der Soziologie, hg. v. Wilhelm Bernsdorf. Stuttgart 1969. 2. Aufl. S. 336 ff.

<sup>80)</sup> Ebda, S. 339.

sofern man bereit ist, sich gewissen Übereinkünften in der Wissenschaftssprache unterzuordnen. Wolfram kehrt in einer Entgegnung zur Frage Karl-Sigismund Kramers, wer denn eigentlich zum „Haus“ gehöre<sup>81)</sup>, das „mythische Zusammengehörigkeitsgefühl“ beim sogenannten „Essensagen“ an Tiere und Obstbäume und das „gefühlte Gemeinschaftserlebnis“ beim erwähnten Glücksbrot hervor<sup>82)</sup>. Es bedarf hier erst gar keiner fachtheoretischen Erwägungen, um festzustellen, daß hier der Gemeinschaftsbegriff einfach schon über den üblichen Sprachgebrauch hinaus beansprucht wurde (oder es bedürfte einer präzisen Definition, was man unter „Gemeinschaft“ zu verstehen beabsichtigt). Derartige Gefühlswerte als bindendes Element sind denn doch, wie gesagt, bloß auf Gegenseitigkeit (gemeinsame Interessen, „Wirbewußtsein“, gemeinsame Traditionen etc.) denkbar. Wenn sich ein Einzelner oder eine bestimmte Gruppe jemandem anderen gegenüber verbunden fühlen, so ist das üblicherweise erst dann als Gemeinschaft anzusprechen, wenn der andere Teil diese Empfindungen erwidert. Inwieweit dies aber etwa im Hinblick auf ein „mythisches Zusammengehörigkeitsgefühl“ seitens der Haustierte, Apfelbäume, Felder, Brunnen und Herdstellen möglich ist, braucht nicht weiters erwo-gen werden. Der Gemeinschaftsbegriff muß, wenn man seiner trotz aller Unklarheiten nicht entraten zu können glaubt, in einer sozio-kulturalen Fragestellung dem Menschen vorbehalten bleiben<sup>83)</sup>, will

---

<sup>81)</sup> Karl-Sigismund K r a m e r, Nachrichten zum Komplex „Haus und Hof im Volksleben“, vorwiegend aus Holstein. (Kieler Bll. f. Vk. 2. Jg. Kiel 1970. S. 55 f.)

<sup>82)</sup> Richard Wolfram, Einige Bemerkungen zum Umfang der Hofgemeinschaft und ihre Erkennbarkeit. (Ebenda, 3. Jg. S. 131 u. 135.) Ders., Nochmals „Erwünschte und unerwünschte Weihnachtsgäste“. Bemerkungen zur Arbeit Leopold Schmidts. (Bgl. Heimatbl. 32. Jg. Eisenstadt 1970. S. 76.) Schmidts Arbeit: Erwünschte und unerwünschte Weihnachtsgäste im Burgenland. (Ebda. 30. Jg. Eisenstadt 1968. S. 145 ff.) widersprach Wolfram allerdings in anderen Zusammenhängen.

<sup>83)</sup> Übrigens steht auch die moderne Soziologie, wie Richard Wolfram meint, keinesfalls dem Begriff „Gemeinschaft“ durchwegs ablehnend gegenüber. Vgl. René K ö n i g (Hg.), Soziologie. Frankfurt a. Main 1969. 2. Aufl., bes. S. 96 f., der ihn aber auch entsprechend präzisiert. Zur Ablehnung des Begriffes „Gruppe“ durch Wolfram sei nur daraufhin hingewiesen, daß bereits 1937 Lily W e i s e r (Volkskunde und Psychologie, Berlin 1937, S. 3) die Abhängigkeit des Brauchtums von „sozialen Gruppen“ feststellte. Desgleichen der von Wolfram, Prinzipien, S. 9 insofern verfälscht zitierte Paul G e i g e r, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. Berlin 1936, S. 3 (= Dt. Volkstum, 5. Bd.), als gerade dieser Autor, auf den sich Wolfram beruft, von „Überlieferung in einer G r u p p e oder Gemeinschaft von Menschen“ spricht. Der Begriff Gruppe wird also keineswegs erst von den „Neutönern“ gebraucht, vielmehr haben hier schon ältere Forscher durchaus die Notwendigkeit sozialer Differenzierung gesehen.

man nicht in eine metaphysische „Allgemeinschaft“ abweichen, eine unio mystica, wie es Bausinger genannt hat <sup>84</sup>).

Ähnliches gilt selbstverständlich auch von Burgstallers „Lebens- und Schicksalsgemeinschaft“ zwischen Bauern, Armen und Stalltieren. Abgesehen davon, daß es, gelinde gesagt, nur mehr als sozialer Euphemismus bezeichnet werden kann, von einer „Lebens- und Schicksalsgemeinschaft“ zwischen Besitzenden und Bettlern zu sprechen, ist mir kein Fall bekannt geworden, daß man trotz aller durchaus denkbaren Verbundenheit, die ein Mensch einem Tier gegenüber empfinden kann, letztlich nicht doch ein Rindvieh oder Schwein aus ganz gewöhnlichem Eigennutz geschlachtet hätte; womit eine echte „Gemeinschaft“ (von „Schicksals“gemeinschaft gar nicht zu sprechen) sich einigermaßen als trügerisch erweisen dürfte (Die eigenartigen Ausnahmen einzelner Tierschutzvereine, deren latente Tendenz zur inhumanen Gesellschaftsflucht aufzuzeigen wäre, mögen hier nicht als Argument gebraucht werden).

Freilich geriet der Gemeinschaftsbegriff (aber auch das „Schicksal“) nicht erst durch unsere konkrete Themenstellung in die Volkskunde; vielmehr hat er hier ja bereits eine beachtliche Tradition, die ihn allerdings trotzdem nicht von einem gewissen Ideologieverdacht zu befreien vermag. Aber auf diesen forschungsgeschichtlichen Aspekt braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, denn das hat jüngst Wolfgang Emmerich viel treffender getan <sup>85</sup>). Bei der Deutung unseres Brauches wird sich jedenfalls eine gewisse Nüchternheit als notwendig erweisen; dann zeigt sich nämlich, daß die Maulgabe ein recht homozentrischer, wenn auch glaubensmäßig überhöhter Versuch ist, menschliche Lebensbedürfnisse zu erhalten. Man wird dem Brauch aus dem Wirtschaftsbereich auch einen gewissen Entlohnungscharakter nicht absprechen können, wie meine angeführte Aufzeichnung aus dem Waldviertel nahelegt: Man gibt den Tieren, dem Brunnen, dem Herd, „weil sie ja dem Menschen ein ganzes Jahr dienen müssen“. Eine gewisse Anthropomorphisierung von Kulturgütern, die wir auch in anderen Zusammenhängen kennen, ist hier sicherlich nicht von der Hand zu weisen, aber auch diese rechtfertigt noch nicht die Verwendung des üblichen Gemeinschaftsbegriffes. Wenn Richard Wolfram meint, hier irrationale Momente sehen zu müssen (die angeblich eine junge Forschergeneration nicht anerkennen will — weil sie sich zu einer exakten Wissenschaftlichkeit bekennt), so sei ihm das unbenom-

---

<sup>84</sup>) Bausinger, S. 96.

<sup>85</sup>) Wolfgang Emmerich, Zur Kritik der Volkstumsideologie. Frankfurt a. Main 1971 (= edition suhrkamp 502).

men; ich halte es jedenfalls für ertragreicher, zunächst mit dem rational Faßbaren zu argumentieren <sup>86)</sup>.

Jedenfalls scheint es mir am sinnvollsten zu sein, bei der weihnachtlichen Maulgabe höchstens von einer „Teilhabe“ der Tiere am Festmahl der Menschen zu sprechen, wie dies Hermann Bausinger <sup>87)</sup> und vor ihm schon der wohl nicht im Rufe eines „Umstürzlers“ stehende Leopold Kretzenbacher <sup>88)</sup> getan haben. Gewiß ist das Weihnachtsmahl mehr als ein gewöhnliches Festessen, gewiß ist es auch, wie Wolfram betont hat, ein „wirkendes Mahl“, weil es durch bestimmte Glaubensvorstellungen aus dem Profanen herausgehoben ist. Es will als „heiliges Mahl“ Existenz bewahren und steigern, das heißt, es hat apotropäisch-prophylaktische, therapeutische, reinigende und entsühnende Wirkung, steigert die vitale Kraft und will Heil und Glück schaffen <sup>89)</sup>. Indem man die Haustiere, die Nutzvegetation und sonstige, dem Menschen dienliche Dinge (Feuer, Wasser), mit Teilen dieses heiligen Mahles bedenkt, will man sie — nicht ganz uneigennützig — an dessen Segenswirkung partizipieren lassen. Das gilt in unserem Brauch offenbar auch vom kirchlich zum Teil benedizierten Ostermahl. Das Bemühen franziskanischen Ideengutes, wie es Bausinger <sup>90)</sup> versucht hat, scheint mir hier gar nicht notwendig und von zuweit hergeholt zu sein. Wenn schon derlei Bezüge hergestellt werden sollen, so scheint mir eher in mancher Angabe eine andere Geistigkeit hereinzuwirken: Seit ziemlich genau 125 Jahren propagiert der österreichische Tierschutzverein über zahllose populäre Druckwerke wie Kalender und Zeitungen, aber auch über die Schule, besonders zur Winterszeit die Idee einer „Tierfreundschaft“, die manchen entsprechenden Brauch mit neuem Sinngehalt erfüllt haben mag; man vergleiche etwa die alten „Vogelgarben“ mit dem „Christbaum für die Vögel“ <sup>91)</sup> und die öffentlichen Tierbescherungen, die über Vereine

---

<sup>86)</sup> Es ist hier nicht der Ort, auf die sonstigen Einwände Richard Wolframs in seinen beiden zitierten Entgegnungen einzugehen. Auch der eben erschienene Aufsatz „Prinzipien und Probleme der Brauchtumsforschung“ (in: Sitzungsberichte, 278. Bd., 2. Abh. Österr. Akademie der Wissenschaften. Philosph.-histor. Klasse. Wien 1972) bringt keinerlei neue Gesichtspunkte zu unserem Thema, obwohl hier abermals die Maulgabe gewissermaßen als Paradigma für „Gemeinschaft“ aufgegriffen wird. Diese Zusammenfassung seiner Forschungsprinzipien läßt allerdings gut die methodischen Schwächen und grundsätzlichen Mißverständnisse erkennen, auf die andernorts eigens einzugehen sein wird.

<sup>87)</sup> Bausinger, S. 95.

<sup>88)</sup> Kretzenbacher, S. 95.

<sup>89)</sup> Fritz Bammel, Das heilige Mahl im Glauben der Völker. Eine religionsphänomenologische Untersuchung. Gütersloh 1950.

<sup>90)</sup> Bausinger, S. 95.

<sup>91)</sup> Vgl. Richard Wolfram, Christbaum und Weihnachtsgrün. Kommentar z. 2. Lfg. des Österr. Volkskundeatlasses. Wien 1965, S. 57.

und Massenmedien unter Umständen wieder auf älteres Brauchtum wie das unsere zurückwirken können.

Die Teilhabe der Haustiere an den Brauchmählern der Menschen, im Wesentlichen versinnbildlicht durch die Verabreichung von Brot, ist freilich nur ein Aspekt der Maulgabe, worauf auch schon Wolfram hingewiesen hat. Daneben steht, zumindest im gegenwärtigen Niederösterreich, noch viel stärker die Gabe von Sakramentalien im Vordergrund, motivationsmäßig allerdings wiederum nicht sosehr aus ideell-religiösen Gründen, sondern aus recht handgreiflichen Erwägungen: Sie mögen das Wohlbefinden des Viehs und damit den Nutzen für den Menschen sichern. Daß dieser Utilitarismus keineswegs vielleicht nur meine einseitige Auffassung sei, bestätigt die kirchliche Gebrauchsanweisung der Sakramentalien; sie sind sichtbare religiöse Zeichen, welche zur Abwehr dämonischer Einflüsse ebenso eingesetzt sind wie zur Förderung des irdischen Wohles der Gläubigen<sup>92)</sup>. Vom Kirchenrechtlichen her ist also die Verabreichung von Sakramentalien an das Vieh genauso gerechtfertigt wie häusliche Benediktionen, die der Hausvater vornimmt; denn die Kirche gesteht dem Hausvater in seinem Wirkungsbereich gewisse Rechte eines Geistlichen zu<sup>93)</sup> (eine Konzession, die mir zum Verständnis manchen religiösen Brauches im Hause wichtig erscheint, zum Beispiel des Räucherns).

Die kirchlichen Segnungen erstrecken sich in unserem Themenbereich auf Dinge, die offenbar ohnedies schon längst in einer hohen Glaubensgeltung auch außerhalb des Christentums standen, und leiten so zu einem anderem Grundzug der brauchtümlichen Maulgabe über: Man verabreicht dem Vieh Dinge, die dem volkstümlichen Glauben zufolge Segen, Glück, Schutz bewirken sollen, gleichgültig, ob sie nun eine kirchliche Segnung erhalten haben oder nicht. Es eignet ihnen für gewöhnlich ein starker Symbolcharakter: Brot, Wasser, Salz, Eier und grünende Zweige bzw. Blüten und Keime bedeuten letztlich Leben, Gesundheit, Erneuerung. Das verabreichte Getreide und die Nüsse bergen diesen Sinngehalt gewissermaßen „in nuce“, mit den Dörrfrüchten gemeinsam sind sie Bezeugungen der Fülle. Hier sind vielleicht auch Bezüge zum alten Erntebrauch gegeben.

Nicht ohneweiters in dieser Kategorie sind allerdings die ohnedies nicht sehr zahlreichen „Similia“ einzuordnen. Sie wollen auf Grund ihrer Erscheinungsform ähnlich scheinenden Krankheitsbilder vorbeugen; rote Tierchen oder Pflanzen in der Maulgabe sollen zum Beispiel Blutungen verhindern. Derartige Dinge erinnern ein wenig an die sympathetischen Heilmittel in der Laienmedizin. Letztlich werden auch

---

<sup>92)</sup> Franz, 1. Bd., S. 13.

<sup>93)</sup> Vgl. Kurt Conrad, Salzburger Grenzaltertümer. Diss. phil. Graz o. J. masch. schr. S. 49 f. nach Augustinus: *De civitate Dei*, cap 16.

in der brauchwürdigen Maulgabe empirisch bewährte Heilmittel, also Rationabilia, vorbeugend eingegeben. Damit ist aber der Anschluß an die rein wirtschaftlich bedingte, nicht brauchwürdig gebundene (das heißt hier auch: nicht periodisierte) Maulgabe als Zusatz zum Grundfutter gegeben, wobei allerdings die Maulgaben beim Kalben und bei Krankheit Übergangsformen darstellen.

Wir können also Grundzüge zusammenfassen: Sinn und Aufgabe der brauchwürdigen Maulgabe bestehen darin, durch die Verabreichung bestimmter Vegetabilia das Wohlbefinden der Haustiere, wenn auch nicht in uneigennütziger Absicht, vor allem vorbeugend zu gewährleisten und zu steigern. Die einzelnen Ingredienzien können einerseits der Erfahrung, zum anderen dem Glauben entstammen. Letztere sind entweder durch die kirchliche Segnung oder durch die Glaubensgeltung im Außerkirchlichen gerechtfertigt. Diese „volkstümlichen“ Heiltümer sind entweder durch den besonderen Zeitpunkt ihrer Verwendung (Zeitenwende-Neubeginn, das „Erste“), durch ihre Herkunft (zum Beispiel Tau vom „Himmel“) oder gewissermaßen aus sich selbst durch ihre Symbolkraft geheiligt. Eine besondere und komplexe Form stellt hier die Teilhabe der Haustiere an bestimmten Mählern der Menschen dar (Weihnachten und Ostern), die wiederum durch eine Reihe spezifischer Glaubensvorstellungen überhöht sind. Die kirchlichen Sakramentalien, die in der Maulgabe Verwendung finden, sind mit den nichtkirchlichen („volkstümlichen“) Heiltümern typologisch weitgehend gleichzusetzen (zum Beispiel gesegneter Palm — Getreidesprossen, Weihwasser — „Osterwasser“, „Christtau“), was wahrscheinlich durch ihre Herkunft bedingt ist; religionsgeschichtlich gesehen hat jedoch die Kirche ihre Sakramentalien einem theozentrischen Überbau eingeordnet. Allerdings kommt es in der Maulgabe gewöhnlich zu einer Verschmelzung kirchlicher und außerkirchlicher Formen, zumal dem durchschnittlichen Gläubigen die theologischen Erwägungen vielfach gar nicht bewußt sind.

## **6. Zum Alter des Brauches**

Derartige Bräuche aus der Glaubens- und Arbeitswelt der Bauern und Hirten wie die Maulgabe für das Vieh lassen sich gewöhnlich schwer exakt historisch greifen. Für eine direkte schriftliche Dokumentation, die früher nur privilegierten Schichten vorbehalten war, und denen sie bestenfalls als Curiosa, Aberglauben und Relikte des Heidentums erschienen wären, waren sie zu unbedeutend; und für die Buchhalter ließen sie sich selten in Geldbeträgen ausdrücken. Was aber unseren Brauch betrifft, bieten sich jedoch gerade in den kirchlichen Sakramentalien gewisse Möglichkeiten einer historischen Untermaue-

rung an, die Wolfram<sup>94)</sup> wohl angedeutet hat, ohne diesen gegenüber seinen Annahmen mir gangbarer scheinenden Weg weiter zu verfolgen. Hier können freilich auch nur Markierungen aufgezeigt werden.

Die Geistlichkeit hatte seit den Anfängen des Christentums im abendländischen Missionsbereich einen energischen Kampf gegen „Heidentum“ und „Aberglauben“ durchzuführen und nur genaueste Anweisungen in der Ritualliteratur, deren Erstellung allerdings bis in die Neuzeit in manchen Einzelheiten den jeweiligen Diözesen oblag, vermochten eine halbwegs einheitliche Wahrung der Interessen zu gewährleisten. Eine weise Einsicht ließ allerdings die Kirche im Laufe der Zeit hinsichtlich gewisser Gepflogenheiten unter den theologisch nicht gebildeten Gläubigen konzessionsbereiter werden und diesem Entgegenkommen verdankt nach allgemeiner Ansicht der Kirchenhistoriker auch ein großer Teil der kirchlichen Segnungen seine Entstehung. Sie sind, wie schon im Zusammenhang mit der Frage nach dem Wesen der Maulgabe dargelegt wurde, sichtbare religiöse Zeichen, welche zu Kultuszwecken, aber auch zur „Abwehr dämonischer (diabolischer) Einflüsse und zur Förderung des geistigen und leiblichen Wohles der Gläubigen“ von der Kirche eingesetzt wurden<sup>95)</sup>. Im Hinblick auf unseren Brauch bleiben besonders die Segnungen von Wasser und Salz, allen voran die eigentlichen *benedictiones salis et aquae*, zu nennen, die gegen Ende des ersten Jahrtausends feste Gestalt annehmen und dann im Laufe der Zeit eine Spezialisierung für bestimmte Anlässe und Zwecke erfahren. Nun enthalten diese Benediktionsformulare, wie aus den Erläuterungen und Berichten zu ersehen ist, immer wieder direkte Hinweise, daß diese Sakramentalien unter anderem auch für das Vieh von Nutzen seien. Es braucht hier nicht auf kirchenhistorische Einzelheiten eingegangen zu sein, die Franz ohnedies ausgezeichnet zusammengestellt hat. Es genüge, einzelne Beispiele anzuführen: 852 hält Hinkmar von Reims fest, daß den Gläubigen Weihwasser heimzutragen gewährt sei, um damit Haus, Nahrung, Äcker, Weingärten und das Vieh zu besprengen<sup>96)</sup>; die *benedictio maior salis et aquae*, die bereits im 8. Jahrhundert entsteht, will Unheil von Feld und Vieh fernhalten<sup>97)</sup>. Es folgen Segnungen von Salz und Wasser, Brot und Futter für das Vieh<sup>98)</sup> die in zunehmendem Maße der Fürbitte einzelner Heiliger (Stefan, Blasius, später Leonhard, Ignatius u. a.) unterstellt werden, womit auch die Ausprägung ihres Viehhelferpatronats gefördert wird<sup>99)</sup>. Am bekanntesten

---

<sup>94)</sup> Richard Wolfram, *Die Julumritte im germanischen Süden und Norden*. (Oberdeutsche Zeitschr. f. Volkskunde. 11. Jg. 1937, S. 9 f.)

<sup>95)</sup> Franz, 1. Bd., S. 13.

<sup>96)</sup> Ebda., 1., S. 98.

<sup>97)</sup> Ebda., 1., S. 106.

<sup>98)</sup> Ebda., 1., S. 176 ff.

sind in der volkswissenschaftlichen Literatur vor allem die Futtersegnungen am Stefanstag, weil hier Vergleiche mit der Nachricht des Gervasius von Tilbury naheliegen, wonach man in England in der Christnacht Haferbündel und Gefäße mit Getreide ins Freie stellte, in dem Glauben, daß der in dieser Nacht auf das Getreide fallende Tau letzterem die Kraft verleihe, die Tiere vor Krankheiten zu schützen<sup>100</sup>). Die ältere Forschung sah hier eine Wurzel kirchlicher Segnungen im Volksbrauch<sup>101</sup>) und bisher konnte auch nicht das Gegenteil bewiesen werden.

Diese Segnungen mußten zeitweilig derart beliebt gewesen sein, daß den Theologen gelegentlich Bedenken erwuchsen. So verbietet die Passauer Synode von 1470 wegen „abergläubischer Bräuche“ die Wasserweihe zu Stefan und Blasius, während in der Salzburger Diözese die Salz- und Wasserweihe am Stefanstag durch Aufnahme des Formulars in das Rituale erneut angeordnet wird<sup>102</sup>). Das mag verständlich machen, warum man in Niederösterreich, das kirchlich ja weitgehend Passau unterstellt war, kaum ein „Stefaniwasser“ oder „Stefanisalz“ kennt, während es in der südlichen Nachbarschaft durchaus in der Maulgabe immer wieder aufscheint; denn hier gebot Salzburg in rebus religiosis.

Auch in der sonstigen kirchlichen Literatur finden wir immer wieder Anweisungen oder Verbote, die an die Maulgabe erinnern. So wird etwa im Codex 2090 der Wiener Nationalbibliothek aus der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert bei Erkrankung des Viehs Folgendes empfohlen: Man schneide Brot kreuzweise in vier Teile und segne es mittels kirchlicher Formeln und durch die Beimischung von Salz der benedictio maior. Sodann wird ein Viertel dieses Brotes mit elf Teilen eines anderen Brotes zu Ehren der zwölf Apostel den Armen gegeben, die restlichen drei Viertel werden hingegen drei Tage hindurch dem kranken Vieh verfüttert<sup>103</sup>). In einem Beichtspiegel aus dem bayrischen Kloster Scheyern (15. Jahrhundert) werden jene des Aberglaubens bezichtigt, die am Tag Johannis Evangelistae mit der Johannis-Minne (im Namen des Heiligen gesegneter Wein) Gebäcke für das Vieh bereiten<sup>104</sup>). Der Johanniswein gilt bekanntlich noch heute als besonderes Phylakterium.

---

<sup>99</sup>) Fielhauer, Schutzheilige, a. a. O.

<sup>100</sup>) Franz, 1., S. 206 ff., S. 382 f.

<sup>101</sup>) Rudolf Hindringer, Weiheroß und Roßweihe. München 1932. S. 100.

<sup>102</sup>) Franz, 1., S. 205 f.

<sup>103</sup>) Ebda., 2., S. 138.

<sup>104</sup>) Hindringer, S. 104 f. Johanniswein in der Maulgabe: Viktor Geramb, Zur Volkskunde des Gesäusegebietes. (Zschr. d. deutschen u. österr. Alpenvereines 1918, S. 53.)

Bei systematischer Durcharbeitung der verschiedenen Kirchenliteratur (Rituale, Diözesanverordnungen, Synodal- und Visitationsberichte) wird sich gewiß noch manches finden lassen, was für unser Thema von Belang sein könnte. Diesbezüglich ist jedoch in Österreich noch viel aufzuarbeiten. Ich möchte hier nur noch, um ein letztes Beispiel zu bringen, auf die gleichfalls bisher von der Volkskunde zum Teil wenig beachtete Gebets- und Hausväterliteratur verweisen. In einem Andachtsbuch meiner Sammlung<sup>105)</sup> mit dem Titel „Leichter und Sicherer Weeg zum Himmel, In gewissen Lebens-Regeln, Und beständigen Andachts-Übungen; So auf alle Tag, Wochen, Monat und Jahr vorgeschriben leicht und höchstverdienlich können gebraucht werden ... Authore P. Herenegildo Adam der Gesellschaft Jesu Missionario. Zug, getruckt bei Johann Caspar Hiltensperger. 1746“ findet sich S. 334 f. ein „Mittel wider die Zauberey“, welches mir wegen seines reichen Gehaltes an volkskundlich interessanten Details, die so recht zwischen Mittelalter und Aufklärung stehen, in seinem vollen Wortlaut wiederzugeben gestattet sei (Hervorhebungen vom Autor):

Ein Hauß-Vatter soll nicht leicht argwohnen, daß sein Creutz durch böser Leuth üble Künsten oder Zauberey herkomme, massen dies selten zu geschehen pflegt, und beschwärllich zu erkennen ist.

Wann er aber genugsame Ursach hat was solches zu muthmassen, soll er niemand darum zeyhen, und ins Geschrey bringen. Da er gewiß wußte den Ubelthäter, kan er es der Obrigkeit andeuten ferneren Schaden und Übel zu verhüten. In solchem Fall kan er fleissig nachsuchen, ob nichts Zauberbisches gelegt oder vergraben sey. Er kan folgende geistliche und kräfttge Mittel darwider brauchen: 1. Das verzauberte Orth, Vieh und ihr Futter, oder andere Sachen, von dem Seelsorger seegen lassen. 2. Dem H. Ignatio zu Ehren täglich 1. Vatter unser betten: seine geweyhte Bildnuß auf die Thüren aufmachen; und mit dem Wasser, das in seinem Nahmen geweyht ist, das Orth oder die Sach täglich besprengen, oder auch selbes dem Vieh eingeben. 3. Gleicher Weiß kan man brauchen des H. H. 3 Königen-Wasser, das neue Tauff-Wasser, den Johannes-Wein, oder welches noch kräfttger ist, alle 3. miteinander vermischen und darmit besprengen. Vorhero kan das Evangelium deß H. Johannis, und der Seegen Fol. 105. gesprochen werden, so auch in gefährlichem Ungewitter geschehen kan. 4. Geweythes Saltz, Brot, und anders, besonders ein wenig daß Wax Innoc. XI. (so wider das Fieber absonderliche Krafft hat) einnehmen, oder dem Vieh eingeben. 5. Mit geweyhtem Schwefel, Holtz, Palm-Zweig, oder Kräuter täglich rauchen. Bey welchen Mittlen soll er allzeit ein vestes Vertrauen haben auf die Göttliche Krafft, so unendlich mächtig ist alle Teuffels-Künsten zu vertreiben. Neben disen geistlichen Mittlen kan er auch andre Mittel brauchen, so nichts üfels, sondern ein blosser Auflösung deß Teuffels-Bund seyn können. Niemahls aber solche, welche etwas Aberglaubisches in sich begreifen mit gewissen obwohl heiligen Sprüchen, Stellungen deß Leibs, Beobachtung der Täg, der Wochen und dergleichen, so weder von Gott verordnet, noch von seiner Kirch gut geheissen, noch auch natürlicher Weiß

---

<sup>105)</sup> Ich darf hier meinem Freund Antonius Grahs l herzlichst für die Überlassung danken.

solche Krafft haben können, sondern nur von einfältigen, abergläubischen, und Gottlosen Leuthen erdacht werden, andere zu verführen, und vom Teuffel Hilff zu begehren. Ein guter Christ muß sich entschliessen ehender mit dem gedultigen Job alles zu verlihren, als ein dergleichen übles Mittel zu seiner Verdammnuß zu gebrauchen.

Nach der kirchlichen Literatur wäre nun eine Reihe anderer wichtiger Quellen zu erschließen. Bedauerlicherweise ist im Bereich der Tiermedizingeschichte noch lange nicht soviel vorgearbeitet worden wie in der Humanmedizingeschichte, die zum Verständnis der populären Heilpraktiken eine so bedeutsame Hilfestellung für die Heilkulturforschung bietet. Aber gewiß ist vieles aus dem Bereich der alten Veterinärmedizin nicht zuletzt auch in die brauchwürdige Maulgabe geraten, wie dann andererseits volkstümliche Vorstellungen sicherlich lange Zeit auf die Schulveterinärmedizin eingewirkt haben mögen. Die Problematik ist hier zweifellos ähnlich wie in der Humanmedizin gelagert<sup>106</sup>). Ein Beispiel möge diese Verflechtungen illustrieren. Am 14. Jänner 1763 ergeht (offenbar seitens der niederösterreichischen Statthaltereie oder des Kreisamtes) anlässlich einer Viehseuche im Viertel unter dem Wienerwald folgendes Circulare<sup>107</sup>):

Wegen eines Viehumfahl betreffendes Recept:

Man nehme einen Iltis, wie solcher gefanget wird, lege diesen in einen Erdenen Topf der mittels einen Deckl versehen, und mit Taig wohl verschmirret werden mus, damit der Dunst nicht hinweggehe, und Brenne diesen in einen glüenden Kohlhauffen oder Stark Brennenden Feuer zu Pulver. sohin gebe man gleich Anfangs mit der Seuche angefochtenen Hornvieh des Tags früh und Abends jedesmal zwischen zwey Brod einen guten Messerspitz voll mit so viel Saltz vermisch, den gesunden aber früh und Abends einen dergleichen, so wird erfahret werden, das nicht allein das sich würrlich mit der Seuch behaftet zu seyn zeigende Binnen 4 oder 5 Tagen zur Genesung gelangen und das Futter zu nehmen anfangen, sondern auch das gesunde Bey ihrer gesundheit Behalten werden<sup>108</sup>).

Neben den alten Tierheilkunden wären dann noch Kräuterbücher, Zauberliteratur und Ähnliches zu sichten, inwieweit sich darin Hinweise auf die verschiedenen Bestandteile unseres Brauches finden lassen. Das kann freilich nicht im Rahmen dieser Arbeit geleistet werden und dazu ist vielleicht unser Thema auch von zu geringem soziokulturelem Gewicht. Man wird sich also wohl auch weiterhin mit Zufallsfunden begnügen müssen, sofern nicht dieser Brauch im Rahmen umfassenderer Untersuchungen Beachtung findet. Jedenfalls sollte durch meine vorangegangene Hervorkehrung der Beispiele aus der kirchlichen Literatur nicht der Eindruck erweckt werden, ich würde

---

<sup>106</sup>) Ich verweise bezüglich dieser Problematik nochmals auf meinen in den Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien erschienenen Aufsatz.

<sup>107</sup>) Johannes Mayerhofer, Ein altes Thierseuchenrecept. (Der Niederösterreichische Landesfreund. Blätter zur Landeskunde. 1. Jg. Baden b. Wien 1892, S. 26.)

den gesamten Brauch der Maulgabe auf christliche Einflußnahme reduzieren. Dies wäre ein Mißverständnis. Hier sind jedoch zeitlich gesicherte Fixpunkte gegeben, die sogar mit gutem Recht eine gewisse echte Kontinuität in einer glaubensmäßig einigermaßen geschlossenen Gesellschaft von Gläubigen unter dem Nachdruck kirchlicher Autorität und Konservativität wahrscheinlich machen. Auf Grund der kirchlichen Bezeugungen können wir mit einiger Sicherheit annehmen, daß etwa zur Zeit der Konsolidierung Ostarrichis unter den Babenbergern schon gewisse Formen einer brauchtümlichen Maulgabe bestanden, welche die Kirche unter ihre Obhut genommen hatte. Sicherlich gab es daneben auch außerkirchliche, altertümlichere, aber auch der Empirie verpflichtete Formen; ihr Primat soll sogar keineswegs geleugnet werden, wenn wir eine schlichte Überlegung anstellen: Aus rein theologischen Erwägungen allein hätte die Geistlichkeit derartige Formen der Sakramentalien kaum geschaffen, wenn nicht ein Verlangen seitens der Gemeinden bestanden hätte. Und bei aller Kontinuitätskritik reichen gewisse brauchtümliche Grundformen gerade der Bauern- und Hirtenkultur wahrscheinlich auch in die Früh- und Vorgeschichte. Aber auf dem Weg dorthin haben wir eine gewisse, im Verhältnis zu manchen anderen Bräuchen sogar beachtliche Strecke einigermaßen abgesichert.

Um aber Mißverständnissen vorzubeugen: Meine Absicht war nicht unbedingt Kontinuitäten eines Brauches aufzuzeigen, weil man diese in letzter Zeit gerne in Frage stellt (dazu wäre mir der Brauch im Hinblick auf andere sozio-kulturale Probleme, die heute anstehen, zu unbedeutend). Gewiß war der Ausgangspunkt dieser Untersuchung zunächst die Feststellung, daß über diesen Brauch aus der bäuerlichen Wirtschaftswelt noch kaum umfassend gearbeitet wurde. Als wichtiger erwies sich jedoch dann im Zuge der Ausdeutung, einen Basisbegriff unseres Faches — „Gemeinschaft“ — einmal von anderer Seite auf seine Brauchbarkeit zu prüfen.

# Brettlrutschen

## Ein Kinderspiel am Neusiedlersee

Aus dem Institut für Vergleichende Verhaltensforschung der  
Österreichischen Akademie der Wissenschaften

(Mit 6 Abbildungen)

Von Iris Barbara Graefe

Dem starken Bewegungsbedürfnis, das zu den Kennzeichen des menschlichen Jugendstadiums gehört, tragen bei allen Völkern Bewegungsspiele Rechnung. Viele dieser Spiele richten sich nach der Umgebung, daher haben Großstadtkinder andere Spiele als Landkinder, Kinder des Flachlandes kennen andere Spiele als Kinder, die im Gebirge aufwachsen. Als Spielplätze bevorzugt werden die Gegenden, die in unmittelbarer Nähe der Wohnhäuser der Kinder liegen.

Der Ort **Donnerskirchen** am Neusiedlersee zeichnet sich dadurch aus, daß Ausläufer des Leithagebirges, die mit Trockenrasen bewachsen sind, bis ins Dorf hereinreichen. Die allernächste Umwelt beziehen die Kinder natürlich mit in ihre Spiele ein. Ein beliebtes Spiel der Donnerskirchner Schulbuben von 6 bis 14 Jahren ist „Brejdlrutschn“. Jeder auf einem Brett sitzend, rutschen sie die steilen, durch Trockenrasenbedeckung besonders glatten Abhänge herunter. Bevorzugter Ort für dieses für Donnerskirchen charakteristische Spiel des Brettlrutschens ist ein Abhang des Kirchbergs oberhalb der Bergstraße (Abb. 1). Schon aus weiterer Entfernung erkennt man etwa auf Höhe der Kirche, aber weiter westlich gelegen, eine oder mehrere abgefahrene Rutschbahnen, die an Stellen ohne Unebenheiten und ohne Buschwerk angelegt werden. Die Hangneigung beträgt dort 25 bis 30 Grad.

Die Brettlrutsche ist ein einfaches Spielzeug, das sich die Buben selbst herstellen. Wer Übung hat, braucht dazu eineinhalb bis zwei Stunden, sonst dauert die Anfertigung einen halben Tag. Auf ein 2 cm starkes Brett von 80 cm Länge und 20 cm Breite (die Maße können variieren) werden zwei oder drei Querleisten so genagelt, daß man beim Sitzen mit leicht angewinkelten Beinen nicht abrutschen kann (s. Skizzen a—c, Abb. 2). Jeder Bub baut sich seine „Brejdlrutschn“ nach eigenen Körpermaßen. Seitlich kann ein zugespitztes

Hölzchen als Bremse angenagelt sein, in einer Entfernung, in der der Bub sie „g'längt“ (Skizzen a, b, Abb. 3). Geht die Fahrt zu schnell, wird das parallel zum Brett mit der Spitze nach hinten liegende Hölzchen in die Höhe gerissen, damit hakt das andere Ende in die Erde und verlangsamt die Fahrt. An der Vorderseite der Brettlrutsche kann eine Schnur, ähnlich wie bei einem Schlitten angebracht sein. Nimmt man sie beim Fahren straff zurück und zieht nach rechts oder links, kann man mit ihrer Hilfe ein wenig lenken. An der Schnur wird die Brettlrutsche auch beim Bergaufgehen nachgezogen. Viele Brettlrutschen haben jedoch weder Bremse noch Schnur. Auf das Präparieren ihrer Brettlrutsche legen die Buben viel Wert: Die unteren Kanten, unter diesen besonders die vordere, werden abgerundet, die Unterseite des Bretts wird mit einem Kerzenstumpf, mit Seife, Dieselöl oder Schiwachs eingerieben, um sie gleitend zu machen.

Brettlrutschen kann man bei jedem Wetter, auch bei Regen. Meist sieht man aber die Buben bei schönem Wetter, vorzugsweise im Spätsommer und Herbst ihre Bretter den Abhang hinauftragen oder hinaufschleifen, dann setzen sie sich darauf und rutschen hinunter (Abb. 2). Das geht mit viel Geschrei vor sich. Es kommt darauf an, Gleichgewicht zu halten; oft fällt einer um. Auch Verletzungen, die vom Arzt versorgt werden müssen, können sich die Buben dabei zuziehen. Wenn das Gras auf einer der ausgefahrenen Bahnen nicht mehr gut nachwächst, was nach etwa zwei Jahren der Fall ist, wird parallel zur alten Bahn eine neue angelegt.

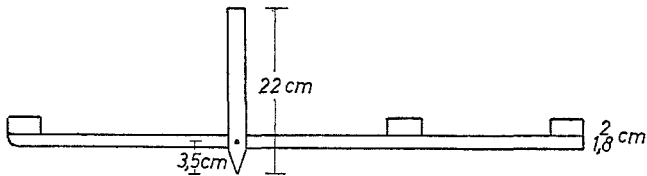
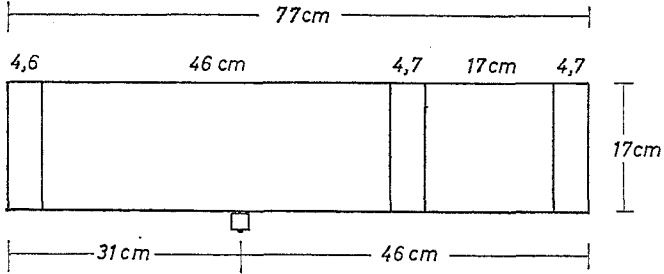
Brettlrutschen ist ein Spiel, das man mit anderen Kindern zusammen spielt, nie sah ich eines allein. Ein Bub, der schon das Brett unterm Arm trägt, öffnet die Hoftür und ruft: „Gejbst mid brejdlrutschn?“. Dann ziehen sie zu zweit weiter und holen noch ein paar Freunde zusammen. Mädchen spielen nur selten mit, sie werden dann durch ihre Brüder dazu angeregt. Heute siebzigjährige Donnerskirchner erzählen, daß Brettlrutschen in ihrer Kindheit ein beliebter und häufigerer Zeitvertreib war als heute.

In den burgenländischen Nachbarortschaften Donnerskirchens sind die Hänge weniger steil, liegen auch weiter vom verbauten Gebiet entfernt, ich fand keinen Beleg fürs Brettlrutschen. Man kannte es jedoch früher in Mannersdorf a. L.<sup>1)</sup>, auf der niederösterreichischen Seite des Leithagebirges. Die Buben nahmen ein einfaches Brett, es sollte möglichst ein Hartholzbrett sein, oder sie baten sich von ihren Müttern das Rollbrett aus. Das Rollbrett war ein schweres, eichenes Brett, ca. 80 x 30 x 5 cm mit einem Griff daran, ähnlich wie bei einem Küchenbrett; mit diesem Brett wurden auf hölzerne Rollen

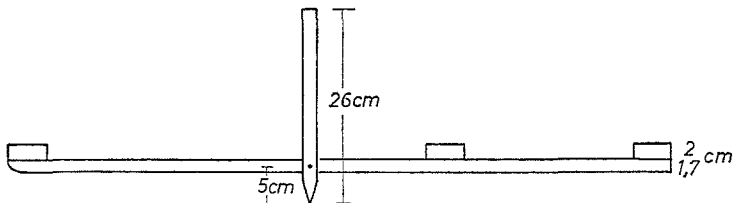
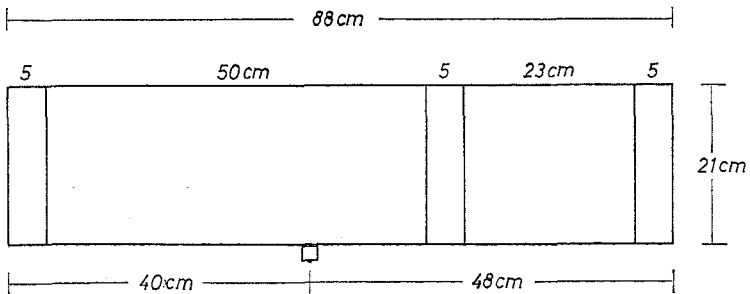
---

<sup>1)</sup> Dipl.-Ing. Raimund Hof, Mödling; Maria Fasching, Mannersdorf.

Skizzen a—c mit Größenangaben.  
 Die Fußleiste befindet sich jeweils links in der Skizze.



Skizze a) Brettlrutsche mit Bremse



Skizze b) Brettlrutsche mit Bremse

gewickelte Wäschestücke geglättet. Das Spiel wurde in Mannersdorf „Rutschen“, „Mid'n Bredl rutschen“ oder „Gräsrutschn“ genannt und von älteren Buben, nämlich Zwölfjährigen und nie von Mädchen gespielt. Die geeigneten Gegenden dafür hießen „Die Platten“ und „Windischberg“, 450 und 750 m östlich der Kirche gelegen. Die Hangneigung betrug 30 Grad und mehr. Durch das viele Rutschen entstand eine tiefe Rinne, so daß man schließlich auf der trockenen Erde fuhr. Die Fahrten werden als rasant und gefährlich beschrieben. Sie erforderten Mut und Geschicklichkeit, der Steilheit des Geländes wegen, außerdem förderten harte runde Erdbrocken noch das Gleiten. Lenken konnte man, indem man den rückwärts liegenden Griff des Rollbrettes in eine Richtung drückte und gleichzeitig mit einem Fuß bremste. Wer seinen Mut beweisen wollte, sorgte dafür, daß sein Brett an einem Stein hängen blieb und flog dann, da das Brett im Gegensatz zur Donnerskirchner Form keine Querleisten aufwies, ein Stück darüber hinaus.

Die Bahn war 40 bis 50 m lang. Steiles Gelände, das einen Gefällsbruch aufwies, war für besonders Waghalsige geeignet: Auf der Geländerippe ließ der Bub sein Brettl aus, weil es schwer war fiel es hinunter, der Bub flog 3 bis 4 m weiter durch die Luft, ähnlich wie beim Schanzenspringen. Als mutigster galt der, der die weitesten Sprünge machte.

Seit fünfzehn Jahren ist „Die Platten“ verbaut und kommt als Spielgelände nicht mehr in Frage. Der Steilhang des Windischberges besteht zwar noch als freies Gelände — er gehört zum Sicherheitsgürtel, da im nahen Steinbruch Sprengungen vorgenommen werden —, doch wird auch er nicht mehr zum Brettlrutschen benützt, seit die Kinder Trittroller und Fahrräder besitzen.

Ein ähnliches Gleitspiel war, jedenfalls um 1943, in C s o b á n - k a bekannt, einem Dorf mit deutscher Bevölkerung, das 21 km nordwestlich von Budapest liegt. Auf den wie in Donnerskirchen und Mannersdorf a. L. mit Trockenrasen bewachsenen Hängen rutschten jeweils mehrere Buben zusammen auf einer langen Holzleiter herunter<sup>2)</sup>.

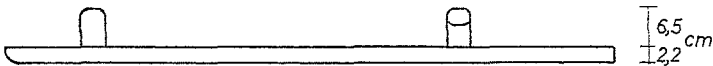
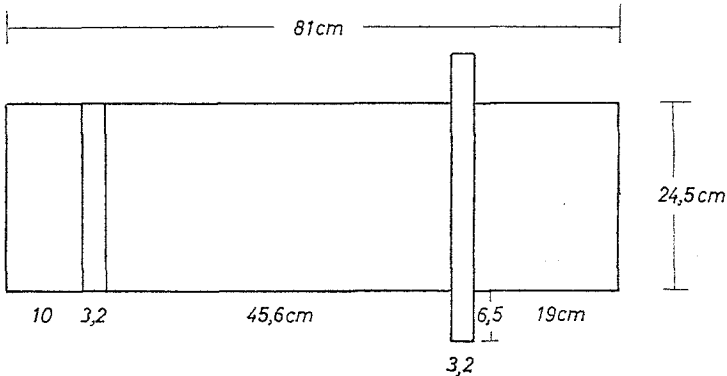
In A l d r a n s bei Innsbruck haben die Buben zu Beginn der Fünfzigerjahre ein Brett durch Hobeln sorgfältig geglättet, einen Klotz zum Sitzen daraufgenagelt und einen Riemen zum Lenken befestigt. So die Hänge hinabzurutschen war nur nach der Mahd möglich oder im Herbst, wenn das Gras nicht mehr nachwuchs. Die Buben erreichten hohe Geschwindigkeiten dabei, das waren sie aber vom Schifahren her gewöhnt. Das Rutschen auf diesem Brett war in

---

2) Dr. Franz S i m o n, Göttingen.

Aldrans eine „Modeerscheinung“ in den Fünfzigerjahren, heute wird dieses Spiel nicht mehr gespielt <sup>3)</sup>).

Auf Wiesen kann man nur nach dem Mähen, wenn das Gras ganz kurz ist, herunterrutschen. Auf meine Frage nach der Brettlrutsche hörte ich, daß die Mägde in Osttirol auf den steilen Bergwiesen sich früher nach beendeter Heuernte auf die Rechenstiele setzten, die Füße gegen die nach oben gerichteten Zinken stützten und talabwärts fuhren. Das soll der Maulwurfshügel und sonstige Unebenheiten wegen die Rechen manche Zinken gekostet und den Ärger des Bauern hervorgerufen haben <sup>4)</sup>).



Skizze c) Brettlrutsche mit Griffen, die rechts und links über das Brett hinausragen

Wenn die Kinder früher im Sommer nicht brettlrutschen, sondern schlittenfahren wollten, nahmen sie zwei „Draufln“ (Faßdauben) und nagelten ein Brett quer darüber. Dasselbe Gerät, mit Eisen beschlagen, diente als „Winterschlitten“ <sup>5)</sup>. Früher, als Schi und Schlitten zu kostspielig waren, nahmen viele Kinder als Rutschgeräte bei Schneelage einen Holzteller, einen Weitling oder eine Waschsüssel, die sich dann während des Gleitens auch noch um sich selbst drehten <sup>6)</sup>.

<sup>3)</sup> Reinhard J a u d, Innsbruck.

<sup>4)</sup> Margarethe E n g e l, Donnerskirchen.

<sup>5)</sup> Hans E r n s t, Donnerskirchen.

<sup>6)</sup> Karoline K r e n n, Donnerskirchen.

Das reiche Angebot an Spielzeug und Sportartikeln wie Schlitten, Schi, Kinderfahrräder und Rollschuhe verdrängt heute die von den Kindern selbst hergestellten oder adaptierten Rutschgeräte. Im Winter 1970/71 jedoch war in **D o n n e r s k i r c h e n** ein neues Spiel dieser Art mit einem ganz einfachen Hilfsmittel, nämlich großen Plastiksäcken, in denen Kunstdünger geliefert wird, zu beobachten. Die Kinder stiegen in den Sack hinein, setzten sich auf den Schnee, hielten den Sack um die Mitte zu und glitten einen Abhang hinunter, der, ebenfalls neu, durch die Bachverbauung an der Hauptstraße im vorangegangenen Sommer entstanden war. Ob die Kinder von selbst auf die Verwendung der Plastiksäcke kamen oder ob sie von anderen dazu angeregt wurden, ist nicht zu ermitteln. Möglicherweise entstand die Idee an mehreren Orten zugleich. Die Nummer einer Jugendzeitschrift <sup>7)</sup> vom Beginn des Winters 1971/72 zeigt auf einem ganzseitigen Foto ein Mädchen, das in einer Plastiktüte einen mit Schnee bedeckten Hang hinunterrutscht. Der Text dazu heißt: „Ein neuer Wintersport ist das Rodeln in der Kunststofftüte. In Tirol wurde es erfunden und mit viel Erfolg durchgeführt.“

---

7) Walt Disney's Micky Maus, Nr. 781, 27. 11. 1971, Stuttgart, S. 15 f.

# Das Sprichwort in den Dorf- und Kalendergeschichten von Ludwig Anzengruber

Von Wolfgang Mieder

Ludwig Anzengruber war im Sinne Jeremias Gotthelfs kein echter Volksmann. Als Vorstadtmensch lebte er, wie er es selbst einmal ausdrückte, „zwischen Stadt und Land“<sup>1)</sup> und sah sich als „Großstädter mit Leib und Seele“<sup>2)</sup>. Nie hat er längere Zeit auf dem Lande unter Bauern gewohnt oder vertraulichen Umgang mit den Bauern gepflogen<sup>3)</sup>. Doch auf dem Wege der poetischen Einfühlung vermochte er dennoch bäuerliche Stoffe in Dorf- und Kalendergeschichten darzustellen. Dabei unterhält er ein beobachtendes Verhältnis zum Dorfleben und nennt eine Sammlung von Bauerngeschichten bewußt **D o r f g ä n g e**. Als stadtgeborener Autor sammelt und sucht er auf seinen Dorfgängen nach neuem Erzählstoff und muß sogar seinen Freund Peter Rosegger brieflich um verschiedene bäuerliche Ausdrücke bitten<sup>4)</sup>, um sich vor „Verstößen“ gegen den Sprachgebrauch der Bauern zu bewahren. Trotzdem hat Anzengruber als einer der größten Dorfschriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts zu gelten. Ein Vergleich mit Jeremias Gotthelf muß dabei von vornherein abgelehnt werden, da Anzengruber dessen **Uli der Knecht** erst etwa 1887/88 kennenlernte<sup>5)</sup>. Anzengrubers Bild der Bauern, beobachtet und nicht erlebt, fehlt daher zuweilen die Lebensnähe der Gotthelfschen Bauern. Anzengruber steht seinen Bauern bereits „stofflicher,

---

<sup>1)</sup> Vgl. seinen Brief an Bolin, den 19. November 1887 in: Briefe von Ludwig Anzengruber, hrsg. von Anton Bettelheim, Bd. II (Berlin 1902), S. 239.

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 85. Brief an Bolin, den 13. Oktober 1880. Anzengruber fährt fort: „Die ländliche Ruhe ist nichts für mich, die stört ein hausierender Slowak, wenn er im Hofraum schreit; der Straßenlärm Wiens beirrt mich gar nicht. Ich könnte höchstens das Land, weitab von Wien und in wechselndem Verkehr mit meinen Bauern, nicht auf einem Flecke, lieb gewinnen.“

<sup>3)</sup> Vgl. Carl Neumann, Ludwig Anzengruber (Leipzig 1920), S. 85.

<sup>4)</sup> Vgl. die Briefe an Peter Rosegger vom 21. April 1874 und vom 28. August 1878 (wie Anm. 1), Bd. I, S. 218—219 und Bd. II, S. 25—26.

<sup>5)</sup> Vgl. Anton Bettelheim, Anzengruber. Der Mann, sein Werk, seine Weltanschauung, 2. Auflage (Berlin 1898), S. 479.

sentimentaler und intellektueller“<sup>6)</sup> gegenüber, was ihn mit Berthold Auerbach verbindet.

Daher ist ein einleitender Vergleich zwischen Anzengruber und Auersbach höchst angebracht. Auch Auerbach schrieb von einer Stadt (Berlin) aus seine Dorfgeschichten für und über die Schwarzwälder Bauern, und er teilt somit mit Anzengruber das bäuerlich-städtische Zwitterwesen. Anzengruber war früh von der „aufklärerischen Tendenz“<sup>7)</sup> der von ihm hochgeachteten Auerbachschen Dorfgeschichten beeindruckt und übernahm von ihm auch die pädagogisch-psychologische, zuweilen sogar intellektuelle Einstellung gegenüber den Bauern. Beide wollen das Volk auf fortschrittliche Weise aufklären und entfernen sich durch diese Tendenz von dem konservativen Moralismus Gotthelfs. „An die Stelle verhärteter Sitte (wollen sie) die echte, humanitäre Sittlichkeit setzen“<sup>8)</sup>, und dieses Ziel ist ihnen weit wichtiger als jeder krasse Realismus. Mit Recht hat man daher Auerbach die Unwahrhaftigkeit einiger seiner Bauerngestalten vorgeworfen, doch vergaß man dabei immer wieder, seine persönliche Kunstauffassung zu beachten, nämlich „der Poesie und dem rein Ethischen“<sup>9)</sup> zu dienen. Auerbach hat sich nie als ausgesprochenen Volksrealisten hinzustellen versucht.

Anzengruber kam in seinem Studium der Auerbachschen Dorfgeschichten zu ähnlichen Resultaten, griff aber dessen Auffassung positiv auf: „Freilich kamen mir diese Auerbach'schen Bauern um einen Zug verzeichnet vor, es sind keine mehr, die ganz und voll als solche genommen werden können — 'genommen werden können', ich sage so, weil andererseits eine ganz eigentliche Zeichnung nach der Natur alles künstlerische Maßhalten, jede Komposition unmöglich machen würde — das Prinzip des grassen Realismus einmal aufgestellt und alles Schaffen hat ein Ende“<sup>10)</sup>. Anzengruber lehnt also in Übereinstimmung mit Auerbach den übersteigerten Realismus, der schließlich nur noch ein „Nachschreiben der Natur . . . also ein Nachkritzeln, eine unbeabsichtigte Karikatur“<sup>11)</sup> vorstellen würde, entschieden ab. Das läßt sich als eine Absage an den Naturalismus auffassen, ohne jedoch auf die Wahrhaftigkeit der dargestellten Pro-

---

<sup>6)</sup> Fritz Martini, Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus. 1848 bis 1898 (Stuttgart 1962), S. 479.

<sup>7)</sup> Vgl. den Brief an Dr. Julius Duboc, den 30. Oktober 1876 (wie Anm. 1), Bd. I, S. 290—291.

<sup>8)</sup> Friedrich Altvater, Wesen und Form der deutschen Dorfgeschichte im neunzehnten Jahrhundert (Berlin 1930), S. 173.

<sup>9)</sup> Vgl. Auerbachs Brief vom 12. Oktober 1862 in: Berthold Auerbach. Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, hrsg. von Jakob Auerbach, Bd. I (Frankfurt 1884), S. 251.

<sup>10)</sup> (wie Anm. 7), S. 291.

<sup>11)</sup> Ebenda, S. 291.

bleme zu verzichten. Soll einerseits der Realismus nicht bis zum Naturalismus übertrieben werden, so wendet sich Anzengruber andererseits gleichfalls gegen die überschwengliche Phantasie der Romantiker, die er für „armselige Simulanten“<sup>12)</sup> erklärt. Anzengruber nimmt daher eine Mittelstellung ein und erklärt sich für einen realistischen Schriftsteller, der „das Leben in die Bücher bringen (will), nachdem man es lange genug nach Büchern lebte“<sup>13)</sup>. Außerdem betrachtet er sich „als Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit“<sup>14)</sup> und fordert schließlich: „Laßt mir den Realisten gelten. Laßt mich gelten“<sup>15)</sup>.

Diese Forderung nach dem Realismus bezieht sich, wie bereits angedeutet wurde, hauptsächlich auf die Wahrhaftigkeit der dargestellten Problematik, nicht unbedingt auf die empirische Wirklichkeit. Seine Bauern und deren Welt sind demnach oft keine naturgetreuen Nachahmungen und sollen es auch nicht sein. Vielmehr schafft Anzengruber sich Gestalten, wie er sie braucht: „Ich schuf meine Bauern so real, daß sie (der Tendenz wegen, die sie zu tragen hatten) überzeugend wirkten — und so viel idealisiert als dies notwendig war, um im ganzen der poetischen Idee die Waage zu halten. Ich habe mir zuerst den idealen Bauern konstruiert aus Hunderten von Begegnungen und Beobachtungen heraus und dann realistisch variiert nach all den gleichen Erfahrungen; ein eigentliches Studium hatte ich ihm nie gewidmet, ich faßte ihn mit einem Griffe“<sup>16)</sup>.

Welche Tendenz aber hatten die Bauern zu tragen? Wie bei Auerbach die aufklärerisch-ethischen Überzeugungen des Dichters. In einem Brief vom 21. November 1876 erklärt Anzengruber diese Tendenz seiner Werke zu dem Grund seines Schaffens überhaupt, denn „zu was arbeitet man denn, . . ., ohne belehren, aufklären und anregen zu wollen“?<sup>17)</sup> Im Bauerntum sah Anzengruber die Mög-

---

<sup>12)</sup> Vgl. die Vorrede zum zweiten Bändchen der „Dorfgänge“ in: Anzengrubers Werke in vierzehn Teilen, hrsg. von Anton Bettelheim, Bd. 6 (Berlin 1918), S. 108.

<sup>13)</sup> Ebenda, S. 110.

<sup>14)</sup> Ebenda, S. 111.

<sup>15)</sup> Ebenda, S. 112.

<sup>16)</sup> (wie Anm. 7), S. 291. Anzengruber fährt fort: „Ich behandle alle Charaktere so, ich nehme erst den Menschen, hänge ihm das Standesbild um und dann gebe ich ihm so viel von der gewöhnlichen lokalen Umgebung, als sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt. Für die lokalen Verhältnisse und Umgebungen habe ich immer einen Blick gehabt, der das Nebensächliche, so breit es sich auch machen wollte, sofort aus dem Bilde ausschied und das Unscheinbare, das zierte, rasch ausfand und in das geeignete Licht rückte.“

<sup>17)</sup> Vgl. den Brief an Duboc, den 21. November 1876 (wie Anm. 1), Bd. I, S. 299. Anzengruber fährt fort: „Das Volksstück, soviel ich weiß, gelesen und gesehen habe, hat alle Zeit, nach Maßgabe der herrschenden Anschauungen, die Absicht des Belehrens mit der zu unterhalten, verbunden.“

lichkeit gegeben, seinen Glauben an die Menschlichkeit darstellen zu können, da diese soziale Schicht noch einen gesunden Kern in sich trug. Hier konnte er sein sittlich-humanes Ideal des aufgeklärten Menschen aufbauen, und so war ihm der Bauer im Grunde „nur Mittel zum Zweck und nicht Selbstzweck, der Menschenschlag nämlich, mit dessen Hilfe er seine dichterischen Absichten am besten verwirklichen konnte“<sup>18)</sup>. Diese Absichten waren, wie gezeigt wurde, nicht auf ein naturalistisches Bild des Bauernlebens gerichtet, sondern wollten hauptsächlich eine aufgeklärte Ethik verbreiten. Daraus entwickelte sich seine besondere Auffassung der Volksschriftstellerei, in der sich Volkserzieher und Fabulist die Hände reichen, um „belehrsam zu erzählen“<sup>19)</sup> und Bausteine „zur Psychologie des Bauern“<sup>20)</sup> zusammenzutragen.

Solche Kunstauffassung hatte natürlich auch ihren Einfluß auf den Stil und die Sprache in den Dorfgeschichten. Anzengruber erkannte den Wert des lokalsprachlichen Ausdrucks und hat seine Werke genügend damit ausgefüllt, ohne jedoch den Schritt vom Realistiker zum Dialektiker zu machen, da er immer darauf bedacht war, „der Mehrheit der Menge verständlich zu bleiben“<sup>21)</sup>. Das unterscheidet ihn wiederum von Jeremias Gotthelf, der zuweilen ganze Erzählungen im Berndeutsch verfaßte und sich damit einen größeren Leserkreis verleidete. Trotz dieser Mischung von Dialekt und Schriftsprache verstand es Anzengruber, durch seine hervorragende Einfühlungsfähigkeit gehaltlich sowie sprachlich ein wirklichkeitsnahes Zeugnis der Bauernwelt zu geben. Als wichtigstes Sprachelement haben dabei die vielen Sprichwörter zu gelten, die er als Ausdruck der Volkssprache in seine Werke aufnahm. Über den Sprichwörtergebrauch in Anzengrubers Werken ist bisher in der Sekundärliteratur nicht die Rede gewesen. Die vorliegende Arbeit soll daher vor allem ein vollständiges Sprichwörter-Verzeichnis bringen und gleichzeitig eine Diskussion über die Funktionswerte der Sprichwörter liefern.

Anzengruber hat 45 Dorf- und Kalendergeschichten verfaßt, die er als Sammlungen unter den Titeln *Dorfgänge* (1879), *Lau-niger Zuspruch und ernste Red'* (1882), *Feldrain und Waldweg* (1882), *Wolken und Sonnenschein* (1888) und *Letzte Dorfgänge* (1894) veröffentlichte. Die Schaffensperiode erstreckt sich über zwanzig Jahre, und sämtliche

---

<sup>18)</sup> (wie Anm. 3), S. 86.

<sup>19)</sup> Vgl. die Vorrede zu den Kalendergeschichten (wie Anm. 12) Bd. 7, S. 15.

<sup>20)</sup> Anzengruber faßte unter dem Titel „Zur Psychologie des Bauern“ einige seiner Dorfgeschichten zusammen. Vgl. Alfred Kleinberg, Ludwig Anzengruber. Ein Lebensbild (Berlin 1921), S. 342.

<sup>21)</sup> (wie Anm. 12), S. 112.

Dorf- und Kalendergeschichten enthalten 140 Sprichwörter auf 825 Seiten, was die hohe Frequenz von einem Sprichwort pro 5,9 Seiten ergibt. Somit erweist sich Ludwig Anzengruber sprichwortreicher als Jeremias Gotthelf und Berthold Auerbach<sup>22)</sup>. An dieser Stelle soll nun vorerst eine chronologische Vergleichstabelle folgen, die für jede Geschichte die Sprichwörter und die entsprechende Sprichwörterfrequenz registriert.

Vergleichstabelle

Die Polizze, 1868		0	12	—
Gänseliesel, 1873	93.	1	15	15,0
Die Märchen des Steinklopferhans, 1875	19, 21, 25, 80, 88, 91, 97, 105.	8	48	6,0
Diebs-Annerl, 1875	14, 33, 83, 95, 116.	5	39	7,8
Die drei Prinzen, 1876	20, 52.	2	21	10,5
Die fromme Kathrin', 1877	17, 31, 103.	3	14	4,7
Der gottüberlegene Jakob, 1877	48.	1	13	13,0
Wie der Huber ungläubig ward, 1877		0	18	—
Eine Begegnung, 1877	76.	1	9	9,0
Treff-Aß, 1878	4.	1	12	12,0
Wie mit dem Herrgott umgegangen wird, 1878	58, 66, 92, 97, 107.	5	10	2,0
Das Sündkind, 1878	30, 33, 47, 86.	4	27	6,8
Der Verschollene, 1878	43, 96, 109.	3	19	6,3
Zu fromm, 1879	11, 22, 24, 28, 32, 42, 62, 69, 78.	9	20	2,2
Der starke Pankraz und die schwache Eva, 1880	23, 44, 56, 63, 84.	5	27	5,4
Ein Fund, 1880		0	5	—
Der Sinnierer, 1880	27.	1	8	8,0
Der Hoisel-Loisel, 1881	12, 71.	2	21	10,5
Pfahlbaute mit Nutzanwendung, 1881	38, 59.	2	4	2,0
Örtler, 1881	3, 16, 40, 77, 90.	5	20	4,0
Der Einsam', 1881	29, 82, 112.	3	41	13,7
Grünes Reis unterm Schnee, 1881	72.	1	6	6,0
Für d' Katz', 1882		0	4	—
's Moorhofers Traum, 1884		0	3	—
	Summe	62	146	145,9

<sup>22)</sup> Gotthelf weist eine Sprichwörterfrequenz von 11,4 und Auerbach von 16,6 auf. Vgl. meine Arbeiten über Das Sprichwort im Werke Jeremias Gotthelfs (Diss. Michigan State University, 1970) und „Das Sprichwort in den ‚Schwarzwälder Dorfgeschichten‘ von Berthold Auerbach“, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger (Stuttgart 1971), 123—147.

Vergleichstabelle

Übertrag:		62	146	145,9
Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern, 1884	22, 22, 22, 22, 22, 22, 22, 22, 22, 67, 67, 67, 67, 67, 67, 114, 114, 114, 114.	18	18	1,0
Unter schwerer Anklage, 1884	35, 85.	2	27	13,5
Gott verloren, 1884	46, 106.	2	17	8,5
Nit gehn tan tat's, 1885	9, 60, 65, 78, 98.	5	26	5,2
Annerl, Hannerl und Sannerl, 1885	7.	1	25	25,0
Die Herzfalte, 1885	46, 100.	2	16	8,0
Wenn es einer zu schlaun macht, 1885	18, 39, 64, 79, 81, 101, 113.	7	14	2,0
Der Schatzgräber, 1885	6, 70, 110.	3	9	3,0
Liesel, die an den Teufel glaubt, 1886	1, 10.	2	23	12,5
Die Heimkehr, 1886		0	16	—
Wissen macht — Herzweh, 1886	51, 53, 111.	3	17	5,7
Ein Mann, den Gott liebt, 1886		0		—
Unrecht Gut, 1886	2, 2, 35, 45, 45, 54, 55, 115.	8	53	6,6
Die Wahl im Bösen, 1886	89, 94, 102, 104.	4	21	5,3
Der Versuchung unterlegen, 1887	34, 36, 41, 50, 57, 68, 75.	7	17	2,4
Die Totenbeschwörung, 1887	70, 82, 108.	3	16	5,3
Gestohlenes Gut — gewonnener Mut, 1888	5, 15, 37, 61, 73, 74, 99.	7	31	4,4
Josel und Julie, 1888	26.	1	17	17,0
Die Körbelflechter-Kathrein, 1888/89	8, 49.	2	15	7,5
Der reiche Haidbauer, 1888/89	13.	1	17	17,0
In der Andreasnacht, 1889		0	9	—
Sämtliche Dorf- und Kalendergeschichten:		140	450	293,8

Von einer sichtbaren Entwicklung der Sprichwörterverwendung kann auf Grund dieser Tabelle nicht die Rede sein. Anzengruber hat das Sprichwort von vornherein als Stilelement in seine Werke eingebaut. Daß die Geschichte von bösen Sprichwörtern die höchste Sprichwörterfrequenz aufweist, kann kaum überraschen. Hier will Anzengruber an Hand von drei Sprichwörtern zeigen, wie diese durch falsche Auslegung ihren positiven Wahrheitsgehalt verlieren können. Der vordergründigen Lehrhaftigkeit wegen werden die Sprichwörter verschiedene Male von positiven und negativen Gesichtspunkten aus beleuchtet, und so ergibt sich die große Sprichwörterfrequenz. Andere sehr hohe Sprichwörterfrequenzen wie in den Geschichten Wie mit dem Herrgott umgegangen wird (Eine Geschichte mit einigen „Merks“), Zu fromm,

Wenn es einer zu schlaun macht, Der Versuchung unterlegen und Gestohlenes Gut — gewonnener Mut deuten bereits durch den Titel auf ihre mehr oder weniger didaktische Tendenz hin. Hier zeigt sich Anzengruber als volkstümlicher Pädagoge, der versucht, die Menschen zu verbessern und zu veredeln. Zuweilen kann sich seine Lehrbesessenheit bis zum Katechismusartigen steigern, und sein Werk verliert dabei an künstlerischem Wert. Das Pendel kann jedoch auch zur anderen Seite ausschlagen, besonders wenn er sich allzu sehr dem Märchenhaften hingibt, wie in Die drei Prinzen und Annerl, Hannerl und Sannerl. Sobald der Autor den Boden des Bauerntums verläßt, hört auch die volkstümliche Redeweise und somit der Gebrauch der Sprichwörter auf. Im ganzen aber zeigt sich Anzengruber als großer Kenner der Bauernsprache und läßt erkennen, daß „die Sprichwörter Sprachgut der gesamten dörflichen Gemeinschaft (sind)“<sup>23)</sup>.

Drückt das Sprichwort an und für sich bereits traditionelle Erfahrungen als Lebensweisheit aus, so ist doch zu bemerken, daß das Sprichwort „im lebendigen Gebrauch (oft) nochmals an einen Traditionsträger mit einer einleitenden oder abschließenden Formel anknüpft“<sup>24)</sup>. Dadurch gewinnt das Sprichwort an Autoritätsanspruch und steht als unumstößliche, altüberlieferte Wahrheit da. Von den 140 Sprichwörtern bei Anzengruber werden 21 Sprichwörter durch gewisse substantivische und neun durch verbale oder adverbale Einführungsformeln hervorgehoben, wie die beiden folgenden Listen zeigen:

Substantivische Wendungen	Sprichwörternummern
es ist ein alter Erfahrungssatz	20
an dem Grundsatz festhielt	26
geht die Red'	102
alle gang und gäben Redensarten und Sprichwörter	28, 42
Redensarten	39, 81
die altehrwürdige Regel	41
in der Schrift steht	31
das alte Sprichwort	94
das gute alte Sprichwort	82
das Sprichwort . . . auszulegen	27

<sup>23)</sup> Mathilde Hain, Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung (Gießen 1951), S. 51.

<sup>24)</sup> Mathilde Hain, „Sprichwort und Rätsel“, in: Deutsche Philologie im Aufriss, 2. Auflage (Berlin 1962), Bd. III, Spalte 2730.

das Sprichwort (ist) ein Wahrwort	51
du kennst ja's Sprichwort	65
solche Sprichwörter sind	22, 67, 114
wie das alte Sprichwort besagt	14
wie das Sprichwort sagt	10
wie's alte Sprichwort geht	12
eine unumstößliche Wahrheit	54

Verbale und adverbiale Wendungen	Sprichwörternummern
bekanntlich	9
echt christlich	13
da heißt's	109
da heißt's wohl	116
es heißt ja auch	11
es heißt nicht umsonst	85
geschrieben stund	8
es steht doch geschrieben	80
man sieht	97

Auffallend ist, daß Anzengruber immer wieder andere Formeln verwendet, ohne sich zu wiederholen. Selbstverständlich sind Formeln mit dem Begriff „Sprichwort“ am häufigsten. Hier wird dann direkt auf das folgende Sprichwort hingewiesen, und das Adjektiv „alt“ soll dabei den Aussagewert des Sprichwortes noch erhöhen, wie etwa „das gute alte Sprichwort“, „wie das alte Sprichwort besagt“ und „wie's alte Sprichwort geht“. Weniger oft verwendet Anzengruber Einführungsformeln, die sich auf die Bibel beziehen, wie zum Beispiel „in der Schrift steht“ und „es steht doch geschrieben“. Das liegt vor allem an seiner aufklärerischen Gesinnung, die sich gegen jedes kirchliche Dogma wendete. Das läßt sich auch bei Berthold Auerbach feststellen, während diese Art von Formel bei dem Pfarrer Gotthelf besondere Beliebtheit zeigt.

Soweit der statistische Teil dieser Arbeit, der auf die Verteilung und die Einführungsformeln der Sprichwörter einging. Von besonderem Interesse ist es nun, auf die verschiedenen Funktionswerte der Sprichwörter im literarischen Text einzugehen. Lange hat man Sprichwörter als „im Volksmund umlaufende, in sich geschlossene Sprüche von lehrhafter Tendenz und gehobener Form“<sup>25)</sup> angesehen. Diese Art der Definition beschränkt das Sprichwort von vornherein auf einen lehrhaften Funktionswert. Dem widerspricht jedoch eine Analyse der Sprichwörterverwendung im mündlichen oder schriftlichen Gebrauch, denn das Sprichwort übernimmt vielmehr zahlreiche Funktionswerte

<sup>25)</sup> Friedrich Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde (München 1922) S. 2.

und zeigt sich so mannigfaltig in seiner Verwendung, wie das Leben selbst. Die Funktion der Sprichwörter ist dabei immer von den Trägern und der Erzähl- oder Gesprächssituation abhängig, wie nun gezeigt werden soll.

Etwa ein Viertel aller Sprichwörter werden von dem Dichter in den epischen Fluß eingebaut. Meist handelt es sich dabei um einfache Feststellungen, die in der Form eines Sprichwortes ausgedrückt werden, wie zum Beispiel „jeder in seiner Art“ (105)<sup>26</sup>, „alles hat ja seine Zeit“ (112), „Glück wie Unglück kommen ungefragt“ (98), „wovon das Herz voll ist, geht der Mund über“ (51), „allzu scharf macht schartig“ (82), „Undank ist der Welt Lohn“ (97), „aller guten Dinge sind drei“ (15) und „geschehen war geschehen“ (33). Diese Sprichwörter verweisen also ganz allgemein auf Lebensregeln, die dem Leser nichts Neues bedeuten. Sie sollen auch keineswegs lehrhaft wirken, sondern nur ein Einzelfall im Ablauf einer Geschichte ins Typische erheben.

Einen behelrenden Unterton lassen dagegen die Sprichwörter verlauten, die eine erklärende Funktion übernehmen. So wird erklärt, „daß Tugenden für einen Regenten erforderlich wären, je mehr, je besser“ (52), „den schuldigen Mann geht das Grausen an“ (85), „daß ein Fleck besser wie ein Loch sei“ (26), „gekauft wär' gekauft“ (54), „Ausdauer führt stets zum Ziele“ (9), „Kleider machen Leute“ (58) und „wie sich ein Ding anläßt, so wächst sich's auch aus“ (19). Diese Erklärungen müssen jedoch nicht immer didaktisch ausgerichtet sein, besonders nicht bei einem Humoristen wie Anzengruber. So erklärt Anzengruber die Versuche dreier Bewerber, sich vor einer verwitweten Wirtin hervorzutun, folgendermaßen: „... wenn sie auch dann den Abwesenden zusammen nach Kräften verleumdete, so strebten sie schließlich damit doch nur die Erfüllung des Gebotes an: Liebe deinen Nächsten (64), denn der war die Wirtin, die neben dem Tische stand“. Humorvoll ist auch die Forderung des Erzählers, „alle gang und gäben Redensarten und Sprichwörter alten Gewichts in das Dezimalsystem zu übertragen, so daß wir eine Art Rechnungsfaulenz bekämen und nur nachzuschlagen brauchten, um zu wissen: Freunde in der Not gehen — in der und der Anzahl auf soundsoviel Dekagramm (28). Soundsoviel Dekagramm Glück ist mehr wert als soundsoviel Kilogramm Verstand (42) usw. usw.“

In der Geschichte von bösen Sprichwörtern zeigt sich dann Anzengruber auf der Höhe seiner Lehrhaftigkeit.

---

<sup>26</sup>) Eine Zahl in Klammern verweist auf das Sprichwörter-Verzeichnis am Ende dieser Arbeit, wo für jedes Sprichwort der Quellennachweis und eine Verifizierung registriert wird. Zitiert wird ausschließlich nach Anzengruber's Werke in vierzehn Teilen, hrsg. von Anton Bettelheim (Berlin 1918).

Johann Peter Hebel ähnlich schreibt er eine regelrechte Abhandlung über drei Sprichwörter. Zuerst erklärt er: „manche Sprichwörter sind danach, es dürfte sie der Teufel den Leuten in den Mund gelegt haben, daß ihnen die Sünde leichter eingehe . . . Solche Sprichwörter sind: ‚Der Mensch lebt nur einmal‘ (67), — ‚Einmal ist keinmal‘ (22), — ‚Kommt Zeit, kommt Rat‘ (114), und andere mehr, die alle den Leichtgeherzten das Gewissen geschmeidig halten, indem sie vom Tun und Lassen des Menschen den Gedanken an die Verantwortlichkeit fernrücken und in scheinbar ganz unverfänglicher Schalkheit zur Stunde der Versuchung ihm zuflüstern: ‚Greif zu, dummer Peter!‘” Anzengruber weist jedoch darauf hin, daß die Sprichwörter nichts für ihren Gebrauch können und gibt dann für jedes der drei Sprichwörter kurze Beispiele, wo diese einen positiven Wert vertreten. Der Dichter erkennt also den Wahrheitsgehalt des Sprichwortes an, nur werden diese drei bestimmten Sprichwörter selten richtig interpretiert. Das wird auch sogleich kurz an allen drei Sprichwörtern gezeigt. Auf diese allgemeine Auseinandersetzung folgt dann ein längeres Beispiel in Form einer moralischen Erzählung, worin ein Bauer versucht, seine schlechten Taten an Hand der drei Sprichwörter zu rechtfertigen, bis er zuletzt als Mörder abgeführt wird. Im Anklang an die drei so oft wiederholten Sprichwörter heißt es dann schließlich: „Als man ihn ausführte, da mochte er wohl aus tiefgeängstigter Seele wünschen, das eine Mal, das er auf der Welt lebte, auch so gelebt zu haben, wie Leute, die sich vor Augen halten, daß dieses einmal nicht keinmal, sondern für allemal sei, sich durch diese Einsicht an ihrer Ehre aufgefordert fühlen, strenge gegen sich und milde gegen andre zu sein, und darin wohlberaten sich finden bis zu der Stunde, wo keine Zeit mehr kommt und es keines Rates mehr bedarf.” Solche übertriebene Didaktik gehört zu einer Kalendergeschichte, wozu das Sprichwort von vornherein ein wichtiges Stilelement bildet. Indem Anzengruber das Sprichwort in dieser Geschichte in seiner Zweideutigkeit darstellt, zeigt er an, daß das Sprichwort in all seiner Kürze eine komplizierte Aussageform der Volksweisheit darstellt, und daß der Funktionswert des Sprichwortes immer wieder von der Gebrauchssituation abhängig ist. Nur daraus läßt sich der Sinn und Zweck einer Sprichwörterverwendung erkennen.

In der zuletzt besprochenen Kalendergeschichte umschrieb Anzengruber die drei Sprichwörter im letzten Paragraphen auf solche Weise, daß der Leser immer noch die ursprünglichen Sprichwörter darin erkennen konnte. Es handelt sich dabei um eine mehr oder weniger aufgelöste Form des eigentlichen Sprichwortes. Diese aufgelöste Form der Sprichwörter läßt sich in den Verwendungen im

epischen Fluß des öfteren entdecken. Das Sprichwort, als unabhängige Aussage, würde in seiner Originalform leicht die Kontinuität des Erzählungsvorganges sprengen, und so wird es durch die Auflösung völlig integriert. Dadurch verliert das Sprichwort zwar an direkter Aussagekraft, doch bleibt es für den Kenner der volkstümlichen Sprache immer noch erkenntlich. So erzählt Anzengruber zum Beispiel, wie jemand alle möglichen Heiligen in seinen Hut flucht: „Es vergehen keine fünf Minuten, so hat er den Hut voll der schönsten und größten Heiligen, die man im Kalender finden kann, denn billigerweise hält man es mit den Heiligen umgekehrt wie mit den Spitzbuben, wo man die kleinen fängt und die großen laufen läßt“ (92). In einem anderen Fall unterbricht Anzengruber die Erzählung, um folgende Erklärung abzugeben, nämlich, „daß überhaupt kein Dieb mehr an den Galgen kommt, nicht einmal die kleinen, viel weniger die großen, die man schon, wie das alte Sprichwort besagt, in früheren düsteren Zeiten laufen ließ“ (14). Hier wird sogar noch mit einer Formel auf das zerstückelte Sprichwort hingewiesen. In beiden Fällen ist jedoch das bekannte Sprichwort „kleine Diebe hängt man auf, große haben freien Lauf (läßt man laufen)“ zu erkennen.

In einer anderen Geschichte hat eine verwitwete Wirtin viele Bewerber, doch „eigentlich waren es, nach der Zahl der guten Dinge, nur drei“ (18). Überhaupt waren diese drei Männer sehr zuvorkommend und so „war hier die Wahl mit keinerlei Qual verbunden“ (101). Deutlich lassen sich die Sprichwörter „aller guten Dinge sind drei“ und „wer die Wahl, hat auch die Qual“ herauskristallisieren. Ähnlich geht „man ließ also, wo nicht mehr zu helfen war, das Raten beiseite“ (75) auf das Sprichwort „wem nicht zu raten steht, dem ist auch nicht zu helfen“ zurück. „Aber die Sonne, die böse Sonne mit ihrem aufdringlichen Lichte ging nicht unter, ohne alles an den Tag gebracht zu haben“ (88) enthält das bekannte Sprichwort „die Sonne bringt es an den Tag“. „Jetzt beginnen selbst in diesen verborgenen Nestern (gemeint sind einsame Gebirgsorte) die Jungen anders zu zwitschern als die Alten sungen“ (3) verweist in abgewandelter Form auf „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen“, und daß mit jemandem „nicht gut Kirschen essen war“ (49) ist nichts anderes als eine Kurzform des beliebten Sprichwortes „mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen esse, sie werfen einem die Stiele ins Gesicht“.

In all diesen Beispielen zeigt sich Anzengrubers Kunstfertigkeit, die Sprichwörter in den epischen Fluß zu integrieren. Die Volkstümlichkeit seiner erzählenden Prosa wird dadurch aufrechterhalten. Das gilt natürlich noch mehr für die Sprachführung in den Dialogteilen, denn „Wesentliches steht in Anzengrubers Erzählungen eigentlich im-

mer im Dialog oder Monolog; äußere Charakterisierung und Schilderung von Personen und Milieu bilden hierzu oft nur den Rahmen" <sup>27)</sup>. Hier sprechen Bauern, Bäuerinnen, Pfarrer, Bürgermeister, Polizisten, Holzfäller, kurz — sämtliche Dorfeinwohner sprechen ihre ihnen eigentümliche Sprache, die von Sprichwörtern durchsät ist. Dreiviertel aller Sprichwörter befinden sich in diesen direkten Reden, wo sie eine Vielfalt von Funktionswerten übernehmen, ohne je unpassend oder forciert zu wirken.

In den alltäglichen Reden der Dorfeinwohner fungiert das Sprichwort oft als einfache Feststellung einer ersichtlichen Wahrheit. Statt zu philosophieren, wird ein dem Umstand entsprechendes Sprichwort angeführt, wobei „das Sprichwort die eigene geistige Leistung ersetzt" <sup>28)</sup>. Wie bei den im epischen Fluß stehenden Sprichwörtern übernehmen auch im Dialog viele Sprichwörter feststellende Funktionswerte, wie „ehrlieh währt am längsten" (21), „Gedanken sind zollfrei" (30), „mer sein alle Menschen" (69), „bete und arbeite" (11), „jeder in seiner Weis'" (106), „es hat jed's sein Kreuz" (60), „aufgeschoben ist nicht aufgehoben" (7), „die Zeit vergeht" (113), „mir nix dir nix" (70) und „übern G'schmacken is nit z'dischpadiern" (38). Es lassen sich jedoch durch Sprichwörter auch allerei Umstände erklären. Wenn Leopold als Krüppel aus dem Kriege nach Hause kommt, erklärt ihm der neue Eigentümer seines Elternhauses folgendes: „Nun, nun, versteh' schon, daß es Euch hart sein mag, Elternhaus und Eltern nimmer zu finden, begreif's, aber alles hat sein Ziel (116), und was alte Leute betrifft, so mag man wohl denken, daß sie Gott mittlerweile' abrufen kann, da heißt's wohl, wider'n Tod ist kein Kraut gewachsen (95), und Gott tröst' sie, einmal müssen wir ja alle daran". So versucht dieser Bauer dem trostlosen Leopold den Wandel des Menschenlebens beizubringen. Erklärende Funktionen übernehmen auch Sprichwörter wie „eine Hand wäscht die andere" (47), „lang ,borgt ist nit g'schenkt" (12), „älter macht kälter" (1), „ein Wort gibt leicht 's andre" (111), „Kinder und Narren reden oft d'Wahrheit" (57), „a Wort ist kein Faustschlag" (110), „a Brot (ist) kein Handschlag" (6), „Liebe läßt sich nicht erzwingen" (63) und „Handel und Wandel geht vor" (48).

Eine sehr bedeutende und beliebte Funktion übernimmt das Sprichwort jedoch in der Argumentation. Dabei faßt das Sprichwort das Gesagte zum Schluß in eine pointierte Regel zusammen und bekräftigt dadurch das Argument. Während ein Freund versucht, einem Bauern

---

<sup>27)</sup> (wie Anm. 8), S. 179.

<sup>28)</sup> Hans N a u m a n n, Grundzüge der deutschen Volkskunde, 2. Auflage (Leipzig 1929), S. 133.

klarzumachen, daß sein ungeratener Sohn erstochen worden ist, meint dieser: „Oho, hätten s' ihn so arg zug'deckt, daß ihn eppa erst der Bader z'sammenflicken muß. No, Unkraut, denk' ich, wird nit verderben" (100). Oder wenn eine Bäuerin einem aufgeregten Knecht spät am Abend kein Gehör schenken will, so argumentiert dieser „besser spat, wie gar nit" (89). Auch zum hinterlistigen Argument muß das Sprichwort erhalten, wenn der Fleischerfritz sich der Liesel mit einer falschen Liebeserklärung aufzudrängen versucht: „Liesel, sei gescheit, so führt uns das Geschick nit leicht mehr zusammen wie heut, die gute Stund' muß man beim Schopf packen" (93). Dagegen kann man sich auch mit einem angedeuteten Sprichwort recht nett und verliebt zanken. Hans erklärt seiner Gretl, daß es ihm so gut wird, mit ihr den ganzen Tag im freien Feld zu sein, worauf diese schmollend erwidert: „Ja und mich z' necken." Listig antwortet jedoch der aufgeweckte Hans: „Du kennst ja 's Sprichwort" (65), und obwohl er das Sprichwort nicht ausspricht, wissen er und Gretl sowie der Leser doch, daß das Sprichwort, „was sich liebt, das neckt sich", gemeint ist. Weitere argumentierende Funktionswerte übernehmen dann noch Sprichwörter wie „mit der Zeit wird einer g'scheiter" (115), „stille Wasser sein tief" (102), „nutzt's nix, so schadt's nix" (74), „s is nit alles z' glauben, was d' Leut reden" (39), „durchs Reden kommen d' Leut' z'samm" (78), „ein Mohr laßt sich nit weiß waschen, noch weiß brennen" (71), „wie der Schelm is, so denkt er" (84), „der alte Gott lebt noch" (43), „was dem einen recht, das ist dem andern billig" (76), „kein Ding ohne Ursach' " (17) und „wer's glaubt, wird selig" (40).

Das Sprichwort kann in seiner Verwendung aber auch Trost und Beruhigung spenden. Wenn ein Holzfäller berichtet, daß seine Frau schon wieder ein Kind erwartet, obwohl schon genug Esser in der Familie sind, meint ein anderer Holzfäller: „O du mein, steht's so? Na, tröst' dich, wem Gott ein Haserl schickt, dem gibt er auch ein Graserl" (44). Ein Pfarrer beruhigte eine Bäuerin, indem er ihr vorhält, daß „auch der Gerechte siebenmal des Tags fällt" (32). Oder ein alter Bauer tröstet seinen Sohn, der unter dem Regime seiner Frau leidet, mit einer ganzen Batterie von Sprichwörtern, wobei die Dialektform die Volkstümlichkeit der Gesprächssituation nur noch steigert: „Ja, Peter, Suhn, schau, was will mer da machen? G'schehn is amal g'schehn (34) und a G'schehn is laßt sich nit ändern (36). Du wolltest just dö habn und ich getraut' mir's dir nit zu verweh'n, daß du s' nimmst, aus gar eigene Gründ' nit; wer weiß, ob's auch was genutzt hätt'? Denn des Menschen Will' is sein Himmelreich (68) und müßt' ihn gleich der Teufel dazu die Schlüssel schmieden". Auch andere Sprichwörter wie „jeder hat seine Schwäche" (86), „man muß's

nehmen, wie's kummt" (73) und „in was nit z'ändern is, muß mer sich dreischicken" (5) drücken diesen beruhigenden und tröstenden Funktionswert aus. Das Sprichwort verweist auf den allgemeinen Gang der Dinge, den es zu akzeptieren gilt, da das Leben nun einmal so ist und nicht anders.

Schließlich sei noch auf einige weniger oft verwendete Funktionswerte hingewiesen, wie Voraussage „es bleibt alles beim alten" (2); Charakterisierung: „jung g'wohnt, alt g'tan" (53); Einsicht: „Unrecht Gut gedeiht nit" (45); Rechtfertigung: „Aug' um Aug' und Zahn um Zahn" (8); Warnung: „Richtet nicht, daß ihr nicht gericht' werdt" (80); Entschuldigung: „alte Leute schwätzen gern" (62); Überlegung: „zu der Hacke würde sich doch wohl ein Stiel finden" (46); Ratschlag: „Geschehenes läßt sich nicht ändern" (35). Diese Beispiele deuten an, daß das Sprichwort den Lebensweg der Dorfbewölkerung kommentiert. Für jede Gefühlslage, für jede Situation greift das Volk zum Sprichwort und verweist damit auf die Kontinuität menschlicher Erfahrungen, denn, um es einmal sprichwörtlich auszudrücken, „es geschieht nichts Neues unter der Sonne", was das Sprichwort nicht zu erläutern wüßte.

So erweist sich Ludwig Anzengruber in der Sprichwörterverwendung als guter Kenner der volkstümlichen Sprache. In immer wieder variierten Funktionswerten treten die verschiedensten Sprichwörter auf. Die meisten Sprichwörter sind in der hochdeutschen Sprachform in den Text eingegliedert worden, was auf Anzengrubers Wunsch nach Allgemeinverständlichkeit zurückzuführen ist. Wenn er jedoch gerade einen Redeschwall im Dialekt wiedergibt, dann tritt auch das Sprichwort in der Dialektform auf und verstärkt die volkstümliche Sprachkraft. Die Sprichwörter sind jedoch immer auf solche Weise integriert, daß man nicht von einer gekünstelten Sprichwörterausstopfung der Erzählungen sprechen kann. Vielmehr scheint das Sprichwort von vornherein ein Teil von Anzengrubers Stil gewesen zu sein, wie die chronologische Tabelle zu Beginn dieser Arbeit aufwies. War Anzengruber auch ein Großstädter und nicht Volksmann wie Gotthelf, so ist es ihm doch gelungen, die Sprache der Dorfbewölkerung in realistischer Weise wiederzugeben. Führten ihn sein Künstlertum und seine aufklärerisch-liberale Tendenzhaftigkeit auch zuweilen über die geistigen Ansprüche der Dorf- und Kalendergeschichten hinaus, so ist es doch oft gerade seine natürliche Sprachbegabung und damit verbunden die Integration des volkstümlichen Sprichwortes, die seine Geschichten als echte Volksliteratur gelten lassen.

## Sprichwörter-Verzeichnis

Die Methode der Klassifikation der Sprichwörter entspricht der von Karl Friedrich Wilhelm W a n d e r s Deutschem Sprichwörter-Lexikon, 5 Bde. (Leipzig, 1863—1880), das heißt, die Sprichwörter wurden alphabetisch nach Hauptstichwörtern geordnet. Es wird zuerst das Sprichwort aus dem Anzengruberschen Text angegeben. Dann folgen Band- und Seitenzahl des betreffenden Werkes. Darauf folgt die Belegstelle aus Wander. Wanders Belege werden immer zitiert, es sei denn, der Anzengrubersche Wortlaut des Sprichwortes ist identisch mit dem Wanderschen. In dem letzteren Fall wäre die Angabe von Wanders Belegtext überflüssig.

Im ganzen hat diese Untersuchung 116 verschiedene Sprichwörter aufzuweisen. Die Gesamtzahl der Sprichwörter, einschließlich der 24 Wiederholungen, beträgt jedoch 140. Diese Zahl ist die ausschlaggebende für den Sprichwörterschatz in den Dorf- und Kalendergeschichten Ludwig Anzengrubers.

### A

#### ALT (Adj.)

1. Älter macht kälter.  
Bd. IX, S. 104.  
Wa, I, 51, Alt (Adj.) 24. Je älter, je kälter.

#### ALTE (das)

2. (es) bleibt beim alten.  
Bd. XI, S. 35; Bd. XI, S. 49.  
Wa, I, 54, Alte (das) 8.

#### ALTEN (die)

3. ... beginnen die Jungen anders zu zwitschern als die Alten sungen.  
Bd. VII, S. 239.  
Wa, I, 58—59, Alten (die) 77. Wie die Alten sungen so zwitschern auch die Jungen.

#### AMEN

4. Amen, sagt der Pfaff, wenn er nichts mehr weiß.  
Bd. VII, S. 61.  
Wa, I, 67, Amen 3. Amen, sagte der Küster, und die Kirche war aus.

#### ÄNDERN

5. In was nit z' ändern is, muß mer sich dreinschicken.  
Bd. XI, S. 139.  
Wa, I, 79, Ändern 12. Was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern.

#### ANGEBOT

6. A Bot (Angebot) ist kein Handschlag.  
Bd. IX, S. 62.  
Wa, V, 406, Wort 182. Ein Wort ist kein Donnerschlag.

#### AUFSCHIEBEN

7. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.  
Bd. IX, S. 180.  
Wa, I, 164, Aufschieben 2.

### AUGE

8. Aug' um Aug' und Zahn um Zahn.  
Bd. XI, S. 177.  
Wa, I, 169, Auge 12.

### AUSDAUER

9. Ausdauer, die stets zum Ziele führt.  
Bd. IX, S. 207.  
Wa, I, 188, Ausdauer 2. Ausdauer erwirbt (verdient) den Preis.

### B

#### BEIN

10. Auf einem Beine ist nicht gut stehen.  
Bd. IX, S. 91.  
Wa, I, 299, Bein 3. Auf einem Beine geht (steht) man nicht.

#### BETEN

11. Bete und arbeite.  
Bd. VII, S. 68.  
Wa, I, 341, Beten 11.

#### BORGEN

12. Lang 'borgt ist nit g'schenkt.  
Bd. VII, S. 168.  
Wa, I, 432, Borgen 23.

#### BÖSE (das)

13. Böses mit Gutem vergelten.  
Bd. XI, S. 187.  
Wa, I, 437, Böse (das) 33. Das Böse muß man mit Gutem vertreiben.

### D

#### DIEB

14. ... daß überhaupt kein Dieb mehr an den Galgen kommt, nicht einmal die kleinen, viel weniger die großen, die man schon in früheren düsteren Zeiten laufen ließ.  
Bd. VI, S. 63.  
Wa, I, 590, Dieb 170. Kleine Diebe hängt man auf, große haben freien Lauf (läßt man laufen).

#### DING

15. daß aller guten Dinge drei sind.  
Bd. XI, S. 128.  
Wa, I, 605, Ding 45.
16. Aller guten Ding' sind drei.  
Bd. VII, S. 248.  
Wa, I, 605, Ding 45.
17. Kein Ding ohne Ursach',  
Bd. VI, S. 144.  
Wa, V, 1158, Ding 1886. Jedes Ding will sein Ursach haben.
18. Eigentlich waren es, nach der Zahl der guten Dinge, nur drei.  
Bd. IX, S. 129.  
Wa, I, 605, Ding 45. Aller guten Ding seynd drey.
19. Wie sich ein Ding anläßt, so wächst sich's auch aus.  
Bd. VII, S. 111.  
Wa, I, 658, Ding 1334. Wie man ein ding acht, so ist's gemacht.

DUNKEL (Subst.)

20. Daß man im Dunkeln nichts sieht.  
Bd. VII, S. 34.  
Wa, I, 709, Dunkel (Subst.) 5. Im tunckeln ist gut munckeln.

E

EHRlich

21. Ehrlich währt am längsten.  
Bd. VII, S. 116.  
Wa, I, 748, Ehrlich 10.

EINMAL

22. Einmal ist keinmal.  
Bd. VII, S. 75; Bd. IX, S. 64; Bd. IX, S. 64; Bd. IX, S. 65; Bd. IX,  
S. 65; Bd. IX, S. 65; Bd. X, S. 69; Bd. IX, S. 69; Bd. X, S. 80.  
Wa, I, 792, Einmal 16.

ENDE

23. Ein End' nimmt ja alls.  
Bd. VII, S. 284.  
Wa, I, 814, Ende 1. Alles hat ein Ende.
24. 's andere End' kommt nach, hat der Dieb g'sagt, wie ihn der Schandarm am  
Strickl g'führt hat.  
Bd. VII, S. 83.  
(nicht in Wander)

F

FINGER

25. ... ihm den kleinen Finger zu zeigen, so nahm er gleich die ganze Hand.  
Bd. VII, S. 118.  
Wa, I, 1019, Finger 61. Wenn mann eim einn finger beut, wil er die  
faust gar haben.

FLECK

26. daß ein Fleck besser wie ein Loch sei.  
Bd. XI, S. 149.  
Wa, I, 1049, Fleck 1. Besser ein Fleck (Flick) als ein Loch (Fleck).

FREIEN

27. Jung gefreit, hat noch niemand gereut.  
Bd. VII, S. 181.  
Wa, I, 1150, Freien 54.

FREUND

28. Freunde in der Not gehen — in der und der Anzahl auf soundsoviel  
Dekagramm.  
Bd. VII, S. 67.  
Wa, I, 1182, Freund 231. Freund in der not gehen zehen auff ein lot.

G

GEDANKE

29. Gedanken sind zollfrei.  
Bd. VII, S. 203.  
Wa, I, 1395, Gedanke 44.
30. Gedanken sind zollfrei.  
Bd. VI, S. 166.  
Wa, I, 1395, Gedanke 44.
31. Wie der Geist oft willig wär', das Fleisch aber schwach.

## GEIST

Wa, I, 1449, Geist 10. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.  
Bd. VI, S. 149.

## GERECHTE (der)

32. Der Gerechte fällt siebenmal des Tags.  
Bd. VII, S. 80.  
Wa, I, 1563, Gerechte (der) 3.

## GESCHEHEN

33. Geschehen ist geschehen.  
Bd. VI, S. 74; Bd. VI, S. 157.  
Wa, I, 1584, Geschehen 34.
34. G'schehn is amal g'schehn.  
Bd. XI, S. 102.  
Wa, I, 1584, Geschehen 34.

## GESCHEHENES

35. Geschehenes läßt sich nicht ändern.  
Bd. IX, S. 44; Bd. XI, S. 42.  
Wa, I, 1587, Geschehenes 1. Geschehenes hat keine Umkehr.
36. G'schehnis läßt sich nit ändern.  
Bd. XI, S. 102.  
Wa, I, 1587, Geschehenes 1. Geschehenes hat keine Umkehr.
37. G'schehnis läßt sich neama ändern.  
Bd. XI, S. 139.  
Wa, I, 1587, Geschehenes 1. Geschehenes hat keine Umkehr.

## GESCHMACK

38. Über'n G'schmacken is nit z' dischpadiern.  
Bd. VII, S. 64.  
Wa, I, 1598—1599, Geschmack 18. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten.

## GLAUBEN

39. 's is nit alles z' glaubn, was d' Leut reden.  
Bd. IX, S. 132.  
Wa, I, 1706, Glauben 61. Me mott nit alles gläuwen, wat de Lüde säget.
40. Wer's glaubt, wird selig.  
Bd. VII, S. 248.  
Wa, I, 1708, Glauben 110.

## GLEICH

41. daß nur gleich und gleich zusammentauge.  
Bd. XI, S. 99.  
Wa, I, 1714—1715, Gleich 68. Gleich und gleich gesellet sich gerne.

## GLÜCK

42. Soundsoviel Dekagramm Glück ist mehr wert als soundsoviel Kilogramm Verstand.  
Bd. VII, S. 67.  
Wa, I, 1743, Glück 287. Ein Loth Glück ist besser als ein Pfund Verstand.

## GOTT

43. Der alte Gott lebt noch.  
Bd. VII, S. 144.  
Wa, II, 6, Gott 124.
44. Wem Gott ein Haserl schickt, dem gebt er auch ein Graserl.  
Bd. VII, S. 262.  
Wa, II, 75, Gott 1840. Wem Gott gibt a Hasel, dem gibt a au a Rasel.

GUT (Subst.)

45. Unrecht Gut gedeiht nit.  
Bd. XI, S. 59; Bd. XI, S. 59.  
Wa, II, 197, Gut (Subst.) 255.

H

HACKE

46. Zu der Hacken wird sich wohl auch ein Stiel finden.  
Bd. IX, S. 20; Bd. IX, S. 146.  
Wa, II, 247, Hacke 2. Der Hacke ist leicht ein Stiel zu finden.

HAND

47. in dem eine Hand die andere wäscht.  
Bd. VI, S. 157.  
Wa, II, 298—299, Hand 123.

HANDEL

48. Handel und Wandel geht vor.  
Bd. VI, S. 137.  
Wa, II, 330, Handel 25. Handel vnd Wandel wil getrieben seyn.

HERR

49. mit welcher lebend . . . nicht gut Kirschen essen war.  
Bd. XI, S. 165.  
Wa, II, 560—561, Herr 601. Mit grossen herrn ist nit gut (aus einem hute) kirssen essen, sie werffen eim die stil ann hals (ins Gesicht).

HERZ

50. Wann ein'm von Dankbarkeit 's Herz voll is, so geht's leicht davon über.  
Bd. XI, S. 104.  
Wa, II, 615, Herz 341. Was das hertz vol ist, geht der mund vber.
51. Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.  
Bd. IX, S. 183.  
Wa, II, 615, Herz 341. Wes das hertz vol ist, geht der mund vber.

J

JE MEHR

52. Je mehr, je besser.  
Bd. VII, S. 20.  
Wa, II, 1008, Je mehr 1. Je mehr, desto besser.

JUNG

53. Jung g'wohnt, alt g'tan.  
Bd. IX, S. 194.  
Wa, II, 1054, Jung 25.

K

KAUFEN

54. Gekauft wär' gekauft.  
Bd. XI, S. 36.  
Wa, II, 1218, Kauf 37. Kauf ist Kauf.
55. Was g'kauft is, is g'kauft.  
Wa, II, 1218, Kauf 37. Kauf ist Kauf.  
Bd. XI, S. 27.

KIND

56. Frau G'vatterin, nehmt wieder Euer liebs Kindel', sagt der Taufpat', wenn sich's übel bei ihm auf'führt hat.  
Bd. VII, S. 276.  
(nicht in Wander)
57. Kinder und Narren reden oft d' Wahrheit.  
Bd. XI, S. 107.  
Wa, II, 1296, Kind 570.

#### KLEID

58. weil Kleider Leute machen.  
Bd. VII, S. 43.  
Wa, II, 1377, Kleid 140.

#### KOMMEN

59. Ich komm' gleich wieder des Wegs, sagt's Roß im Göpel.  
Bd. VII, S. 65.  
(nicht in Wander)

#### KREUZ

60. Es hat jeds sein Kreuz.  
Bd. IX, S. 222.  
Wa, II, 1606, Kreuz 43. Es hat jeder sein Kreuz, der eine mehr, der andere weniger.

#### KUH

61. Hietz schiebn mer'n Riegel vor, wo d' Kuh aus'm Stall is.  
Bd. XI, S. 142—143.  
Wa, II, 1682, Kuh 384. Wenn die Kuh draussen ist, macht man den Stall zu.

### L

#### LEUTE

62. Alte Leute schwätzen gern.  
Bd. VII, S. 78.  
Wa, V, 2, Weib 22. Alte Weiber schwatzen gern.

#### LIEBE

63. Liebe läßt sich nicht erzwingen.  
Bd. VII, S. 272.  
Wa, III, 152, Liebe 519.

#### LIEBEN

64. Liebe deinen Nächsten.  
Bd. IX, S. 132.  
Wa, III, 167, Lieben 38. Liebe deinen Nächsten, aber zuerst (oder: noch mehr) dich selbst.
65. Du kennst ja's Sprichwort. (Gemeint ist: Was sich liebt, das neckt sich.)  
Bd. IX, S. 222.  
Wa, III, 169—170, Lieben 87. Was sich liebt, das neckt sich.

#### LUMP

66. daß ein Lump wie der andere wäre.  
Bd. VII, S. 44.  
Wa, III, 900, Narr 508. Es ist ein Narr wie der andere.

### M

#### MENSCH

67. Der Mensch lebt nur einmal.  
Bd. IX, S. 64; Bd. IX, S. 64; Bd. IX, S. 65; Bd. IX, S. 69; Bd. IX, S. 80.  
Wa, III, 598, Mensch 183.

68. Des Menschen Will' is sein Himmelreich.  
Bd. IX, S. 102.  
Wa, III, 603, Mensch 272.
69. Mer sein alle Menschen.  
Bd. VII, S. 79.  
Wa, III, 628, Mensch 868. Wir sind alle gebrechliche schwache Menschen.
- MIR**
70. Mir nix, dir nix.  
Bd. IX, S. 63; Bd. IX, S. 88.  
Wa, III, 665, Mir 2. Mir nit, dir nit.
- MOHR**
71. Ein Mohr laßt sich nit weiß waschen, noch weiß brennen.  
Bd. VII, S. 154.  
Wa, III, 693, Mohr 18. Einen Mohren kann man nicht weiß waschen.
- MORGEN (Adj.)**
72. Morgen ist auch ein Tag.  
Bd. VII, S. 196.  
Wa, III, 728, Morgen (Adj.) 17.

## N

- NEHMEN**
73. (man muß) s'nehmen, wie's kummt.  
Bd. XI, S. 139.  
Wa, III, 981, Nehmen 21. Man muß nemen, wies kompt.
- NÜTZEN**
74. Nutzt's nix, so schadt's nix.  
Bd. XI, S. 126.  
Wa, III, 1082, Nützen 12.

## R

- RATEN**
75. man ließ also, wo nicht mehr zu helfen war, das Raten beiseite.  
Bd. CI, S. 101.  
Wa, III, 1486—1487, Rathen 61. Wem nicht zu raden stehet, dem ist (auch) nicht zu helffen.
- RECHT (Adj.)**
76. Was dem einen recht, das ist dem andern billig.  
Bd. VI, S. 101.  
Wa, III, 1541, Recht (Adj.) 69.
- REDE**
77. Eine Red' (gab) die andere.  
Bd. VII, S. 246.  
Wa, III, 1549, Rede 46.
- REDEN (Verb.)**
78. Durchs Reden kommen d' Leut' z'samm.  
Bd. IX, S. 229.  
Wa, V, 1674, Reden (Verb.) 500.
79. Red' nur, wie's wahr is.  
Bd. IX, S. 136.  
Wa, III, 1558, Reden (Verb.) 123. Rede, was wahr ist, trink, was klar ist, iss, was gar (fertig gekocht) ist.

## RICHTEN

- 80 Richtet nicht, daß ihr nicht gericht' werdt!  
Bd. VII, S. 113.  
Wa, III, 1669, Richten 24. Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet.
- RÜCKEN (Subst.)
81. Hinter dem Rücken sagt man ein'm oft viel nach.  
Bd. IX, S. 132.  
Wa, III, 1753, Rücken (Subst.) 20. Hinterm Rücken ist gut fechten.

## S

### SCHARF

82. Allzu scharf macht schartig.  
Bd. VII, S. 200; Bd. XI, S. 85.  
Wa, IV, 103, Scharf 2.

### SCHEIDEN

83. Scheiden und Meiden (tut weh).  
Bd. VI, S. 82.  
Wa, IV, 119, Scheiden 13.

### SCHELM

84. Wie der Schelm is, so denkt er.  
Bd. VII, S. 265.  
Wa, IV, 134, Schelm 111. Wia da Schöülm is, sou denkt a si's.

### SCHULDIGER

85. Den schuldigen Mann geht das Grausen an.  
Bd. IX, S. 53.  
Wa, IV, 374, Schuldiger 6. Den schuldigen schaudert.

### SCHWÄCHE

86. Jeder hat seine Schwäche.  
Bd. VI, S. 157.  
Wa, IV, 527, S. 5. Jeder hat seine schwache Seite.

### SICHER

87. Sicher ist sicher.  
Bd. VII, S. 77.  
Wa, IV, 550 Sicher 7. Sicherer ist besser.

### SONNE

88. Die Sonne ging nicht unter, ohne alles an den Tag gebaracht zu haben.  
Bd. VII, S. 112.  
Wa, IV, 612, Sonne 36. Die Sonne bringt es an den Tag.

### SPÄT

89. Besser spat, wie gar nit.  
Bd. XI, S. 73.  
Wa, IV, 665, Spät 1. Besser spat, als nimmer.

### SPATZ

90. Da ließ't du ja frei die Taube aus der Hand wegn'm Spatzen auf'm Dach.  
Bd. VII, S. 247.  
Wa, IV, 669, Spatz 5. Besser ein Spatz in der handt, dann ein Storck (eine Taube) auf dem Dache.
91. Gibst du den Spatzen in der Hand für die Taubn am Dach?  
Bd. VII, S. 87.  
Wa, IV, 669, Spatz 5. Besser ein Spatz in der handt, dann ein Storck (eine Taube) auf dem Dache.

### SPITZBUBE

92. wie mit den Spitzbuben, wo man die kleinen fängt und die großen laufen läßt.  
Bd. VII, S. 42.  
Wa, I, 585, Dieb 47. Die kleinen dieb henckt man, die großen lesst man lauffen.

### STUNDE

93. Die gute Stund' muß man beim Schopf packen.  
Bd. VI, S. 51.  
Wa, I, 1530, Gelegenheit 26. Man muß die Gelegenheit am Stirnhaar (oder Schopf) fassen.

## T

### TEUFEL

94. Wonach der Teufel den an der Hand faßt, der ihm auch nur den kleinen Finger reicht.  
Bd. XI, S. 72.  
Wa, IV, 1098, Teufel 914. Wenn man dem Teufel einen Finger gibt, so greift er nach der Hand.

### TOD

95. Wider -n Tod ist kein Kraut gewachsen.  
Bd. VI, S. 81.  
Wa, IV, 1244, Tod 405.

### TRAGEN

96. Was einer nicht zu tragen vermag, das soll er sich nicht aufladen.  
Bd. VII, S. 149. Wa, IV, 1281, Tragen 20. Was man nicht tragen kann, muß man schleppen.

## U

### UNDANK

97. Undank ist der Welt Lohn.  
Bd. VII, S. 43; Bd. VII, S. 104.  
Wa, IV, 1422—1423, Undank 15.

### UNGLÜCK

98. Glück wie Unglück kommen ungefragt.  
Bd. IX, S. 214.  
Wa, IV, 1439, Unglück 39. Das Unglück kommt ungebeten.  
99. Oans (Unglück) kimmt ja selten alloan.  
Bd. XI, S. 141.  
Wa, IV, 1441, Unglück 85. Ein Unglück kommt selten allein.

### UNKRAUT

100. Unkraut wird nit verderben.  
Bd. IX, S. 150.  
Wa, IV, 1462, Unkraut 19.

## W

### WAHL

101. doch war hier die Wahl mit keinerlei Qual verbunden.  
Bd. IX, S. 130.  
Wa, IV, 1740, Wahl 13. Wer die Wahl, hat auch die Qual.

### WASSER

102. Stille Wasser sein tief.  
Bd. XI, S. 69.  
Wa, IV, 1814, Wasser 321.

## WEIB

103. daß alte Weiber gern schwätzen.  
Bd. VI, S. 143.  
Wa, V, 2, Weib 22. Alte Weiber schwätzen gern.

## WEISE (die)

104. Jeder behilft sich halt af sein' Weis'.  
Bd. XI, S. 70.  
Wa, V, 138, Weise (die) 16.. Ein yeder hat seine weise.
105. Jeder in seiner Art.  
Bd. VII, S. 120.  
Wa, V, 138, Weise (die) 16. Ein yeder hat seine weise.
106. Jeder in seiner Weis'.  
Bd. IX, S. 14.  
Wa, V, 138, Weise (die) 16. Ein yeder hat seine weise.

## WELT

107. wie die Welt ungerecht ist.  
Bd. VII, S. 44.  
Wa, V, 166, Welt 234. Die Welt ist voll böser list.

## WERDEN

108. Jedem wird nur, was ihm gebührt.  
Bd. XI, S. 88.  
Wa, V, 192, Werden 3. Einem jeden wird, was ihm werden soll.

## WOLLEN (Verb.)

109. Was du nicht willst, das dir geschieht, das füge den andern zu.  
Bd. VII, S. 149.  
Wa, V, 389, Wolleen (Verb.) 39. Was du nicht willst, dass man dir thu, das füge einem andern zu.

## WORT

110. A Wort ist kein Faustschlag.  
Bd. IX, S. 62.  
Wa, V, 406, Wort 182. Ein Wort ist kein Donnerschlag.
111. dabei gibt ein Wort leicht's andre.  
Bd. IX, S. 186.  
Wa, V, 406, Wort 171. Ein Wort gibt (holet) das andre.

## Z

### ZEIT

112. Alles hat ja seine Zeit.  
Bd. VII, S. 218.  
Wa, V, 524, Zeit 6.
113. Die Zeit vergeht.  
Bd. IX, S. 132.  
Wa, V, 534, Zeit 221. Die Zeit vergeht, und wir mit ihr.
114. Kommt Zeit, kommt Rat.  
Bd. IX, S. 64; Bd. IX, S. 65; Bd. IX, S. 65; Bd. IX, S. 70; Bd. IX, S. 80.  
Wa, V, 540, Zeit 374.
115. Mit der Zeit wird einer g'scheiter.  
Bd. XI, S. 41.  
Wa, V, 544, Zeit 469. Mit der Zeit wird man klug.

### ZIEL

116. Alles hat sein Ziel.  
Bd. VI, S. 81.  
Wa, V, 524, Zeit 6. Alles hat seine Zeit.

# Chronik der Volkskunde

Rudolf Kriss †

Am 15. August 1973 ist Rudolf Kriss in Berchtesgaden gestorben. Nur fünf Monate nach seinem 70. Geburtstag, zu dem ihm unsere Zeitschrift als Festgabe eine knappe Bibliographie seiner Veröffentlichungen darbieten konnte. Er hat sich über diese Würdigung noch herzlich gefreut. Der Verein hatte ihn, wie berichtet, noch zum Ehrenmitglied gewählt, nachdem er viele Jahrzehnte hindurch so etwas wie ein auswärtiges Ausschußmitglied gewesen war, was für ihn keine offizielle Stellung, sondern eine ganz selbstverständliche Verbundenheit mit uns bedeutete. Stand er doch an die fünfundvierzig Jahre hindurch mit Verein und Museum in der Laudongasse in bester sachlicher und persönlicher Beziehung, wovon die vielen Veröffentlichungen in unserer Zeitschrift und sogar ein Band in unserer Publikationsreihe auch nach außen hin Zeugnis ablegen.

Der große, materiell und geistig selbständige Sammler und Erforscher des weiten Gebietes Volksglaube — Religiöse Volkskunde war eine eigeneprägte Persönlichkeit ganz im Sinn des von ihm so sehr geschätzten Schopenhauer, also nach dem, „was einer ist“ und nach dem, „was einer vorstellt“. Er konnte von seiner Beobachterposition aus die Menschen sehr gut danach einschätzen. Freilich konnte leider auch eine so philosophisch begründete Beobachterhaltung nicht verhindern, daß er mitunter seiner Meinung zu deutlich Ausdruck verlieh, sei es in seinen als Privatdrucken veröffentlichten Romanen, Novellen und anderen Schriften, sei es im Gespräch. Was ihm in normalen Zeiten höchstens private Gehässigkeiten eintrug, über die er souverän hinwegsah, brachte ihn in der Epoche der nationalsozialistischen Diktatur in Lebensgefahr. Als er gegen Kriegsende einem alten Schulkollegen gegenüber ungefähr das deutlich aussprach, was sich damals so ziemlich alle vernünftigen Menschen schon dachten, zeigte ihn dieser alpenländische Volksgenosse tatsächlich an, und die örtliche Obrigkeit benützte die Gelegenheit, den schon lang als Systemgegner verdächtigen wohlhabenden Mann und freisinnigen Gelehrten verhaften zu lassen. Hatte Kriss, der sich 1935 in Wien habilitiert hatte, 1938 durch die Intrigen von heimischen Kollegen seine Venia legendi verloren, so geriet er nunmehr 1943 in den damals bald ausgesprochenen Verdacht des Hochverrates, wurde vor das berüchtigte Volksgericht gestellt und zum Tode verurteilt. Durch das ungewöhnlich glückhafte Zusammentreffen verschiedener Interventionen wurde er zwar zu lebenslangem Kerker begnadigt, mußte aber immerhin bis zum Kriegsende tatsächlich im Zuchthaus sitzen. Als er von Straubing zu Fuß heimkehrte, in seine Lebensheimat Berchtesgaden, wurde er sogleich zum Bürgermeister gewählt, ein Amt, das der unpolitische Gelehrte freilich nur kurze Zeit innehatte.

Nach diesen Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Kriss zunächst seelisch und gesundheitlich tief getroffen hatte, richtete er sich nach der Währungsreform in der zweiten Hälfte seines wiedergewonnenen Lebens so ein, daß er die durch neue Reisen, neue Sammlung und Beobachtung gewonnenen Ergebnisse gezielt in die Scheuern zu bringen verstand. War er vorher der

Spezialist der bayerischen und österreichischen Wallfahrtsvolkskunde gewesen, und hatte er bis zum Kriegsbeginn Italien und die Balkanländer mehr stichprobenweise bereist, so unternahm er nun immer größere und längere Forschungsreisen. Das bisher gesammelte Material wanderte nach den Aufstellungen zuerst in Wien, späterhin in Salzburg, schließlich nach München an das Bayerische Nationalmuseum. Sehr viel neues Material erwarb er nunmehr in Griechenland wie in Spanien, auf Cypern wie auf Sardinien, und bald auch im Vorderen Orient. Nach ausgiebigen Sammlungsreisen in Syrien, Libanon, Palästina und Ägypten entschloß er sich nicht nur zu einer Reise nach Indien, sondern auch zu Aufnahmefahrten in Äthiopien. Über die meisten derartigen Erwerbungen hat er, nach kritischer Durchsicht der entsprechenden Literatur, in Aufsätzen und eigenen Büchern berichtet. Nur die Forschungen aus Äthiopien, die sich über viele Jahre hinzogen, sind zur Zeit noch unveröffentlicht. Aber ebenso wie die europäischen Bestände vor allem durch die Veröffentlichungen von Lenz Kriss-Rettenbeck immer stärker bekanntgemacht wurden, sind auch die Ergebnisse der Reisen im Nahen Osten durch Hubert Kriss-Heinrich mitbetreut worden, und wird schließlich auch die sammlerische und aufzeichnerische Leistung aus Äthiopien publiziert werden.

Daß er sich um seine Veröffentlichungen in einem solchen Ausmaß kümmern konnte, wie ihm dies ja auch durch sein Vorbild Schopenhauer durchaus nahegelegt war, das war ihm selbstverständlich nicht zuletzt durch seine materielle Unabhängigkeit mitermöglicht. Er brauchte nicht lange bei Verlegern anzuklopfen, die mit den von ihm zur Verfügung gestellten Druckkostenbeiträgen leicht gute und schöne Bücher machen konnten. Das ging eigentlich immer ganz gut, nur sein altes Hauptwerk, „Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten“, hatte diesbezüglich ein merkwürdiges Schicksal. Die erste Auflage erschien damals 1931 bei Filser in Augsburg in vorzüglicher Ausstattung. Der Band ist längst auf dem Büchermarkt vergriffen, wird sehr gesucht und teuer bezahlt. Die dreibändige Neuauflage, welche die Witwe Filser dann 1953 herausbrachte, weist ausstattungsmäßig leider jenes billige Äußere auf, das in jenen Jahren für richtig gehalten wurde. Kriss hat das immer bedauert, sogar noch in unserem letzten Gespräch, das wir im Juni 1973 führten. Es ging freilich dabei wie immer viel weniger um Bücher als um Opern, denn Kriss als geradezu leidenschaftlicher Opernfreund hatte zum vielleicht sechzigsten Male die „Elektra“ gesehen, und ich mußte wie soundsooft vorher schon sagen, daß mir gerade dieses Werk von Richard Strauss nicht nahestehe. Aber wir kamen dann bald auf die „Frau ohne Schatten“, über die wir uns wie immer einig waren.

Denn Rudolf Kriss, einst Privatdozent in Wien, zuletzt Honorarprofessor in München, war durchaus kein Nur-Fachmann, vielmehr ein sehr vielseitiger, vielfältig interessierter Mensch, großer Freund der Musik und der Literatur, gewaltiger Kenner sehr vieler Landschaften, Wanderer und Bergsteiger von Jugend auf, und daher gegen viele Kleinigkeiten des Lebens immun.

Es sind nicht viele Menschen, vor allem nicht viele Kollegen an ihn direkt herangekommen. Wen er schätzte, den machte er zu seinem Freund. Wen er nicht schätzte, der war für ihn praktisch gar nicht vorhanden, er vergaß ihn buchstäblich, sobald er ihn nicht mehr vor Augen hatte. Er hatte von Marie Andree-Eysn her, mit der er einstmals die ersten Sammlersritte tun konnte, so ziemlich alle Fachkollegen nicht nur in Deutschland und Österreich, sondern auch in Italien und Frankreich und noch weit darüber hinaus gekannt. Für ihn waren nicht nur die bedeutenden Münchner Persönlichkeiten, wie Josef M. Ritz und Otto Maußer, wichtige Erlebnisse gewesen, sondern auch Adolf Spamer und Viktor Geramb. Diese alle wie so manche jüngere waren bei ihm in

Berchtesgaden zu Gast, lernten seine immer noch wachsende Sammlung kennen, und die gewisse Selbstverständlichkeit, mit der er sich in ihr, in der gewachsenen Bibliothek und der immer größer werdenden Photothek bewegte. Und sie lernten vor allem ihn selbst, den auf seine Weise einzigartigen Menschen kennen, der von seinen vielfältigen persönlichen Beziehungen zu Gelehrten, Politikern, Aristokraten und Musikern so leichtthin zu erzählen wußte. Der Richard Strauss, den lebenslang Verehrten, gekannt hatte, aber auch Hans Pfitzner, dessen „Palestrina“ er seit der Münchner Uraufführung 1917 kannte und überaus liebte. Daß auch jüngere Komponisten, wie beispielsweise Wolfgang Fortner, sein Haus gern besuchten, war für ihn ebenso bezeichnend. Und daß es nicht nur Komponisten, sondern vor allem auch Sänger und Musiker waren, die Kriss und sein Haus besuchten und schätzten, soll auch noch gesagt werden, weil sich dadurch so viele wichtige Fäden durch sein Leben und Wirken zogen.

Wir waren über vierzig Jahre hindurch Freunde. Es fällt schwer, in der Stunde des Abschiedes nur knapp über einen Menschen zu schreiben, den man, bei aller Distanz, sehr gut gekannt hat, und dessen Werk man als notwendig empfinden mußte. Dessen Wirken man für die Volkskunde verstanden hat, weshalb man dieses Verständnis für dieses Werk auch immer wird weitergeben wollen, auch wenn die persönliche Beziehung nunmehr abgerissen ist. Was am 20. August 1973 in Salzburg eingäschert wurde, war wirklich nur das Leibliche von Rudolf Kriss. Das Geistige dieser Persönlichkeit wird weiterleben, wird hoffentlich auch in der Volkskunde als wichtiger, selbständiger Wesenszug seine Bedeutung bewahren.

Leopold Schmidt

### **Puppen aus aller Welt**

#### **Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal/Drau**

Am Abend des 1. Juli 1973 wurde mit Volkstanzvorführungen und Spielproben durch Frau Dr. J. Löffler im Parkschlößl Porcia zu Spittal eine Sonderchau der Puppen durch das Bezirksheimatmuseum eröffnet. Die Ausstellung erfreute sich eines gesteigerten Zuspruches, weil am fünften Tage schon 3000 Besucher gezählt wurden. Die vom Museum für die Schulen im Festsaal der Stadt angesetzten Gmundner und Salzburger Puppenspiele in der letzten Schulwoche waren eine gute Reklame. Als Blickfang stand Meister Adebar am Kamin des Schlößls mit einem Pupperl am Schnabel. In Großvitrinen waren auf Tafeln mit bunten Bildlandkarten der Kontinente und Staaten auf Konsolen die Puppen gestellt. Die Kinder bewunderten am meisten den Schwarzen Erdteil und Asien. Die dichteste „Puppenbesiedlung“ ist in Nord- und Osteuropa festzustellen. Die einfachen Kärntner „Docken“ sind sonst nur noch in China üblich. Dann bemerkte man das einheitliche Puppengesicht der deutschen Puppenindustrie, in die Trachten der Länder gekleidet. Historische Puppen, darunter 130 aus dem Steyrer-Kripperl, aber auch Gmundner, Salzburger Spielpuppen werden durch Puppenszenen (Volksabstimmung, Bauernkrippe, 1809, Wimitzer Musikanten usw.) der heimischen Künstlerin Elli Riehl und Dir. Agnes Fantur ergänzt. Wollte Landesrat Dr. Knaus schon vor Jahren in St. Veit eine Riehl-Galerie errichten, so soll dies nun doch in einem Gasthof in Ma. Saal und am Ort in Einöde geschehen. Gerade die volkskundlich wertvolle Darstellung des Lebens am Kärntner Bauernhof und Dorfspielplatz wäre Ursache gewesen, diesen „Schatz“ für das Landesmuseum zu erwerben. In Spittal wurde die Abteilung „Spiele und Spielzeug“ bedeutend erweitert. Aus eigenen Beständen und von achtzig Ausstellern „trafen“ sich rund 450 Puppen, darunter solche direkt aus Guatemala, Japan, Thailand, Johannesburg, Toronto, Spanien usw. Aus Holz, Leder, Stoff, Porzellan, Ton, Celluloid wird alles gezeigt, was es an Nach-

ahnungen des menschlichen Körpers gibt, vom Spatzenschreck zur Modepuppe und von der Maske bis zum Denkmal.

Nach der vorjährigen Sonderschau „Das Gesicht der Steine“, die 10.000 Besucher anzog, dürfte Spittal diesmal mit noch mehr Gästen für Idee und Mühe honoriert worden sein.

Helmut Pr asch

#### **Ausstellung zu Franz Nabls 90. Geburtstag**

Unserem seit 40 Jahren in der Steiermark beheimateten Dichter Dr. Franz Nabl widmet das Landesmuseum Joanneum zu seinem 90. Geburtstag eine vielgestaltige Ausstellung. Ein liebevoll zusammengestelltes Mosaik, welches das Feingefühl, den Kunstsinn und die wahre Menschlichkeit dieses weit über die Steiermark hinaus bekannten Dichters aufzeigt. Der Besucher sieht sich einer Auswahl von Bildern aus der Kindheit, verschiedener Wohnsitze — im besonderen seinem einst so geliebten Landgut, dem „Gstettenhof“ bei Türnitz (Der Ödhof), gegenübergestellt. Viele Fotos erzählen vom Fischen, einem seit frühester Jugend an und bis heute geübten Vergnügen.

Dem verehrten Lehrer, seiner 1937 verstorbenen ersten Gattin, seinen Freunden wie Prof. Geramb, Dr. Kloepfer, K. A. Mayer, um nur einige zu nennen, den einstigen Gönnern und Förderern wie W. Schuhmann und dem deutschen Bibliothekar E. Ackerknecht, sind in dieser Schau bildhafte Erinnerungen geworden.

Aufnahmen vom gemütlichen Heim in der Grazer Laimburggasse, in dem Freunde und Bekannte immer wieder und nur zu gern „Gast bei Franz Nabl“ und seiner liebenswerten Gattin Ilse sind.

Manuskripte von einst und heute, im Schriftbild beinahe gleich geblieben, Romane, Erzählungen, Besprechungen und Aufzeichnungen, sowie höchste Ehrungen geben Einblick in das reiche Schaffen unseres Jubilars.

Franz Nabl, der liebevolle Betrachter und Kenner bäuerlicher Lebensart hat Holzknechte, Bauern und Köhler in seinen Schriften nachgezeichnet.

Vieles wurde im Laufe der Zeit über ihn geschrieben, manches übersetzt — und so bietet denn diese Ausstellung in übersichtlicher Schau einen weit gespannten Bogen seiner Lebenswanderung.

Maria Leiner

#### **Hinterglasbilder-Ausstellung in Gmunden**

Am 15. Juni 1973 wurde im Kammerhofmuseum der Stadt Gmunden in Oberösterreich die Ausstellung „Volkstümliche Hinterglasbilder des 18. und 19. Jahrhunderts. Hinterglasmalerei, Hinterglasradierungen, Hinterglas-Silhouetten“ eröffnet. Um die Ausstellung hat sich der bekannte Hinterglasbildforscher Friedrich Knaipp angenommen.

Von Knaipp stammt selbstverständlich auch der kleine „Katalog zur Sonderausstellung Volkstümliche Hinterglasbilder des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Kammerhofmuseum der Stadt Gmunden, 1973, 16 Seiten), der alle 305 Exponate der Ausstellung gewissenhaft aufzählt.

Schdt.

#### **Friederike Proding er — zum 60. Geburtstag**

Vor 60 Jahren, am 30. Mai 1913, wurde die derzeitige Leiterin des Salzburger Museums C.A., Frau SR Dr. Friederike Proding er als Tochter der Kaufmannsfamilie Pühringer geboren. Die Altstadt, mit ihren ehrwürdigen Bürgerhäusern, prächtigen Plätzen und Kirchen prägte ebenso wie das Sigmund-Haffner-Haus, das Heim der Familie, schon sehr früh die Vorstellungswelt der Schülerin, die alles aufzunehmen bereit war, was ihr an Berichten über Kultur und Geschichte ihrer Vaterstadt zugänglich wurde. Der Heimatkundeunterricht, der sie erstmals mit den Schriften Karl Adrians vertraut machte, weckte in ihr das

Interesse an der Volkskunde, an der Beziehung zwischen Land, Leuten und Kultur ihrer Heimat, das bis heute ihren Lebensweg bestimmt.

Nach ihrer Matura am Humanistischen Gymnasium, studierte sie von 1932 bis 1939 in Graz und Wien. Sie belegte die Fächer Geographie, Volkskunde, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie. Die Professoren Otto Maull, Viktor Geramb und Ferdinand Bilger boten Leitbilder für ihr Studium, das sie mit dem philosophischen Doktorat und einer Dissertation über „Ein kulturgeographisches Profil durch das Land Salzburg“ abschloß.

Die Aufgabe, in ihrer Dissertation die Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft durch die Jahrhunderte in einem Profil festzuhalten, hieß für die junge Wissenschaftlerin ein damals völlig unerschlossenes Neuland zu betreten, dessen Erschließung nicht nur viel Einfühlungsgabe und Geduld, sondern auch neue Ideen zur volkskundlich-wissenschaftlichen Methodik erforderte. Darüber hinaus vermittelte ihr diese Arbeit Kenntnisse, die sie befähigten, ab 1939 neben ihren Aufgaben als Assistentin von Prof. Dr. Richard Wolfram am Salzburger Volkskundemuseum auch bereits unter Ehrenkustos Karl Adrian die Sammlungen des Salzburger Museums C.A. zu betreuen.

Von 1942 bis Kriegsende wirkte sie als Leiterin der Volkskundeabteilung im Salzburger Museum C.A., wo es nun galt, die Schätze der Sammlungen durch Auslagern der Kriegseinwirkung zu entziehen. Im Herbst 1944 wurde das Museum von Bomben getroffen. Im Dezember 1947 trat sie wiederum in die Dienste des Salzburger Museums C.A., wo sie unter Direktor Rigobert Funke maßgeblich an den Rückführungsarbeiten ausgelagerter Bestände und der Vorbereitung zur Wiedererrichtung des Museums beteiligt war.

1952 baute sie im Hellbrunner Monatsschlöbl das Volkskundemuseum neu auf, das unter ihrer wissenschaftlichen Leitung 10 Jahre später seine heute noch gültige Gestaltung erfuhr. Als Nachfolgerin von Direktor Dr. Kurt Willwonseder übernahm sie 1969 — zwei Jahre nach der Eröffnung des neuen Hauses — zunächst provisorisch, später offiziell bestätigt, die Leitung des Salzburger Museums C. A. Ihre Tätigkeit als wissenschaftliche Beraterin der Heimatmuseen, zu deren Entstehen sie nicht unwesentlich beigetragen hatte, behielt sie auch in dieser Funktion bei.

Frau SR Direktor Dr. Prodingler, deren Mann seit 1942 in Rußland vermißt ist, bekennt selbst, daß sie „diesem Beruf Kräfte widmen konnte, die sonst einer größeren Familie zugute gekommen wären“. Als Oberhaupt einer großen Familie und nicht nur als Chefin haben sie die Mitarbeiter des Salzburger Museums C. A. auch tatsächlich schätzen gelernt, Als Direktorin genießt sie ebenso die Achtung des Verwaltungsrates wie des Kuratoriums der Verwaltungsgemeinschaft des Salzburger Museums zwischen Stadt und Land.

Ihr Bestreben gilt aber vor allem auch dem Dienst am Publikum, dem künftig noch besserer Einblick in die Sammlungen und die wissenschaftliche Arbeit am Salzburger Museum C. A. geboten werden soll. In diesem Sinne sind auch die Geburtstagswünsche der Jubilarin zu verstehen: Erweiterung des neuen Museums im Stadtkino-Gebäude, Ausbau des Bürgerspitals mit Abteilungen für die Spielzeugsammlung, städtische Volkskultur und die Theatergeschichte sowie die Erstellung des Freilichtmuseums in der Nähe von Großgmain, um auch der bäuerlichen Kultur einen entsprechenden Platz einräumen zu können.

Volker K u t s c h e r a

#### Walter Dexel †

Im Alter von 83 Jahren ist Walter Dexel am 7. VI. 1973 in Braunschweig gestorben. Er war Maler, Typograph und Kunsthistoriker, hatte bei Wölfflin einstudiert, in Jena promoviert, und hatte von 1916 bis 1928 die Leitung des dortigen Kunstvereins inne. Damals gehörten die Bauhausmeister aus dem

benachbarten Weimar zu seinen Freunden, stellten bei ihm aus, hielten Vorträge bei ihm.

Dexel war damals kunstgewerblich tätig, galt und gilt noch als „Pionier des Konstruktivismus“. Wie dem mit E. B. gezeichneten Nachruf in der „Süd-deutschen Zeitung“ Nr. 133 vom 12. Juni 1973, S. 16 zu entnehmen ist, wurde er 1933 als „entartet eingestuft“ und hörte auf zu malen. Erst in den Sechzigerjahren soll er die Malerei wieder aufgenommen haben.

Aber von 1936 bis 1942 lehrte er an der Staatlichen Hochschule für Kunst-erziehung in Berlin-Schöneberg, und ab 1942 begann er in Braunschweig mit dem Aufbau der „Historischen Formensammlung“, die heute dort wieder zu sehen ist.

Wie das mit Dexels Verhältnis zur „Entarteten Kunst“ gewesen sein mag, ist hier nicht zu erörtern. Jedenfalls wurde Dexel offenbar im Dritten Reich nicht daran gehindert, seine Studien zur Geschichte des Handwerks, im besonderen zum Wesen der „guten Form“ etwa im Sinne des Werkbundes fortzusetzen. Beinahe möchte man sagen, im Gegenteil. Denn 1939 erschien sein mächtiger Band „Deutsches Handwerksgut. Eine Kultur- und Formgeschichte des Hausgerätes“ als Ergänzungsband zur Propyläen-Kunstgeschichte. Dann konnte 1942 sein Buch „Unbekanntes Handwerksgut. Gebrauchsggerät in Metall, Glas und Ton aus acht Jahrhunderten deutscher Vergangenheit“ (Berlin 1942) erscheinen. Dexel stand damals wohl in guten Beziehungen zum „Ahnenerbe“, das ja kaum als Hüter „entarteter Kunst“ bezeichnet werden kann. Sein Buch „Holzgerät und Holzform. Über die Bedeutung der Holzformen für die deutsche Gerätkultur des Mittelalters und der Neuzeit“ (= Deutsches Ahnenerbe, Reihe B. Abt. Arbeiten zur indogermanischen Bau- und Kunstform, Bd. 2) (Berlin-Dahlem 1943) bezeugt, daß Dexel voll und ganz sagen und schreiben durfte, was ihm wichtig erschien. Er hat es nicht nur in selbständigen Büchern getan, sondern auch in Beiträgen zu Zeitschriften, die wohl auch alles andere als „entartet“ gewesen sein dürften. Man vergleiche beispielsweise seinen Beitrag „Altes und ältestes Holzgerät“ in der Zeitschrift „Hammer“ (Germanisches Monatsblatt, Mai 1944, Nr. 3, 1. Jg., S. 11 ff.). Man mag das alles auffassen, wie man will, aber man wird doch hier, im fachlichen Bereich, den von der „Süddeutschen Zeitung“ gebotenen Nachruf diesbezüglich ergänzen müssen.

Dexel ist also, so oder so, von seiner Grundeinstellung her, an die Volkskunstforschung herangekommen, und hat sie zweifellos stark angeregt. Das haben doch offenbar auch die unmittelbaren Zeit- und Ortsgenossen zur Kenntnis genommen, sonst hätte Konrad Hahn ihn nicht zu einem Beitrag „Zur Gefäßformenkunde der deutschen Stämme“ (Volkswerk. Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde, Bd. III, Jena 1944, S. 36 ff.) herangezogen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich Dexel noch einmal in größerem Umfang mit seinen Problemen befaßt und einige wichtige Bücher darüber veröffentlicht: Vor allem „Keramik. Stoff und Form“, Braunschweig-Berlin 1958, und „Das Hausgerät Mitteleuropas. Wesen und Wandel der Formen in zwei Jahrtausenden. Deutschland, Holland, Österreich, Schweiz“. Braunschweig—Berlin 1962. Vor allem das letztgenannte Werk ist auch heute noch unentbehrlich. Auch unser Museum hat damals gern Abbildungen dafür zur Verfügung gestellt; es war die einzige Gelegenheit, bei der ich persönlich mit Dexel Bekanntschaft machte.

Dexels „Formsammlung“ ist längst ein Begriff geworden. Vor kurzem ist ein wichtiger Bericht darüber erschienen: Thomas Dexel, 30 Jahre Formsammlung der Stadt Braunschweig (= Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig, Nr. 20) Braunschweig 1972. Man wird sich also dort wie in unserem Fach anders und besser an Walter Dexel erinnern als die Zeitungen wahrhaben wollen.

Leopold Schmidt

## Literatur der Volkskunde

**Volkskunde. Fakten und Analysen. Festgabe für Leopold Schmidt zum 60. Geburtstag.** Im Auftrag des Vereines für Volkskunde und unter Mitwirkung von Hanns Koren, Karl Lugmayer, Franz Maresch und Richard Pittioni, herausgegeben von Klaus Beitzl. Wien 1972. Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde in Wien (= Sonderschriften des Vereines für Volkskunde in Wien, Bd. 2). Entwurf des Buchumschlages: Johann Hofmann. Notenschrift und Zeichnung der Karten (soweit nicht vom Autor selbst): Friedl Zimmermann. Kommissionsverlag Ferdinand Berger, A-3580 Horn. 524 S.; 44 Beiträge, 75 Abb. auf Tafeln, 39 Abb. im Text, 10 Karten und Planskizzen, 4 Notenbeispiele. S 360,—.

Eine würdige Festgabe für ein ungewöhnlich reiches Forscherleben! An fünfzig Fachgenossen und Freunde gratulieren nach wissenschaftlichem Brauch. Fünf davon, mit Arbeiten aus dem Bereich von Volkslied und Volksmusik, haben sich im Band 21 des „Österreichischen Volksliedwerkes“ gesondert vorgestellt. Es sind dies: Josef Bitsche, „Volkslied im Bereich des mittleren und hinteren Bregenzerwaldes, Vorarlberg“, Rolf W. Brednich, „Zur Vorgeschichte des Bänkelgesangs“, Gundl Holoubek-Lawatsch, „Wia i von Wean außgeh'... Volkstümliche Lieder Wiener Herkunft in der Steiermark“, Karl Horak, „Zeller Wallfahrtslieder. Flugblatt-Lieder im Volksmund“ und Georg Kotek, „Der Wiener Dudler als eigenständige Form des Jodlers“.

Der Inhalt des vorliegenden Bandes ist so ausgreifend und vielgestaltig wie das bisherige Lebenswerk des Gefeierten selbst. Im Geleitwort sagt Hanns Koren: „Die eigentliche Festschrift hat er selbst geschrieben. Sie ist sein Werkverzeichnis“. Die Bibliographie würde 750 Titel und ungefähr ebensoviele Rezensionen umfassen. Sie ist noch unveröffentlicht. Dafür gibt das Geleitwort eine knappe Biographie. Sie beginnt mit dem Hinweis auf die 25 Jahre Arbeit für das Österreichische Museum für Volkskunde in der Laudongasse in Wien in der Nachfolge von Arthur Haberlandt und im Verein mit treuen Mitarbeitern: Wahrung und Vermehrung der Sammlung, Schaffung eines neuen Katalogsystems, Organisation der Phototek von 45.000 Nummern, zahlreiche, von wissenschaftlichen Katalogen und Arbeiten begleitete Sonderausstellungen, Errichtung von Außenstellen (Schloß Gobelsburg in Niederösterreich, Klosterapotheke in Wien), Ausbau der Fachbibliothek zu einer der größten im deutschen Sprachgebiet, nicht zuletzt die Begründung der Schriftenreihe „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“. Neben der Museumsarbeit stehen die Mitherausgabe und Führung wissenschaftlicher Zeitschriften und Jahrbücher (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde; Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes), das Präsidium im „Verein für Volkskunde in Wien“, der ältesten noch bestehenden volkskundlichen Körperschaft auf deutschem Volksgebiet, Mitgliedschaft in der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Mitarbeit und Beratung in österreichischen und internationalen Organisationen und Komitees, schließlich und nicht zuletzt: 50 Semester akademische Lehre an der Wiener Universität.

Zu dieser Tätigkeit, die ein Leben ausfüllen könnte, gesellt sich ein wissenschaftlich-literarisches Werk, in dem die stattliche Zahl großer Bücher (Brauch und Glauben des Volkes, Maskenwesen, Volkslied und Volkskunst, Volksschauspiel und Volkserzählung) eingebettet ist in eine reiche Landschaft von Aufsätzen und Abhandlungen, die Leopold Schmidt als eine der wenigen Forscherpersönlichkeiten ausweisen, die in unserer Zeit allgemeiner Spezialisierung durch umfassende Kenntnis von Stoff und Problemen sich den Blick auf das Ganze offenzuhalten vermögen. So verdanken wir ihm eine tragfähige Begriffsbestimmung unseres Faches (Volkskunde hat es zu tun mit dem „Leben in überlieferten Ordnungen“), neue Orientierungen in Sonderfragen (Tracht, Geste und Gebärde, Wallfahrt, Volksfrömmigkeit), besonders aber die „Erschließung einer neuen Dimension der Geräteforschung“ (Koren) in dem in mehreren Sonderuntersuchungen sich ankündenden Werk „Die Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitmythos“. Nicht vergessen sei, daß Leopold Schmidt, selber ein Wiener Kind, in seiner Wiener Volkskunde die erste volkskundliche Darstellung einer Großstadt gegeben hat, die 1937 mit dem Wilhelm Heinrich-Riehl-Preis ausgezeichnet wurde. Im Gesamtwerk finden wir das Außen wie das Innen, Frühgeschichte, Mittelalter, Renaissance, Barock, Aufklärung und Gegenwart, Land, Stadt und Großstadt, Erscheinungen im nationalen Raum und zwischenvolkliche Verflechtungen geschaut und erforscht oder — anders ausgedrückt: philologische, historische, psychologische und kartographische Methoden angewendet und zu jener fruchtbaren Zusammenschau genutzt, die das Wesen der Volkskunde ausmacht, so wie es Jacob Grimm, Wilhelm Heinrich Riehl, Karl Weinhold, Arthur Hübner, Adolf Spamer u. a. verstanden haben. Man wird Hanns Koren zustimmen: „Das Entscheidende liegt nicht in den Einzelleistungen — oder besser: in ihnen allein —, sondern in der Theorie des Faches, die er formuliert hat und selbst in der kleinsten Miszelle durchleuchten läßt“ (S. 4).

In knappem Überblick seien die durchwegs in reichen Anmerkungen weiterweisenden Beiträge der Festschrift gewürdigt. Sie bringen, nebenbei, fast alle den Beweis, daß auf das „Soziologenchinesisch“ gut verzichtet werden kann, mit dem man da und dort unsere Wissenschaft zeitgerecht aufzuzäumen, amerikanisieren zu müssen meint und sie doch nur ins Schlepptau von Disziplinen völlig anderer Fragestellung bringt. Vielleicht gilt dies sogar von dem eröffnenden Aufsatz von Ina-Maria Greverus, Gießen, „Kulturelle Ordnung“, der sich mit L. Schmidts Begriff des Volkslebens in „überlieferten Ordnungen“ kritisch befaßt, ihn aber immer noch als „operationalisierbare Kategorie“ gelten läßt. Richard Pittioni, Wien („Volkskunde aus dem Boden“) gibt zum Text in fünf Seiten Anmerkungen eine Literatursammlung, die eine Grundlage abgeben könnte für seine Forderung, einen „nach thematisch-chronologischen Gesichtspunkten geordneten Atlas alles dessen anzulegen, was als echte volkskundliche Realie in die Vergangenheit zurückverfolgt werden kann“ (S. 20). Gerhard Heilfurth, Marburg/Lahn, untersucht „Mittleuropäische Austauschvorgänge“, welche die erzgebirgische Grenzzone zwischen altem Osten und Mitteldeutschland wie zwischen evangelisch-lutherischem Norden und katholischem Süden kennzeichnen. Mit heutigen Bewegungen in Vergleich setzt Karl-S. Kramer, Kiel, das Eintreten des oberpfälzischen Kaplans Michael Steib für den „Kampf der Aufklärung gegen volksreligiöse Formen in Bayern“ um 1800. Die Säkularisierung war „nicht ausschließlich Folge der obrigkeitlichen Eingriffe“ (S. 302). Einen „Beitrag zum Folklorismusproblem“ gibt Franz Lipp, Linz, in der Frage nach der „Selbstdarstellung des Volkes im Bildwerk“ (Handwerkerzeichen, Bergmannskunst, Senntumsmalerei, Krippe u. a.). Mit der „Philosophie der Museen“ befaßt sich Rupert Fechtmüller, Wien: „Ausstellung und Museum im Dienste der Wissenschaft“. Wie dieser stehen die folgenden

Beiträge in unmittelbarer Beziehung zur Forschung von Leopold Schmidt. Romanische Taufsteine bieten Gösta Berg, Stockholm, Zeugnisse für „Spaten und Ard im 12. Jahrhundert auf Gotland“. An frühere Arbeiten knüpft Hanns Koren, Graz, mit der „Übersicht und Bestandsaufnahme“ der steirischen Eggen — ein ausgezeichnetes Beispiel für die Anwendung der Kartographie in der Gerätekunde. Über die beiden Hauptgebiete der Längs- und Quereggen lagern sich sieben Artenlandschaften, die in sich wieder einen Reichtum der Formen (110!) entfalten, der an die Karten des Deutschen Wortatlas und an die hundert und tausend Formen der Volkssprache für eine Pflanze, ein Tier denken läßt. Der Benennung einer Einzelform der Egge, des „Grogel“, geht Hans Frühwald, Graz, nach. Beide Beiträge nehmen vielfach Bezug auf das Werk des großen Einsamen, P. Romuald Pramberger, dessen im Steirischen Volkskundemuseum zu Graz verwahrte 45 Folianten zur Volkskunde der Steiermark nur mit Werk und Nachlaß des Mecklenburgers Richard Wossidlo verglichen werden können. Gesicherte kartographische Ergebnisse erzielte auch Maria Leiner, Graz, mit ihrer Umfrage zum „Getreideausschlagen in der Steiermark“. Über „Die brabantischen Bauern unter Kaiserin Maria Theresia“ handelt Karel C. Peeters, Antwerpen.

Von Leopold Schmidt auf die deutsche Sprachinsel in der jugoslawischen Banovina Drau gewiesen, vermehrt Maria Kundegrabner, Stainz, ihre volkskundliche Ernte mit dem Beitrag „Gottscheer Putscherlein — mittelalterliche Trink- und Pilgerfäßchen“. Eine Fortsetzung seiner Untersuchung biblischer Motive in der volkstümlichen Bilderei gibt Lutz Röhrich, Freiburg i. Br., in „Noah und die Arche in der Volkskunst“ (Spielzeug, Bienenstockbrettchen u. a.). Das Hinterglasbild einer Krippe im Heimatmuseum Oberammergau bietet Gisliind M. Ritz, München, Gelegenheit zu einem „Beitrag zur Geschichte des volkstümlichen Perspektivbildes“. Mit der Besprechung von „Drei innerschweizerischen Musterbüchern für Andachtsbilder“ deutet Robert Wildhaber, Basel, auf eine Lücke im bekannten Grundwerk von Adolf Spamer, das zu wenig berücksichtigt, welche Bedeutung das kleine Kunstwerk für den Benutzer hat. Aus ihrer bewährten Kenntnis des Trachtenwesens versucht Mathilde Hain, Frankfurt a. M., eine Zusammenschau auf anscheinend wenig wichtigem Gebiet: „Das Taschentuch in Tracht und Brauch“. „Erst im 19. Jahrhundert kam das Taschentuch bei der Landbevölkerung in den alltäglichen Gebrauch, obwohl es schon seit Jahrhunderten an bedeutenden Stationen des menschlichen Lebens eine brauchwürdige Rolle gespielt hatte“ (S. 163). — Dem Zeichenhaften in Volkskunst und Spiel widmen sich zwei Beiträge. Torsten Gebhard, München („Zeichen und Zierat in der Volkskunst“), stellt die bedeutsame Frage, ob volkskundlich gängige Bezeichnungen wie Stern, Rosette, Sonne, Trudenfuß auch lebendige oder geschichtliche Volkssprache sind. Am ehesten gilt dies von textilen Bezeichnungen. Nach Jan de Vries' Untersuchung der Formen des Hinkespiels (1957) geht Erwin Mehl, Wien, dem Ursprung der sogenannten Trojaburgen nach („Der Ausweg aus dem Labyrinth“): „Ein megalithisches Glaubenszeichen wandert um die Welt und überdauert vier Jahrtausende“.

Auch Themen des Rechtsbrauches schließen sich an Arbeiten des Jubilars an. Ulrich Steinmann, Berlin, („Die Bedeutung der Städtewahrzeichen für die wandernden Handwerksgehlen“) weist auf L. Schmidts Untersuchung über den „Stock im Eisen“ am Stephansplatz, der, um 1200 als Rechtswahrzeichen bezeugt, das älteste Wahrzeichen der Stadt Wien darstellt. Über „Die PrechelstraÙe im niederösterreichischen Weinviertel“, eine Art „Schandfiedel“ handelt Hermann Steininger, Wien, über „Wachsspenden in Hirtenzünften“ Louis Carlen, Innsbruck.

Volkssprache und Volkserzählung kommen zu Wort durch Maria H o r n u n g, Wien, („Aus der Werkstatt des Wörterbuchs der Wiener Mundart“), die einmal mehr das Phantom vom „wurzellosen Großstadtmenchen“ widerlegt — durch die Schmidt-Schülerin Elfriede M o s e r - R a t h, Göttingen („Calembourg. Zur Mobilität populärer Lesestoffe“), durch Max L ü t h i, Zürich, („Zur Präsenz des Themas Selbstschädigung in Volkserzählungen“) und im „Versuch einer kartographischen Erfassung“ der Volkserzählungen Mallorcas des Romanisten unter den Volksforschern Felix K a r l i n g e r, Salzburg. Sprachliches berücksichtigt auch Franz K i r n b a u e r, Mödling, („Klopfretter und Klopf-türme, Schachtglocken und Schichttürme im Bereich bergmännischer Arbeit und bergmännischen Lebens“). Bereits im Anfang des 14. Jh. belegt ist das Wort Schicht(e). Die Bezeichnung der Zeit, die zum Abbau einer Gesteinsschicht benötigt wurde, erhielt später die allgemeinere Bedeutung von Umfang und Frist einer Arbeit und schließlich von Beendigung einer Tagesarbeit (Schichtwechsel).

Dem Gewicht des Fragekreises Brauch und Glauben und seiner Rolle in der Forschung des Jubilars entsprechend, bringt die Festschrift siebzehn Beiträge zum Jahres- und Gruppenbrauch wie zur Magie und Volksfrömmigkeit. Über „Weinhüterbräuche im Wiener Weingebirge“ berichtet Elfriede G. L i e s, Wien, über die heutige Heiligabendfeier in den Fabriken (Hochöfen, Stahlwerk, Kokerei der VÖEST, Linz) Helene G r ü n n, Linz: „Auch die Arbeiter in den Fabriken entwickeln echtes Brauchtum. Wir dürfen bei der Nennung dieses Standes nicht an eine amorphe Gruppe von entwurzelten Großstadtmenchen denken“ (S. 272), „Die weiße Fahne am Schulgebäude“ bei allgemeinem Bestehen der Maturaprüfung ist ein ausgesprochener Nebrauch. Sepp W a l t e r, Graz, knüpft mit seinem Fragebogen an Arbeiten von L. Schmidt an, die ähnlichen Brauch am Gefängnis ohne Insassen oder am Spital ohne Todesfall in bestimmter Frist nachwies. Solche Beobachtungen sind eine Aufgabe der Gegenwartsvolkskunde. S. Walter bemerkt: „Das Auftauchen dieses Brauches vor zwei Jahrzehnten ist heute nicht mehr faßbar“ (S. 203). In seinen „Nachrichten über Schwert-, Reif- und Steckentänze in Niederösterreich“ macht es Otto G. S c h i n d l e r, Wien, wahrscheinlich, daß Figurentänze einst wohl auch zum festverwurzelten Brauchtum dieses Bundeslandes zählten. Hans M o s e r, Göttingen, den vierzigjährige Freundschaft und die Erforschung des Volksschauspiels in besonderem Maße mit dem Jubilar verbinden, gibt ein weiteres Beispiel seiner Kenntnis der Archive: „Brauchkundliches vom Ende des 14. Jahrhunderts“. Aus Archiv, Literatur und den Sammlungen des Rheinischen Wörterbuchs schöpft Matthias Z e n d e r, Bonn, in Zeichnung und Erörterung der Karte „Mummereien im Rheinland“. Es sei die Frage erlaubt, ob die Fasnachts- und Kinderschreckgestalt „Donnermoder“ nicht „D’Onnermoder“ ist, der nicht mehr verstandene Name des weiblichen Mittagsgeistes, der im „Onnern“ (im Untern, in der Mittagsruhestunde) den Betreter des Kornfeldes bedroht, später allgemein die Kinder fernhält, wie ich im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens 1932 in kartographischer Auswertung der Fragebogen Wilhelm Mannhardts dargetan habe<sup>1)</sup>. — Karl I l g, Innsbruck, legt Ergebnisse seiner Reise vor: „Das Brauchtum der deutschstämmigen Siedler in Brasilien und Peru“.

---

<sup>1)</sup> Bd. 5, Sp. 271: „In der Gegend von Frankfurt am Main wird dem reifenden Korn die Kornmutter, dem reifenden Obst aber die Untermutter zugesellt. Die geht im Untern (daraus auch Enungermutter gebildet), d. h. von 11 bis 1 Uhr mittags. Wer am Niederrhein zu dieser Zeit auf dem Felde arbeitet, den kriegt die Enongermur oder Einuhrmutter. Sie schreckt durch sonderbare Redensarten, ohne sich sehen zu lassen. Sie führt in die Irre. Da sie mit der zweiten Frühstückspause identifiziert wird, heißt es am Rhein von der

Das Gebiet des Zauberglaubens betreten wir in den Beiträgen von Walter Hirschberg, Wien, und Tekla Dömötör, Budapest: „Einige Bemerkungen zur Geschichte des Fetischbegriffes“ und „Zwei Zauberer aus Südingarn“. Das nach 1945 starke Aufblühen der volksreligiösen Forschung, der auch volkskundliche Arbeiten von Leopold Schmidt gewidmet sind, bezeugen mehrere Beiträge der Festschrift. Iso Baumert, Gümligen-Bern, wählte das in letzter Zeit viel erörterte Thema „Wallfahrt und Wallfahrtsterminologie“. In klarer Trennung von Darstellung der Fakten („Phänomenologie“), sprachlicher Benennung („Terminologie“ bzw. „Nomenklatur“) und Deutung („Interpretation“) soll aus dem „Sprachgebrauch“ abgeleitet werden, was Wallfahrt, Wallfahrtsort und Wallfahrer sei<sup>2)</sup>. Dem Namensbruder und Freund von Leopold Schmidt, dem universalen Geist und glückhaften volkskundlichen Wanderer Leopold Kretzenbacher danken wir wieder einen Fund: „Benediktionsritus und Legendenkontinuität. Zu einem italienischen Gegenwartsbrauch um ein mittelalterliches Pönitentialrequisit“. Der Schlußsatz sei der Beachtung empfohlen: „Wer darf überhaupt bei den uns täglich gegenübertretenden Phänomenen des ‚Lebens in überlieferten Ordnungen‘ die historische Dimension außer Acht lassen?“ Der Bericht fördert die Frage nach der „Kontinuität“ des Volksreligiösen nach und trotz dem 2. Vaticanum. Mancher Volkskundler wird des Verfassers Zweifel am Idealziel eines „zeitgemäßen entmythologisierten Christentums“ teilen. „Eher scheinen manche Gläubige im Mitvollziehen der fast gewaltsam erzwungenen Ritualreformen zu frieren“ (S. 324). Die Fruchtbarkeit archaischer Studien im Sinne von Hans Moser belegt der Beitrag „Die österliche Fußwaschung am Kaiserhofe zu Wien. Öffentlicher Brauch zwischen Hofzeremoniell und Armenfürsorge“, in dem der Herausgeber der Festschrift, Klaus Beitzl, seine Arbeiten zum Gründonnerstagsbrauch fortsetzt. In dreifacher Brechung — „verwaltungsmäßige Vorbereitung, zeremonieller Vollzug, Nachklang im Volk“ — wird der Brauch dargestellt, der ein lebendiges Beispiel für die Wechselbeziehung „Oberschicht — Unterschicht“ ist. Verwandten Charakter hat der Beitrag von Franz Loidl, Wien: „Die k.k. Arsenalkapelle zum heiligen Rochus auf dem Salzgriß während der Administration durch das Stift ‚Zum Schotten in Wien‘ (1772—1780)“. Das Inventarium der Kapelle stellte sich in den Dienst des „Arsenal-Kirchweihfestes“. Elfriede Grabner, Graz, zeichnet eine österreichische Verbreitungskarte im Rahmen des Themas „Maria vom guten Rat. Ikonographie, Legende und Verehrung eines italienischen Kultbildes“. Den Einfluß auf die Namengebung besonders berücksichtigt die Skizze von Dietmar Assmann, Innsbruck, „Die Wallfahrt zum hl. Antonius in Rietz“ (Oberinntal). Nach Walter Heim<sup>3)</sup> untersucht Rudolf Kriss, Berchtesgaden, eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit im Spannungsfeld Kirche — Volk: „Die Domäne Marie-Corédemptrice in Clémery, genannt ‚Der kleine Vatikan‘, und ihr Hausherr, ‚Papst Clemens XV.‘“ Der falsche Papst, der sich erst nach dem Tode Johannes XXIII. (1963) von der Kirche löste, ist der Expater Michael Collin (geb. 1905 in Lothringen), der für sich die rechtmäßige Nachfolge Papst Johannes XXIII. für sich in Anspruch nimmt und mit teilweise grotesken Kultformen und durch „eine Trivialisierung der Mystik im Sog des technischen

---

letzten Garbe, da tut der Bauer den Enonger ein: er hat ihn in den letzten Schobben gebunden.“

<sup>2)</sup> Peregrinations (S. 308) müßte in Peregrinationis verbessert werden, und die „verschiedenen Stilleben im Sprachgebrauch“ (S. 306) sind doch wohl: Stilebenen.

<sup>3)</sup> Walter Heim, Die Erneuerte Kirche. Papst Clemens XV. in der Schweiz. (Schweiz. Arch. f. Volkskunde, Bd. 66, 1970, S. 41—96.)

Zeitalters“ (Kriss S. 379) in wenigen Jahren eine noch wachsende Gemeinde Naiv-Gläubiger um sich sammelte. Eine „Fundgrube an volkstümlichen Beobachtungen, Reflexionen und anekdotischen Berichten“ erschließt Leander Petzold, Freiburg i. Br., unter dem Titel „Mythos und Religion. Zum Phänomen des Volkstümlichen in den Tagebüchern Julien Greens“, — ein fesselnder Beitrag zur Frage der Spiegelung der Volkswelt in Tagebüchern und Erzählwerken der Dichter. Richard Beitzl

**Festschrift für Robert Wildhaber**, zum 70. Geburtstag am 3. August 1972. Herausgegeben von Walter Escher, Theo Gantner und Hans Trümpp (= Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Jg. 68/69, 1972 und 1973, Hefte 1—6). 820 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1973. DM 92,—.

Festschriften kann man nur schwer besprechen, sie dienen doch der Ehrung der Jubilare, sollen diese und die Festschrift-Beiträger und die Leser und Benützer, und vielleicht auch die Geldgeber, freuen. Daher hier nur eine kurze Anzeige, die vielleicht auch demjenigen erlaubt sein mag, der selbst zu den Beiträgern gehören darf.

Robert Wildhaber hat sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer der maßgebenden Persönlichkeiten der Volkskunde in Europa entwickelt. Seine hilfsbereite Art, seine freimütig-kritische Haltung, seine schweizerische Neutralität, haben vielfach ermunternd, erfrischend gewirkt. Über dem Kritiker und Bibliographen Wildhaber hat man mitunter vielleicht übersehen, daß er selbst sehr wesentliche Beiträge zum Fach geleistet hat, und daß er als Leiter des Schweizerischen Museums für Volkskunde gerade der volkskundlichen Museologie ganz wesentliche Anstöße gegeben hat. Wer Sagen herausgibt und Geräte sammelt, weiß von der Breite des ganzen Feldes unseres Faches.

Das kommt also in dieser Festschrift mit ihren 75 Beiträgen durchaus zum Ausdruck. Ivan Bálassa aus Budapest eröffnet den Reigen der Beiträge mit seinen „Randbeschlagenen Holzspaten in Mittel- und Osteuropa“, und Matthias Zender in Bonn beschließt ihn mit „Meinungen und Redensarten zu Sturm und Wirbelwind“: Zwischen Arbeitsgerät und Sage, wie soeben gesagt, stehen also alle diese Beiträge, von denen so mancher Wildhaber direkt als Sagenforscher, als Geräteforscher, oder aber auch als Meister der Bibliographie anspricht. Es sind die bekanntesten Namen des Faches in unseren Tagen vertreten, hochbetagte Forscher ebenso wie Vertreter der mittleren Jahrgänge.

Wir möchten in diesem Zusammenhang nur darauf hinweisen, daß die österreichische Volkskunde nicht eben schlecht vertreten ist. Wenigstens in alphabetischer Reihenfolge seien die Verfasser und ihre Artikel hier aufgezählt: Klaus Beitzl, Bergmännisches Spruchgut heute (Ledersprung in Leoben); Elfriede Grabner, Theodor Zwinger (Schweizer Arzt des 17. Jahrhunderts) und die Heilkunde; Karl Haiding, Seilhölzer (Bindkloben) des steirischen Ennsbereiches; Leopold Kretzenbacher, Heilsverkündigung und Tierfabel (Storch und Wolf); Elfriede Moser-Rath, Galgenhumor wörtlich genommen; Leopold Schmidt, Heiligenblut und Ufhusen. Zu den Entstehungslegenden zweier Reliquienwallfahrten. Anschließend daran soll wenigstens auf einige Beiträge noch hingewiesen werden, deren Themen auch für uns wichtig erscheinen: Bela Gunda, Gemeindebacköfen bei den Ungarn; Sonja Kovačevićova, Kirchengesangbücher im Leben und in der Kunst des slowakischen Volkes; Niko Kuret, Frauenbünde und maskierte Frauen; Wilhelm Kutter, Maskenzeiten und Larventypen in Südwestdeutschland; Hans Moser, Fasnacht, Faßnacht, Faschang; Arnold Niederer, Der höchstgelegene Wallfahrtsort der Alpen; Oloph Odenius, Der Mann im

Brunnen und der Mann im Baum; Gustav R ä n k, Zur Kulturgeschichte des Käses im griechisch-römischen Altertum; Lutz R ö h r i c h, Rumpelstilzchen; Ernst Schlee, Der Wächter am Schlüsselloch; Martin Staehelin, Volksmusikalisches aus den Schweizer Alpen im Nachlaß von Johann Gottfried Ebel; Ingeborg Weber-Kellermann und Birgit B ö t h, Soziale Strukturen und ihre museale Darstellung.

Man sieht, selbst diese kleine Auswahl aus dem ungemein reichen Band erweist schon die Vielschichtigkeit und Vielgliedrigkeit der Volkskunde, wie sie von Wildhaber immer gern verstanden und mitgedacht wurde. Daher ist der Band sicherlich ganz in seinem Sinn zusammengestellt; aber schließlich hat er selbst das Register dazu erarbeitet, was ja vielleicht doch heißen mag, daß er mit der ihm dargebotenen Würdigung zufrieden ist.

Leopold S c h m i d t

**Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert.** Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971. Herausgegeben von Günter W i e g e l m a n n. Schriftleitung Dietmar S a u e r m a n n (= Studien zum Wandel von Gesellschaft im 19. Jahrhundert, Bd. 5) 275 Seiten, 8 Bildtafeln. Göttingen 1973, Vandenhoeck & Ruprecht. DM 45,—.

Es ist immer erfreulich, wenn Kongreßberichte bald nach der Abhaltung des betreffenden Kongresses vorgelegt werden. Die bemerkenswerte Trierer Tagung von 1971 hat schon anderthalb Jahre später ihren literarischen Niederschlag gefunden, wofür den Herren Wiegelmann und Sauer mann jeglicher Dank gebührt.

Weniger Freude konnte man am Kongreß und an manchen seiner Vorträge selbst haben. Da ich selbst die Ehre hatte, einen Vormittag lang eine Sektion zu leiten, darf ich nicht allzuviel darüber schreiben. Ich möchte in erster Linie jene Beiträge hervorheben, die ich als positiv und weiterführend empfunden habe. Dazu gehört vor allem die ganze II. Gruppe „Rezeption bürgerlicher Lebensformen bei Bauern und Arbeitern“. Unter diesem recht weiten Obertitel sprachen Bernhard D e n e k e über Fragen der „Rezeption bürgerlicher Sachkultur bei der ländlichen Bevölkerung“, Ulrich B a u c h e über „Rezeption städtisch-bürgerlicher Formen und regionale Sonderung im bäuerlichen Wohninventar der Elbmarschen“ und Theo G a n t n e r aus Basel über „Brauchtumsvorfürungen in Festumzügen des 19. Jahrhunderts“, selbstverständlich in der Schweiz. Es waren materialgesättigte Darbietungen, die auch mit Freuden intensiv und zielführend diskutiert wurden. Schwierig war die Sektion III „Religiöse und ideologische Orientierung bei Bauern und Arbeitern“. Unter diesem sehr vagen Obertitel sprach zunächst Iso B a u m e r über „Kulturkampf und Katholizismus im Berner Jura, aufgezeigt am Beispiel des Wallfahrtswesens“. Weder der Vortragende noch die Diskussionsteilnehmer bemerkten leider, daß es sich dabei um ein historisches und kein volkskundliches Thema handelte. Eine Reihe von Diskussionsteilnehmern redeten daher unangenehm weit am Thema vorbei. Dann sprach Gottfried K o r f f über „Heiligenverehrung und soziale Fragen. Zur Ideologisierung der populären Frömmigkeit im späten 19. Jahrhundert“, und zwar so kulturkämpferisch-antikirchlich, daß sich konfessionelle Gegner mit Recht dagegen auflehnten. Über Dieter K r a m e r s „Sozialkulturelle Lage und Ideologie der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert“ steht mir kein Urteil zu; ich sehe nur, daß es sich nicht um Volkskunde handelt.

Gut war die Ansetzung der Sektion IV „Die kulturelle Bedeutung der Vereine“. Da sprach Konrad K ö s t l i n zunächst über ein landschaftlich-traditionelles Thema, nämlich über „Schleswig-Holsteinische Gilden im 19. Jahr-

hundert". Etwas außerhalb stand der Beitrag von Vernon L. Lidtke über „Die kulturelle Bedeutung der Arbeitervereine". Von fachlicher Bedeutung war dagegen der Vortrag von Ernst M. Wallner über „Die Rezeption stadtbürgerlichen Vereinswesens durch die Bevölkerung auf dem Lande". Genau das gegenteilige Thema konnte Klaus Beitzl behandeln: „Großstädtische Trachten-Da kamen Ergebnisse unserer jahrzehntelangen Sammlerarbeit zum ersten Mal vereine des 19. und 20. Jahrhunderts, Möglichkeiten musealer Dokumentation". an die Öffentlichkeit.

Die Sektion V behandelte „Migration und Akkulturation", also volkskundliche Probleme der Auswanderung, die von Don Yoder für Nordamerika, von Wassil Marinov für Bulgaren in Bessarabien und von Annemie Schenk für das Banat behandelt wurden. Ina-Maria Greverus, die Theoretikerin einer ganzen Schule, brachte ihre „Hypothesen zur Integration von Minderheiten" vor. In der VI. Sektion sprachen Hinrich Siuts allgemein über „Phasen von Beharrung und Wandel im Volksleben Mitteleuropas", Tamás Hofer aus Budapest über „Phasen des Wandels im Lichte kultur-anthropologischer Theorien" und Sven B. Ek über „Die Fiktion des Wandels im 19. Jahrhundert". Ich versage mir die Untersuchung der Frage, inwieweit diese Dinge schon ausgegoren sind. Bei Sven B. Ek beispielsweise dürften wohl nicht allzu viele Hörer gewußt haben, worum es genau gehen sollte, weil ihnen die spezifisch schwedischen Fragestellungen nicht parat sein konnten. Auch hier fragt man sich von unserer Seite wohl, ob es sich dabei um echte volkskundliche Probleme handelt, oder nicht doch eher um historisch-soziologische, vielleicht auch sozialpsychologische. Man muß dazu also von mehr oder minder entfernten Nachbarwissenschaften mehr wissen, als im allgemeinen üblich ist.

Das kam schon bei den zwei Eröffnungsvorträgen zutage. Rudolf Braun sprach, dem Fache durchaus gut gesinnt, aber doch von einer Außenseiterposition aus über „Probleme des sozio-kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert" und stellte immer wieder Forderungen im Sinn von „die Volkskunde sollte, — die Volkskunde müßte", statt umgekehrt sich zuvor doch eindringlich zu unterrichten, was „die Volkskunde" nun tatsächlich tut. Und Hermann Bausinger fuhr wieder einmal mit seiner leichten Feldartillerie des gesprochenen Essays auf, diesmal unter dem Titel „Verbürgerlichung — Folgen eines Interpretaments". Bevor der Kongreß sich also noch über Formen der „Verbürgerlichung" besprechen konnte, wurde ihm der Begriff schon fraglich gemacht, als „restriktive Verbürgerlichung" verketzert, kurzum ein politisch klingendes Moment hineingetragen, das zumindest unserer Ansicht nach in Trier nichts verloren hatte. Der Funke Berechtigung, der in allen Bausingerschen Essays glimmt, erlosch auch diesmal in den kalten Güssen von Großväter- und Zeitgenossen-Beschimpfungen.

Man wird den Band als ein kleines Denkmal des Strebens dieser Jahre im Gedächtnis behalten, die Volkskunde als Wissenschaft zu erhalten, auch gegen den Willen so mancher Fachvertreter, die mit ihr groß geworden sind, aber sich in den Stürmen der Zeit doch als nicht groß genug erwiesen haben. Einige von ihnen haben das Feld geräumt, die Fahne des Faches eingezogen. Es könnte ohne sie besser weitergehen.

Leopold Schmidt

**Elfriede Baum, Katalog des Museums mittelalterlicher österreichischer Kunst (= Österreichische Galerie, Kataloge Bd. I) 280 Seiten, 16 Farbtafeln, 203 Schwarzweißabb. auf Tafeln. Wien 1971, Verlag Anton Schroll & Co.**

Spätestens seit der Ausstellung „Alltag und Fest im Mittelalter", 1970 von der Österreichischen Galerie gemeinsam mit dem Institut für mittelalterliche Realkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften veran-

staltet, weiß man, daß eine Galerie mit mittelalterlichen Kunstwerken auch als „Quelle“ gesehen werden kann. Die Ausstellung und ihr Katalog hießen mit Recht „Gotische Kunstwerke als Bilddokumente“, und es ist ganz bezeichnend, daß dieser Katalog von 1970 längst vollständig vergriffen ist.

Von der damaligen genauen Interpretation in gegenständlicher Hinsicht, man könnte ganz allgemein sagen, vom Standpunkt der Kulturgeschichte und Volkskunde aus, hat sicherlich auch der vorliegende Katalog gelernt, obgleich er eine ganz selbständige kunstgeschichtliche Leistung darstellt. Die größte Sammlung österreichischer bildender Kunst im Mittelalter hat hier einen würdigen Katalog erlebt, der gleichzeitig ein vorzügliches Handbuch zur österreichischen Kunst im Mittelalter ist. Man muß ihn zur Aufschließung dieser Flügelaltäre, Predellen, Epitaphien usw. einfach mitbesitzen. Er schildert genau die Bildinhalte, zeigt aber auch ihre künstlerische Stellung auf. Er kennt und nennt die gesamte dazugehörige Literatur, und überbewertet die bisherigen Besitzverhältnisse nicht, deren vollständige Angaben in manchen anderen Galeriekatalogen die tatsächlich wichtigen Mitteilungen zu erschlagen drohen.

Besonders bemerkenswert erscheint, daß der Katalog sämtliche Objekte der Sammlung nicht nur beschreibt, sondern auch abbildet. Auch die nicht ständig ausgestellten Werke sind zumindest in kleinen Bildern (meist drei auf einer Seite) zu sehen, was für unsere Kenntnis völlig genügt. Man darf Hans Aurenhammer zur Initiative beglückwünschen, diesen Katalog herausgebracht und in Elfriede Baum eine so kenntnisreiche Bearbeiterin gefunden zu haben.

Leopold Schmidt

**Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines.** 117. Band. Linz 1972.  
2 Teile. I. Abhandlungen: 432 Seiten, zahlr. Abb., II. Berichte: 192 Seiten.

Das Oberösterreichische Landesmuseum ist eine altbewährte, sehr bedeutende Pflegestätte der Sammlung und Forschung. Das Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines stellt eine beachtliche wissenschaftliche Veröffentlichung dar. Seit Kurt Holter Präsident des Musealvereines ist und die Schriftleitung des Jahrbuches übernommen hat, präsentiert sich dieses Jahrbuch vielleicht noch ansehnlicher, noch geplanter als bisher.

Der neueste Band dieses Jahrbuches zeigt wieder, was man aus einer derartigen Landesveröffentlichung machen kann. Da der hl. Wolfgang im Jahr 972 Bischof von Regensburg wurde, hat man dies zum Anlaß genommen, intern eine Tausendjahrfeier für den Heiligen zu veranstalten und in diesem Jahrbuch eine ganze Reihe von Beiträgen ihm zu widmen. Die 180 dem hl. Wolfgang gewidmeten Seiten wären ohne weiteres auch als selbständige Festschrift beachtenswert gewesen. Da die Wolfgangverehrung für die historische Volkskunde Österreichs von großer Bedeutung ist, sei hier wenigstens kurz auf diese Beiträge hingewiesen. Zunächst stellt Rudolf Zinnhobler kurz „Das Leben des hl. Wolfgang“ und dann ausführlich „Die Beziehungen des hl. Wolfgang zu Oberösterreich“ dar. Ein bedeutsamer Ausgriff nach Niederösterreich: Herta Ladenbauer-Orel, die Ausgräberin, berichtet ausführlich über „Wieselburg an der Erlauf. Das östlichste Imperium des hl. Wolfgang“. Dann gibt Benno Ulm eine genaue „Baugeschichte der Wallfahrtskirche von St. Wolfgang im Salzkammergut“, mit einem interessanten Exkurs über die Steinmetzzeichen (S. 86 ff.). Rudolf Ardel stellt ausführlich „Die St. Wolfgang-Patrozinien in Oberösterreich“ dar, und Norbert Grabherr schneidet ein durchaus bedeutsames Spezialproblem an: „Der hl. Wolfgang als Namenspatron beim Oberösterreichischen Adel im 15. Jahrhundert“. Der wichtigste und von uns aus gesehen wohl auch wichtigste Beitrag stammt von Georg Wacha: „St. Wolfgang und das Wallfahrtswesen im 16. und 17. Jahrhundert“. Da wird alles ausgeführt, was uns hier inter-

essiert: Wallfahrtswesen in der Reformationszeit, Wallfahrten nach St. Wolfgang im 16. Jahrhundert, Wallfahrerzeichen (Pilgerzeichen und Medaillen). Ein Beitrag eines geschulten Historikers zur historischen Volkskunde, wie man sich ihn kaum besser wünschen kann. An den Beitrag von Wacha schließt die spezielle Untersuchung von Franz Lipp über „Das Beil des hl. Wolfgang“ an. Ob man den Heiligen tatsächlich mit den verschiedenen „Hammergestalten“ in mythologischen Konformationen zusammenbringen kann, ist vermutlich fraglich, doch erscheint es mir verdienstlich, dafür einiges Material zusammengestellt zu haben. Die stoffreiche Abhandlung wird sicherlich innerhalb der Glaubens- und Brauchforschung diskutiert werden.

Außer dieser geschlossenen Reihe von Abhandlungen zum hl. Wolfgang ist aus dem Band noch die Darstellung von Brigitte Heinzl über „Die Keramiksammlung in der kunsthistorischen Sammlung des oberösterreichischen Landesmuseums“ hervorzuheben. Im II. Teil, dem Berichtband sind für uns die Nachrufe auf Hans Commenda und auf Max Bauböck von Bedeutung und selbstverständlich wie alljährlich der statliche Bericht von Franz Lipp über die Tätigkeit der Volkskunde-Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums. Auch die kurzen Berichte über die Tätigkeit der vielen oberösterreichischen Heimathäuser und Heimatmuseen sind aller Beachtung wert.

Leopold Schmidt.

**Ernst Burgstaller, Felsbilder in Österreich.** Unter Mitarbeit von Ludwig Lauth, Helmut Adler, Vinzenz Flieder, Hans Radauer, Rudolf Treuer und Erich Urbanek (= Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, Bd. 21) 102 Seiten, mit Zeichnungen und Lageskizzen und Text und 166 Abb. auf Tafeln. Linz 1972.

**Ernst Burgstaller, Felsbilder in Österreich.** Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Oberösterreichischen Landesmuseum (= Kataloge des O.Ö. Landesmuseums Nr. 76) 30 Seiten und unnumm. Abb. auf Tafeln. Linz (1972).

Auf manchmal sehr abgelegenen, schwer zugänglichen Felsen in Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich sowie in Kärnten und Steiermark gibt es Felszeichnungen. Sie sind schon verhältnismäßig früh gesehen, aber nur wenig beachtet worden. Erst die Behandlung der urgeschichtlich erscheinenden Felsbilder an verschiedenen anderen Orten Europas, also vor allem in Skandinavien und in der Val Camonica haben auch in Österreich Widerhall gefunden. Es sind in den letzten Jahrzehnten mehrfach solche Funde dem Denkmalamt gemeldet worden, das freilich nur in seltenen Fällen eine wirksame Unterschutzstellung verfügen konnte. Manche größere Fundgruppen, vor allem die in der Höll am Warscheneck, sind von Forstleuten, Geologen und von Burgstaller selbst mehrfach besucht, gezeichnet, photographiert worden. Eine spätere Beschädigung durch die zahlreicher werdenden Touristen konnte leider nicht verhindert werden.

Es war daher richtig, daß Burgstaller und seine Mitarbeiter immer wieder danach trachteten, diese Felszeichnungen möglichst bald und möglichst genau festzuhalten, wobei dies fast immer mit großen Anstrengungen und mit Aufwendung privater Mittel erfolgte. In einer größeren Reihe von Aufsätzen sind die Ergebnisse allmählich vorgelegt worden. Einige Beiträge aus Steiermark und Niederösterreich konnte auch unsere ÖZV veröffentlichen. Aus den Aufsätzen und Vorträgen Burgstallers erwuchs allmählich der Plan einer Ausstellung, die zuerst im Oberösterreichischen Landesmuseum gezeigt wurde, und die nun schon längere Zeit als Wanderausstellung in den verschiedenen Landesmuseen

Österreichs zu sehen ist. Und schließlich erwuchs aus allen diesen Vorstudien endlich die zusammenfassende Darstellung in Buchform, die nun jetzt vorliegt.

Das Buch bringt zunächst ausführlich die Fundberichte, nach den Bundesländern geordnet. Daß Oberösterreich mit den von Burgstaller so intensiv erarbeiteten Bildern an der Spitze steht, ist selbstverständlich. Danach wird eine Charakteristik der Örtlichkeiten der Anbringung gegeben, wobei Burgstaller als begeisterter Bergsteiger und Naturschilderer zu Worte kommt. Man erfährt von ihm alles, was er sich im Lauf der Jahre zur „Technik und Sichtigkeit der Felsgravierungen“ notiert hat. Erst danach folgt das für ihn wohl bedeutendste Kapitel, nämlich die Darstellung der „Motive der österreichischen Felsbilder und ihre Parallelen“. Es wird dabei zwischen den figürlichen Motiven (Tiere, Menschen, Geräten, Schiffen, Häusern, Bäumen) und den abstrakten Motiven unterschieden. Schließlich werden die „Schriftzeichenartigen Motive und Inschriften“ vorgelegt. Aus diesem Kapitel und aus der Zusammenfassung geht hervor, daß sich Burgstaller wohl der Schwierigkeit der historischen Interpretation seiner Funde bewußt ist. Daß er aber dennoch, stark beeindruckt von den als prähistorisch geltenden Felszeichnungen in anderen Ländern, auch einen Teil der in Österreich gefundenen Gravierungen für prähistorisch hält, und dies vor allem durch Motivvergleiche zu beweisen versucht. Welche urgeschichtliche Epochen dafür vor allem in Frage kommen, bleibt dabei immer etwas in der Schwebe, wenn auch die frühe Metallzeit, auch die Hallstattzeit, stärker betont erscheint. Die Bildvergleiche erweitern immerhin auch ein Ausgreifen bis in die Altsteinzeit.

Ein solches Bemühen, mit soviel Energie und Aufwand betrieben, soll auf jeden Fall positiv gewürdigt werden. Ob man diesen Felszeichnungen, die vielleicht von Hirten, von Almgehern, von Jägern, zum Teil wohl auch von Wallfahrern und von Kryptoprotestanten stammen können, durch die immer wiederholten Vergleiche mit prähistorischen Gravierungen gerecht wird, mag eine andere Frage sein. Wenn man sich mit ähnlichen Gebieten des weiten Gebietes „Volkskunst“ etwas beschäftigt hat, werden einem manche Fragen unumgänglich erscheinen: Haben eigentlich die im Lauf von zwei bis vier Jahrtausenden fraglos der Verwitterung ausgesetzten Zeichnungen überhaupt eine Chance gehabt, so alt zu werden? Müßten sich unter ihnen, wenn sie auch nur dem Altertum oder auch dem Frühmittelalter angehören würden, nicht irgendeinmal Stilmerkmale finden, die sich chronologisch festlegen ließen? Warum fehlen alle Hinweise auf die bezeichnende Art der mittelalterlichen Steinbearbeitung? Ist zwischen der Urzeit und der Neuzeit niemand in diese Regionen vorgedrungen und hat ein für ihn und seine Zeit kennzeichnendes Mal hinterlassen?

Diese Fragen, die sich ganz unwillkürlich aufdrängen, ergeben vermutlich, daß man der Frühdatierung dieser Felszeichnungen skeptisch gegenüberstehen wird. Der bei weitem größte Teil dieser Zeichen mutet nach Neuzeit, sagen wir nach früher Neuzeit, also vom 16. bis zum 19. Jahrhundert an. Methodisch ist dazu zu sagen, daß man die Zeichnungen, die hoffentlich die Funde genau wiedergeben, nicht zunächst mit anderen Felsgravierungen, sondern mit anderen Zeichen, Sinnbildern innerhalb der jüngeren Volkskunst vergleichen müßte. Mit der Kerbschnitzerei der Almwirtschaftsgeräte etwa. Mit den Eigentumsmarken, mit den Teseleinschnitten. Vermutlich bleibt bei einer solchen Scheidung noch immer ein beträchtlicher Rest, den man nicht von vornherein als unerklärlich und daher uralte ansehen dürfte. Bei solchen Erzeugnissen der Menschen im vormaschinellen Zeitalter müssen wir schon auch mit Spieltrieb, mit Gestaltungen aus dem „horror vacui“ und mit offeneren und weniger offenen Geschlechtssinnbildern rechnen, und auch mit der immer wiederholten

Besegung oder Verteufelung alles dessen, durch die immer wieder auftretenden Kreuze beispielsweise.

Es ist zweifellos gut, daß Burgstaller seine Funde veröffentlichen konnte, und auch alles dazusagen, was er sich im Lauf der Jahre dazugedacht hatte, auf Grund vieler Reisen und Besichtigungen, und nicht zuletzt auf Grund einer sehr beachtlichen Literaturkenntnis. Jetzt können sich Kritiker damit auseinandersetzen, was ja doch auch eine Art der Anerkennung eines solchen Bemühens darstellt.

Leopold Schmidt

**Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde.** Begründet von Karl Meisen. Herausgegeben von Matthias Zender. Schriftleitung Gerda Grober-Glück. 21. Jahrgang. 346 Seiten, 6 Karten, 3 Notenbeispielen, 15 Abb. und Tabellen. Bonn 1973. Ferd. Dummlers Verlag.

Während andere Zeitschriften des Faches eingestellt werden, oder bei der Pensionierung oder Emeritierung ihrer Herausgeber ins Stocken geraten, ist dies offenbar bei dem immer schon etwas eigenwilligen „Rheinischen Jahrbuch“ nicht der Fall. Wir begrüßen es sehr, daß auch jetzt, nach dem Tod des Begründers und Leiters durch 20 Jahrgänge hindurch, Karl Meisen, das Jahrbuch weiterlebt, und zwar unter der berufenen Leitung von Matthias Zender und mit der erfahrenen Redaktion durch Gerda Grober-Glück. Beide, Zender und Glück, haben sich von der Berlin-Stuttgarter „Zeitschrift für Volkskunde“ zurückgezogen, was man durchaus verstehen kann. Daß sie ihr eigenstes rheinisches Organ dagegen in die Hand genommen haben, begreift man dankbar als wertvollen Ersatz und als Zeichen weiteren Leistungswillens.

Das neue Jahrbuch soll nur mit einigen Worten begrüßt werden, ohne auf die Beiträge näher einzugehen. Eva Ammermüller beschäftigt sich mit dem dankbaren Thema „Konfessionelle Unterschiede der Taufnamen“; Matthias Zender selbst steuert „Volkserzählungen als Quelle für Lebensverhältnisse vergangener Zeiten“ bei. Der Orientalist Otto Spies bietet „Arabische Stoffe in der *Disciplina Clericalis* (des Petrus Alfonsi)“ an. Daneben stellt sich Heinrich Schützing mit den „Schelmengeschichten in Tausendundeiner Nacht als Ausdruck der ägyptischen Volksmeinung“. Gheorge Vrabie aus Bukarest behandelt „Rumänische Totenklagen“. Einen umfangreichen Volksliedstoffgeschichtlichen Beitrag hat Dietz-Rüdiger Moser geschrieben: „Die Heilige Familie auf der Flucht. Apokryphe Motive in volkstümlichen Legendenliedern. Mit einem Beitrag zur Formel „Bie vrie ischt aüf“ im Liedgut der Gottschee“. Den Abschluß bildet der Beitrag des Sprichwörter-Spezialisten Wolfgang Mieder über „Das Sprichwort in den Prosawerken Annettes von Droste-Hülshoffs“.

Der Band enthält, wie alle seine Vorgänger, nur die Abhandlungen selbst, keine „Kleinen Mitteilungen“, keine wie immer geartete Chronik-Beiträge und keine Buchbesprechungen. So hält sich dieses Jahrbuch bewußt offen für die reine wissenschaftliche Untersuchung und tut damit sicherlich dem Fach einen guten Dienst. Möge es dies auch unter der neuen, freilich längst so altbewährten Schriftleitung noch lange weiterhin tun.

Leopold Schmidt

**Rolf Wilh. Brednich und Wolfgang Suppan, Gottscheer Volkslieder.** Gesamtausgabe Bd. II. Geistliche Lieder. (= Edition Schott 6202), 392 Seiten mit Noten. Mainz 1972, B. Schott's Söhne. DM 88,—.

Der I. Band dieser Gesamtausgabe der Lieder aus der ehemaligen Sprachinsel Gottschee in Krain war schon respektvoll zu begrüßen. Unsere Bewunderung der sammlerischen und editorischen Leistung wächst nunmehr noch

angesichts des mächtigen II. Bandes, der die geistlichen Lieder, speziell die für die Gottschee so charakteristischen Legendenlieder enthält.

Der Band umfaßt also die Liednummern 126 bis 291, und enthält alle Aufzeichnungen aus den Sammlungen Hauffen und Tschinkel, aber auch alles andere, was inzwischen eingebracht wurde, also die Aufzeichnungen von Johannes Künzig und Waltraud Werner, von Kurt Huber, von Richard Wolfram, von Karl M. Klier und von Maria Kundgraber. Wir stellen mit einem gewissen Vergnügen fest, daß also auch unser Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes noch zahlreiche und sehr brauchbare Beiträge zu dem Gesamtwerk erbringen konnte.

Der Liedschatz gliedert sich in Marienlegenden, Jesuslegenden, dann Gott unter den Menschen in legendenhafter Form und Heiligen- und Martyrerlegenden, worunter auch das Lied von den hl. Kosmas und Damian. Dann folgen Weihnachtslieder, Osterlieder, Lieder zum christlichen Tages- und Lebenslauf, zur Jesusverehrung, und besonders viel zur Marienverehrung, und nur mehr wenig zur weiteren Heiligenverehrung. Das ist also ein gewaltiger Schatz, man braucht nur an Themen wie „Maria im Räuberhaus“ oder „Maria vor dem Höllentor“ zu denken, an „Jesus und die verräterische Espe“ und „Regina und Jesus“. Daß Nr. 159 „Jesus und das heidnische Mädchen“ die Hortulanus-Szene am Ostermorgen betrifft, könnte man aus dem Titel nicht entnehmen.

Allgemein volkskundlich gesehen, wird man den Band herzlich begrüßen, aber vor allem auf die Kommentierung warten, die ja erst später erfolgen soll.

Leopold Schmidt

**Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Heimathaus des Rupertiwinkels in Tittmoning an der Salzach (= Die Bayerischen Heimatmuseen, Bd. II) München und Assling o. J., Verlag für Behörden und Wirtschaft R. Alfred Hoepfner. 24 Seiten, 99 Abb. auf Tafeln.**

Tittmoning an der Salzach war elfhundert Jahre lang salzburgischer Besitz. Wenn es heute vom bayrischen Ufer der Salzach herübergrüßt, nimmt man also immer noch die mächtige Pflegerburg wahr, und in ihr befindet sich dieses Heimatmuseum, das zu den reichsten der Gegend gehört, mit vielen starken Beziehungen zu Salzburg einerseits, aber selbstverständlich auch in den Chiemgau hinaus. Schließlich stammt ein Teil der Sammlungen ja von Kanonikus Kottmayer, der einstmals seine Sammlung in Waging zusammenbrachte.

Diese umfangreiche Heimatsammlung eines unserer allernächsten Nachbargebiete ist verhältnismäßig schlicht aufgestellt, zum Teil müssen schon die alten Räume, besonders der Getreidekasten mit den Schützenscheiben, für sich wirken. Es ist sehr erfreulich, daß das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege es unternommen hat, für einen Führer durch dieses wenig bekannte und doch sehr reiche Heimatmuseum zu sorgen. Torsten Gebhard hat das sachkundige Vorwort verfaßt, Prinz Sayn-Wittgenstein den Katalog nach Räumen und Sachgruppen angelegt. Die Texte sind kurz, aber inhaltreich, und, wie das Literaturverzeichnis zeigt, auf die zuständige Literatur gestützt. Ein sehr großer Vorteil dieses Führers ist die reiche Bebilderung. Es sind zwar nur Schwarzweiß-Abbildungen, auch von den zum Teil farbig sehr interessanten Möbeln. Aber man nimmt doch köstliche Stücke wie beispielsweise den „Türkenofen“ (Abb. 66) oder die Sammlung der Grabkreuze (Abb. 60 bis 65) mit Interesse zur Kenntnis. Besonders wertvoll erscheint, daß so viele Schützenscheiben (Abb. 70—96) abgebildet werden konnten. Angesichts des Reichtums der Sammlung würde man sich sogar eine noch umfangreichere Darstellung wünschen, freut sich aber jetzt schon über den wertvollen Katalog.

Leopold Schmidt

Theodor Jörg, **Der Landkreis Krumbach. Bd. 3 Volkskunde.** Mit je einem Beitrag von Anton Dirr und Viktor Sprandel. 238 Seiten, 108 Abb. auf Tafeln, 3 Farbtafeln. Weissenhorn 1972. Anton H. Konrad Verlag. DM 24,—.

Früher erschienen öfter Heimatkunden einzelner Orte, heute sind in der Bundesrepublik Landkreis-Beschreibungen üblich geworden. Für die Volkskunde sind diese Heimatbücher größerer Gebiete recht wertvoll, wenn die Gelegenheit entsprechend genützt wird. In Bayern gibt es gar nicht wenige derartige Landkreisbeschreibungen mit volkskundlichen Beiträgen.

Daß ein ganzer Band einer solchen Landkreisbeschreibung der Volkskunde gewidmet wird, ist allerdings selten. Es ist also besonders zu begrüßen, daß der mittelschwäbische Bereich, der Krumbach zum Vorort hat, eine so schöne Landkreisbeschreibung erhält, von der bisher schon drei Bände erschienen sind, und unter denen dieser vorliegende dritte nun eben uns speziell interessiert. Theodor Jörg, der Hauptverfasser, ist schon als Autor des Bandes „Sagen aus dem Landkreis Kulmbach und seiner Umgebung“ (Kulmbach 1956) bekannt. Er hat eine ganze Volkskunde im herkömmlichen Sinn geliefert: Zunächst das Brauchtum im Jahreslauf, dann im Lebenslauf, dann einen Abschnitt „Mundart und Mundartdichter“ (mit einem Kärtchen der Mundartgrenzen). Es folgen Kinderreime und Kinderspiele, Ausführungen über Humor und Volkswisheit, einschließlich der Ortsneckereien. Ausführlich kann sich Jörg infolge seiner vorhergehenden Sammlungen mit der Sage beschäftigen. Dann werden „Aberglauben und volksmedizinische Heilverfahren“ behandelt, mit einem aufklärerischen „Lied vom Aberglauben“ (S. 167 f.). Die „Letzte bodenständige Tracht“ wird kurz behandelt, dann folgt „Die Schwäbische Küche in früherer Zeit“, mit Bildern vom Brotbacken. Dann findet sich ein Kapitel „Vom alten mittelschwäbischen Bauernhaus“ aufgenommen, das Anton Dirr schon 1940 geschrieben hat. Ausführlich wird die „Religiöse Volkskunde“ behandelt. Die Mitteilungen über schwäbische Wallfahrten, mit vielen guten Bildern, haben quellenkundlichen Wert. Sehr bemerkenswert das Motivbild mit der Erbauung der Wallfahrtskirchen Maria Feldblume bei Wattenweiler; die Mauern werden gerade um den Bildbaum herum errichtet. Dieses wichtige Kapitel findet sich noch ergänzt durch den Abschnitt „Mittelschwäbische Krippen“, den Viktor Sprandel beigesteuert hat.

Der Band ist also in seinem Reichtum geradezu eine Überraschung. Neben Altbayern kommt Schwaben wenigstens nach außen hin in der volkskundlichen Landschaftsbetrachtung von Süddeutschland häufig zu kurz. Da ist dieser Band mit seinen stoffreichen Kapiteln und seinen vielen Bildern doch wirklich sehr zu beachten.

Leopold Schmidt

**Konrad Bedal, Ofen und Herd im Bauernhaus Nordostbayerns.** Eine Untersuchung der älteren Feuerstätten im ländlichen Anwesen des östlichen Franken und der nördlichen Oberpfalz (= Beiträge zur Volkstumsforschung. Bd. XX) 365 Seiten (Reproduktion) 166 Abb. im Text, 30 Tafeln mit gezeichnetem Abb., Karten. München 1970, Kommissionsverlag Kiefhaber & Elbl.

Diese umfangreiche, sehr schöne Arbeit, eine Dissertation bei Kretzenbacher und Torsten Gebhard, ist dem Innentitel nach 1970, dem Umschlagtitel nach 1972 erschienen und uns jedenfalls erst jetzt zugegangen. Wir wollen darauf nur hinweisen, da wir annehmen, daß sich eine genauere hauskundliche Besprechung noch einfinden dürfte. Es muß aber auf diese Untersuchung hingewiesen werden, weil sie eine für den Außenstehenden vielleicht überraschende Tatsache dartut: Dieses Gebiet von Oberfranken und der Oberpfalz gehört

völlig eindeutig dem von Rhamm, Geramb, Schier und Lipp so eindringlich postulierten „Kochofenkulturkreis“ an. Das Kochen im Stubenofen herrscht dort allenthalben vor, als Leitgerät darf man die Ofengabel, weniger den Ofenwagen ansehen, da es sich um keine Rauchstubenlandschaft handelt. Bauernhauskundlich ist der Zusammenhang mit dem benachbarten Egerland völlig klar, sogar die charakteristischen „Lien“-Lichthüte aus Blech finden sich hüben wie drüben. Es lassen sich also beinahe ein Jahrhundert nach Rhamm auf diesem Forschungsgebiet immer noch neue Verbreitungsfeststellungen machen. Und wenn die Aufnahmearbeiten so wie hier in der Schule Torsten Gebhards so sauber, so kartographisch klar, so zeichnerisch instruktiv durchgeführt werden, dann möchte man einer derartigen Spezialuntersuchung wohl auch allgemeinvölk kundlichen Wert beimessen. In anderen Schulen hätte man wohl andere Bezüge des Wohnens in diesen Wohn-Stall-Häusern festgestellt, wäre mit sozialpsychologischen Fragen rasch bei der Hand gewesen. Als stoffreiche Weiterführung der älteren bauernhauskundlichen Arbeiten gerade für diese spezielle Erscheinung dünkt uns die Untersuchung so, wie sie angelegt wurde, besser und dauerhafter.

Leopold Schmidt

**Die Ebermannstädter Liederhandschrift**, geschrieben um 1750 von Frantz Melchior Freytag, Schulrektor zu Ebermannstadt (Staatsbibl. Bamberg Msc. misc. 580 a) Herausgegeben und kommentiert von Rolf Wilh. Brednich und Wolfgang Suppan (= Die Plassenburg. Schriften für Heimatforschung und Kulturpflege in Ostfranken, Bd. 31) 264 Seiten, mit Noten und 1 Faksimile. Kulmbach, Stadtarchiv, 1972. DM 20,80.

Den beiden Hauptkonservatoren am Freiburger Deutschen Volksliedarchiv Brednich und Suppan ist ein vorzüglicher Griff geglückt. Eine bisher völlig unbekannte Liedhandschrift aus der Zeit um 1750, das stellt schon eine beachtliche Bereicherung unserer Kenntnisse dar. Man muß an die Liedhandschriften von Ostrach, von Trier, jene des Fräuleins von Crailsheim oder die des Salzburger Benediktiner Meingosus Gaele denken, um die Stellung der Handschrift richtig würdigen zu können. Die Ausgabe aller dieser Handschriften liegt aber schon sehr lang zurück, die meisten sind wohl längst im Buchhandel sehr selten geworden.

Die vorliegende Ausgabe erfüllt alle Wünsche: Die Lieder, welche sich der Schulrektor von Ebermannstadt bei Bamberg um 1750 aufgeschrieben hat, sind vollständig, auch mit den Singweisen, abgedruckt. Sie sind durch eine ausführliche Einleitung standortmäßig, liedgeschichtlich genau bestimmt. Sie werden durch entsprechende Einzelkommentare am Schluß des schönen Bandes noch genau erläutert. Dabei ergibt sich freilich auch die erstaunliche Tatsache, daß die Liedhandschrift mit 96 Liedern nicht nur das uns aus anderen Liedhandschriften bekannte hochbarocke Liedgut enthält, sondern daß nicht weniger als die Hälfte dieser Lieder bisher völlig unbekannt war. Sie haben sich nicht einmal auf Flugblattgedrucken bisher nachweisen lassen. Zum Teil werden sie also vielleicht nur von örtlicher Geltung gewesen sein, zum Teil könnten sie sogar Schöpfungen des Schulrektors Freytag sein, — wir wissen es nicht. Nicht einmal bei wichtigen geistlichen Liedern, darunter einem bisher unbekanntem Nepomuk-Lied (Nr. 46) läßt sich darüber mehr aussagen. Die Gesamthaltung erscheint durchaus zeitbedingt, und wenn ein Lied (Nr. 78) „Ehrbarer Lebens-Lauff“ heißt, möchte man durchaus zustimmen: So haben sich wohl die Schulmeister, Pfarrer usw. in Franken damals unterhalten, übrigens ohne allzuviel „Soziales Engagement“, von dem die Einleitung (S. 23 f.) vielleicht etwas zu viel auszusagen versucht.

Einige Beziehungen zu Österreich sind, wie in allen Liedhandschriften der Zeit, so auch in dieser nachzuweisen. Merkwürdigerweise steht sogar ein Mund-

artgedicht von Maurus Lindemayr (Nr. 29) in der Handschrift, die „Bauernklag über das Papier-Stämpeln“, was bezeugt, daß die Handschrift frühestens um 1750, wenn nicht doch noch etwas später anzusetzen ist. Die Beziehungen zu österreichischen Liedhandschriften und Flugblattgedrucken sind in den Einzelkommentaren sorgfältig nachgewiesen. Ob sich für die vielen bisher unbekannteren Lieder noch Nachweise finden werden, steht dahin. Eigentlich müßte diese schöne Ausgabe zur weiteren Suche anregen.

Ein besonderer Dank gilt dem Stadtarchiv Kulmbach, den „Freunden der Plassenburg“. Sie haben eine vortreffliche Schriftenreihe für Franken geschaffen und die Volkskunde schon mehrfach zu Wort kommen lassen. Das berührt in einer Zeit, in der viel zu viele überflüssige theoretische Abhandlungen erscheinen, besonders dankenswert: Nicht die Steine der Theorien, sondern das Brot der nützlichen Stoffaufbereitung brauchen wir.

Leopold Schmidt

**Richard Steinmetz, Untersuchungen zum Wandel in der bayerischen Lehrerbildung von 1809 bis zur Gegenwart im Lichte der Volkskunde.** Münchner Inauguraldissertation. 268 Seiten (Rotaprint). München 1970, Dissertationsdruck und Verlag Réssy.

Volkskunde wird als Fach an den Universitäten unterrichtet. Das heißt, es haben sich allmählich Männer gefunden, welche ihre zum Teil aus anderen Disziplinen kommenden Schüler habilitierten, und diese haben sich mit der Zeit den einen und den anderen Lehrstuhl erarbeitet. Wie man das Fach lehren soll, ob man es überhaupt lehren kann, das wurde eigentlich wenig bedacht. Wenn man so einige Jahrzehnte zurückschaut, muß man sagen: Es hat an mehreren Universitäten zweifellos bedeutende Gelehrte gegeben, die „Volkskunde“ gelesen haben. Pädagogen sind wohl die wenigsten von ihnen gewesen, und inwiefern sie über die Weitergabe von „Stoffen“ hinausgekommen sind, das ist immer bezweifelt worden. Erst im letzten Vierteljahrhundert haben sich Angehörige einer neuen Generation mit dem Problem beschäftigt. Es ist dabei vorgekommen, daß der eine oder andere von den inzwischen auch Habilitierten, auch zu einem Lehrstuhl Gelangten vor der Aufgabe kapitulierte hat. Entweder er las nur ein Teilgebiet des Faches, oder er versuchte das Fach, oder wenigstens den Namen umzukrempeln, weil er mit seiner Lehraufgabe nicht fertig wurde. Das wird voraussichtlich noch eine Weile so weitergehen.

Unter diesen Umständen ist es immer schon schwergefallen, an eine Lehrbarkeit der Volkskunde an unteren und mittleren Lehranstalten zu glauben. Gewiß, man hat sich darum bemüht, es liegen auch auf österreichischer Seite so manche Vorschläge dazu vor, von Jungwirth, von Arthur Haberlandt, von Karl Ilg etwa. Der Verfasser der vorliegenden Dissertation hat sie nicht gekannt, er hat sein Hauptaugenmerk eben auf die bayerischen Schulverhältnisse gerichtet, und historisch zu zeigen versucht, wie sich allmählich unter dem Einfluß der Aufklärung, der Romantik, der Soziologie im Sinn von W. H. Riehl usw. die Anteilnahme am Stoff der Volkskunde in den verschiedenen Schultypen zu heben begann. Wie man es unternahm, mit dem bemerkenswerten, von John Meier herausgegebenen Buch „Volkskunde, insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer“ (1926) das Fach in den Volks- und Mittelschulen zu betreiben. Daß dabei zwar nicht selten eine Anregung für sammelnde, aufzeichnende Lehrer geschaffen wurde, kaum aber ein pädagogisch zu bewältigendes Fach, dürfte allgemein bekannt sein. Steinmetz versucht sehr gewissenhaft, diese und viele andere Erscheinungen für die einzelnen Teilabschnitte des 19. und 20. Jahrhunderts zu beschreiben. Er kommt mit der Zeit auch auf die sehr energisch betriebenen Unterrichts-Erneuerungen nach 1933, an denen die Pädagogischen Hochschulen von damals mit ihren hauptberuflich tätigen Volks-

kundlern beträchtlichen Anteil hatten. Von ihrem Einfluß hätte man gern mehr erfahren. Aber Steinmetz wertet die Ergebnisse dieser Zeit, wie jetzt üblich, stark ab. Er wendet sich der Gegenwart zu, dieser neu-aufklärerischen, neu-weltbürgerlichen Epoche, in der für die Volkskunde auch in der Pädagogik offenbar wenig Platz bleibt.

Eine gute Dissertation, auch für den Außenstehenden nützlich zu lesen. Sie regt zum Nachdenken an, nicht zuletzt über die schnelle Wandelbarkeit so mancher Pädagogen, die offenbar auch in der Beurteilung unseres Faches und seiner eventuellen pädagogischen Werte sehr schnell vom „Hosianna“ zum „Crucifige“ umzuschalten verstanden haben. Für den zugegebenermaßen einseitigen Fachmann also vielleicht ein Grund mehr, die Volkskunde auch weiterhin für „unlehrbar“ zu halten.

Leopold Schmidt

**Die Bilderfabrik.** Dokumentation zur Kunst- und Sozialgeschichte der industriellen Wandschmuckherstellung zwischen 1845 und 1963 am Beispiel eines Großunternehmens. Katalog der gleichnamigen Ausstellung, veranstaltet vom Institut für Volkskunde der Universität Frankfurt am Main und dem Historischen Museum Frankfurt am Main, unter Mitwirkung von Christa Pieske, Lübeck, durch Wolfgang Brückner. Frankfurt am Main 1973, Historisches Museum. 139 Seiten mit 220, zum Teil farbigen Abbildungen.

Ein beträchtlicher Teil der Volkskunde, besonders der Volkskunsthochforschung, ist in den Jahren um die Jahrhundertwende aus Abneigung gegen die hier bearbeiteten und ausgestellten „Schlafzimmerbilder“ entstanden. Der Kampf gegen den „Öldruck“, nicht zuletzt gegen die von der hier ausgestellten „Bilderfabrik“ Adolf May herausgebrachten Drucke, hat die Intensivierung, die Wertsetzung der jungen Volkskunsthochforschung mitbeflügelt.

Wenn heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, ein Teil der deutschen Volkskunde sich nun gerade auf die Sammlung und Erforschung dieser Bilder verlegt, dann bedeutet dies den sichtbar gewordenen Wandel innerhalb des Faches. Die werdende Großstadtvolkskunde, die Erforschung der volkstümlichen Graphik im Sinn von Adolf Spamer, sie haben den Wandel herbeigeführt. Die in Frankfurt und in vier anderen bundesdeutschen Städten gezeigte Ausstellung ist ein, vielleicht erst vorläufiger, Gipfel auf einem neuen Weg. Wolfgang Brückner hat die Anregungen und Sammlungen von Christa Pieske fleißig und wendig aufgegriffen, hat die Firma May für die Ausstellung interessiert, und mit einer Reihe von Mitarbeitern die Objekte zusammengebracht, die in dieser Form ja noch von keinem Museum geschlossen verwahrt werden. Einzelstücke finden sich zweifellos in so manchen Kollektionen. Der kundige Text führt vom „Kommunikationsmedium Bild“ über „Bilder als Gebrauchskunst“, „Ikonographische Typologien“, „Maler, Moden und Motive“ bis zu „Sofabild, Wohnstube- und Eßzimmerschmuck“. Die Arbeiten von Scharfe, Schilling und Sturzenegger haben schon sehr viel und intensiv den Weg gebahnt. In dem flott heruntergeschriebenen Katalog tauchen so ziemlich alle Modeschlagworte von heute auf, aber es wird auch viel konkretes Material über die beteiligten Künstler und Firmen geboten. Interessant ist die Stellung Österreichs, eigentlich die des alten Österreich-Ungarn, das ja beträchtliche Massen dieser Drucke aufgenommen und lange Zeit auch bewahrt hat. Besonders das religiöse Schlafzimmerbild ist hier von den Möbelhandlungen bis zur unmittelbaren Gegenwart immer noch geliefert worden. Tatsächlich war auch ein Österreicher daran maßgebend beteiligt, nämlich der Wiener Maler Hans Zatzka (1859—1945), der, für seine Kund-

schaften völlig namenlos, Jahrzehnte hindurch den Geschmack seiner Käufergruppen bestimmt hat.

Wenn die Museen des Faches irgendeinmal auch „Volkskultur“ des 19. und 20. Jahrhunderts ausstellen werden, dann werden sie sich hier einer ungemein fleißigen Vorarbeit bedienen können. Aber es ist gar nicht gesagt, daß der weitere Weg der Volkskundemuseen überhaupt in diese Richtung geht.

Leopold Schmidt

#### **Rudolf Weinhold, Winzerarbeit an Elbe, Saale und Unstrut.**

Eine historisch-ethnographische Untersuchung der Produktivkräfte des Weinbaues auf dem Gebiete der DDR (= Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Geschichte. Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 55) 419 Seiten, 50 Zeichnungen im Text, Abb. 51—72 auf Tafeln. Berlin 1973, Akademie-Verlag.

Rudolf Weinhold, vom Dresdner Institut der Berliner Akademie, beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der Weinbauvolkskunde im sächsisch-mitteldeutschen Bereich. Er hat in einer Reihe von Untersuchungen seit mehr als einem Jahrzehnt gezeigt, was es dort an Gegenständen zum süd- und westdeutschen Weinbau gegeben hat, hat die Geräte ebenso wie die Festaufzüge behandelt, und kann daher nunmehr ein schönes zusammenfassendes Buch darüber vorlegen. Das Buch, das von genauer Quellenkenntnis Zeugnis ablegt, bezeichnet sich im Untertitel als „historisch-ethnographische Untersuchung“, und damit ist wirklich umschrieben, was Weinhold anstrebt und geleistet hat. Er hat die historischen Quellen für den zum Teil längst eingestellten Weinbau des Gebietes zum Sprechen gebracht, hat aber den noch lebenden Weinbau im Elbegebiet im Sinn der volkskundlichen Feldarbeit untersucht, und nunmehr aus allen diesen Vorarbeiten eben die Gesamtmonographie geleistet. Man wird bei dem umsichtig gearbeiteten, mit reichen Quellenangaben ausgestatteten Werk kaum etwas vermissen, was der Sache nach hierhergehören müßte.

Was die Form der Veröffentlichung betrifft, so ist es natürlich schade, daß sie nur in Form einer Vervielfältigung erscheinen konnte, aber andererseits: besser so, als gar nicht. Die Reihe, in der sie erschienen ist, darf man wohl als die Nachfolgerin der einstmals so großzügig aufgebauten „Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde“ ansprechen. Und man wird also wohl froh sein müssen, daß es überhaupt eine solche publizistische Nachfolge gibt, und damit gewährleistet erscheint, daß die gediegenen Arbeiten der Kollegen in Berlin und Dresden doch auf diese Weise veröffentlicht werden. Leopold Schmidt

**Maike Schauer, Johann Balthasar Schupp. Prediger in Hamburg 1649—1661.** Eine volkskundliche Untersuchung (= Volkskundliche Studien, herausgegeben von Walter Hävernick und Herbert Freudenthal, Bd. 1 VI) 454 Seiten (Reprodruck), 1 Porträt. Hamburg 1973, Museum für Hamburgische Geschichte.

Außerhalb Hamburgs hat man vermutlich nie sehr viel von Johann B. Schupp gehört, der immerhin als einer der wenigen bedeutenden deutschen Literaten des 17. Jahrhunderts gerühmt wurde. 1878 hat Wilhelm Braune seinen „Freund in der Not“ von 1657 sogar eines Neudruckes für wert befunden (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Nr. 9).

Nunmehr liegt hier also eine umfangreiche Dissertation vor (der Reprodruck läßt sie aufwendiger erscheinen als sie ist; im Buchdruck würde sie kaum viel mehr als 200 Seiten umfassen). Nach der Biographie des Predigers wird zunächst sein Wirkungsbereich, die Gemeinde St. Jacobi gekennzeichnet, dann Amt und Amtsführung Schupps untersucht. Dann folgt das 2. Kapitel mit den

„Predigttheoretischen Grundlagen“, worin also auf die Strafpredigt, auf die Mittel des Predigers wie Exempel und Scherz eingegangen wird. Dann folgt ein Abschnitt „Stellung zum Staat“. Schupp wurde zwar der „Anstiftung zum Aufruhr“ beschuldigt, hielt sich aber selbst für einen gutgesinnten Diener der Hamburger Obrigkeit. Für uns bedeutet das Kapitel „Stellung zum Irrglauben“ mehr, mit den „Ketzerpredigten“, wo nicht zuletzt auf „Ketzer als beschämendes Vorbild“ hingewiesen wurde. Die „Inhaltsanalyse der Predigten und Schriften“ Schupps sind wichtig wegen der Analyse des religiösen Verhaltens seiner Gemeinde, wegen der ausführlichen Stellen über den „Aberglauben“ und was so dazu gehört. Schließlich wird das „Predigtexempel“ unter „Formalen Merkmalen“ gewürdigt. Maik Schauer ist nicht von der Erzählforschung ausgegangen und erklärt diese auch für keineswegs allein zuständig für die volkskundliche Predigtforschung (S. 208). Das ist ein bißchen polemisch gemeint, vor allem gegen Elfriede Moser-Rath, und offensichtlich von Roland Narr beeinflußt, was keine Empfehlung darstellt. Aber es scheint so, daß die protestantische Predigt sich nicht so behandeln läßt wie die katholische, ja daß man das sogar noch an den jeweils daran gewendeten Forschungen erkennt. Aber wenn man seine Arbeit als „Volkskundliche Untersuchung“ bezeichnet, sollte man da einsichtiger sein: Zu der hier vorliegenden Abhandlung hätte es nämlich der Volkskunde als Fach durchaus nicht bedurft, und unser Gewinn scheint daher auch nicht sehr groß.

Immerhin, die Arbeit ist sauber gemacht, im Anhang mit ausgewählten Predigtexemplen ausgestattet und mit nicht weniger als 1090 Anmerkungen bestückt, was auf Fleiß hinweist.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Bandes sind die Tauschvereine und -institute in Kenntnis gesetzt worden, daß dieser 12. Band gleichzeitig auch der letzte dieser Reihe sei, und daß auch die „Beiträge zur Deutschen Volks- und Altertumskunde“ mit dem 16. Band abgeschlossen würden. Der Herausgeber, Walter Hävernick, hat die Altersgrenze erreicht und daher die Herausgeberschaft zurückgelegt. Er war Ordinarius für Volks- und Altertumskunde an der Universität Hamburg und gleichzeitig Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte. Diese beiden Funktionen werden in Zukunft von zwei Persönlichkeiten ausgeübt werden, die sich vermutlich auch neue Formen der Publikationen schaffen werden. Es bleibt nur zu hoffen, daß wenigstens eine der beiden Stellen doch eine „Volkskundliche“ Reihe oder Zeitschrift herausbringen wird. Mag man mit den Veröffentlichungen Hävernicks vielleicht nicht immer einverstanden gewesen sein, sie galten doch dem Fach, haben manches in ihm auch angeregt, und sollen deshalb bei ihrer Einstellung nochmals herzlich bedankt sein.

Leopold Schmidt

**Felix Karlinger, Italienische Volksmärchen** (= Märchen der Weltliteratur, o. Nr.) 288 Seiten. Düsseldorf 1973, Eugen Diederichs Verlag DM 22,—.

**Felix Karlinger, Das Feigenkörbchen.** Sardische Volksmärchen. Kassel 1972, Verlag Erich Röth.

Die große Diederichs-Reihe wächst immer weiter. Felix Karlinger, der mit Kurt Schier zusammen die Reihe betreut, hat jetzt einen neuen Band „Italienische Volksmärchen“ herausgegeben. Obwohl in der Reihe schon zweimal versucht wurde, Märchen aus Italien darzubieten, war man mit diesen Versuchen, die sich vor allem auf das alte literarisch überlieferte Erzählgut bezogen, nicht mehr zufrieden. Karlinger hat daher den neuen Band im wesentlichen auf neuere Aufzeichnungen, nicht zuletzt auf seine eigenen eingestellt, und dabei eine bunte Auswahl zustandegebracht. Er hat schon vor einigen Jahren ein

eigenes hübsches Bändchen „Das Mädchen im Apfel“ herausgebracht, das übrigens durch den neuen Band nicht überflüssig geworden ist.

Gleichzeitig ist auch der Band mit den Märchen aus Sardinien erschienen, also aus einem Hauptarbeitsgebiet Karlingers von altersher. Auch hier stehen viele von ihm selbst aufgenommene Märchen. In den Nachworten zu beiden Bänden schildert Karlinger sehr lebensvoll die Erfahrungen seines Märchensammlers, charakterisiert die bisherige Forschungsgeschichte und berichtet von den Gewährsleuten und ihren Eigenheiten. Die Anmerkungen lesen sich bei Karlinger immer besonders gut, es sind nicht trockene Literaturnachweise, sondern stellen den Leser, der mit dem Text mitleben will, mitten in Sammlung und Forschung hinein. Das Typen- und Motivregister hat wieder Kurt R a n k e erstellt.  
Leopold S c h m i d t

**Birgit Hahn-Woernle, Christophorus in der Schweiz.** Seine Verehrung in bildlichen und kultischen Zeugnissen (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 53) 204 Seiten, 16 Abb. auf Tafeln, 2 Karten Basel 1972, Verlag G. Krebs AG. sFr 48,—.

Die Monographien über verehrte Heilige müssen heute von den volkskundlichen Institutionen schon eigens registriert werden. Die Fülle ist groß, die Zahl wächst noch immer, ein deutliches Zeichen dafür, daß es sich um einen ausgesprochen „dankbaren“ Themenbereich handelt, der übrigens von nicht-katholischen Autoren mindestens ebenso stark behandelt wird als von Anhängern der alten Kirche. Dabei ist die Verehrung so mancher nunmehr monographisch behandelter Heiliger von eben dieser alten Kirche in Frage gestellt worden, was vielleicht gerade einen zusätzlichen Anreiz zur Behandlung durch Autoren verschiedenster Herkunft bieten mag.

Das denkt man unwillkürlich, wenn man eine Christophorus-Monographie aus der Schweiz zur Hand nimmt, also die Behandlung eines Teilaspektes eines Heiligen, dessen allgemeine Verehrung von der alten Kirche vor kurzem sozusagen freigestellt wurde. Aber für diese treffliche Dissertation hat all das offenbar keine Bedeutung. Sie ist, mehr oder minder als „Beitrag zur Kulturmorphologie des Mittelalters“, bei Dietrich Schwarz in Zürich gearbeitet worden, und erweist sich als eine sehr verlässliche Aufbereitung vor allem des topographisch-kunsttopographisch gesammelten Materiales. Der Hauptteil der Arbeit besteht demgemäß aus dem „Katalog der Christophorus-Zeugnisse in der Schweiz und im angrenzenden Ausland“, wobei zu selbstem „angrenzenden Ausland“ in diesem Fall Österreich mit Vorarlberg gehört (201—204). Im Vorderteil des Buches wird die Auswertung des gesammelten Materiales gegeben, also zunächst ein Überblick über die Ausbreitung des Christophoruskultes bis etwa 1300, dann die Entstehung und Entwicklung der Christophorus-Verehrung mit besonderer Berücksichtigung der Entstehung der einzelnen Darstellungstypen. Das nächste Kapitel überblickt dann speziell die Christophorus-Zeugnisse in der Schweiz, nämlich die künstlerischen Darstellungen, nicht die Zeugnisse in der kirchlichen Literatur oder auch in der anderen, etwa der volkssprachigen Literatur usw. Es werden die speziellen Kapitel von Christophorus als Beschützer vor dem „gähnen Tod“, Christophorus und der Tod im Mittelalter sowie Sonderformen der Christophorus-Verehrung herausgegriffen, also etwa Christophorus als Brotheiliger. Schließlich hat man in Bern doch einst erzählt, daß der „große Christoffel“ vom Obertor, das freilich 1864 abgebrochen wurde, mittags um 12 Uhr den Kindern Semmeln heruntergeworfen habe (S. 33). Bemerkenswert die Ausführungen über Christophorus und andere Riesen, aber auch Wilde Männer, schließlich Wilde Leute. Direkte Beziehungen hat es wohl nicht gegeben, aber verwandte Tendenzen lassen sich im Spät-

mittelalter feststellen. Die Forschung über die Umzugsriesen wird parallele Erscheinungen konstatieren können, zumal ja ab und zu in den Umzügen eben Riesen in ausgesprochener Christophorus-Erscheinung aufgetreten sind.

Man sieht, auch eine eigentlich streng angelegte und durchgeführte eng-räumliche Untersuchung verlockt sogleich zu den verschiedensten Ausgriffen. Da die Verfasserin gute Bilder und umfangreiche Literaturangaben beigegeben hat, ist ihre Untersuchung also auch von uns aus sehr zu begrüßen.

Leopold Schmidt

**Werner Gut und Hermann Dünneberger, Ostschweizer Bauernmalerei** (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 164/165/166/167/) 80 Seiten, davon 32 Farbtafeln. Bern 1973, Verlag Paul Haupt. DM 32.—

Die bemalten Möbel von St. Gallen und Appenzell sowie Toggenburg sind der Möbelforschung noch nicht sehr gut bekannt, eingehendere Forschungen über die Blütezeit stehen noch aus. Abbildungen gibt es schon mehrfach, vor allem von den in dem schönen Museum von St. Gallen geborgenen Stücken.

Es ist daher erfreulich, daß eine Reihe sehr schöner Möbel, Kästen, Truhen, Betten vor allem, aus den Museen von St. Gallen, von Herisau und von Lichtensteig (Toggenburger Heimatmuseum) in diesem Band ausführlich beschrieben und sehr schön abgebildet werden. Die Stücke reichen von der Spätrenaissance bis ins Biedermeier. Eine sehr beträchtliche Zahl von ihnen weist Blau als Grundfarbe auf. Die Darstellungen sind zwar so gut wie immer weltlich, doch tragen einige Stücke deutlich katholische Kennzeichen. Die Maler der Möbel vom Anfang des 19. Jahrhunderts sind zum Teil namentlich (Conrad Stark, Johann Bartholomä Thäler) bekannt.

Das Buch dient weniger wissenschaftlichen, als kunstpflegerischen Zwecken. Ein Anhang unterrichtet Leute, die selber gern „Bauernmöbelmalen“ über Malmaterial und Maltechniken, und über das offenbar dazugehörige „Patieren“. Da wird sich vermutlich der Kunsthandel in einigen Jahren schon sehr in acht nehmen müssen, um nicht recht junge „alte Ostschweizer Bauernmöbel“ in den Umlauf zu bringen.

Leopold Schmidt

**Holger Rasmussen, Limfjordfiskeriet før 1825. Saedvane og centraldirigering** (= Folkelivs studier 2), Kopenhagen 1968, 517 S., 41 Abb.

Den Gedanken der Zentraldirigierung von Kultur durch den Staat und der Vermittlung seiner Direktiven über sekundäre und tertiäre Zentren der staatlichen Verwaltung, hatte einst Sigurd Erixon entwickelt<sup>1)</sup>. Leider ist dieser überaus fruchtbare Ansatzpunkt für das Verständnis von kulturellen Prozessen in der Volkskunde nach ihm kaum mehr benutzt worden. Umso erfreulicher ist es, daß Holger Rasmussen, Direktor der volkskundlichen Sammlungen im Dänischen Nationalmuseum, seine Arbeit über die Limfjordfischerei unter den Gesichtspunkt der Zentraldirigierung gestellt hat. Wie dem Literaturverzeichnis zu entnehmen ist, hat er sich bereits seit längerem mit dieser sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen so überaus interessanten Region im Nordwesten der jütischen Halbinsel beschäftigt. Als buchten- und inselreiches Gewässer von 180 km Länge stellte der Limfjord, der wegen seiner geringen Tiefe für die Schifffahrt niemals von Belang gewesen ist, seit früher Zeit ein bevorzugtes Fischfanggebiet dar. Schon Saxo Grammaticus beichtet in seiner „Chronica Danorum“ am Ausgang des 13. Jahrhunderts von der Limfjordfischerei und weist auf ihre

---

<sup>1)</sup> Sigurd Erixon, Zentralgeleitete und volkstümliche Baukultur, in: Festschrift für Will-Erich Peuckert zum 60. Geburtstag dargebracht, Berlin 1955, S. 79—85.

Bedeutung für die umwohnende Bevölkerung hin. Es bildete sich dort eine eigenartige Kombination von Saisonfischerei und landwirtschaftlichem Betrieb heraus, an dem Bauern wie Insten und Tagelöhner gleichermaßen stark beteiligt waren, weil die Herstellung von Fanggeräten relativ leicht und billig war. Man konzentrierte sich im wesentlichen auf Herings-, Aal- und Brackwasserfischfang. Verf. gelingt es, sowohl den ergologischen, als auch den sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekt der Limfjordfischerei durch präzise Darstellung der technischen Arbeitsvorgänge und der dabei benutzten Geräte herauszuarbeiten und die Gesamtheit dieser kulturellen Vorgänge dann in den gedanklichen Rahmen der Zentraldirigierung einzufügen. Die dänische Krone, die ihren Fischbedarf vor allem für die königlichen Schlösser und für die Kriegsmarine weitgehend aus den Beständen des Limfjords deckte, griff nämlich schon früh durch Verordnungen in den Fischfang ein und setzte fest, von welcher Art das Fanggerät sein mußte, wie die Netze zu setzen waren, welchen Abstand die Maschen in den Netzen haben sollten usw. Nach langjährigen und sehr sorgfältigen Beobachtungen wurde schließlich 1750 ein regelrechtes Statut erlassen, das einen reibungslosen Ablauf der Limfjordfischerei ermöglichen half. Daß es dennoch gerade zwischen den Fischer-Bauern und der kontrollierenden Obrigkeit zu Konfliktsituationen kam, konnte nicht ausbleiben, wurden doch gerade die zu ihrem eigenen Schutz erlassenen zentraldirigistischen Maßnahmen von den Fischern als unzumutbare Einschränkungen empfunden. Am Beispiel der kleinen Stadt Nibe am Limfjord vermag Verf. weiterhin aufzeigen, wie hier der Heringsfang so etwas wie einen „cultural focus“ bildete, um den sich das gesamte soziale und kulturelle Leben der Bevölkerung gruppierte, so differenziert deren Sozialstruktur vom Bootseigner bis zur Netzflickerin auch war.

Die vorliegende umfangreiche Darstellung der Limfjordfischerei beruht auf sorgfältigem Quellenstudium. Verf. hat sich nicht gescheut, eine Fülle von archivalischem Material heranzuziehen. Seine Arbeit stellt nicht nur eine Bereicherung für die ethnologische Forschung Skandinaviens dar, sondern ergänzt auch für die deutsche Volkskunde Erkenntnisse im Bereich des Komplexes „Arbeit und Gerät“, wie sie vor allem in der DDR in den letzten Jahren von Wolfgang Rudolph auf dem Gebiet der Fischereiwirtschaft gewonnen wurden. Aber auch der Sozial- und Wirtschaftshistoriker sollte für diese Untersuchung dankbar sein, weil sie ihm eine Menge von Einzelheiten an die Hand gibt und sich trotz des großlinigen Konzepts „Zentraldirigierung“ nicht in unnützen Spekulationen verliert.

Kai Detlev Sievers

Ludvik Kunz, *Naivni malba tři století. Terče. (Zielscheiben mit Genrebildern aus drei Jahrhunderten)* (= Publikace Etnografického ústavu Moravského musea v Brně, Bd. XV), 67 Seiten mit zahlreichen Abb., Brünn 1972, Ethnographisches Museum.

Schützenscheiben werden zur Zeit vielfach neu entdeckt und in zum Teil sehr guten Abbildungen veröffentlicht. Nun ist dies auch für Mähren geschehen. Ludvik Kunz hat ungefähr vierzig Scheiben vom 17. bis zum 19. Jahrhundert auffindig gemacht, aus Olmütz, aus Leitmeritz und anderen Orten, an denen sich einst Schützengesellschaften befanden. Er gibt auch eine kurze Geschichte dieser Vereinigungen, ihrer Schießstätten und eben besonders ihrer bemalten Scheiben. Es handelt sich wie anderswo um die zu bestimmten Anlässen von mehr oder minder kundiger Hand bemalten Scheiben mit Zielerhumor, Frauenspott und verschiedenen topischen Motiven: Musik, Jagd, Wirtshaus, aber auch Hochzeit, Türken, Mohren, und nicht zuletzt dem Pharos von Rhodos und dem Reiter auf dem Vogel, in diesem Fall dem Strauß. Jüngere Scheiben mit Villen, Bauernspott und ersten Autos vervollständigen die Reihe, die künstlerisch vom Hochbarock bis zum Jugendstil reicht. Eine genaue Durchsicht wird so manches wich-

tige Einzelmotiv ergeben, vor allem bei den Musikedarstellungen, unter denen sich auch ein Maultrommelspieler (Olmütz 1819, Abb. auf S. 37).

Der Text ist zuerst tschechisch, dann vollinhaltlich auch deutsch abgedruckt. Es erübrigt sich beinahe zu sagen, daß die Sprüche auf den Scheiben fast durchwegs deutsch sind. Die Ausstattung des Heftes ist, wie bei den meisten Veröffentlichungen von Kunz, geradezu bibliophil schön ausgefallen.

Leopold Schmidt

**Ungarischer oder Dazianischer Simplicissimus** (1683). Herausgegeben von Marian Szyrocki und Konrad Gajek (= Wiener Neudrucke. Neuausgaben und Erstdrucke deutscher literarischer Texte, hg. Herbert Zeman, Bd. 3), 208 Seiten. Wien 1973, Österreichischer Bundesverlag.

Unter der reichen „Simplicianischen“ Literatur des späten 17. Jahrhunderts, die auch nach Österreich hereingewirkt hat, nimmt der „Ungarische Simplicissimus“ eine besondere Stellung ein. Im Türkenjahr 1683 erschienen, muß er als unterrichtende und unterhaltende Lektüre sehr beliebt gewesen sein. Er ist immer wieder aufgelegt worden, wobei es freilich auch im 19. Jahrhundert kaum zu wirklich zuverlässigen Ausgaben gekommen ist.

Hier liegt nun eine vorzügliche Textausgabe vor, durchaus mit Recht in diese neue Serie der „Wiener Neudrucke“ aufgenommen, weil das köstliche Erzählwerk doch Wesentliches über den Hintergrund, die Entwicklung Oberungarns und Siebenbürgens zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung Wiens auszusagen hat. Sein Verfasser scheint ein schlesischer Schulmeister und Musiker Daniel Speer gewesen zu sein, der zur Zeit der Abfassung des Werkes an der Lateinschule von Göppingen in Württemberg tätig war. Das hat der hochverdiente Musikhistoriker Hans Joachim Moser einstmals herausgearbeitet, und die beiden Herausgeber dieses Bandes schließen sich seiner Meinung an. Ob das Werk ganz autobiographisch ist oder ob es weitgehend auf zeitgenössischen Relationen fußt, das ist besonders von der ungarischen Forschung immer heftig umstritten worden. Aber für den volkskundlich eingestellten Leser ist das ziemlich belanglos. Er bekommt in der flott vorgetragenen Jugendgeschichte des armen Helden genug an Brauch- und Trachtenschilderungen, an Sagen und Schwänken vorgesetzt, die ihn interessieren. Da wird schon aus der Heimatstadt des Helden die Sage vom Glockenguß zu Breslau erzählt (S. 37), da wird die Tracht in Käsmark beschrieben (S. 58 f.), da lesen wir vom Namensschwank von Bartfeld (S. 82). Es wird nicht nur von Liebeszauber berichtet (S. 91), sondern die Schilderung einer ganzen Hochzeit (S. 105 f.) gegeben. Dort schließt die Darbietung eines „Gansreißen“ durch die „Metzgerknechte“ an (S. 106). Man kann ebenso vom Alraun eines Zigeuners lesen (S. 140) wie vom Bergmännlein in einem siebenbürgischen Silberbergwerk (S. 142). Die ungarischen Tänze, die geschildert werden, haben die ungarische Forschung schon längst interessiert. Für uns kommt das Lazarus-Spiel bei der Hochzeit (S. 150) noch ganz besonders in Betracht.

Das sind nur einige Hinweise auf den an derartigen Schilderungen überreichen Text. Die Stellen sind S. 176 ff. nur sehr knapp kommentiert. Dafür unterrichtet das Nachwort dann sehr ausführlich über die gesamte bisherige Forschung und führt die freilich sehr zerstreute Literatur zu Autor und Werk genau und bis zur Gegenwart reichend an. Das macht den Band also auch für uns gut benützlich.

Leopold Schmidt

Edit Fél und Tamas Hofer, **Proper Peasants**. Traditional Life in a Hungarian Village (= Viking Fund Publications in Anthropology. Bd. 46), Chikago 1969.

Edit Fél und Tamas Hofer, **Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt**. Eine ethnographische Untersuchung über das ungarische Dorf

Átány (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg-Lahn, A. Allgemeine Reihe, Bd. 7), 551 Seiten, 139 Abb. auf Tafeln. Göttingen 1972.

Die beiden mächtigen Bände stellen das Denkmal einer Intensivforschung dar, die weit über das hinausgeht, was sonst als „Feldforschung“ bezeichnet wird. Frau Edit Fél und Herr Tamas Hofer, seit vielen Jahren verehrte Kollegen von uns und bewährte Beamte am Ungarischen Volkskundemuseum, haben sich nach vielen anderen Arbeiten und neben mindestens ebenso vielen anderen das Dorf Átány im Norden der Großen Ungarischen Tiefebene ausgesucht und das gesamte Leben der Bauern dieses Dorfes beobachtet, beschrieben und nunmehr dargestellt. Sie haben sich, einem speziellen Zug der ungarischen Volkskunde in diesen Jahren folgend, ein rein ungarisches Dorf ausgesucht, um von den vielen Verstrickungen aus Sprachinselforschung, Nachbarschafts- und Zusammenhangserkundung loszukommen. Sie haben ein geschlossen kalvinistisches Dorf ausgesucht, um dieses eigentliche Ungartum in seiner vermutlich bezeichnendsten Erscheinungsform in den Griff zu bekommen. Sie haben, und das bedeutet sicherlich eine Erschwerung, das Dorf in jenen Jahren aufgesucht, die den Übergang von der herkömmlichen bäuerlichen Einzelwirtschaft zum landwirtschaftlichen Kollektiv brachten. All das bedeutete, daß die beiden Forscher das Dorf und seine Menschen zwar in ihren vielen statischen Belangen sahen, aber doch auch in der durch geschichtliche Ereignisse hervorgerufenen Bewegtheit.

Das ungeheuer reiche Buch läßt sich nicht einmal andeutungsweise seinem Inhalt nach vorstellen. Der Bauer von Átány und sein Boden steht da vor uns, und wir erfahren genau, was und wie er anbaut. Man erfährt alles über die Viehhaltung, und das im Zustand vor der Mechanisierung der Landwirtschaft: „Das Pferd ist dem Bauern sein Alles“ (S. 112). Dann kommt erst die „Arbeit“, mit ihrer Gliederung nach Arbeitskreisen, mit dem, was die Verfasser „Dosierung der Arbeit“ nennen. Es ist nicht zu übersehen, daß die Forscher diese Menschen von Átány kennen wie Brüder, wie Schwestern, und daß es ihnen dennoch geglückt ist, die für die Forschung unentbehrliche Distanz zu bewahren. Besonderes Gewicht wird auf die Nahrungsforschung gelegt. Die Speisen und Getränke, ihre Zubereitung, ihre Konsumierung bei den Mahlzeiten, sie sind in reicher Fülle da, bis zum Geschirr, bis zur Säuglingsverpflegung. Selbstverständlich folgt die „Tracht“, nüchtern, aber richtig als „Norm der geziemenden Kleidung“ aufgefaßt. Nach Nahrung und Kleidung etwas Auffälliges: „Die Ordnung des Wohnens in Haus und Hof.“ Davon war bisher nur selten die Rede. Trennung des „Wohnens im Sommer“ vom „Wohnen im Winter“ wird als wesentlich herausgestellt. Man merkt den beträchtlichen weiblichen Anteil an diesem Leben: „Umstellung der Möbel bei besonderen Gelegenheiten“. Dann schließlich der Wert des bäuerlichen Wirtschaftens: „Der Grundstock der Bauernwirtschaften“. Absatz und Anschaffung, Kauf und Verkauf, die Märkte, die Wanderhändler. Dann folgt „Die Zeit“, aus dem Blickwinkel „Ordnung der Tages- und Jahreszeiten“ heraus gesehen. Das beginnt schon mit den Tagesabschnitten, geht zu den Sonn- und Feiertagen über, und dann zu den Jahreszeiten.

Das ungeheuer genau gesammelte Material ist sorgfältig gegliedert und wird mit einer gewissen gleichmäßigen Ruhe vorerzählt. Wer die Einzelheiten nicht sogleich wissen will, kann sich an eine ausführliche Zusammenfassung halten, in denen noch einmal ganz charakteristische Themen aufgegriffen werden, wie „Entscheidungen des Alltags“ oder „Strategien des wirtschaftlichen Aufstiegs“. Und das alles, um einen Untertitel aus dem Schlußwort zu benützen, „mit den Augen der Átányer gesehen“.

Von der Genauigkeit der statistischen Darstellungen, von der Einprägsamkeit der vielen Photos braucht hier gar nicht geredet werden, sie verstehen sich bei einer Arbeit, mit der sich die beiden Verfasser so viele Jahre hindurch be-

schäftigt haben, beinahe von selbst. Die sorgfältige deutsche Fassung ist Frau Henriette Engl und Herrn Géza Engl zu verdanken. In Marburg haben Alfred Höck und Dieter Kramer geholfen. Man sollte ihnen allen auch öffentlich danken, denn sie haben sich um eine gute Sache bemüht.

Es fällt nicht leicht, ein solches Werk, eigentlich ein Gesamtwerk, das am Ende in drei Bänden vorliegen wird, zu beurteilen. Wir können vor allem nicht einschätzen, welche Stellung dieses imponierende Werk im Rahmen der gegenwärtigen ungarischen Volkskunde einnimmt. Wenn man aber den allgemeinen Stand der Feldforschung in Mitteleuropa kennt, und auch den Wert der inneren Gestaltung und sachlich-sprachlichen Gestaltung eines Buches einzuschätzen vermag, wird man kaum um die Feststellung herumkommen, daß hier ein Meisterwerk vorliegt. Wie schön, daß dieses Meisterwerk in deutscher Sprache dargeboten wird.

Leopold Schmidt

Bernward Deneke, **Hochzeit** (= Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg zur deutschen Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 31), 144 Seiten, mit V Farbatfeln und 127 Abb. im Text. München 1971, Prestel-Verlag.

Christian Rubi, **Hochzeit im Bernerland**. 104 Seiten, mit 11 Abbildungen, davon 6 in Farben, und zahlreiche Vignetten. Wabern—Bern 1971, Bächler-Verlag.

Es kommt vor, daß an mehreren Stellen zum gleichen Thema gegriffen wird. Seit Theo Gantner in Basel die Festbräuche zum Gegenstand der Ausstellungen des Schweizerischen Museums für Volkskunde gemacht hat, sind vielerorts ähnliche Ausstellungen geplant oder auch durchgeführt worden, und mehrere schöne Veröffentlichungen zum gleichen Themenbereich erschienen. Besonders bemerkenswert sind die beiden vorliegenden Bücher zum Thema „Hochzeit“.

Bernward Deneke vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg legt in der bekannten wertvollen Schriftenreihe des Museums einen vorzüglichen Band über die Hochzeit vor, mit einer großartigen Auswahl an alten Bildzeugnissen. Sowohl aus dem reichen Germanischen Nationalmuseum wie aus vielen anderen, auch privaten Sammlungen stammen die schönen Bilder, die das Thema im Mittelalter und in der frühen Neuzeit behandeln. Man merkt, daß der kulturhistorische Volkskundler heute gar nicht mehr anders kann, als in solchen Fällen die „Hochkunst“ miteinzubeziehen, wenn sie thematisch wesentliche Darstellungen bietet. Schrift- und Bildzeugnisse, Sachzeugnisse (wie Hochzeitstracht- und -schmuckstücke), und nicht zuletzt Schriftzeugnisse (Ehekontrakte), ja sogar Druckzeugnisse (Nürnberger Hochzeitsordnungen usw.) sind hier sehr sinnvoll zusammengeordnet. Unter den vielen Bildern finden sich so manche, die bisher unbekannt oder doch noch nie für diesen Zweck herangezogen worden waren.

Man merkt aus dem schönen Buch, daß Deneke sich nicht nur selbst ein weit aufgefächertes Wissen erworben hat, sondern daß er auch klug die Literatur zu nützen weiß. Ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis wird der gesamten weiteren Forschung auf diesem schönen Gebiet dienlich sein.

Eine bemerkenswerte landschaftliche Sonderdarstellung des gleichen Themas ist dem bedeutenden Berner Volkskunsthistoriker Christian Rubi zu verdanken. Rubi hat schon einmal eine ähnliche Monographie über einen Berner Lebensbrauch-Bereich vorgelegt, nämlich sein schönes Büchlein „Taufe und Taufzettel im Bernerland“, im gleichen Bächler-Verlag in Wabern 1968 erschienen. Auch das vorliegende Hochzeits-Buch ist wieder stofflich reich, inhaltlich gut gegliedert, und vorzüglich ausgestattet. Die Hochzeitswünsche, Freundesgaben usw. kommen ebenso schön heraus wie die verschiedenen Stücke der Brauttracht, etwa die reichen Brautkronen aus dem Diemtigtal. Der Abbildungsnachweis

bezeugt, daß manches der schönen Stücke Privatbesitz ist, oder daß Rubi es selbst gezeichnet hat.

Vielleicht sollte man darauf hinweisen, daß solche Bücher heute nicht mehr die einzige Möglichkeit sind, gerade solche Lebensbräuche zu dokumentieren. Für die Vergangenheit selbstverständlich; aber in der Gegenwart treten die Möglichkeiten der Massenmedien an ihre Stelle. Eigens hergestellte Fernsehfilme beispielsweise wird man in diesem Zusammenhang nicht mehr übersehen können. So sei auf den schönen Farbfilm „Alpbacher Lebensuhr. Hochzeit und Totenfeier in Tirol“, eine Dokumentation von Wolfgang Pfaundler aufmerksam gemacht, die 1973 zu Pfingsten ausgestrahlt wurde.

Leopold Schmidt

Richard Dorson, **Folklore: Selected Essays**. 310 Seiten. Bloomington (USA), 1972. Indiana University Press. US-Dollar 10,—.

Richard Dorson, der Nachfolger von Stith Thompson in Bloomington, ist Professor für Folklore und Direktor des Folklore-Instituts an der Indiana Universität. Er gilt als ein führender Folklorist Amerikas, der sich aber auch mit Märgen auöeramerikanischer Völker viel beschäftigt hat. Von seinen früheren Veröffentlichungen liegt beispielsweise der Band „Negro Tales from Pine Bluff, Arkansas and Calvon, Michigan“ Bloomington 1958, und die Sammlung „Folk Legends of Japan“, Rutland und Tokio 1962 vor. Gelegentlich hat er eine größere Forschungsübersicht versucht, „Folklore Research around the World: A North American Point of View“, Bloomington 1961. Das Buch war sehr ergänzungsbedürftig und hat aber erfreulicherweise auch Ergänzungen erfahren, auf Dorsons eigenen Wunsch: *Journal of Folklore Institute*, edited at Indiana University. Bd. V, Den Haag, 1968, Nr. 2/3.

Inzwischen hat Dorson längst weitergearbeitet und sich vielseitig unterrichtet. Das geht aus verschiedenen Artikeln hervor, die zum Teil in Festschriften erschienen sind, und daher nicht mehr gut greifbar. Es war also richtig, diese seine verstreuten Abhandlungen einmal in einem Sammelband zusammenzufassen, der nun hier auch vorliegt. Dorson versucht hier, sein Fach, das in Amerika „Folklore“ heißt und hauptsächlich Volksglaube und Volkserzählung umfaßt, im Kontext mit den anderen geisteswissenschaftlichen Fächern vorzustellen. Die Nähe zur „Volkskunde“ — der deutsche Fachausdruck wird respektvoll verwendet, kein Notname, keine „Europäische Ethnologie“ oder ähnliches — ist spürbar, und bei Dorsons Nähe zu Archer Taylor und Wayland D. Hand auch begreiflich. Von den einzelnen der elf Essays seien einige besonders hervorgehoben. Der erste gilt der „Forschungstechnik“ des Folkloristen, vor allem des Feldforschers. Der zweite, für uns besonders reizvolle, ist dem Thema „Is There a Folk in the City“ gewidmet. Dorson legt da tagebuchartige Notizen über verschiedene Gruppen in Chikago vor, über Neger, Serben, Kroaten, Griechen, Mexikaner und Puertorikaner, und man merkt, wie anders die Verhältnisse doch sind, und wie schwierig es fallen mag, derartige Erscheinungen nicht nur zu notieren, sondern mit der Zeit auch theoretisch zu bewältigen. Andere Essays betreffen normalere Fachfragen, so die nach den Stilformen der mündlichen Überlieferung, nach den bisherigen Mythentheorien und der Stellung des Folkloristen zu ihnen. Da merkt man, daß Dorson vor allem der angelsächsischen Tradition verschrieben ist. Ausführungen über die Sage und die Kurzgeschichte, über ältere amerikanische Volkserzählungsausgaben, über die Glaubwürdigkeit der Volksüberlieferung ergänzen diese Essays. Dorson steht dem Geschehen in der Gegenwart nahe. Er versucht ein heikles Thema, wie das der Unterschiede der Geschichte der „Elite“ und der Geschichte des „Volkes“ — bei uns hätte man früher gesagt „des Gemeinen Mannes“ einander gegenüberzustellen. Ein weiterer Essay wendet sich einmal mehr dem Verhältnis England-Amerika zu: Amerika-

nische Folkloristen in England, und zwar vier wichtige Sammler des 19. Jahrhunderts. Ein Randthema, aber für Dorsons Vorliebe für die englische Forschungsgeschichte bezeichnend.

Das gut geschriebene, lesbare Buch bedeutet auch für uns einen Gewinn.

Leopold Schmidt

**Finnish Museums.** Published by Finnish Museums Association. Hrsg.: Kaisa G s ö n l ö h n und Anja-Tuulikki Huo v i n e n, Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Kirjapaino Oy, 1973. (= Suomen museoliiton julkaisuja, 11). 104 Seiten und 20 Seiten Bildanhang.

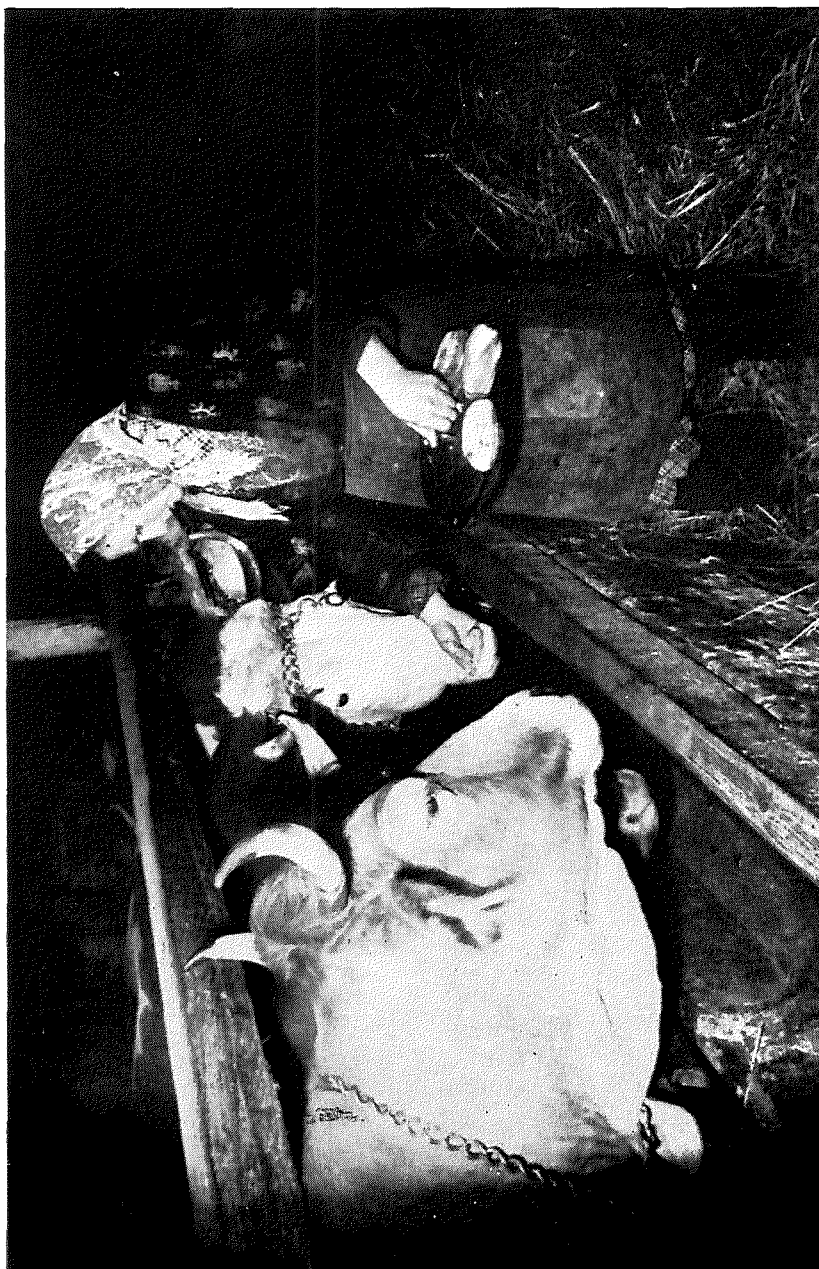
Der Finnische Museumsverband (Suomen museoliitto, Anschrift: Museokatu 5A, SF-00100 Helsinki 10), die 1923 gegründete Dachorganisation von 162 öffentlichen Museen, legt nach bewährtem Muster ein englisch abgefaßtes Verzeichnis aller finnischen Museen vor. Das handliche Büchlein in einem schmalhohen Taschenformat enthält die knappen Beschreibungen von 171 Museen und Museumsabteilungen der Orte Anjala bis Vikanti, deren geographische Lage der weniger avisierte Benützer sich gerne mit Hilfe einer — hier leider fehlenden — Landkarte vor Augen führen würde. Die Kurzbeschreibung aller dieser Museen — allein dreißig befinden sich in Helsinki! — enthalten alle nur wünschenswerten Angaben: Englische und finnische Bezeichnung des Museums, Museumsanschrift und Telefonnummer, Öffnungszeiten, Gründungsjahr, Eigentümer, Erhalter und Leiter des Museums, Charakterisierung des Museumsgebäudes, schlagwortartige Umschreibung der Sammlungen und Hinweise auf museumseigene Veröffentlichungen (Führer, Kataloge, Schriften usw.). In einer Liste finden sich im Anhang die beschriebenen Museen nochmals nach Fachgebieten zusammengestellt. Eine eigene Rubrik für die volkskundlichen und Freilichtmuseen fehlt, weshalb man sie vor allem unter den „Historischen Museen“ und ihren Untergruppen — Nationalmuseum von Finnland in Helsinki, zentrale Provinzmuseen, Stadt- und Bezirksmuseen und ländliche Lokalmuseen — zu suchen hat. Abschließend vermittelt eine sorgfältige Bildauswahl — Museumsansichten, -einrichtungen und -einzelgegenstände — einen unmittelbaren Eindruck von der kultivierten Höhe des finnischen Museumswesens, dem seitens des nationalen Museumsverbandes eine übergreifende organisatorische, praktische und wissenschaftliche Förderung zuteil wird.

Klaus Beitz

**Selbstverlag des Vereines für Volkskunde**  
**Alle Rechte vorbehalten**  
**Druck: Holzwarth & Berger, Wien I**  
**Wien 1973**



1. Vorbereitungen zur „Maulgab“ am Dreikönigsvorabend. Zwischen je zwei Rübenschnitten kommen drei Palmkätzchen und „Dreikönig-Salz“.



2. Die zuletzt noch mit Weihwasser kreuzförmig besprenge „Maulgab“ wird am Dreikönigsvorabend oder -morgen verabreicht



3. „Maulgab’” nach dem Kalben. In eine Schüssel werden Most, Weihwasser, Brot und Palmkätzchen gegeben; darüber wird in dreimaliger Kreuzform Vormilch gemolken



4. Die „Maulgab'“ nach dem Kalben wird verabreicht. Waasen bei Oberndorf an der Melk, 1966 und 1967

zu Graefe, Brettlrutschen



1. Bevorzugter Ort fürs Brettlrutschen in Donnerskirchen ist ein Abhang des Kirchbergs



2. Beim Abwärtsrutschen in voller Fahrt

zu Graefe, Brettlrutschen



3. Kurze Rast vor neuerlichem Bergaufsteigen. Der Bub sitzt am Fußende seiner Brettlrutsche

# Die Herkunft der Wiener Annahand-Reliquie

Von Karl T e p l y

Innerhalb der Grenzen der heutigen Republik Österreich hat die heilige Anna in nicht weniger als 65 Orten wallfahrtsmäßige Verehrung gefunden<sup>1)</sup>. Drei der Gnadenstätten, Annaberg in Niederösterreich, Oberthalheim in Oberösterreich und St. Anna in Wien, dankten ihre Anziehungskraft Reliquien; wobei allerdings jede der beiden letztgenannten Kirchen den Anspruch erhob, im Besitz der wahren rechten Hand der Heiligen zu sein. Unzählige Andachtsbildchen und Wachs-nachbildungen trugen die Verehrung der Handreliquien weit über die eigentlichen Einzugsbereiche der Wallfahrten hinaus. Der Spott der Josefiner, Annatag sei aller Hände Jahrmarkt, vermochten ihr nur geringen Abbruch zu tun. Die zweite zu St. Anna in Wien verwahrte Reliquie — ein Teil eines Schulterknochens — trat dagegen völlig in den Schatten<sup>2)</sup>.

Über Herkunft und Schicksal der Oberthalheimer Reliquie ist nur wenig bekannt. Sie soll 1687 von Eleonora Magdalena, der dritten Gemahlin Kaiser Leopold I., in die Kirche des damaligen Paulaner-klosters gestiftet und nach Aufhebung des Ordens (1784) nach Wien gebracht worden sein. Worauf sich diese Überzeugung stützt, ist in der Literatur nirgends angegeben<sup>3)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Klaus Beitzl, Karte der Annaverehrung in der Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Wiener Ursulinenkloster. Wiedergegeben als Tafel 11 in dem von Leopold Schmidt herausgegebenen gleichnamigen Katalog, (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 12) Wien 1967.

<sup>2)</sup> Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Wien 1955—1958, Bd. 1, Wien, 1 f., Bd. 2, Niederösterreich und Burgenland, 3 f., Bd. 5, Oberösterreich und Salzburg, 87. — Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, Bd. 2, Wien 1950, 40—49. Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten, Wien 1950, 125. — Welcher Festtrubel Wien am Annatag beherrschte, schildert am anschaulichsten Gugitz in seinem Aufsatz Das Annenfest im alten Wien, in: Blümmel—Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien, Wien 1922, 63—86. — Alfred Missong, Heiliges Wien, Wien 1948, 98 ff. — Beda Kleinschmidt, Die heilige Anna. Ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum (= Forschungen zur Volkskunde 1—3). Düsseldorf 1930, S. 375 ff., 393 ff.

<sup>3)</sup> Gugitz, Gnadenstätten, Bd. 5, 87. — Hertha und Friedrich Schöber, Kapelle, Kirche, Gnadenbild. Ein kunstgeschichtlicher und volkskundlicher Führer zu Wallfahrtsstätten in Oberösterreich, Linz 1972, 149 f.

Für die Wiener Annahand-Reliquie führt Gugitz die Kette der Vorbesitzer an <sup>4)</sup>). Er übernimmt dabei erstaunlicherweise ohne jeden Vorbehalt jene Darstellung, die 1827 Freiherr Ulrich von Zaigelius als Direktor der damaligen französischen Nationalkirche anlässlich der Ausschreibung einer Kollekte zur Aufbringung der Mittel für eine Neufassung der Reliquie in einem kleinen, werbenden Büchlein gegeben hat <sup>5)</sup>). Die von Matthias Fuhrmann mitgeteilte Nachricht, die Annahand sei der Kirche vom Abt der Kartause Mauerbach geschenkt worden <sup>6)</sup>), weist er, auch darin Zaigelius folgend, indirekt dadurch zurück, daß er diese Herkunft für die Schulterknochen-Reliquie annimmt. Da es spätere Erörterungen kürzt, sei diese damit zur allgemeinen Geltung gelangte Besitzgeschichte mit Zaigelius Worten wiedergegeben:

„Es befand sich aber, nach den zuverlässigsten Angaben, die rechte Hand derselben im Besitze eines reichen und angesehenen griechischen Hauses, das dem türkischen Kaiser eine schwere Summe Geldes erlegen sollte, die es gegen das Unterpfang dieser heiligen Hand von dem Könige von Portugall als ein Darleihen erhielt. Da nun wegen späterer Erzeignisse dieser Grieche es nicht vermochte, weder das ausgeborgte Kapital noch die immer wachsenden Zinsen desselben zurückzubezahlen, verblieb dieß Unterpfang dem Hause Braganza als Eigentum.

Als nun die Erzherzoginn Anna Maria, zweyte Tochter des Kaisers Leopold des I. und Schwester Kaiser Carls des Sechsten, mit Johann dem Vierten, König von Portugal vermählt ward, erhielt diese die heilige Hand zum Geschenk, und übergab sie als verwitwete Königin und Regentinn des Königreiches ihrer älteren Schwester Maria Elisabeth, Regentinn der Niederlande; die dieselbe späterhin ihrer jüngsten Schwester Maria Magdalena in ihrem Testamente als ein Vermächtniß hinterließ, und sie durch ihren Beichtvater, den P. Amioth aus der Gesellschaft Jesu, nach Wien übersandte. Da aber auch diese Erzherzoginn auf dem Sterbebette lag, übermachte Höchstdieselbe diese heilige Hand der St. Anna-Kirche, auf daß diese Reliquie dem Wiener Publicum zu

---

<sup>4)</sup> Gugitz, Gnadenstätten, Bd. 1, 1.

<sup>5)</sup> Ulrich Freiherr von Zaigelius, Das Leben der hl. Anna ... nebst einer neuntägigen Andacht und der Beschreibung der rechten Hand dieser großen Heiligen, die in der Sanct-Anna-Kirche in Wien öffentlich verehrt wird... o. O. und J., hier zitiert nach der Ausgabe Wien 1836. Kapitel 11: „Von der Authentizität der rechten Hand der heiligen Anna“, 35–40. — Nach der zu St. Anna vorhandenen handschriftlichen „Relation“ aus 1827 erbrachte die hauptsächlich in Adelskreisen durchgeführte Sammlung etwa 8000 Wiener Gulden. Über Zaigelius Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich, Bd. 59, Wien 1890, 97.

<sup>6)</sup> Matthias Fuhrmann, Historische Beschreibung und kurz gefaste Nachricht von ... Wien, Wien 1766, 2. Teil, 1. Bd., 122.

beständiger Verehrung verbliebe. Weil aber in jenem Testamente die Königin von Portugal als Universal-Erbin ihrer Schwester Maria Elisabeth erklärt war, ersuchte der erwähnte P. Amioth diese Königin in einem Bittschreiben um die Bestätigung dieser Donation; die Königin aber bestätigte dieselbe durch ein eigenes Handschreiben, worin sie erklärte, daß, wofern die Erzherzogin Maria Magdalena es nicht schon früher gethan, sie selbst diese Reliquie mit Vergnügen der St. Anna-Kirche zu Wien als ewige Schenkung hätte zukommen lassen.

Diese Erklärung ist aus Lissabon den 30. Dezember 1743 datiert. Außer derselben aber zeichnete der Provinzial der Gesellschaft der österreichischen Provinz, P. Mathias Bock, diesen Hergang der Sache schriftlich auf; und diese Schrift liegt den übrigen Urkunden über diesen Gegenstand bey; [. . .]. Zu noch größerer Versicherung untersuchte der Herr Cardinal Ruffo, apostolischer Legat und Nuntius am kaiserlich Wiener-Hofe alle diese Urkunden und erstattete darüber Bericht nach Rom, von wo er die Antwort erhielt, es befände sich nach den dortigen Urkunden, die rechte Hand der heiligen Anna zu Wien, die linke aber in Rom 7).“

Die kritische Prüfung dieser Darstellung muß zunächst die offenkundigen historischen Widersprüche festhalten: Maria Anna (sie war die dritte und nicht die zweite Tochter Leopolds I. aus dessen dritter Ehe) heiratete am 27. Oktober 1708 nicht Johann IV. (1640—1656), sondern Johann V., und sie war, da ihr Gatte erst 1750 starb, zum Zeitpunkt der Schenkung noch nicht Witwe. Gewichtiger ist die Feststellung, daß sich weder im Handschreiben der Königin noch in den mit 22. Februar 1744 datierten flüchtigen Notizen Pater Pocks ein Hinweis auf die Herkunft der Annahand aus dem Hausschatz der Braganza findet 8).

Schließlich erbringt die Überprüfung der entscheidenden Frage, seit wann die Handreliquie in Wien öffentlich verehrt worden ist, das überraschende Ergebnis: jedenfalls vor der Hochzeit der Habsburgerin. 1707 verzeichnet ein Andachtskalender unter dem 26. Juli in einer Formulierung, die sich ab 1728 in der Rubrik „Andachten/so in und vor der Stadt gehalten werden“ des Anzeigenblattes des Wienerischen Diariums Jahr für Jahr nahezu stereotyp wiederholt: „Anna/wird im Probier-Hauß der S. J. das Titular Fest mit 2 Vespem/Predigten und Aembtern verehret/und umb 5.Uhr eine Litaney mit dem Seegen gehalten/und jedesmahl die wahre Hand von der heiligen Anna zu küssen

---

7) Zaigelius, 36—38.

8) Beide Schriftstücke St. Anna. Ich darf an dieser Stelle Pater Provinzial Franz Schauer herzlich für die freundliche Erlaubnis zur Einsichtnahme in die im Kirchenarchiv vorhandenen Schriftstücke danken.

gegeben<sup>9)</sup>." Einen noch früheren Zeitpunkt anzunehmen, legt die im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in St. Anna gestiftete Annabruderschaft nahe. Damit fällt sowohl die angeblich 1741 erfolgte Überbringung der Reliquie nach Wien wie auch deren Weitergabe 1743<sup>10)</sup>.

Der Verfasser vermutet daher, daß die von Zaigelius berichtete Version erst Ende des 18. Jahrhunderts entstanden ist; Fuhrmann weiß 1766 noch nichts von ihr. Offenbar in Abwehr der möglicherweise 1784 tatsächlich nach Wien gekommenen Oberthalheimer Reliquie. Darauf weist vor allem die angeblich nochmalige Untersuchung durch den ab 1793 in Wien amtierenden Nuntius Luigi Ruffo Scilla<sup>11)</sup>. Trifft diese Vermutung zu, dürfte daraufhin die Oberthalheimer Anna-hand als unecht vernichtet worden sein.

Der als unhaltbar erkannten Tradition lassen sich Fakten gegenüberstellen, auf die der Verfasser zufällig bei seinen Studien zur Geschichte der österreichisch-osmanischen Kulturbeziehungen gestoßen ist. Dazu muß etwas weiter ausgeholt werden.

Die Nachrichtenverbindung zwischen dem für den diplomatischen Verkehr mit der Pforte zuständigen Hofkriegsrat in Wien und dem kaiserlichen Residenten in Istanbul wurde von Orientalischen Hofkurieren aufrechterhalten. Diese nützten ihre Dienstreisen natürlich stets zugleich zu Geschäften auf eigene Rechnung. Diese Möglichkeit war neben dem ansehnlichen Rittgeld für jede Expedition der eigentliche Anreiz, diesen harten, verantwortungsvollen und von vielfältigen Gefahren bedrohten Beruf trotz seiner kargen Besoldung auszuüben. Mußten sie bei der chronischen Ebbe in der Staatskasse doch überdies häufig jahrelang Ausstände hinnehmen.

Zwischen 1660 und 1680 ist ein gewisser Rudolfo Dane einer der drei, vier im Dienst stehenden Orientalischen Kuriere. Fast zwei Jahrzehnte berichten die Quellen des Archives des Hofkriegsrates, der

---

<sup>9)</sup> Wienerisches Andachts-Büchl Oder Fest Calender vor das Jahr M.DCC.VII, Wien, 1707, 62. — Post-tägliche Frag- und Anzeigungs-Nachrichten des Kayserl. Frag- und Kundschafts-Amt in Wien. Dies ist ein mit 14. April 1728 beginnendes selbständiges Anzeigenblatt des Wienerischen Diariums. Nr. 30 vom 24. Juli 1728, ebenso alle Folgejahre. Festliche und mit Ablässen verbundene Gottesdienste werden für 26. Juli auch in mehreren Stadt- und Vorstadtkirchen angekündigt. Ab 1738 meldet dieses Blatt durch mehrere Jahre, daß in der Servitenkirche „ein Particul der H. Annae“ zur Verehrung ausgesetzt wurde; möglicherweise handelt es sich um die oben erwähnte Schulterknochen-Reliquie.

<sup>10)</sup> Über Maria Elisabeth (Wien 13. Dezember 1680 — Brüssel 26. August 1741), ab 1725 Statthalterin der Niederlande, und den außerordentlich einflußreichen P. Stephan Amiot Heinrich Benedikt, Als Belgien österreichisch war, Wien 1965, 83—91. Amiot war 1722—1724 auch Beichtvater der Erzherzogin Maria Magdalena (1689—1743).

<sup>11)</sup> Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder, hg. von Friedrich Winter, Bd. 3, Graz 1965, 290.

Hofkammer und des Haus-, Hof- und Staatsarchives nur Übliches über ihn: Rittaufträge, Zuweisung eines Hofquartiers (1660), 1662 wird er zwischen Gran und Komorn von Heiducken ausgeplündert, wobei er 770 Reichstaler einbüßt. Bei Heraufkunft türkischer Tschausche fungiert er als Dolmetsch, mehrmals muß er sich zur Wehr setzen, unvorsichtig militärische und politische Nachrichten ausgeplaudert zu haben, und natürlich immer wieder sein Sollizitieren um überfällige Besoldung.

Ohne daß sich ein vollgültiger Beweis erbringen ließe, deuten alle Züge des Gesamtbildes darauf, daß der um 1630 in Istanbul geborene Dane wie viele seiner Kollegen katholischer Armenier gewesen ist. Die richtige Namensform lautet somit vermutlich Danel<sup>12)</sup>. Sein ungebräuchlicher Vorname weist ihn als Patenkind des damaligen Residenten Johann Rudolf Schmid von Schwarzenhorn aus. 1665 wird ihm sein erstes Kind geboren. Es spricht für eine nicht gewöhnliche Wertschätzung seiner Person, daß sich Freiherr von Schwarzenhorn, nunmehr Vizepräsident des Hofkriegsrates, und der Hofdolmetsch für orientalische Sprachen Franz Mesgnien-Meninski (es ist der berühmte Begründer der österreichischen Osmanistik) bereit finden, die Patenschaft zu übernehmen<sup>13)</sup>. Am 20. und 21. September 1670 findet die Taufe seiner Zwillinge Johannes Adam und Johannes Franciscus statt; auch diesmal ist Meninski einer der Paten<sup>14)</sup>.

Bis dahin lediglich Typus eines tüchtigen Kuriers, gewinnt seine Gestalt ab 1678 persönlichen Umriß<sup>15)</sup>. Als Dane im April dieses Jahres nach Wien zurückkehrte, erstattete er in seiner Relation über die besonderen Beobachtungen auf seinem Ritt ausführlich Meldung über das Heranrollen einer großen Pestwelle auf Österreich<sup>16)</sup>. In seinem Gepäck aber führte er neben diversen Handelswaren ein für Kaiser Leopold I. bestimmtes „Heylthumb“ mit, das er von Verwandten in Konstantinopel erworben haben will: „die rechte Hand der

---

<sup>12)</sup> Aus Raumgründen werden nur die direkt für die Problematik der vorliegenden Arbeit relevanten Hauptbelege zitiert; ein ausführliches und auch im einzelnen belegtes Lebensbild Danes ist für Handes Amsorya, Zeitschrift für armenische Philologie, Bd. 88, Wien 1974, vorgesehen. Hier sei nur noch erwähnt, daß die ostarmenische Namensform Dan(i)el, die westarmenische Tan(i)el lautet, die häufig gebrauchte Schreibung Dané weist ebenso wie Danei auf ursprüngliche Endsilbenbetonung bzw. Ausfall des Endbuchstabens.

<sup>13)</sup> Taufmatrik der Pfarrkirche Unsere Liebe Frau bei den Schotten, Bd. 14, fol. 196v : 12. November 1665, Rudolphus Joannes.

<sup>14)</sup> Ebendort, Bd. 15, fol. 260.

<sup>15)</sup> Die Originalstücke des Schriftverkehrs, in dem die nachstehenden Vorgänge faßbar werden, sind nicht erhalten, sie werden jedoch durch die Eintragungen in den Protokollbüchern des Hofkriegsrates (= HKR), Kriegsarchiv, und der Hoffinanz (= HK), Hofkammerarchiv, genügend deutlich. Für diese werden die Abkürzungen Re(gistraturprotokoll) und Ex(peditprotokoll) verwendet.

<sup>16)</sup> HKR Ex 1678 fol. 364 v.

hl. Anna <sup>17)</sup>." Sein ausgeprägter Geschäftssinn scheint nicht von ungefähr gerade diesen Zeitpunkt für die Überreichung der Reliquie gewählt zu haben. Kurz zuvor hatte der Kaiser den heiligen Josef zum Patron des Erzhauses erkoren und damit einen entscheidenden Schritt in der Verehrung der heiligen Familie getan <sup>18)</sup>. Seine Gemahlin war hochschwanger. Daß sie gerade am Festtag der heiligen Anna den ersehnten Thronfolger gebar, muß der neuen Reliquie sogleich außerordentliches Ansehen verschafft und sie für immer mit dem Hause verbunden haben.

Anfang Juli war Dane wieder an die Pforte abgegangen; am 19. Dezember jagte er von Adrianopel aus durch Eis und Schnee mit der Nachricht vom Tode des kaiserlichen Residenten Johann Christoph von Kindsberg wieder nach Wien <sup>19)</sup>. Der Gewalttritt warf ihn 1679 für Monate aufs Krankenlager. Seither war er schwer leidend, erholte sich aber bis zum Sommer soweit, daß er im August glaubte, wieder eine Expedition übernehmen zu können. In Belgrad war er am Ende seiner Kräfte, ein ad hoc angeworbener Bote vollendete den Ritt.

Seit seiner schweren Krankheit richteten sich Danes Bemühungen nur mehr auf ein Ziel: mit der Reliquie seiner Familie auch nach seinem Tode den Lebensunterhalt zu sichern <sup>20)</sup>. Es schien erreicht, als die Hofkammer am 12. Juni 1679 das Hofkriegszahlamt anwies: „Geschäftl; des türckhischen Curriers Rudophen Dane wegen von ihm von Constantinopel hierher gebrachten und Ihrer Mtt. übergebenen Handt der heyl. Anna, seinen zwey Zwillingen jeden jähr. 100 R[ei]chs] th[aler] vom Fest der H. Mutter Anna des vorigen Jahres an, bis sie erwachsen oder anderstwertig accomidirt werden, zu raichen <sup>21)</sup>." Doch damit war die wirkliche Durchführung des Auftrages keineswegs gesichert. Eine Abschlagszahlung von 75 Gulden blieb vorerst alles <sup>22)</sup>.

Am 23. April 1680 errichtete Dane „ganz mißsüchtig und erkrankter, jedoch (Gott seye ewigen Dank gesagt) bey völliger Vernunft" sein Testament. In ihm bestimmte er, nachdem er für Begräbnis und Seelenmessen Vorsorge getroffen hatte, seine Zwillingsöhne zu Universalerben: „Doch weilen meine völlige Substanz ainig und allein in der von Ihro Kay. May. wegen der überrachten hayl. Handt Annae mir jährlich allerg[nä]d[ig]st assignirten dreyhundert Gulden be-

---

<sup>17)</sup> HKR Ex 1679/1681 fol. 433, hier ausdrücklich als rechte Hand bezeichnet.

<sup>18)</sup> Anna Coreth, Pietas Austriaca (= Österreich Archiv), Wien 1959, S. 72.

<sup>19)</sup> Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Turcica I, Karton 149, 17. Mai 1679.

<sup>20)</sup> HKR Ex 1679 fol. 41, 197; Re 1679 fol. 184; HK Ex 1679 fol. 349 v.

<sup>21)</sup> HK Re 1679 fol. 233 v.

<sup>22)</sup> HK Ex 1679 fol. 408; Jänner 1680 nochmals 150 Gulden, HK Ex 1680 fol. 21 v.

stehet," sollte die Rente bis zu ihrer Vogtbarkeit seiner Witwe Christina Apollonia, der er die Erziehung der Kinder „in Gottes Forcht und Tugend" ans Herz legte, ausgezahlt werden. Diese hingegen wurden verpflichtet, später „ohne Widerrede" den Lebensabend ihrer Mutter durch eine Jahresrente in der Höhe von hundert Gulden sicherzustellen. Langjährige Erfahrungen veranlaßten ihn, Hofkriegsrat Christoph Dorsch und Hofkriegssekretär Johann Adam Wöber zu bitten, über seine Kinder und deren Forderungen an den Staatsschatz „gnädige Obsicht" zu übernehmen <sup>23</sup>).

Als drei Eingaben sich als wirkungslos erwiesen hatten, riß Dane die Geduld. September 1680 erbat er Erlaubnis, nach Linz, wohin sich der Hof vor der Pest zurückgezogen hatte, reisen zu dürfen „und sein Geld zu sollicitiren oder in eventum die hl. Handt zuruckhzu-begehren <sup>24</sup>." Der Hofkriegsrat lehnte sein Ansuchen zwar ab, forderte aber die Hofkammer dringend auf, Dane endlich zu befriedigen, „damit er nicht Ursach habe, sich an den Kaiser selber zu wenden <sup>25</sup>". Diese reagierte nur gereizt: „Wiederum hinauszugeben; und hat sich der Supplicant, bis die Resolution hierüber von Hoff einlaufft zu gedulden, underdessen aber von weitherer Behelligung hinterlassener Hof Cammer sich diesfahls allerdings zu enthalten <sup>26</sup>."

Es mag eine trübe Gewißheit gewesen sein, die Dane bestimmte, sich trotz seines schlechten Gesundheitszustandes Oktober 1680 nochmals zu einem Kurierritt aufzuraffen. Er kehrte von ihm nicht mehr zurück; sein im Testament ausgesprochener Wunsch, auf dem Friedhof der Schottenkirche, „vulgo Vogelgesang genant", bestattet zu werden, war nicht in Erfüllung gegangen.

Inwieweit später Beträge von der Hofkammer flüssiggemacht wurden, ist in dem Wust der diversen Ansprüche, welche die Witwe noch einzufordern hatte, nicht zu erkennen. Am 4. März und am 28. August 1681 ergingen wohl kaiserliche Befehle, ihr die aus diesem Titel zustehenden Ausstände zu bezahlen <sup>27</sup>), doch hatte sie noch 1684 über rückständige Quartale zu klagen <sup>28</sup>).

---

<sup>23</sup>) Archiv der Stadt und des Landes Wien, Alte Ziviljustiz, Testament 9991/17. Jh.; eröffnet am 28. Jänner 1682.

<sup>24</sup>) HKR Ex 1679/1681 fol. 486.

<sup>25</sup>) HKR Ex 1679/1681 fol. 486 v. Dazu HKR Ex 1679/1681 fol. 505.

<sup>26</sup>) HK Ex 1680 fol. 299.

<sup>27</sup>) HK Ex 1681 fol. 204, Hofkammerbericht; HK Re 1681 fol. 125; Ex 1681 fol. 298 v.

<sup>28</sup>) HK Ex 1681 fol. 344 v, 546 v; Ex 1682 fol. 466 v, 738 v; Re 1682 426; Ex 1684 fol. 458. April 1682 „recommandirt" Hofkriegssekretär Wöber „abermahl beweglich in Freundlichkeit" ein Gesuch der Witwe, „damit in vermelte Supplicantin wegen ihres Ausstands nach so lang getragener Geduldt unbeschwärt wolle contentiret werden", HKR Ex 1682 fol. 142.

Welche Schlußfolgerungen ergeben sich aus dem neuen Material? Exakt erweisen läßt sich natürlich nur, daß das Haus Habsburg 1678 in den Besitz der als echt angesehenen rechten Hand der heiligen Anna gelangt ist. Für die Identität dieser Reliquie mit jener, die sich noch heute in St. Anna befindet, gibt es lediglich Indizien. Die wichtigsten sind:

1. Die bis nahe an den Zeitpunkt der Überbringung der Reliquie nach Wien in St. Anna zurückzufolgende Verehrung der heiligen Hand durch die Annabruderschaft. Deren Stiftung (eher: Wiedererrichtung) erfolgte angeblich am 26. Juli 1694, und zwar „zur schuldigsten Dancksagung für jene grosse Guttat, welche das liebe Vatterland an eben der H. Annae Feststag durch die erwünschte Geburt Josephi I. [...] erhalten<sup>29)</sup>“. Auch wenn es das älteste noch vorhandene Bruderschaftsbüchlein nicht ausdrücklich erwähnt, ist kaum daran zu zweifeln, daß solch ein integrierender Bestandteil ihrer Andachtsübung, wie es die Verehrung der Handreliquie war, von Errichtung der Bruderschaft an geübt worden ist.

2. Die ursprüngliche Fassung der Reliquie. Zaigelius fiel auf, daß die Handreliquie dieselbe Fassung „griechischer Form“ aufwies wie die Schulterknochen-Reliquie. Beide ruhten auf Kissen „von türkischem Stoff uralter Arbeit“. Er schloß daraus auf ihre gemeinsame Herkunft aus Konstantinopel<sup>30)</sup>.

3. Eine besondere Beachtung verdient der Zug in der Überlieferung, die Reliquie habe ursprünglich einem „griechischen Haus“ gehört. Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bildete sich eine kleine armenische Kolonie in Wien, deren religiöser Mittelpunkt die Klosterkirche der Barmherzigen Brüder war, wo sie einen Altar mit dem Bild des heiligen Gregor des Erleuchters besaß<sup>31)</sup>. Ihre Angehörigen spielten als Kundschafter-Kaufleute, Kuriere u. a. m. während des Großen Türkenkrieges 1683—1699 eine bedeutende Rolle. Sie erhielten dafür die ersten Kaffeeschankprivilegien in Wien. Als im Laufe des 18. Jahr-

---

<sup>29)</sup> Anna-Büchel/Oder Andachts-Übung zu der allgemeinen Nothhelfferin H. Anna werthesten Anfrau Jesu... Neu in Druck gegeben von der Löbl. Bruderschaft der H. Annae in dem Probhauß Soc. Jesu in Wienn, Wien 1731, 179.

<sup>30)</sup> Zaigelius, 39, 35.

<sup>31)</sup> In Testamenten Wiener Armenier finden sich mehrfach Zuwendungen an das Kloster sowie für die Lampen und Lichter vor dem Altar. Eine letzte Erinnerung daran ist ein heute am zweiten Pfeiler der Evangelienseite der Kirche befestigtes Gregorbildnis, das aber vermutlich nicht das ursprüngliche ist, Dehio, Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs, Wien, Wien<sup>5</sup> 1954, 95. — Karl Teplý, Die erste armenische Kolonie in Wien (Wiener Geschichtsblätter, 28. Jhrg. 1973, Heft 4); eine erweiterte Fassung unter dem Titel Ein vergessenes Kapitel Wiener Geschichte: Die erste armenische Kolonie in Wien (Handes Amsorya, Bd. 87, Wien 1973, Heft 10—12).

hunderts die Existenz dieser ersten armenischen Kolonie völlig vergessen wurde, hielt man jene Armenier für Griechen und schrieb diesen (die Koltzschitzkysage bildete sich erst 1783!) die Einbürgerung des Kaffees in Wien zu<sup>32</sup>). Es sieht sehr danach aus, daß wir es auch hier mit derselben Übertragung zu tun haben.

Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die Wiener Annahand-Reliquie tatsächlich jene ist, die 1678 von Dane von dem großen Reliquienmarkt Istanbul nach Wien gebracht worden ist<sup>33</sup>). Sie wurde zunächst bei Hof (die ältesten Annahand-Andachtsbildchen haben das Wissen davon noch bewahrt) und dann (vielleicht anfänglich nur zur Festzeit) zu St. Anna verehrt. Rechtlich mag sie (offenbar im Sonder Eigentum der weiblichen Familienmitglieder stehend) Hausbesitz geblieben sein, bis Maria Anna 1743 den tatsächlichen Zustand durch ihre Schenkung legalisierte. Über ihre religiöse Bedeutung für den Gläubigen hinaus dürfen wir sie als Zeugnis verschollener Kulturbeziehungen Österreichs zum Südosten betrachten.

---

<sup>32</sup>) Karl T e p l y, Johannes Diodato. Der Patriarch der ersten Armenier in Wien, in: Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 28 (1972), 31—61. — T e p l y, Georg Franz Koltzschitzky und Georg Thomas Michaelowitz. Abschied von eingewurzelten Legenden, in: Museum Perchtoldsdorf, Perchtoldsdorf bei Wien 1973.

<sup>33</sup>) Zum Beispiel sandte 1578 der Gesandtschaftssekretär Dr. Pezzen ein Stück der Hirnschale der hl. Märtyrerin Salome nach Wien, Stephan Gerlach des Aeltern Tage-Buch... Glücklichst-vollbrachter Gesandtschaft (David Ungnads nach Konstantinopel), Frankfurt a. M. 1674, 525. — Vgl. auch Franz B a b i n g e r, Reliquienschacher am Osmanenhof im XV. Jahrhundert (Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, München 1956, Sitzungsberichte 1956/2).

# Das Zauberbüchlein eines Oberinntaler Bauern aus dem Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts

Von Hans Hochenegg

In abgelegenen Berggemeinden, die erst in jüngster Zeit einem größeren Fremdenverkehr erschlossen worden sind, haben sich bis in unsere Tage mittelalterliche Heiligtümer und uraltes Brauchtum fast unberührt erhalten. Doch ein Zauberbüchlein aus dem Beginn unseres Jahrhunderts (!) vorzufinden, mag Staunen erregen!

Auch ich war überrascht, als ich aus Freundeshand ein in hellbraunes Leinen gebundenes Notizbuch, 16 cm hoch, 11 cm breit, erhielt, das eine Sammlung von Zauberformeln gegen allerlei Gefahren und Ungemach enthält. Die ersten 21 Blätter des Büchleins sind mit Tinte beschrieben. Der Schreiber nennt sich auf dem dritten Blatt mit seiner Unterschrift: „Serfaus, am 18. 12. 1911. Meinrad Mark“ und noch öfters auf den Blättern 15 bis 20 in Gebeten wie „Christi Blut, beschütze mich, Meinrad Mark!“. Ebenfalls an den „Meinrad Marck in Serfaus, Post Ried, Oberinntal, Tirol“ gerichtet ist ein dem Büchlein eingelegerter Kartengruß vom 13. Jänner 1916 mit den Unterschriften von 13 im k. k. Standschützen-Baon Nauders dienenden Kameraden. Auch er selbst muß, wenigstens zeitweise, jener Truppe angehört haben, denn er trug auf dem Vorschlagblatt mit Bleistift die Nummer seines Werndl-Gewehres ein — aus Mangel an modernen Waffen hatte man nämlich den Standschützen jene altmodischen, aber treffsicheren Einzellader gegeben —, er vermerkte außerdem die am 25. Mai 1915 in Nauders erhaltene Standschützen-Löhnung, 6 Kronen und 52 Heller, dazu 4 Kronen Vorschuß, und setzte dazu seine Unterschrift: „Meinrad Mark“.

Auf den letzten leeren Blättern sind ebenfalls mit Bleistift geschäftliche Notizen eingetragen, hauptsächlich Viehkäufe und -verkäufe mit Datumsangaben aus der Zeit zwischen dem 14. Oktober 1912 und dem 19. Dezember 1918; Entstehungszeit und Herkunft des Büchleins sind also hinreichend belegt!

Ich bemühe mich, alle bemerkenswerten Eintragungen buchstabengetreu wiederzugeben. Nur die Satzzeichen wurden verbessert.

Belangloses wurde weggelassen. Meinrad Mark dürfte nämlich auch neuere Kräuterbücher benützt haben, weil er gelegentlich Rezepte mit deutschen und lateinischen Pflanzennamen bringt; über solche Abschriften konnte ich hinweggehn! Einiges dürfte nach mündlicher Überlieferung aufgeschrieben sein; die meisten Zauberformeln sind jedenfalls älteren handschriftlichen Vorlagen entnommen; sie waren wohl auch schon recht willkürlich geschrieben! Wenn Buchstaben aneinander gereiht waren, sollte ein jeder den Anfang eines bestimmten Segens oder eines Namens bedeuten, auch wenn dies den Schreibern gar nicht bewußt war.

Franz Dornseiff schreibt in seinem Buche. Das Alphabet in Mystik und Magie, Leipzig 1922, auf S. 54 von der ungeheuer hohen Meinung, die alle Zaubernden von den Namen, besonders von den Gottesnamen hatten. „Überzeugt, daß die geläufigen Benennungen nicht das Wesen treffen, ist dies Anlaß für den Magier, auf die Suche nach dem richtigen Namen auszugehen. Denn hat man einmal den Gottesnamen, so hat man auch den Gott und kann ihm befehlen. Dieser Überzeugung entspringen also die vielen sinnlosen Buchstabenreihen, mit denen man den richtigen Namen zu haschen und einzukreisen sucht; irgendwo wird schon der richtige Name als Zufallstreffer stecken!“

Dornseiff verweist außerdem auf S. 78 auf seinen Ausspruch aus Moscheroschs „Philander von Sittewald“, Straßburg 1665: „Wenn ich des Morgens aufstehe, so spreche ich ein ganz ABC, darin sind alle Gebett inbegriffen. Unser Herr Gott mag sich danach die Buchstaben selbst zusammenlesen und Gebette daraus machen, wie er will. Ich könnte es wol nicht, er kann es besser!“

## **Wunder-Mittel**

### **I. Wenn einer ein Stück Vieh verkaufen will, daß er es sicher verkauft.**

Man muß durch ein fließend Wasser fahren und drei Hände voll Wasser über das(s)elbe gießen und jedesmal sprechen: „Es muß mir Jedermann nachlaufen und muß mir mein Vieh abkaufen, so wahr als Christus taufete am Jordan, so taufe ich dich auch.“

Hiezu sei bemerkt, daß gelegentlich auch einfachen Aufforderungen ohne jeglichen Hokusfokus eine zwingende Wirkung zugeschrieben wurde. Zum Beispiel fand ich in den „Feyertagspredigen auf das ganze Jahr“ des Jesuitenpaters Fabian Wessely, Stadt am Hof, 1739, S. 462, folgendes Histörlein, dem der Prediger erbauliche Lehren anfügt: „Wunderlich ware die Bekehrung eines fürnehmen Mannes, der das Amt eines Richters in einer welschen Stadt bekleydete. Dieser hörte dermal eins einen Schweinehirten seinen Gesellen unter-

richten, wie er gar leicht zuwegen bringen kunte, daß ihm die Schweine gantz willig und hurtig in (den) Stall hineingehen, daß er nur zu ihnen sprechen sollte: Geht in Stall, wie die üble Richter in die Hölle gehen! Wovon er Prob nehmend in der That befande, daß ihm dise Thiere ohne alle Weigerung gefolget haben.”

## **II. Für wüthige Hundsbiss**

Schreibe folgende Worte auf ein Brieflein, hänge es Menschen oder Vieh an den Halz:

+ Taga + Chhaga + Pagula + Chhagul + Pagula,  
das ist an Menschen und Vieh probirt worden.

Über Schriftzauber vergleiche das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band 9, Teil 2, Berlin 1941, Spalte 320—328. Wollte man versuchen, jenen wahrscheinlich nur aus reiner Willkür entstandenen Ausdrücken einen Sinn zu geben, wäre zu prüfen, was etwa dem Wortschatz der benachbarten Schweizer Grenzgebiete entnommen sein könnte. Einige Anklänge ließen sich finden; ein Zusammenhang läßt sich jedoch nicht behaupten! Valentin B ü h l e r: Davos in seinem Walserdialekt, Heidelberg 1870, nennt zum Beispiel auf S. 18: Choga, Aas, chögala, nach Aas riechen, Otto C a r i s c h: Taschenwörterbuch der Rhätoromanischen Sprache, Chur 1848, auf S. 106; pagaun, pajan, das Heidentum: auf S. 27 ist das cagar, chajar, in übelriechender Bedeutung erwähnt.

## **III. Daß einem ein Hund oder Thier nachlaufen muß**

Diese Worte in das rechte Ohr gesprochen: Kaspar führe dich, Balthas(ar) binde dich, Melchior behalte dich!

Im allgemeinen gelten die hl. Dreikönige als Schirmherrn aller Reisenden, auch als Begleiter in die Ewigkeit. Ein Dreifaltigkeitszettel des 17. Jahrhunderts aus meiner Sammlung nennt noch mehr Gebetsanliegen: „Dis Briefflein ist guet für alle Reis-Gefahren, Hauptweh, auch fallende Krannckheit, Fieber, Zauberey und jähnen Dodt.“ Im 18. Jahrhundert lieferte die Innsbrucker Kupferstecherfamilie Jezl primitiv hergestellte Dreikönigszettel; sie waren dazu bestimmt in den sogenannten Rauchnächten an Haus-, Kammer- und Stalltüren angebracht zu werden. Vgl. Konrad F i s c h n a l e r: Innsbrucker Chronik, Bd. 5, Innsbruck 1934, S. 115 f.

## **IV. Daß einer gestohlene(s) Gut wieder bringen muß**

Auf diesem Stein bitte ich Gott, den Herrn, bitte ich, daß er mir drei Engel gibt. Den ersten schlag ich ihm durch die Zunge, den andern durch Herz und Lunge, den dritten durch alle seine Glieder, bis er mir bringt das Gestohlene Gut wieder, daß er habe weder Ruhe noch Rast, gleich wie Maria ihr liebes Kind auf

dem Stroh geboren hat. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Dreimal gesprochen.

Auf einem Stein stehend oder kniend erhärtet der Bestohlene die beschwörenden Worte. Man ist an die vielfältige Bedeutung des Steins gemahnt. Entweder zum Ermitteln der Wahrheit oder zum Bekräftigen des Urteils hielt man Gericht am Stein; vgl. meine Arbeit: „Rechtsaltertümer aus Hall in Tirol“ in der Lentze-Festschrift, Innsbruck 1969, S. 315—324, mit dem Hinweis auf das Gericht auf dem Stein vor dem Pfannhaus der Saline. Andererseits mißbrauchte man den Stein zum Verbiegen der Wahrheit. Zur Zeit, als mein Vater an der Universität zu Czernowitz lehrte, 1890—1895, mußte man die Schuhe schwörender jüdischer Zeugen darauf untersuchen, ob kein Steinchen darin verborgen sei; auf einem Steine stehend, glaubten sie berechtigt zu sein, jede beliebige falsche Aussage zu beeden! Beispiele der vielseitigen Bedeutung des Steines bringt das HDA Bd. 1, Sp. 1365, über Gerichtssteine, an die man Verurteilte stieß, um sie dem Tod zu weihen, Sp. 1385, Beichtsteine, die sich je nach der Aussage verfärbten, Bd. 2, SP. 671, Eidsteine, auf die man beim Schwur die Hand legte, Bd. 8, SP. 1448, Steine, vor denen man die Unschulds- oder Treueprobe machte, und so fort.

#### **V. Sich fest zu machen**

Trage diese Worte bei dir:

Hell, besser, Chlotental, Sobath, Adonaj, Alboa, Flora.

In einem sinnlosen Zusammenhang sind Ausdrücke aneinandergefügt, die nur in den Selbstlauten E, O, A irgendwie zusammenklingen. Sie sind teils der deutschen, teils der lateinischen und sogar der hebräischen Sprache entnommen. Ist unter „Saboth“ der Schabbath, Samstag, oder „Gott Sabaoth“ gemeint? Der verbreiteten Scheu, den Gottesnamen auszusprechen, entspricht das Wort „Adonai“, der Herr. Man gebrauchte es aus Ehrfurcht, um den höchsten Namen zu umschreiben.

Zu beachten ist, daß es sich hier um 7 Aufrufe mit zusammen 42 Buchstaben (sechs mal sieben!) handelt. Man legt jenen heiligen Zahlen besondere Bedeutung bei. Vergl. Dornseiff, S. 35, 61, 121, 146.

#### **VI. Die Kunst Riesenkräften zu erlangen und daß man beim Marschieren weder schwitze noch matt werde**

Hier wird ein Absud aus verschiedenen Heilkräutern zum Einreiben des Körpers empfohlen. Nur die Unterschrift ist wichtig: „Serfaus, am 18. 12. 1911. Meinrad Mark.“

Die mehr oder minder korrekten Abschriften aus Kräuterbüchern oder anderen Vorlagen werden nach einem Rezept mit Nr. VIII ohne Nummernbezeichnung fortgesetzt. Unter anderem wird zum Heilen verletzter Adern eine Salbe aus zerstoßenen Regenwürmern empfohlen. Zum Schutz vor ansteckenden Krankheiten kaue man weiße Pimpinellwurzeln — das ist ein altbekanntes Vorbeugungsmittel gegen die Pest, das schon zu Zeiten des Dr. Hippolyt Guarinoni (1571—1654) angewendet worden ist.

#### **Mittel, vor Trunkenheit zu bewahren**

... Man trage eine Amethystschnur um den Leib. Auch ein grüner Epheukranz, den man während des Trineks auf dem Haupte trägt, schützt vor der berausenden Wirkung geistiger Getränke.

Auch diese Ratschläge bringen nichts Neues. Sie entsprechen alter Überlieferung. Heinrich Frieling schreibt in seinem Buch: *Edle Steine*, 10. Aufl. Stuttgart 1937, S. 42: „Die weitverbreitete Deutung aus dem griechischen Wort amethystes — gegen das Trunkensein, hatte schon im Altertum allerlei abergläubische Vorstellungen im Gefolge, sie hat sich aber als kaum stichhältig erwiesen. Vielmehr scheint das Wort aus amethyos — weinfarbig — hervorgegangen zu sein.“

Dem Epheu wurde als einer Schlingpflanze eine bindende, hemmende Kraft zugeschrieben. Vgl. HDA, Bd. 1, SP. 1328.

#### **Mittel, wenn jemand vom Schlag getroffen wird**

... Mit einem künstlichen, mäßig erwärmten Magnet wird der leidende Körperteil öfters bestrichen, wodurch die Lähmung sich nach und nach beseitigen läßt.

... Man zerquetsche Kellerasseln in Wien und gibt diesen dem Kranken zu trinken.

#### **VI. Eine gewisse Blutstellung**

Wenn einem das Blut nicht gestehen will, oder eine Ader wund ist, so lege den Brief darauf, so steht das Blut von der Stunde an. Wer es aber nicht glauben will, der schreibt die Buchstaben auf ein Messer und steche ein unvernünftig Thier, es wird gewiß nicht bluten. Und wer dieses bei sich trägt, der kann vor allen seinen Feinden bestehen. Und wen eine Frau in Kindsnöten ligt oder sonst Herzleid hat, nehme sie den Brief zu ihr; wird gewiß nicht mißlingen:

j. an. J. K. J. B. J. P. a. . V. st. St. vas, J. P. Q. unaj,  
Lit Dampper vocsim.

Dornseiff verweist auf S. 65 auf einen Zauberspruch in einem koptischen Papyrus, der mit: „Ana, Aba, Aga“ beginnt. Spricht aus der Aufzeichnung des Meinrad Mark die Erinnerung an eine altertümliche, längst schon unverständlich gewordene Formel, oder ist das „an“ nur zufällig und sinnlos an den Anfang gestellt? Bezeichnende Beispiele unvernünftigen Abschreibens sind die drei Worte am Schluß: „Lit Dampper vocism.“ So falsch ist der christliche Segen: „(Pax Domini) sit semper vobiscum“ wiedergegeben!

**Füße, dem Müdewerden vorzubauen**

Trage Beifuß oder Eisenkraut, acht Tage vor oder acht Tage nach Bartholomäi gegraben, in den Schuhen. Dies schützt vor dem Müdewerden.

Die Wirkung von Heilkräutern hing, wie man glaubte, vom Tage ab, an dem sie eingebracht wurden.

**Gedächtnis zu stärken**

Am zunehmenden Mond pulverisiere weissen Weihrauch. Morgens, Mittags und Abends im Wein getrunken. Die Schläfe öfters mit der Galle von Rebhühnern eingerieben, soll sehr das Gedächtnis stärken.

Mit dem Einfluß des Mondes in der Meinung der Bevölkerung beschäftigten sich schon wiederholt die Tiroler Heimatblätter. Eine gute Zusammenfassung der Verhaltensregeln bei wachsendem oder abnehmendem Mond bringt Fanny Reinisch im Jahrgang 10, 1932, S. 152 f.

Auch das Rebhuhn spielte im Volksglauben eine große Rolle. Das HDA, Bd. 7, Sp. 548, Sp. 548 f., nennt seine verschiedenen Anwendungen: Galle als Mittel gegen Augenleiden, Gehirn gegen die Gelbsucht, Fleisch für das Zahnen der Kinder, Eier als Fruchtbarkeitszauber u. s. w.

**Die Kunst, Feuer zu löschen ohne Wasser**

Schreibe folgende Buchstaben auf eine jede Seite eines Zinntellers und wirf es in das Feuer. Sogleich wird es geduldig auslöschen:

SATOR. AREPO. ROT-TENET. OPERA - AS.

Hier hat Meinrad Mark die bekannte Satorformel durcheinandergebracht! Sie lautet doch:

S	A	T	O	R
A	R	E	P	O
T	E	N	E	T
O	P	E	R	A
R	O	T	A	S

Man vergleiche die Ausführungen im Werk: *Das deutsche Volk*, Bd. 4, Leipzig 1935, S. 6: „Auf den Aussenseiten sind immer die beiden Worte Sator und Arepo zu lesen. Zweimal ist neben dem A und O, dem Alpha und Omega als den Sinnbildern von Anfang und Ende, das Pater Noster enthalten, wobei nur der im Zentrum stehende Buchstabe N einmal vorkommt.“ Es handle sich bei der Satorformel um ein frühchristliches Kryptogramm; es komme schon im 4. und 5. Jahrhundert in kleinasiatischen Inschriften vor und seit dem 8. Jahrhundert in lateinischen Handschriften deutscher Klöster. Nach dem „Ägyptisches Zauberbuch“, das dem hl. *Albertus Magnus* zugeschrieben wird, hilft die Formel gegen Hexen und Feuersbrünste. Man schrieb sie auf Teller und warf sie ins Feuer. *Dornseiff* gibt auf S. 79 andere Möglichkeiten an, um die Satorformel zu erklären, so nach dem angeblichen Namen der hl. Dreikönige: Ator, Sator, Peratoras, oder nach der Benediktiner-Regel: „Bete und arbeite“: Sat orare, poten(ter) et opera(re) ra(t)io t(u)a s(i)!

### **Zum Spielen, das einer alles gewinnen muß**

Binde mit einem rotseidenen Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm, womit du auswirfst, so wirst du alles gewinnen.

Ungefähr dürfte hier der Glaube an die magische Kraft des Seidenfadens mitklingen. Mit einem Seidenfaden war bekanntlich König Laurins Rosengarten umspannt, um eindringende Feinde zu bannen!

### **Wenn einem Stück Vieh oder Pfert der Kifer gestellt ist**

So nimm deine 3 Schwörfinger, steck sie dem Stück Vieh in den Mund und sprich: Hephada, Hephada, Hephada, tue dich auf.

3 mal gesprochen.

Das dem Markus-Evangelium, 7, 34, entnommene Wort „Ephatha“, Öffne dich!, kommt vom hebräischen pata, offen sein. Eine Formel, um Schätze zu erschließen, war „Sesam, öffne dich!“.

### **Eine wahre und approbierte Kunst in Feuersbrünsten und Pestilenz-Zeit nützlich zu gebrauchen.**

Bist willkommen du feuriger Geist, greif nicht weiter als was du hast. Das zähl ich dir Feuer zu einer Buss, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Ich gebiete dir Feuer bei Gottes Kraft, die alles tut und alles schafft, du wollst stille stehen und nicht weiter gehen, so wahr Christus stund am Jordan, da ihn taufte Johannes, der

heilige Mann. Das zähl ich der Feuer zu einer Buss, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Ich gebiete dir Feuer bei der Kraft Gottes, du wollest legen deine Flammen, so wahr die Maria behielt ihre Jungfrauschaft vor allen Damen, die sie behielt, so keusch und rein, drum stelle Feuer dein Wüthen ein. Diess zähl ich Dir Feuer zu einer Buss, im Nam der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Ich gebiete dir Feuer, du wollest legen deine Glut bei Jesu Christi theurem Blut, das er für uns vergossen hat für unsere Schuld und Missethat.

Das zähl ich dir Feuer zu einer Buss, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Jesus Nazarinus, ein König der Juden, hilf uns aus diesen Feuers-Nöthem und bewahre dieses Land und Grenz für aller Seuch und Pestilenz.

Wer diesen Brief in seinem Hause hat, bei dem wird keine Feuersbrunst entstehen oder auskommen; ingleichen so eine schwangere Frau diesen Brief bei sich hat, kann weder ihr noch ihrer Frucht eine Zauberei noch Gespenst schaden. Auch so jemand diesen Brief in seinem Hause hat oder bei sich trägt, der ist sicher für der leidigen Seuch und Pestilenz.

#### **Wann einer Kuh die Milch genommen wird**

So schreibe nachstehende Worte auf einen eisernen Speidel: Mura, Martha, Marscha, TNT, mache aldann den Speidel rotglühend und tue ihn in dieser Kuh Milch dreimal, und so drei Freitag nach einander. Probatum.

Hier ist ein Ausdruck gebraucht, für den ich schwer eine passende Deutung finden konnte. Nach Johann Baptist Schöpf: Tirolisches Idiotikon, Innsbruck 1866, S. 681, ist „spal, spadl, speidel“ ein hölzerner Keil mit Öhre, den man braucht, wenn man zum Beispiel Heuladungen mit Seilen zusammenschnürt, Nach dem schon genannten Taschenwörterbuch des Otto Carisch, S. 153, ist „Spejel“ der Spiegel. Beides paßt nicht hiërher. Es scheint sich um ein spatentartiges eisernes Werkzeug zu handeln, das man zum Aufschreiben und Verglühen der Zauberformel benützte.

Der Bauer, der solche Ratschläge aufschrieb, ahnte nicht, daß er mit beiden Füßen noch auf dem Boden des Mittelalters, wenn nicht des Altertums stand! Uralter Volksglaube an die reinigende Kraft des Feuers leuchtet auf!

Beim „Mura, Martha, Mascha“ könnte es sich um Namen von Kühen handeln; wollte man aber einen tieferen Sinn jener „TNT“, Trinitas, Dreiheit suchen, drängt sich der Gedanke an die Sagen von den „drei heiligen Jungfrauen“, von den „saligen Fräulein“ oder den „Wilden Frauen“ auf. Ignaz Vinzenz von Zingerle nennt in

seinen „Sagen aus Tirol“, 2. Aufl. Innsbruck 1891, auf S. 47 die „Stutza, Mutza, Rauchrinda“, auf S. 54 die „Stitze, Witze, Torigl“, auf S. 46 die „Runa“ und „Tuit“.

### **Für das Darmgicht bei Kinder**

Hast du das Herzgespann und Darmgicht, so weich du von dieser Ripp N. N., wie Jesus Christus von seiner Kripp. 3 mal gesprochen.

Viel Sinn liegt nicht in diesem Spruch! Aber vgl. Leopold S c h m i d t, Volkskunde von Niederösterreich, Bd. II, S. 158 f.

### **Ein gutes Mittel für den Dippel**

Wenn einem das Vieh dummlich ist, daß es rings umher läuft oder (den) Kopf auf einer Seite trägt, welches eine Art von Wehetag ist; dieses kommt von einem hitzigen und überflüssigen Geblüht her. Daher ist es gut, wenn man ihn zwei- bis dreimal Adern lässt, besonders am Freitag. Im Fall aber ein Vieh diese Krankheit hat, sprich den nachstehenden Segen dreimal darüber. Das erstemal steh dem Vieh auf die rechte Seite, das zweitemal auf die linke Seite, das drittemal wider auf die rechte Seite; fahr dem Vieh während des Sprechens über den Rücken hinaus. Segen:

Blut, vergiß deines Ganges, wie Gott, der Herr, eines Mannes, der am Sonntag still steht, und nicht zum heiligen Evangelium geht.

Dreimal.

Die als „Dippel“ bezeichnete Krankheit ist zwar in den heimischen Nachschlagewerken nicht genannt. Sinngemäß besteht ein Zusammenhang mit „Tisel, Düsel“, Seuche, oder mit „tippig“, aufgeregt, ähnlich wie Toben. Vgl. S c h ö p f, wie vorhin, S. 744, und Josef S c h a t z, Wörterbuch der Tiroler Mundarten (Schlern-Schriften, 119 bis 120), Innsbruck 1955—1956, Bd. 2, S. 640. Der Beschreibung nach, dürfte es sich um eine Tierseuche handeln, die als „Drehkrankheit“ vorwiegend Schafe befällt. Soll es etwa statt „Wehetag“ Veitsanz heißen?

### **Ein gutes Mittel, wenn einer Kuh Schmalz genommen ist, um ihr zu helfen**

So muss man folgende Worte unter das Rührfass legen: Gilliene x Lu m z und w v M einum x Lume z im s v G v x eil im X Luir z un d v s r x. Dieses ist auch gut, wenn eine Kuh das Kalb gebracht hat, so muss man ihr die Worte eingeben auf ein dinnes Papier geschrieben, und wenn eine das Fieber hat, so muß man ihr ein Brieflein umhängen am Freitag zwischen 11 und 12 Uhr, und drei Tage ein Brieflein eingenommen, nüchtern in einer ungeraden Stunde 3 Tag nacheinander. Probatum.

Die offenbar sinnlose Buchstabenreihe dürfte kaum zu entziffern sein! HDA, Bd. 6, Sp. 292, wird vom Brauch berichtet, durch Segen mit dem St. Benediktuskreuz eine reichlichere und auch sonst bessere Milchleistung zu erleben. Das genannte Kreuz ist mit 27 Heilsbuchstaben bedeckt; vielleicht besteht doch irgendein Zusammenhang mit den von Meinrad Mark aufgeschriebenen 54 Zeichen?

### **Ein Mittel für die Wuth**

Folgende Worte auf einen Laib Brod auf die obere Rinde geschrieben, Menschen und Vieh zu essen gegeben:

Gerum Hiacum Lada Frium verstaich ich.

Auch hier wird es kaum gelingen, auf den Sinn der sechs Worte mit ihren 32 Buchstaben zu kommen! Soll der Ausdruck „Gerun“ an den dreiköpfigen Riesen Geryon der griechischen Sage, den Herkules erschlagen hat, erinnern? „Lada“ heißt in der Mundart von Davos das Brett (vgl. Bühler, S. 72). Nach dem Rhätoromanischen Taschenwörterbuch bedeutet das „lad“ soviel wie breit. Eine „dunna lada“ ist eine hoffende Frau (vgl. Carisch, S. 77).

### **Ein gutes Mittel, daß dich ein Weibsbild lieben muß**

Gib ihr Haar von deiner Achselhöhle in einem Getränk ein. Aber schon fein zerschnitten. So hat sie dich sehr lieb.

Hier spricht die Meinung mit, daß in jedem Teil des Körpers, sei es auch nur ein Haar oder ein Abschnitt eines Fingernagels, das ganze Wesen seines ursprünglichen Trägers stecke. Dies war auch der Anstoß des Requiensammelns: wer auch nur den kleinsten Teil eines fremden Leibes besitze, verfüge über den ganzen Menschen. Die Hingabe eines Haares war also eine Selbstaufopferung an das geliebte Mädchen, um in dessen Gewalt zu kommen.

### **Eine Blutstillung, wenn der Verwundete abwesend ist**

So nenne den schadhafte Mann bei seinem Taufnamen und ziehe einen Zaunstecken gerade über sich, und das Obertheil unter sich, und nenne ihn wider bei seinem Namen, stecke dann den Zaunstecken im Nemen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen. Bete hierauf ein Vaterunser, ein Ave Maria und einen Glauben.

Die Überschrift spricht von einem „Abwesenden“. Gemeint ist ein Geistesabwesender, Bewußtloser. Die Verwendung eines Zaunsteckens als Mittel zum Blutstillen erinnert an uralte Vorstellungen von der bannenden Kraft des Pfahles. Über dessen Rolle als Mittler zwischen Welt und Überwelt vgl. Herbert Fischer: Funktionstypen des europäischen Gerichtspfahls (Lentze-Festschrift, Innsbruck 1969,

S. 169—195). Man könnte die von Meinrad Mark geschilderte Anwendung eines Zaunsteckens im Falle schwerer Verletzung eines Menschen eher als Sterbehilfe betrachten. Nach altem Rechtsbrauch soll der Stoß mit dem Stab gegen den Rücken eines zum Tode Verurteilten das Scheiden der aufsteigenden Seele vom irdischen Leib erleichtern (vgl. Fischer, S. 191 f.).

### **Alle Feinde, Räuber und Mörder zu stellen**

Gott grüß Euch, ihr Brüder, haltet an ihr Diebe, Räuber und Mörder, Reiter und Soldaten in der Demuth, weil wir haben getrunken Jesu rosenfarbes Blut. Eure Büchsen, Kanonen und Geschosse sind euch verstopfet mit Jesu Christi heiligen Blutstropfen, alle, alle Säbel und tödtlichen Gewehr sind euch verbunden mit Jesu Christi heiligen fünf Wunden. Es stehen drei Rosen auf Gottes Herz, die erste ist gültig, die andre ist mächtig, die dritte ist der göttliche Will, darunter ihr Diebe und Mörder müsst halten still, so lang ich will, seid ihr gestellet und beschworen. + + +, 3 mal.

Wenn man sie wieder auflösen will, so sprich:

Gott sah seine Freudigkeit und Herrlichkeit. + + +.

### **Kräftiges Gebet, wodurch man sich von Kugeln und Degen, vor sichtbaren und unsichtbaren Feinden, sowie vor allem möglichen Übel beschützen und bewahren möge**

Das Blut Jesu Christi, welcher Gott und Mensch, behüte mich Meinrad Mark (N. N.) vor allerlei Waffen und Wehr, Geschoss und Geschütz, lange und kurze Schwerter, Messer, Degen und Kar(a)biner, Hellebarden und was sonst haut und sticht, vorste(hende)n Degen oder kurze und lange Flinten, oder Büchsen oder dergleichen, so seit Christi Geburt geschmitet worden sind, vor allerlei Metall, es sei Eisen oder Stahl, Mess(ing) oder Blei, Erz oder Holz. Jesus Christus, das wahre Gotteslamm, behüte mich Meinrad Mark (N. N.) vor allerlei Geschoss und Geschützen bei Behaltung des Bundes, wie Maria ihre Jungfrauschafft hat behalten vor und nach der Geburt, mache also ihre Waffen so weich, wie die Blutstropfen, die Jesus Christus am Ölberg vergossen hat. Jesus behüte mich Meinrad Mark (N. N.) vor allen bösen Berichten hinterwärts, Schlag, Zauberei, Brunnen stellen, vor allerlei Feinden, sichtbaren und unsichtbaren, Herr Jesus Christus, laß mich Meinrad Mark (N. N.) nicht verloren sein und werden, dann wander mit mir und sei mir bis an mein letztes Ente und lass nicht zu, dass ich hier nicht sterbe, daa helfe mir Gottvater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. Amen.

Die heilige Dreifaltigkeit sei mit mir uns sei bei mir, die behüte mich Meinrad Mark (N. N.), die einzige Gottheit Jesus Christus seit mit mir auf dem Wasser und auf dem Lande, Holz oder Wald, Berg oder Thal, Dorf oder Stadt, wo ich gehe oder stehe, sitze oder liege, oder wo ich bin. Herr Jesus Christus behüte mich Meinrad Mark (N. N.) vor allen bösen Feinden, sie seien sicht- oder unsichtbar, heimlich oder öffentlich, es behüte mich Meinrad Mark (N. N.) der einige Gott durch sein bitteres Leiden und Sterben und rosenfarbes Blut, das der Herr Jesus Christus am Kreuze vergossen hat. Jesus Christus ist zu Nazareth empfangen und Bethlehem geboren, da sind werthe und teure Worte, die in diesem Brief geschrieben stehen, also müssen diese alle sein vor Meinrad Mark (N. N.), alle Geschütze und Geschosse, Wehr und Waffen, daß sie von mir weichen, verschwinden, bis ich sie wieder herbei rufe und alle ihre Kraft verlieren, wie Pharao sie verloren hat. Blut, Kräften, behaltet euere Kraft, wie sie Christus behalten hat, als man ihn gemartert und mit seinen heiligen fünf Wunden seit ihr angehängt und gebunden. Das Geschütz müssen verschwinden, wie die Männer verschwunden sind, die dem Herrn Christo das Kreuz gebunden, im Nam(en) Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Jesus ging über das rothe Meer, sieht in das heilige Land, er sagte, es müssen zerreißen alle Strick und Band und müssen zerbrechen alle Wehr und Waffen, es müssen verbinden alle Augen, die da fleischlich sind, kein Geld oder Waffen mich überwältige, das nicht Wasser schneidet, es sei Eisen oder Stahl, Mess(ing) oder Blei, noch was es sein mag, müsse mich nicht verletzen, ach Gott! daß es möchte gesegnet sein, als der Kelb (? wohl Kelch!) und Essen, wie auch das wahre Himmelsbrot, das Gott seinen heiligen zwölf Jüngern gab, im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der Segen der Gottheit über den frommen Joseph, der gehe über mich Meinrad Mark (N. N.), der Segen der Gottheit über den Erzengel Gabriel, als er der Jungfrau Maria die Botschaft bracht, der gehe über mich Meinrad Mark (N. N.). Im Nam(en) Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott . . . (es folgt der Anfang des Johannes-Evangeliums) . . . behüte mich Meinrad Mark (N. N.) die ewige Gottheit durch das bittere Leiden und Sterben und durch sein rosenfarbes Blut, das er am Stamm des heiligen Kreuzes vergossen hat. Jesus ist zu Nazareth empfangen, das sind wahrhaftiche Worte, als wahrhaftigen Stein in diesem Brief geschrieben stehen, das ich von keinem Mörder

gefangen werde, noch gebunden. Es müssen auch von mir Meinrad Mark (N. N.) alle Geschütz, Wehr und Waffen weichen und alle ihre Kraft verlieren, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Jesus ging über das rothe Meer, er sah in die heiligen Lande; es müssen zerreißen alle Strick und Bande, es müssen verblindet werden die Augen meines Feindes, Behüte mich Meinrad Mark (N. N.), daß (auf) mich kein Stein falle, es sei Messer, Feuer oder Holz, was schneidet, es sei Eisen oder Stahl, Metal oder Blei, das ich wohl gesegnet sei, wie das wahre Himmelsbrot, das der heilige Jesus den zwölf Jüngern gab. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der Segen, den Gott über den ersten Menschen tat, der gehe über mich Meinrad Mark (N. N.) ferner. Liebe meine rechte Hand, wenn ich komm in fremdes Land, dass mich kein Feind, kein Zauberer beschwört oder betäubt. + + +.

ff ff tz X Z. . E. S. S. J. L. A. G. M. U. A. H. O. N. C. 8. H.  
ff. G. Geistes.

Jesus von Nazareth, Jesus bewahr die Worte Gottes über den Segen, über den Erzengel Gabriel.

Es scheint sich um eine etwas gewandelte Form des Kolomanni-Segens zu handeln. Manche Wendungen entsprechen dem Text in einem Druck meiner Sammlung: „Ein schöner und wol approbirter H. Segen zu Wasser und zu Land wider alle seine Feinde, so ihm begegnen auf allen seinen Wegen und Stegen. Erstlich gedruckt zu Prag“, der ohne Ortsangabe und ohne kirchliche Druckgenehmigung um das Jahr 1700 herausgekommen ist.

Die segnenden Worte des „würdigen Abbttes Colomannus“ beginnen mit dem Anfang des Johannes-Evangeliums, sie wenden sich dann an das heilige Kreuz und an Christi Leiden. Sie sagen u. a. ähnlich, wie wir es vorher gelesen haben: „Das rosinfarbe Blut, das sey mir für alle meine Feinde gut und für alles das, was mir Schad wollte seyn an Leib und Seel . . . . Also muß ich N. N. wohl gesegnet seyn, als der h. Kelch und der Wein und das wahre, lebendige Brod, das Jesus den heiligen zwölf Jüngern an dem heiligen Entlass-Abend gab, und alle, die mich fast hassen, die müssen mir alle fast stillschweigen . . . und alle, die mich mit ihren Waffen wollen verwunden, die seyn vor mir unsieghaft, das hilf mir Gottes Krafft +, die mache alle und jegliche Waffen und Gewehr kraftlos und schwach . . ., es seyn die Waffen von Eisen oder von Stahel, vor dem allen solle der Himmel mein Schild seyn +, die Waffen (welche) siechen, schiessen, werfen oder schlagen, die soll der Engel Gottes vor mir auffangen, das helf mir Gott der Vater“ u. s. w.

Trotz sonstiger Übereinstimmung läßt sich ein kleiner Unterschied feststellen: die im Druck vorliegende Segensformel will gegen irdische Waffen unverwundbar machen, während der von Meinrad Mark aufgeschriebene Text die Bitte um göttlichen Schutz vor Zauberei einbezieht. Vielleicht geschah das unter dem Einfluß der in Tirol seinerzeit sehr verbreiteten gefalteten Schutzbriefe. Sie enthielten neben der Bildnissen der beliebtesten Heilbringer und Teufelsbezwinger, neben geweihten Pfennigen und einen Reliquienpösterchen auch den Abdruck eines Breves von Papst Urban VIII. (1623—1644) aus dem Jahre 1635 zum Beschwören der dämonischen Mächte: „contra daemones, fascinationes et artes diabolicas“. Wohl nur wegen jenes Breves sind die genannten Schutzbriefe „Breverlen“ genannt; der Name ging auf die Medaillen über, die man später an ihrer Stelle bei sich trug.

### **Zahnschmerz zu vertreiben durch Sjmpathie**

Nachstehender Segen muß 3 mal gesprochen werden und währenddem der Zeigefinger der rechten Hand auf den Zahn gelegt werden. Wenn man hohle Zähne hat, welche Schmerzen verursachen, und sich diesen Segen in der angegebenen Formel darüber sprechen, so verliert man die Schmerzen in einer Zeit von einer Stunde gänzlich und bekommt auch in demselben Zahn, auf welchem der Finger während dem Segensprechen gelegen, nie wieder Zahnschmerzen. Sollten aber 2—3 hohle Zähne nebeneinander liegen und alle zugleich weh tun, so muß man den Segen über jeden einzelnen sprechen, ebenso auch berühren. Segen:

Ich nehme den Schmerz, wie ihn Gott der Vater seinem Sohne am Kreuz genommen hat im Namen + + +. Ich tödte den Wurm + + +. Ich löse die Nerven wie der Sohn Gottes am Kreuz gelöst worden ist im Namen + + +

Tobia, Reko, Amen.

Zu den Geheimnissen des ärztlichen Erfolges gehört auch die psychologische Einwirkung auf den Patienten. Durch vertrauenseinflößende Worte beruhigt, mag mancher auf seinen Schmerz vergessen oder ihn weniger qualvoll empfinden. Ob die gesprochenen Ausdrücke Sinn haben oder nicht — das spielt dabei keine Rolle!

### **Mittel, Hühneraugen zu vertreiben**

Nimm aus dem Mist einen Strohalm, der einen Knoten hat. Mit diesem reibe das Hühnerauge und wirf ihn dann wieder hin, wo du ihn genommen hast, so wird das Hühnerauge alsbald verschwinden.

**Ein Sympathie Mittel für Pest und ansteckende Krankheiten**  
**Kraft und Wirkung dieser Buchstaben**

+  
 Z  
 +  
 D  
 I  
 A  
 B+Z+H C+F+B F R S  
 B  
 J  
 Z  
 +  
 S  
 A

Wer diese Buchstaben bei sich trägt, der wird befreit bleiben von der Pest und aller Krankheit. Und wer diese Buchstaben in Form eines Kreuzes an der Thürschwelle seines Hauses angeschrieben hat, der war befreit von aller Krankheit.

Vergleichsweise sei auf das zweibalkige Zachariaskreuz hingewiesen, das ebenfalls mit Buchstaben belegt ist, wie es eine Abbildung aus dem Verlag der Buchhandlung des Joseph Eberle in „Botzen“, um 1850, zeigt. Die Zeichen der senkrechten Reihe: „+Z+D+Z+Z+B F R S“ werden dort zum Beispiel in deutschen Worten so erklärt: „+ Kreuz Christi, erlöse mich; Z, Zum Heile gereiche mir der Eifer für dein Haus; +, Kreuz Christi siegt, regiert und herrscht; D, Du o Gott, befreie mich; +, Kreuz Christi, entferne die Pest von diesem Ort und von meinem Körper; Z, Zu eifern habe ich angefangen über die Ungerechten“ u. s. w.

Auf einem mir vorliegenden Benediktuskreuz lese ich:

		C		
C		S		S
N	D	S	M	D
P		M		B
		L		

Schrift um das Kreuz: U. R. S. N. S. M. V. S. M. Q. L. I. V. B.  
 Das sind 13 und 14, zusammen 27, dreimal neun Buchstaben, von denen jeder seine besondere Bedeutung hatte!

**Eine Beschützung**

Wer diesen Segen bei sich trägt, ein großes Geheimnis mit sich führet, daß es kein Mensch begreifen kann.

Christus mitten im Frieden durch seine Jünger ging. St. Mathäus, St. Markus, St. Lukas. St. Johannes, die vier Evangelisten, bewahre mich Meinrad Mark durch die einige Gottheit. J. J. J. Amen. I. G. E. I. I. R. S. 121. sei bei mir in aller Ferneheit. + + +. Amen.

**Für Augen, wenn einer blind werden will, ein gutes Mittel**

Nim Erbsenstroh, siede es, dämpfe die Augen damit in einem Kübel, nimm Scheelkraut, Wasser und blau Vitriol, streichs in die Augen mit einer schwarzen Hennenfeder, und streich auch mit dem Kraut hinein in die Augen. Hilft sicher!

Hier könnte man sagen: „Hilft sicher, um tatsächlich blind zu werden!“

Das vorstehende Rezept ist nämlich ein typisches Beispiel eines laienhaften, ohne Verantwortungsgefühl erteilten Rates! Wie kann man ein scharfes Desinfektionsmittel, das Kupfervitriol, ohne genaue Dosierung als Augenheilmittel empfehlen? Auch die schwarze Feder wird die Gefährlichkeit einer so bedenklichen Augensalbe nicht lindern! — Zur schwarzen Feder sei bemerkt, daß Schwarz wegen seiner Beziehungen zur Unterwelt als Mittel zur Abwehr von Krankheitsdämonen gegolten hat. Vgl. HDA, Bd. 7, SP. 1437 ff.

**Sympathie Mittel für die Würmer bei Menschen und Vieh**

+ R a b h q + Hasba + C b u l H a + K a c u a b u l a +  
K a s f a s + a + a v + b + + + v +,

Das auf ein Zettelchen geschrieben und auf den Schaden gelegt hilft sicher!

Damit schließt die Reihe der Rezepte und Zauberformeln. Sie bringt ein wirres Durcheinander von mündlichen Überlieferungen und schlecht wiedergegebenen schriftlichen Aufzeichnungen. Gerade deswegen ist sie nicht belanglos, weil sie das Weiterleben uralten Volksglaubens bis in unsere Zeiten belegt. Wenn auch verzerrt, spricht doch viel Altertümliches zu uns, das sich nur in einer abgelegenen Berggemeinde halten konnte. Wir sehen Unkraut wuchern, doch dazwischen blühen seltene Alpenblumen!

Jetzt sei versucht, auf Grund jener Eintragungen und der beigelegten Postkarte aus dem Freundeskreis etwas Persönliches über den Aufzeichnenden, den Meinrad Mark, zu erschließen.

Mark schrieb nach der alten Rechtschreibung: „roth“, „Thal“, „Brod“. Also noch vor dem Inkrafttreten der neuen Rechtschreibung, 1903, muß er seine Schulbildung im wesentlichen abgeschlossen haben. Er dürfte damals kaum viel jünger oder älter als 10—12 Jahre alt gewesen sein; das läßt sich auch aus der Eintragung vom 18. Dezember 1911 vermuten. Wenn er ein Mittel angibt, daß man beim Mar-

schieren weder schwitze noch matt werde, läßt sich annehmen, daß er zu jener Zeit in militärischer Ausbildung stand und etwa 20 Jahre alt war. Weil seit 1912 einige Käufe und Verkäufe von Ziegen und Kühen vermerkt sind, läßt sich weiter schließen, daß er schon entlassen war und als Kleinbauer selbständig gewirtschaftet habe. Verheiratet war er nicht, denn im Notizbuch sind wohl ein Bruder Johann Mark, dann ein Anselm Mark und Feldpostadresse eines Franz Mark, doch kein weiblicher Name genannt. Die beschwörenden Worte befassen sich ausschließlich mit dem eigenen Wohl!

Beim Ausbruch des italienischen Krieges im Mai 1915 war Meinrad Mark, wie schon eingangs gesagt wurde, mit den Tiroler Standschützen ausgerückt. Später wurden Hofbesitzer aus dem Kriegsdienst entlassen, wenn sonst keine Möglichkeit bestand, ihr Bauerngut zu bewirtschaften. Oder war er aus gesundheitlichen Gründen wieder daheim? Dort erhielt er den in weinfroher Stimmung geschriebenen Kartengruß der ehemaligen Standschützenkameraden mit Datum vom 13. Jänner 1916. Einem gesetzten älteren Mann hätte man mitten im Kriege kaum das Gleiche geschrieben, was man einem noch jungen Menschen zur Belustigung mitteilen konnte: „Wiehr haben Einen Ferein gegründet, um den Alkohol zu verdilgen. Der Eintritt wäre frei. Wilst auch beitreten. Glaube wohl. Es grüsst Dich Dein Freund Johann Purtscher u. s. w.“

Meine Vermutungen wurden bestätigt, als ich mich endlich zu einer Anfrage beim Pfarramt Serfaus entschloß, Hochw. Herr Pfarrer Josef J u e n hatte die Güte, in den Matriken nachzuschlagen und mir mitzuteilen: „Meinrad Mark, geboren am 18. Jänner 1892 in Serfaus als Sohn des Franz Mark und der Crescenzia Mark, geb. Eiterer, starb unverehelicht am 3. Mai 1919 in Zams (dort ist ein Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern) und wurde am 6. Mai 1919 in Serfaus begraben.“ Auch die kräftigsten Segensworte und Zauberformeln hatten ihn vor einem frühen Hinscheiden nicht bewahrt.

# Die Verehrung des hl. Johannes des Evangelisten im alten Ungarn

Von Sándor Bálint

Johannes (27. Dez.) Apostel und Evangelist, Prophet der Offenbarung, ist eine der höchstverehrten, fast mystischen Gestalten am meisten inspirierender Wirkung der europäischen, einschließlich der ungarischen sakralen Volksüberlieferung. Die Kühnheit seines Geistes stellt das Adler-Symbol sinnbildlich dar:

Volat avis sine meta  
Quo nec vates, nec Propheta  
Evolavit altius.  
Tam implenda, quam impleta  
Nunquam vidit tot secreta  
Purus homo purius.

Preuss, die europäische Johannes-Tradition erforschend, stellt mit vollem Recht fest, daß Johann kein griechischer Metaphysiker sei, sondern ein Apostel, der sein Evangelium als treuer Zeuge seines Meisters schrieb. **Wir sahen seine Herrlichkeit** — sagt er am Anfang (1, 14). **Was wir gehört, was wir mit unseren Augen gesehen, verkünden wir euch** (I, 1, 1) — so beginnt sein erster Brief. Des Johannes ist das große Wort: **Gott ist Liebe** (I. Jn. 4, 16). Die Christusgestalt, die aus dem Johannesevangelium zum Vorschein kommt, ist auf keinem Fall eine Photographie, sondern ein Porträt, eben darum kein bloßer Rohstoff, sondern ein vorgewiesenes Leben, kein Bericht, sondern ein Zeugnis<sup>1)</sup>. Eben darin besteht Johannes' unvergleichliche, aber in seinem Ganzen auch noch nach Preuss auf eine Durchführung wartende Wirkung auf das europäische Bereich des **homo divinus**: eine schaffende Persönlichkeit mit Wirkung auf die ununterbrochenen Inspirationen, dialektischen Fluktuationen der kollektiven Volksüberlieferung.

Im Evangelium dieses heutigen heiligen Tages — schreibt der sogenannte **Erdy-Kodex** (1514) in freier Übersetzung der *Legenda Aurea* — gedenkt die heilige Kirche des glorreichen Evangelisten Johannes, des höchstgeliebten Jüngers Jesu Christi, dem der liebe Heiland am letzten Abendmahl alle seine göttlichen Geheimnisse offenbarte: von den Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen. Er

<sup>1)</sup> Preuss, Hans: **Johannes in den Jahrhunderten**. Gütersloh 1936 Einleitung.

machte ihn zu einem Propheten, teilhaftig seines heiligen Todes, ließ ihn zum Schutze seiner heiligen Mutter und bei seinem Absterben nahm er ihn ohne der Pein des Todes in die ewige Herrlichkeit.

Man hielt es für eine besonders heilige Gnade unseres Herrn Jesu Christi dem heiligen Johann gegenüber, daß er diesen unter vielen Gefahren bewahrte. Erstens, als er in Asien predigte, ließ ihn Kaiser Domitianus in einem mit heißen Öl gefüllten Bottich werfen, wovon aber der heilige Johann ohne einer Verletzung herauskam. Nachher wurde er auf die Insel Pathmos verbannt, wo er das heilige Buch seiner Geheimen Offenbarungen schrieb.

Als er nachdem wieder in Asien predigte, wurde er um dies zu rächen, von den Hohenpriestern der Götzen gefangen genommen. Der Hohepriester Aristodemus setzte unter dem Volk eine große Zwi-  
stigkeit in Bewegung. Und als dies Johannes sah, sprach er: O Aristodemus, was willst du, daß ich tue. Er antwortete: Wenn du willst, daß ich an Jesus glaube, siehe, ich gebe dir Gift zu trinken. Wenn du davon keinen Schaden leidest, dadurch weiß ich, daß dein Gott wahrlich ein Gott sei. Johannes sprach: Tue das. Johannes nahm den Becher in die Hand, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes darauf und trank ihn aus, und keinen Schaden litt er davon. Deswegen fingen dort alle an, den Herrgott zu loben.

Als nun der heilige Johann, der Evangelist und ein geliebter Apostel Christi, um eines weniger als hundert Jahre alt wurde, schon nahe seinem Tode, als man 67 Jahre nach den Leiden unseres Herrn schrieb, erschien ihm der liebe Jesus Christus selbst und sprach zu ihm: am Sonntag kommst du zu mit. — Die Legende ist hier zu Ende.

Aus den Forschungen Georg Schreibers wissen wir <sup>2)</sup>, daß in der Verbreitung der vielfachen Verehrung des Evangelisten Johannes die Prämonstratenser den größten Teil und Verdienst hatten. Der Orden wurde vom heiligen Norbert gegründet (1120) und nahm hauptsächlich in der Pastoration, oft auch in der Kolonisation der mitteleuropäischen Völker, sowie der Mayaren, Tschechen, Polen, Preussen teil. Zum Ende des Mittelalters kam meistens die von den Prämonstratensern inspirierte Verehrung Johannes des Evangelisten in den europäischen Landschaften wirklich zu vollem Blühen. Deren Äste und Sprossen sind: **der Segen des heiligen Johannes** (der Johanniswein, die Johannisminne, der Minnetrunk), ferner die Verehrung der Anfangswörter des Johannesevangeliums. Johannes ist ein Fürsprecher der Segen und Gebete, Patron der Kirchen und Altäre, Schutzheiliger der Zünfte. Da er beim Letzten Abendmahl und in der Passion eine vorzügliche Rolle spielt, wird er als ein Begründer der volklich-devotionellen

---

<sup>2)</sup> Schreiber, Georg: **Die Prämonstratenser und der Kult des Hl. Johannes Evangelist.** (Zeitschrift für katholische Theologie 1941, 1.)

Frömmigkeit und darin als ein Vertreter der Menschheit betrachtet. Alles dies wird nun auch einzelweise in erster Reihe in ungarischer Beziehung betrachtet.

Eine am meisten spezifische Entwicklung und Erscheinung der Verehrung des Evangelisten Johannes ist **der heilige Johannes-Segen**, das heißt: ein guter Wunsch mit Wein, Segen, Trunkspruch, welcher nach den neuesten Forschungen Hedwig Schommers<sup>3)</sup> schon im XI. Jahrhundert auftauchte. Der eine gleichzeitige **Liber benedictionum** schreibt: **pax nostris annis solidetur amore Johannis, vino dat ex rore laticum deus eius amore**. Schon im XII. Jahrhundert wird der Johannistrunk in den Ritterhöfen beim Abschied, vor dem Abmarsch in die Schlacht getrunken.

Um die Antezedenzen und die Zusammenhänge zu verstehen, muß man nun wissen, daß die Gläubigen im Mittelalter an den Festen der Heiligen zu ihren Ehren drinnen in der Kirche tranken. Dies ist wohl ein Relikt der heidnischen **libatio**, eine christliche Kopie deren. Die Kirche eiferte nämlich ihre Gläubigen mit weisem Feingefühl an, — da sie diesem Gebrauch kein Ende zu machen vermag, — ihre Gläser jetzt nicht mehr auf die heidnischen Götter, sondern **in nomine Sanctorum et Angelorum** zu erheben. Darum weihte sie auch den Wein. Der Wein wird in der heiligen Messe vom Priester in den Leib Christi umgewandelt, es gebührt sich also diesen in ziemlicher Weise zu verzehren.

Aus dem Trunkspruch entstand noch im gotischen Zeitalter eines der Sakramentalien, das auch in der Liturgie des Krichenjahres hineinkam und wurde an den Tag des Evangelisten Johannes festgelegt. Die Kirche wollte auch damit den schwelgenden Belustigungen das Gegengewicht halten, welche von den Germanen zur Zeit der Winter-sonnenwende gehalten und im Stillen auch weiter gefeiert wurden.

Um den Gebrauch zu rechtfertigen beruft man sich auf die Stelle eines Evangeliums, wo Jesus unter anderen an Johann und seinen Bruder also sprach: **Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde?** (Mt. 20, 22). Darum figurirt als Attribut Johannes oft der **Kelch**. In der Legende **des geliebten Jüngers** wurde schon vorgetragen, welch ein Wunder er mit dem Wein im Angesicht des heidnischen Hohenpriesters Aristodemos tat.

Der Gebrauch, das heißt, der **Weinsegen** am Namenstag Johannes hatte sich hauptsächlich durch prämonstratenser-Vermittlung auch in Ungarn eingebürgert. Schon in einem **Obsequiale** des XV. Jahrhunderts aus **Gran** (Esztergom) befindet sich: **benedictio vini sen amoris Sancti Johannis tertio die post Domini nativitatem**. Nach dem Datum

---

<sup>3)</sup> Schommer, Hedwig: **Die Heiligenminne als kirchlicher und volkstümlicher Brauch**. (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde V. (1954), 204).

eines Dokumentes aus dem Jahre 1545: **poculum Sancti Johannis, quod lingua vernacula áldomás vocatur**. In der benediktinischen Erzabtei **Pannonhalma** wurde schon seit alten Zeiten an diesem Tag der heurige Wein gesegnet und von da an gewöhnlich getrunken.

Das Museum von Győr (Raab) hält einen Faßboden des Bischöflichen Kellers aus dem XVIII. Jahrhundert in Verwahrung, auf welches der Evangelist Johann reliefartig geschnitzt ist. Der besondere Wein des dazugehörenden Fasses konnte gewiß gesegnet und als Sakramentale getrunken worden sein. Es ist auch möglich, daß mit der Abbildung der Keller selbst dem Schutz des Johannes empfohlen wurde.

Der Weinsegen am Johannestag kommt in mehreren Teilen des Landes inselartig vor, lebt jedoch meistens noch bis heute in den Weingegenden.

In Göcsej wird er in das Faß gegossen. Er wird außerdem den verwirrten Menschen zum Trinken gegeben, und auch den Kindern. Sollte jemand das Vieh verhext haben, dann wird der gesegnete Wein mit Wasser gemischt und der Rücken des kranken Tieres damit in Form des Kreuzes begossen. In **Kiskanizsa** geht man mit dem geweihten Wein auf den Weinberg und gießt davon in ein jedes Faß. Die Weinbauern zu **Nemessándorháza** gießen den Wein mit folgenden Worten in das Faß: **Der Segen des heiligen Johannes bleibe in diesem teuren Wein, damit er jenen nicht schadet, die Jesus loben!**

Die reformierten Einwohner von **Csököly** verlangen gesegneten Wein von ihren katholischen Nachbarn, wenn ihr Kopf schmerzt.

In **Bágyog** und **Rábaszovát** wird von dem gesegneten Wein nicht getrunken. Die Saatfrucht pflegt man damit in Kreuzform zu besprengen. Zu **Rábagyarmat** kommt auch **Sanktjohanniswein** in den Saatweizen. In **Városmiske** ist er ein ehrbares Hausmittel. In **Csorna** ist er bei Ohrenschmerzen wirksam. In **Petőháza** wird das schmerzende Euter der Kuh damit gegossen.

Im burgenländischen Grenzgebiet wird der geweihte Wein in die Weinfässer gegossen um den Wein zu bewahren, aber auch darum, daß die Weinfestsung des nächsten Jahres eine gute werde. Die Einwohner von **Vasvörösvár** (Rothenturm) reiben damit gegen Ohnmacht und Kopfschmerzen das Haupt ein. Die Weinbauern von **Kematen** (Komját) pflegen alle zum Weinsegen zu gehen. Daheim, wenn der gesegnete Wein in der Familie herumgeht, wird gesagt: **Heiliger Johannessegen, bleiben alle Teufel hinterwegen**. Im Wieselburger **Gattendorf** (Lajtakáta) trinken nicht nur die Familienmitglieder von diesem Wein, sondern auch das Vieh bekommt davon, ja sogar in den Brunnen wird davon gegossen, damit das Wasser keine Quelle der

Krankheit sei <sup>4)</sup>). Die Deutschen von **Boly** gehen mit dem geweihten Wein in den Keller hinaus und gießen in ein jedes Faß davon. Die Weihe wird auch in **Elek** im Kreise der deutschen Bewohner fränkischer Abstammung vorgenommen.

Bei den Deutschen weitergehend: feiert **Hajós** in der Weingegend des Tieflandes auf gleiche Weise: Daheim nimmt ein Jedes der Familie einen Schluck vom geweihten Wein gegen Halsweh. Davon wird auch in den Brunnen gegossen, auch in den Wassertrog des Viehes. In **Budaörs** nimmt ein jeder drei Schluck davon. Inzwischen wird in ihrem deutschen Dialekt dergleichen gesagt: Segen des heiligen Johannes, bleibe mit uns und segne uns. Es wird auch im Keller in die Weinfässer gegossen, manchmal auch in den Brunnen <sup>5)</sup>).

Die **Banater** deutsche Hausfrau knetete auch in den am Neujahrstag gebackenen Kuchen Sanktjohanniswein, damit die Familie im neuen Jahr in ihrem Wandel einem jeden Übel entgehe <sup>6)</sup>).

In den ungarischen Gemeinden des Komitates Zala: **Lesencenémefalu, Rei, Pölöskefő**, wird am Weihnachtsabend eine Flasche mit Wein auf den Tisch gestellt, aber nicht getrunken daraus. Dies ist **der Wein der Engel**. Dieser wird am Tag Johannes in die Kirche getragen um weihen zu lassen. Nachher zog ein jedes Glied der Familie einen Schluck daraus; der Rest wurde als Hausmittel aufbewahrt. Er wird auch hier besonders bei Ohrenscherzen für wirksam gehalten. Dasselbe wird von den Alten zu **Husszuhetény** im Komitate Baranya gehalten.

Im weinreichen **Gyöngyöspata** wird aus dem heimgebrachten geweihten Wein getrunken, dann daraus in die Fässer getropft. In den Dörfern **Hangony, Szentsimon, Barkó** pflegt man den Kranken von dem **Johanniswein** genannten Wein trinken zu geben. Man pflegt aber auch damit das Haus, das Bett des Kranken, auch das Unterbett zu besprengen. In der naheliegenden Gemeinde **Lucska** (Lučka) schenkt das Familienoberhaupt daraus einem jeden ein, damit der Segen des heiligen Johannes sie segne.

In **Obecse** (Stari Bečej) läßt man am Tag Johannes Wein, Flechtuchen und Äpfel in der Kirche weihen. Wie man es in dem Folgenden sieht, ist dies eine ganz archaische Überlieferung. An

---

<sup>4)</sup> Schwartz, Elemér: **A szentjánosnap i borszentelés és Nyugatmagyarországban** (Die Weinweihe am Johannistage in Westungarn). (Ethnographia 1932, 59.)

<sup>5)</sup> Bónomi, Jenő: **Az egyházi év Budörs német község nyelvi és szokásanyagában, tekintettel Budaörs környékére**. (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs, mit Rücksicht auf die Umgehend.) Budapest 1933, 1934.

<sup>6)</sup> Grün, Helene: **Volkkunde der heimatvertriebenen Deutschen im Raum von Linz** (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde XIII.) Wien 1968, 71.

mehreren Orten der **Bácska** wird der geweihte Wein bei Ohren- oder Zahnschmerzen wirksam gehalten. So wissen es auch die alten Schokazen in **Hercegszántó**. Unter den Kroaten ist auch die gleiche Vermutung.

In **Táriogyörgye** gibt es auch Weinweihe. Scherzhaft pflegt man da zu sagen, wer an diesem Tag an einem Wirtshaus vorbeigeht und nicht einkehrt auf einen Trunk, der zieht sich den Fluch des heiligen Johannes bei.

Mit der Weinweihe wird zuweilen auch die **Apfelweihe** verbunden. In **Nagyécsefalú** nimmt man die am Weihnachtsabend auf den Tisch gebrachten Äpfel samt Wein in die Kirche, um sie weihen zu lassen: ein Heilmittel der Halsschmerzen. Ein Stückchen des geweihten Apfels wird in den Wassertrog des Viehes gelegt und gegen Krankheiten wird es damit getränkt. Dasselbe tut auch das bunjewazische Volk des Gehöftsgebietes von **Szabadka** (Subotica). Wahrscheinlich entstammte solchen Überlegungen auch die Apfelweihe der Slowaken von **Privigye** an diesem Fest. Der geweihte Apfel wird hauptsächlich bei Zahnschmerzen für wirksam gehalten. Die Apfel- und Weinweihe ist auch dem magyarisch gewordenen slowakischen Volk zu **Miske** bekannt. Der am Vortag der Weihnachten in den Brunnen geworfene Apfel heißt in **Kelebis Johannisapfel**. Am Fest des Evangelisten wird er nun herausgenommen und auf soviel Teile zerschnitten, wie viel Glieder die Familie hat. Sollte eines von ihnen einst an einen solchen Ort kommen, wo kein Trinkwasser zu finden, ist, dann denke man an die, mit welchen man zusammen gegessen hat, dann vergeht der Durst.

Sobald man in **Göcsej** am Berg die Kellertür mit dem Schlüssel schließt, macht man darauf das Kreuz und sagt: Der Segen des heiligen Johannes bleibe über dem Obdach und über jenen, die sich fern! So verabschiedet man sich vom Keller. Auch in **Nemessándorháza**: Der Segen des heiligen Johannes bleibe über diesem Obdach so, wie über jenem, der fortgeht!

Im Mittelalter wurde dieser geweihte Wein jenen angeboten, die sich auf den Weg machen, zu Felde zu ziehen, in das weite Land abgehen, die sich verabschieden, damit sie **der Segen des heiligen Johannes** vor den Gefahren und Versuchungen des Weges beschütze. Darum ließ man den Sterbenden geweihten Wein trinken, der im Begriffe steht, in einen solchen Bereich zu ziehen, wovon noch kein Reisender zurückkehrte. Der Rest des geweihten Weines wurde dann beim Totenmahl zum Andenken und zum Seelenheil des Verstorbenen getrunken. So ließ man in **Zalaszentbalázs** noch in der nächsten Vergangenheit den Sterbenden auch Johanniswein trinken, damit ihn der Segen des heiligen Johannes vor den Herrn begleite.

Es ist offenbar eine mittelalterliche, daher gehörende Antike, die in **Lábnik**, einem ungarischen tschango'schen Dorfe der Moldau-Gegend lebende Tradition, daß man beim **Tischdecken** (asztalvetés) zum genannten Totenmahl zu allererst den Seligen Wein gießt, und zwar auf den Mutterboden: **Gott bereite aus jedem Tröpfchen einen Teil für den verstorbenen Gläubigen (den Vetter Johann)!**

Bei den **Szegediner** Totenmählern nahm das Klageweib sozusagen bis in unsere Tage eine Flasche mit Wein und einen Korb voll aufgeschnittenes Brot vor sich und sang darauf den Segen des heiligen Johannes:

Der Segen des heiligen Johannes steige herab auf dieses Haus und seine Bewohner stimme er zu Frohmüt.

Damit das kleine Jesukind Herberge von uns begehre, Gottes Segen sei uns allzeit gegeben. Der Sanktjohannissegens steige herab auf unser Haupt, unser Gram und Kummer wandle er in Freude. Wein, Weizen und Obst, damit sie gut gedeihen, Gottes Segen sei uns allzeit gegeben.

Nachher **segnete** sie Brot und Wein **weg**, das heißt, nach der Reihe trug sie diese den Teilnehmern des Mahles und den sich dort gesammelten Bettlern an.

Dem Sammeleifer der Maria Kresz kann man die im Aussterben begriffene, mittelalterliche Tradition, die eigentümliche Ortsentwicklung des Sanktjohannissegens verdanken. Bei Taufen, hauptsächlich aber bei Totenmählern und bei dem darauffolgenden Füttern der Armen wurde der Wein in einem nur für diesen Zweck benützten, einfachen, irdenen Krug aufgetragen, auf den Tisch gestellt. Heute trägt dieser Krug schon den Kosenamen **Hans** (jancsi), **Hanskrug** (jancsikorsó). Die aufgetragenen Speisen und Getränke, beziehentlich das ganze Gastgebot wurde **himmlisches Mahl** (mennyei lakoma) genannt. Wie gesagt, der „Hans“ wurde nur bei solchen Familienbegebenheiten kultischen Charakters hervorgenommen, ein andermal und auf sonstige Zwecke konnte er nicht gebraucht werden. Der keinen hatte, borgte ihn vom Nachbar, oder von einem der Verwandten. Der übrigen Momente des Gebrauches gedenken wir bei dem Tag der heiligen Elisabeth (19. Nov.).

In **Jászládány** wird der Segen des heiligen Johannes bei der Einweihung des neuen Hauses von den Anwesenden gesungen. Wenn man goldene Hochzeit feiert, wird er auch von den Gästen gesungen.

In **Szeged**, **Tápé**, **Jászládány** wird er auch nach den Hausandachten von den zusammengeworbenen Gläubigen, bevor sie auseinandergehen, gesungen. Den Segen des heiligen Johannes pflegte auch unsere alte Herrengesellschaft und das Bürgertum, aber nur mehr als Spruch im Munde zu führen: „**Trinken wir den Sankjohannissegens! Also, noch den Sankjohannissegens!** Von dem reformierten Volk des ungarischen **Kórógy** in Kroatien wird er **Johannissegens** (jánosáldás)

genannt. Es ist bekannt, daß dieser bei Abschiednehmen, bei Auflösung der Gesellschaft der letzte Weintrunk ist. In **Algyö** wird da gesagt: **Der Segen des heiligen Johannes bleibe am Haus, sowie auch auf jenen, die fortgehen!** Diesen Spruch merkte auch schon Andreas Dugonics auf († 1818). Sollte sich jemand bei dem „Kellern“ vor dem letzten Glas entfernen oder berauschen, der wurde in der Stadt Eger (Erlau) so charakterisiert: **Er erwartete nicht den Segen Johannes!**

Lajos Kálmány gelang es in dem zur Szegediner Gegend gehörenden Dorf **Verbica** eine Geschichte aufzumerken, welche ist, als wenn sie auch von der Don Juan Sage inspiriert wäre, im Ganzen aber jedoch zur Glaubenswelt des Evangelisten gehört: Es waren einmal zwei stolze Brautführer. Um einzuladen gingen sie dorthin. Als sie durch den Friedhof schritten, erblickten sie einen Schädel, den sie aus Übermut auch zur Hochzeit einluden. Der Schädel fing an zu reden und nahm die Einladung an. Die zwei Brautführer erschrakten sehr und gingen zum Priester um Rat, der ihnen dies empfahl: wenn der „Gewisse“ kommt, soll er empfangen werden, wie der allererste Gast, Teller, Löffel sollen für ihn vorbereitet werden, weiterhin Wein und Weinglas. Zu einem Extratisch soll er gesetzt werden und sooft man trinken will, muß man immer sagen: trinken wir das Glas des heiligen Johannes. Am nächsten Tag erschien auch der Schädel, die Brautführer begrüßten ihn, als den ersten Gast. Alles andere geschah auch nach dem Rat des Priesters. Als die Hochzeit ein Ende nahm, lud auch der „Gewisse“ die Brautführer zum Gastmahl ein. Die zwei Burschen gingen wieder zum Priester, der ihnen riet die Einladung annehmen zu müssen, übrigens wird er auch hinausgehen mit der Prozession, Umgang mit ihnen in den Friedhof. Im Friedhof wurde auch zuerst das Glas des heiligen Johannes getrunken. Der Schädel fing an zu reden: ihr habet Glück, daß ihr mit der Prozession herausgekommen seit, und daß ihr mich mit dem Segen des heiligen Johannes begrüßt habet. Gehet nach Hause und ein andermal störet den Toten nicht in seiner Ruhe. Die zwei Burschen starben aber doch bald.

Die charakteristische Version dieser Sage sammelte ebenfalls Kálmány im Dorfe **Nagykamarás**:

Am Ende des Dorfes wurden drei Burschen erhenkt. Die dort Vorbeigehenden hörten, daß zwei Schädel miteinander reden und pfeifen. Man traute sich nicht sehr dorthin zu gehen. Ein junger Bursche sagte, daß er sich nicht fürchte. Er ging dahin, der Schädel fing auch an zu reden. Der Bursche sagte:.

Ein jeder Geist lobe den Herrn!

Ich lobete ihn auch — antwortete der Schädel —, wenn es möglich wäre. Ich werde aber zu dir zum Mittagessen kommen.

Sehr erschrak der junge Bursche. Ging zum Priester um zu erfahren, was nun zu tun sei. Der Priester sagte:

Man muß ihm Mittagessen geben. Er gebe ihm einen Teller voll Erde!  
Der Schädel hat den Teller voll Erde gegessen. Nachher sagte er;  
Ich habe gegessen, was du mit gabst, ich werde aber auch dich erwarten.  
Erschrocken ist der Bursche, ging wieder zum ehrwürdigen Herrn. Der

Ehrwürdige sagte:

Jetzt muß man schon hingehen!

Als er vor dem Wirtshaus traurig ging, unterhielten sich seine Kameraden dort drinnen. Er erzählte ihnen, wie es mit ihm vorging, wohin er gehen muß. Sein Kamerad kam aus dem Wirtshaus heraus und sagte ihm:

Der Segen des heiligen Johannes sei auf dir!

Da sagte der Schädel:

Dein Glück, daß der Segen des heiligen Johannes auf dir ist: du bist befreit von jedem Übel 7).

Es war eine besondere mittelalterliche Entwicklung des Sanktjohannissegens, daß bei den Hochzeiten zur Zeit der Trauung an die Weihung des Weines und des Hochzeitskuchens im Namen des heiligen Johannes auch die Reihe kam. Der Priester reichte den Kelch dem Brautpaar mit diesen Worten: **bibe amorem Sancti Johannis!** Damit erinnerte er sie daran, daß sie sich einander von nun an mit der glühenden Liebe Johannes lieben müssen. Vom Rest bekam auch das Hochzeitsvolk. Nach Daten Josef Ernyeys dauert in den Hochzeitszeremonien der Österreicher, hauptsächlich der Steirer jene Sitte fort, daß das neue Paar mit dem Glas des heiligen Johannes (Weinhansel) das Hochzeitsmahl beginnt, und zwar mit dem an seinem Tag geweihten Wein. Diese Überlieferung lebt auch bei dem Volk slowenischen Ursprungs von **Tarany** weiter. Die Böhmen und Polen lassen am Feste Johannes neben dem Wein auch Kuchen weihen. Die Spuren dessen tauchen auch im mittelalterlichen Ritual der Erzdiözese **Kalocsa** auf.

Zurückgefolgert auf die laienhaft gewordene Volksüberlieferung, konnte daher diese Weihe aus der einheimischen vortridentinischen Trauungsliturgie auch nicht fehlen. Deren Spuren, ja sogar auch deren lebendigen Ausübung selbst begegnet man in ganz Ungarn. Bezeichnend ist es, dies meistens eben in jenen Gegenden, wo die praetridentinische Frömmigkeit am längsten fortlebte.

Bei den Csángós von **Gyimes**, einem magyrisch-aktholischen Stamm in Siebenbürgen, wird der „mit teigartigen Blumen, Eiern, vergoldeten Zieraten aufgeputzte“ große Hochzeitskuchen **Heiliger Johann** genannt. Nach dem Bericht Blasius Orbáns übernimmt das neue Paar die Geschenke der Gäste, nachdem kommt der Sanktjohannissegens, den der Brautführer zu verrichten pflegt: Aller Augen warten auf

---

7) Moser-Rath, Elfriede: **Predigtmärlein der Barockzeit**. Exempel, Sage, Schwank und Fabel in geistlichen Quellen des oberdeutschen Raumes. Berlin 1964, 96. Röhrich, Lutz: **Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart**. II. Bern—München 1967, 53, 407.

Dich, o Herr, und Du gibst ihnen Speise zur rechten Zeit, Du öffnest Deine Hand und erfüllst alles, was da lebt, mit Segen. Ehre. Vater-unsrer. Gegrüßetseist. Lasset uns beten! Herr segne uns und diese Deine Gaben, die wir von Deiner Güte nun empfangen werden. Durch Christus, unsern Herrn. Amen. Gott segne die zwei vermählten Jungen, sowie er diesen heiligen Johann segnete vom Tau des Himmels und dem Fett der Erde. Deus mein Herrgott. Wer dies nicht sagt, esse nicht davon. Nachher wird gegessen, getrunken und sich lustig unterhalten.

Dieser Segen zeigt bei den katholischen Szekler eine solche gleichzeitige Version: Aller Augen warten auf Dich, o Herr, usw. und wird also geschlossen: Volle Dreifaltigkeit, wie Du den Himmel und die Erde erschaffen hast, segne uns in allen unseren rechtschaffenen Regungen, sowie Du diese Heiligen Johans (knotige, pfündige Kuchen) gesegnet hast zur Zeit der Schöpfung vom Tau des Himmels, vom Fett der Erde. Deus mein Herrgott gib, aber verlasse nicht.

Der Brautführer zu **Szolnok** wies bei der Aufwartung des Hochzeitskuchens noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ebenfalls auf den magyrischen Segen des heiligen Johannes:

Der Segen des Heiligen Johannes breite sich auf unser Haupt aus, Kummer und Trübsal wende er in Freude: Mit Wein- und Weizenfechtung, für Gold, und Silbergeld, für allen diesen keine Not leidenden an Geld, Freundschaft und Frohsinn aus unserem Herzen nie vergehe. Seien wir gut für uns selbst, tue wir Gutes Anderen, denn dies ist das Fundament des Erdenglückes, der Freude, guten Laune und jeder Lustbarkeit. Wenn wir so alt werden, seien wir bereit zum Sterben, damit wir nach dem Tod im Himmel uns miteinander freuen.

In mehreren Gegenden des Landes ist es gebräuchlich, im Tief-land ganz sicher, daß der Brautführer im Gang zur Trauung eine volle Flasche in die Kirche mit sich nimmt, mit einem zierlich geflochtenen Kuchen am Flaschenhals. Dessen, auch an die Liebe Johannes erinnernder Name heißt an mehreren Orten **Liebeskuchen** (szerelemkalács). Nach der Trauung wird so der Wein, wie der Kuchen angetragen, und es wird getrachtet, daß davon je mehrere bekommen. Es steht fest, daß dies ein Relikt einstiger Zeremonie, eben des Johannessegens sei: die Sitte ist noch am Leben, der religiöse Inhalt hat sich aber schon verdunkelt.

Gewiß gehört auch hierher jene Hochzeitssitte, welche in der Umgebung von **Szeged** bis in neueste Zeiten am Leben war, daß in einer Liederpause, aber noch vor dem Hochzeitsmahl das ganze Hochzeitsvolk der Reihe nach mit Wein und Kuchen von der Braut und vom Bräutigam bewirtet wurde.

Bei den moldauer **Csángós** geht der Taufpate mit dem **Freudenkuchen** (doppelt geflochtener, zu Bretzel gekränzter Kuchen) um

jenen Wagen herum, auf welchem das neue Paar sitzt und läßt ihn bei jedem Kreis mit ihnen küssen. Auf diesen Freudenkuchen wird so geachtet, wie auf ein teures, glückbringendes Ding.

Bei den reformierten Magyaren im Komitate **Hont** ist es auch gebräuchlich auf den Hochzeiten den **Freudenkuchen** (örömkalás), oder anders: **Morványkuchen** am Ende des Mahles aufzutragen. Da hält der Beistand eine zierliche Rede von der wunderbaren Brotvermehrung Jesu. Die Rede beendet er mit diesen Worten:

Auf diese Weise, als unser lieber Bruder N. N. und seine liebe Gemahlin auch die große Anzahl ihrer Gäste sahen, boten sie ebenfalls etwa zwei Freudenkuchen an, damit auch sie ihr Volk befriedigen könnten, sowie Jesus, unser Herr seine Völker, seine vielen tausende Menschen in der Wüste befriedigte. Ich wünsche, daß Gott, der Allerhöchste lasse es zur Nahrung des Leibes und zur Seeligkeit der Seele reichen denen, die dieses Freudenkuchens teilhaftig geworden sind. Lasset uns diesen Freudenkuchen mit reinem Herzen empfangen und leben in Gesundheit. Amen. — Da geriet die ursprüngliche Bestimmung des Kuchens in Vergessenheit, darum wurde die nachträgliche Erklärung der Brotvermehrung dazugedichtet.

Man könnte vielleicht auch noch mehrere Beispiele bringen, es ist aber auch so klar, daß der bei den Hochzeiten gebräuchliche Wein und Kuchen ursprünglich unbedingt zu den Sakramentalien gehörten. Der kirchliche Segen wurde praktisch eingestellt, amtlich zwar in Vergessenheit geraten, sein Ruf wurde aber von dem Volke selbst durch seine charakteristische Traditionsehre bis am heutigen Tag bewahrt.

Es zeugt von der Zählebigkeit des Kultes, daß man auch noch am Anfang unseres Jahrhunderts in **Csanádpalota** eben an diesem Tag mit Vorliebe Hochzeit hielt.

Im gegenwärtigen Zustand der magyarisch-katholischen Volkskunde unterliegt es keinen Zweifel, daß die reichste Johannisüberlieferung von dem weitverbreiteten Volke der Stadt **Szeged** bewahrt wurde.

Der Szegediner sakrale Volksglaube sah auch noch im vorigen Jahrhundert in Johann nicht nur einen Heiligen, sondern auch einen hochgelehrten Magier, dem — durch der innigen evangelischen Beziehung mit Jesus und Maria — eine besondere Kraft und Macht angeeignet wurde. So unter anderen werden auch die Hexen beschämt durch das Vernehmen seines Namens. Lajos Kálmány schreibt, daß die Hexen und jene Menschen, die sich der Hexen annehmen, am besten über den Tag Johannes zürnen. Darum pflegte man in **Szöreg** im vorigen Jahrhundert, um sich zu schützen, an diesem Tag, aber auch an anderen Tagen zu sagen: **Der Tag des heiligen Johannes**

ist heute, morgen wird er auch sein! Oder: Heute ist der Abend des heiligen Johannes, es entferne sich von uns das Böse! Gegen Zauber und Behexung muß man sich daher seinen Schutz empfehlen. Die Alten in Szöreg fügten manchmal noch hinzu: **Das Blut des heiligen Johannes laufe um unser Haus herum!** Einst wurde wahrscheinlich auch das ganze Haus, Obdach mit geweihtem Wein besprengt. Von den Bewohnern **Verbica** wurde während dem Beten fortgesagt, damit sie kein Übel betreffe: **Das Blut des heiligen Johannes, die Milch der Seligsten Jungfrau Maria laufe in eine jede Ritze und Loch dieses Hauses hinein!** Eine Beschwörung (ráimádkozás) fleht in Szöreg bei Augenschmerzen unter anderen folgend: **Der Segen des heiligen Johannes breite sich darüber, die Milch der Seligsten Jungfrau Maria wasche das Übel vom Auge ab.**

Wenn von diesem Tag an das Trinken des Sanktjohannisglases an die Reihe kommt, wird auch gesagt: **Der Tag des heiligen Johannes ist heute, morgen wird er auch sein, auch übermorgen! Der heilige Johann segne uns alle! Das Blut des heiligen Johannes laufe unsere Wege ein! Der Segen des heiligen Johannes sei auf allen unseren Schritten, Haus, Familie, Hab und Gut!** Da erhebt der Segnende das Glas und trinkt es aus. Nun fürchte man sich nicht mehr, es gibt keine solche Finsternis mehr, daß man nicht fortgehen könnte. Die Alten von Szöreg meinten, daß die Magier einem nicht schaden, wenn man von ihnen spricht, muß man zuletzt sagen: **Heute ist der Abend des heiligen Johannes! Oder: Nadel in seine Ohren, feurigen Eisenspieß in seinen Hinteren! Schweinemist sein Zaum, Hundsdreck auf seine Nase! Heiliger Johann ist es heute, auch morgen wird es sein!**

Nach den einstigen Szegediner Alten muß man mit dem Segen des heiligen Johannes, das heißt: mit dem im Namen Johannes getrunkenen Wein über die Kreuzwege gehen, da die Hexe einen am leichtesten dort verderben vermag. So muß man auch in die Mühle sich aufmachen. Nach archaischer Szegediner Überlieferung ist nämlich die Mühle eine Erfindung des Teufels.

Im Besitz der in der magyarischen Glaubenswelt alleinstehenden Dokumente unvergleichlicher Bedeutung schrieb Lajos Kálmány richtig, daß der Evangelist Johann ein Held des Lichtes sei, ein Erbe der uralten Sonnenmythen, dem von unserem Szegediner Volk offensichtlich noch auf Grund mittelalterlicher Überlieferungen eine so besondere Macht und große Kraft angeeignet wird. Man darf wahrlich nicht vergessen, daß man sich im archaischen Zeitabschnitt der Wintersonnenwende befindet. Johann bringt den Erdenkindern wieder die der Finsternis, der Beute der Winterkälte entrissenen Sonnenstrahlen: das Licht und die Wärme, das neue Jahr. Ihm gegenüber muß sich eine jede Macht des Verderbens beschämen. Notwendiger-

weise geht aus all diesem jene alte, sichere bauernhafte Überzeugung hervor, daß der ringende Alltag, Leben und Tod der Menschen von der schirmenden Kraft und unvergleichlich erlebten Hilfsbereitschaft Johannes durchstrahlt wird.

Vom frommen Volksglauben wurde Johann und seinem Evangelium fast bis heute immer eine besondere Wirkung zugeschrieben. Vom heiligen Augustinus wird schon berichtet, daß die Gläubigen den Priester ersuchten: das Buch Johannes ihnen aufzulegen und den Anfang seines Evangeliums über ihnen verlesen zu wollen, da diesem in großer Gefahr von ihnen eine besondere Macht zugeschrieben wurde.

Wie Preuss treffend sagt, wurde die Einleitung des Johannes-evangeliums mit seiner feierlichen Gemessenheit, magischem Klang, geheimnisvollen Inhalt eine Zauberformel: **In principio erat Verbum, et Verbum erat apud Deum, et Deus erat Verbum.** Im Deutschen: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Weiterhin war noch der nächste Teil daraus (sehr) beliebt: **Et Verbum caro factum est et habitavit in nobis.** Das heißt: Und das Wort ist Fleisch geworden und wohnte unter uns (1, 14).

In der Messe der Sommermonate wurde er gegen zerstörende Gewitter gebetet, damit das **Leben**, das heißt: die Weizenfechtung nicht zugrunde gehe, die Arbeit des Menschen nicht erfolglos sei. Die Formel ist derart allgemein geworden, daß vom Ende des Mittelalters bis an den liturgischen Reformen unserer Tage eine **Letztes Evangelium** genannte ständige Beendigung der Messe geworden ist<sup>5)</sup>.

Der Anfang des Johannisbuches ist übrigens auch das Evangelium des Weihnachtshochamtes. Nach dem Lobpreisen des erwähnten **Érды-Kodex** sagt Beda Venerabilis: Der heilige Evangelist Johann sprach ein so großes Wort aus seinem Mund, ein größeres sprach niemals ein Mensch. Sollte er aber ein etwas noch größeres gesagt haben, ich glaube, daß dies begreifen nicht einmal die ganze Welt imstande gewesen wäre. Es lege davon die heilige Kirche Zeugnis ab, deren Gebrauch es ist, sobald man es in der heiligen Messe lesen hört, soll von allen Kopf und Knie gebeugt werden, oder auf die Erde niederfallend gebe man Ausdruck seiner demütigen Ehre und Danksagung. O welch große Seelensüßigkeit befindet sich im Verkünden und im Hören dieses heiligen Wortes: **verbum caro**, Gott ist Mensch geworden, größere (Seelensüßigkeit) als diese, daß Er auf wunderbare Weise Mensch geworden ist, aber auch noch eine größere Gnade als diese ist uns zu Teil geworden, als er sich gewürdigt hat

---

<sup>5)</sup> Franz, Adolf: **Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. II.** Freiburg i. Breisgau 1909, 57.

Die weiteren ungarischen Quellen und Hinweise sind hier nicht aufgezählt.

in uns zu wohnen, und uns gewürdigt hat, Ihn als unseren Bruder zu haben. O geliebte Brüder, sollte man das würdevolle Gnadenreichtum einer solchen Einheit und Bruderschaft begreifen können, ich glaube nicht, daß man das Ende der großen Seelensüßigkeit erreichen könnte . . . .

Dieses liturgische Privileg des Johannesevangeliums beweist die **benedictio evangeliorum S. Johannis Evangelistae**, eine Weiheformel des barockliturgischen Volksbuches **Fasciculus Triplex**:

**Omnipotens, sempiterna Deus, te suppliciter deprecamur: ut bene + dicere, et sancti + ficare digneris haec sancta evangelia in tui Nominis honorem, per dilectum tuum Apostolum Joannem Evangelistam, dictante Spiritu Sancto conscripta: ut meritis Sanctissimae Incarnationis tuae, et intercessionem eiusdem Beatissimi Evangelistae tui, quicumque eis usus fuerit, vel cum reverentia super se portaverit, salutem animae, et corporis a Te recipiat, et a visibilibus, atque invisibilibus inimicorum insultibus praeservari mereatur. Qui vvs, et regnas . . . ?).**

Der fromme Glauben an die Kraft des heiligen Textes war im Mittelalter so groß, daß man ihn auf Pergament niederschrieb, die Stirne des Kranken damit berührte, andere wieder ihn an den Hals gehängt trugen.

In dem sogenannten, für die Klosterfrauen verfaßten Gömöry-Kodex (1516) befindet sich auch selbständig, ohne anderen Evangelientexten das erste Kapitel des Johannesevangeliums. Der Anfang des Buches des heiligen Evangelisten Johannes ist auch im sogenannten Festetich-Kodex zu lesen. Dies beweist, daß dieser Teil seiner besonderen Bedeutung und Autorität wegen unter die Gebete kam.

Schon Peter Bornemissza, der lutherische Prediger ist über diese Textverehrung entrüstet (1582): **Zu Varasd wurde aus einem Mädchen lange Zeit hindurch durch einen Messleser und Gottspotter der Teufel gebannt: Mit Weihwasser und Kreuzwerfen. Er legte das Buch auf ihr Haupt und sagte: Im Anfang war das Wort usw. Auf abergläubische Art vollzog er aber diese, nicht so, als hätte er die vom Teufel Besessene gelehrt und im Namen des Herrn Jesus gefleht.**

Nun werden aus den Barockzeiten, die aus dem Jahre 1700 stammenden Aufmerkungen der Jesuiten von **Buda** (Ofen) zitiert. Der eine Pater überreichte einer an schweren Kopfschmerzen leidenden Frau das Johannesevangelium und eine von Papst Innozenz XI. geweihte Kerze. Die Kranke wurde auf das Berühren sofort geheilt.

Es ist wissenswert, daß **das Wort ist Fleisch geworden** auch in das Gebet **der Engel des Herrn** eingeschlossen ist. So ist es zu verstehen, daß fromme alte Frauen zur Zeit des Gewitters an mehreren Gegenden des Landes dies beten, oder die Szegediner ihre Brust klop-

fend nur soviel sagen: **und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.** So werden sie und ihr Obdach vom Blitze verschont bleiben.

Die mittelalterliche orale, mündlich redende, gebetartige Überlieferung schwand nicht dahin, sondern wie so oft, verbarg sich auch jetzt in der Welt der Bauern-Frömmigkeit. Vorläufig sind die in Volksbüchern befindlichen Textantezedienzen jenes Gebetes unbekannt, welches am Anfang unseres Jahrhunderts der berühmte Bettmann von Szeged-Domaszék, **Vinzenz Engi Tüdö** als gemeine Volksschrift unter seinen zahlreichen Anhängern verbreitete. Einzelne hinterbliebene Exemplare werden von dem älteren Gehöftsvolk (tanyai nép) bis heute in großen Ehren gehalten, **Wortgebet** wird es genannt. Wenn es gebetet wird, deckt man damit den Kranken, oder die an Geburtswehen leidende Frau zu (ungarisch):

O heiligstes Wort, ich bitte Dich, der du dich gewürdigt hast aus dem Schoße des Gottvaters in das Tal der Tränen herabsteigen, im Schoße der Seligsten Jungfrau Maria nahmst Du einen menschlichen Körper auf Dich für uns Sünder.

O heiligstes Wort, ich bitte Dich, daß Du mit jener himmlischen Gnade und Gunst, mit welcher Du aus dem Schoße Deines heiligsten Vaters herabgestiegen bist, mein Herz, meine Seele, meinen Sinn besetzest, damit ich, solange ich lebe in diesem Tale der Tränen, Dir treu dienen, Dich ehren und anbeten möge.

O heiligstes Wort, vom Himmel gekommenes Brot, Jesus Christus, komme in mein Herz, bleibe bei mir auf ewig. Amen. Nachher muß man dreimal den Engel des Herrn beten.

Die Glocken wurden von der einstigen erbaulichen Literatur nach ihren Dedikationen unterschieden. Die **Salvator-Glocke** verkündete und rief Jesus zu Hilfe, die **Beata-Glocke** Maria, die **Evangelista-Glocke** einen der Apostel, oder alle auf einmal. Es gab natürlich auch andere Titel, beziehentlich Meinungen (Feuerglocke, Armenseelenglocke). Hier soll nur von der Evangelista-Glocke die Rede sein.

Vom Ende des Mittelalters an brachte ein bedeutender Teil der Glocken in mehreren Textvariationen Johann den Evangelisten, sein Evangelium in Erinnerung. Ihre Primärbestimmung ist aus den bisher Gesagten klar.

Die Aufschrift der Glocke (1524) von Zánka: Christus rex venit in pace, deus homo factus est. Aus der Diözese Besztercebánya (Neusohl Banská, Bystrica): **Valcsa** (Valča 1591), **Turócszentmihály** (Svätý Michal 1597), **Háj** (1614), **Trubin** (169) Glockenanschrift: Verbum domini manet in aeternum. Eine andere: Et verbum caro factum est et habitavit in nobis et vidimus gloriam eius. Die Glocke **Prochot** (1450?) Sanctus + Mahrcus + Mathaeus + Johannes + Lucas + In die + Mortis + Iuva + Maria.

Die Variationen **Somszeg** (Vieska): Lucas, Marcus, Mathaeus, Johannes (1530), Lucas, Marcus, Mathaeus, Johannes in nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Die dritte: Lucas, Marcus, Mathaeus, Johannes, O. SS. (Allerheiligen, 1542). **Turócszentmária** (Svätá Mara) auf der Glocke aus dem XV. Jahrhundert: Marcus, Mateus, Lucas, Johannes, o rec gloriae veni cum pace. Man trachtete nicht nach Vollständigkeit der literarischen Aufzählung.

Die Aufschrift der Barockglocke der Ofner (Buda) Augustiner ist ebenfalls das Böse vertreibender Tendenz: Et verbum caro factum est et habitavit in nobis. Ecce crucem domini fugite partes adversae. Vicit leo de tribu Juda. Sehr bezeichnend sind auch die darauf-gravierten heiligen Gestalten: der an das Kreuz genagelte Christus, neben ihm Maria und Johann, weiterhin Donatus, der Schutzheilige der Weinberge und der Wetterglocken.

Unter den einheimischen Johannestiteln steht mit seinem ehrbaren Altertum das Patrozinium der Erlauer (Eger) Diözese an der Spitze, welches aber offensichtlich des geeigneteren Frühlingszeitpunktes (6. Mai) wegen am Tag des Johannes Evangelisten in Öl gesotten, das heißt: am Jahrestag der Weihe der ältesten römischen Kirche des Evangelisten (S. Johannes ante portam Latinam) gefeiert wurde. Diese Dedikation befindet sich in der Weltkirche sonst auch selten. Man weiß es nicht, warum am Anfang des ungarischen Christentums die Wahl auf diese fiel. In Kenntnis der symbolischen Anschauung des romantischen Zeitalters, hat man aber an die Vermutung, das die Diözese von Erlau — dort mit ihrem im Nordosten bis zum Grenzwall, dann bis zum Rand der Karpaten sich ausbreitenden unbekanntem, geheimnisvollen Bereich — nicht unverhofft zum Patron jenen Heiligen sich wählte, der zur Zeit der Wintersonnenwende an das Licht des Glaubens, an die kommende Neugeburt der Natur, an den Sieg über der Macht der Finsternis, an den Sinn des menschlichen Standhaltens und Mission erinnert.

Ladislaus Mezey gab im Laufe eines freundschaftlichen Gespräches jenem seinem Verdacht Ausdruck, daß der Adler das Totemtier der heidnischen magyrischen adeligen Sippe **Aba** war. Das im Siedlungs-Bereich organisierte Erlauer Bistum wählte eben darum den Evangelisten Johann zum Schutzpatron, weil das Attribut des Heiligen ebenfalls der Adler ist. So baute sich nach seiner Meinung — so wie auch in mehreren anderen Fällen — die heidnisch-magyrische Überlieferung und sakrale Anschauung in die kirchliche Symbolik hinein. Man muß mit der Hypothese rechnen.

Der Adler mit einem Buch in seinen Krallen erscheint auch im Wappen der Stadt Eger (Erlau).

Ebenfalls noch im ersten magyarischen Jahrhundert des Christentums konnte auch die heilige Johann-Kirche in der Festung Szeged erbaut werden. Das Adlersymbol kam in das mittelalterliche Wappen der Stadt hinein. Es ist gewiß ein später, volkstümlich gewordener Rest des Szegediner Johanniskultes, daß vor der Flußregulierung der **Tisza** über dem Eingang der Szegediner Fischerhütten mit schützender Tendenz Übel abzuwenden ausgebreitete Adlerflügel genagelt wurden. Von den übrigen Johannisüberlieferungen der Szegediner Gegend ist die Rede schon gewesen.

Nach unseren Kenntnissen wurde im Mittelalter die an die Franziskanerkirche angebaute Kapelle zu **Pozsony** (Preßburg, Bratislava) zu Ehren des Spostels Johannes geweiht, wozu wahrscheinlich seinem Schutzheiligen zu Ehren **Johann**, der Sohn Jakobs, ein hiesiger Bürger mit großen Donationen beitrug (1361). Von den alten Preßburgern wurde sie **Kapelle der Toten** genannt <sup>9)</sup>.

Ein Johannes-Patrozinium hatte auch das Franziskanerkloster zu **Kismarton** (Eisenstadt), weiterhin die Augustiner Einsiedler zu **Sajóka-za** (1485).

Trotz der unvergleichlichen Volkstümlichkeit Johannes, begegnet man jedoch im Laufe der ungarischen Jahrhunderte nur sehr wenigen seiner Kirchenpatrozinien. Dessen Ursache befindet sich wahrscheinlich darin, daß wegen der liturgischen Würde des Weihnachtsfestes der Kirchweihstag nicht mit mehr ungebundener Freude begangen werden kann.

Der Donator des vier berühmte Heiligen, Namens Johannes: den Täufer, den Evangelisten, den Almosenpfleger, den Goldmund bildlich darstellenden Bilderzyklus (1520) des gotischen Flügelaltars der Sankt Jakob-Kirche zu **Löcse** (Leutschau, Levoča) war Pfarrer **Johann Henckel**. Die eine Tafel zeigt nach der **Legende Aurea** jenes Moment der Legende des Evangelisten Johannes, da der Apostel ein paar Tage vor seinem Tode einer Vision teilhaftig wird: Jesus selbst ladet seinen liebsten Jünger zur Himmlischen Hochzeit ein. Johannes ließ in der Kirche eine Grube graben und am nächsten Sonntag ließ er sich im Angesicht der Gläubigen in diese hinein. Die Grube wurde plötzlich von blendender Helle überschüttet. Als diese sich auflöste, war der Evangelist nicht mehr darin, da er in den Himmel aufgenommen wurde. Diese bildliche Darstellung hat auch seltene deutsche und französische Parallelen, in unserer mittelalterlichen Heimat ist sie aber alleinstehend. Am Altar sind übrigens vier Szenen des Lebens, der Legende des Evangelisten Johannes zu sehen: Seine Vision, Drusiana wird von den Toten auferweckt, das Wunder des Giftkelches, und

---

<sup>9)</sup> Karl Benyovský, Sagenhaftes aus Alt-Preßburg. 3. Aufl. Preßburg 1932. S. 44.

die obige, welche die Forschung bisher für die Abbildung des Donators hielt. Dies alles stellte Johann Végh klar.

Der **triumphus** ist die ikonographische Verherrlichung des Kreuztodes Christi. Ein charakteristisches, fast unausbleibliches artistisch-sakrales Element der unversehrt gebliebenen mittelalterlichen Kirchen ist an dem Teil, welcher das Heiligtum vom Schiffe trennt, ein auf einem horizontalen Balken stehendes Kreuz mit dem daran genagelten Jesus, weiterhin mit den Statuengestalten der Schmerzhaften Jungfrau und des Evangelisten Johannes, eventuell noch der zwei Schächer. Hier wird nur soviel bemerkt, daß von dieser Darstellung die mittelalterliche lebhaftige Johannesverehrung ebenfalls gestärkt wurde.

Das Buch der Offenbarungen durch Vermittlung des **Physiologus** übte eine große Wirkung auf die symbolisch-magische Anschauung der Edelsteine aus, welche in unserem Kodexschrifttum auch öfter zum Vorschein kommt. In diesem Sinn wird auf die Erklärung der Buchstaben des Namens Maria hingewiesen.

Im Lied des Peter Bornemissza **Vom Himmel** (Mennyországól) wird nach den Offenbarungen dies gelesen:

Von außen funkelt die Stadt mir schönfärbigen Steinen, mit grünem Stein, mit dunkelblauem Stein, mit gelbweißem Stein, mit roter Fleischfarbe, mit aschenblauer Farbe, mit goldfärbigem Stein.

Der eine Stein ist Jaspis, der andere Saphir und Kalzedon, Smaragd, Sardonix und der Sarde und der Chrysolit, wieder Beryll, der Topas und der Chrysopravus.

Das Lied des protestantischen Stephan Kolsoi Török, **Die Geschichte des heiligen Evangelisten und Apostels Johannes** (1631) handelt hauptsächlich die Exorzismen Johannes. Es ist ein aus dem Buche Johann Reuchlins übersetztes und in der Melodie des Trojanschen Krieges singbares Poem.

Das **Johanngrüßen** (jánosköszöntés, jánosolás) ist schon ganz verweltlicht, wurzelt jedoch in den liturgischen Überlieferungen des Festes, welches nach vielen Seiten, so in **Tápé** nur in der Bettler- und Kinderwelt mehr lebt. Sonderbar ist das im Dorfe **Nagykamarás** aufgemerkte Fragment:

Das Fest des glorreichen heiligen Johannes weihen wir. Heute singen wir frühlich sein Leben. Den Jesus liebte, als Jungfräulichchen, den ehren wir auch andächtig.

Den heiligen Johann liebte Christus so sehr, daß er ihn am Letzten Abendmahl neben sich nahm, und ihm erlaubte sein Haupt auf seine Brust, auf seinen heiligen Leib zu senken.

Jenes Kind helvetischer Konfession von **Csuzza**, das man Johann grüßen schickte, stellte sich mit diesen Worten ein: **man hat mich mit dem Sanktjohannisglas** hergeschickt. Daraus kann man auf das einstige Weinschicken und Freundschaftantragen auch schließen.

# Volkskundliche und kulturgeschichtliche Museen in Dänemark

## Eine Darstellung von Sammlungen und Aktivitäten dänischer Museen an ausgewählten Beispielen.

Von Kai Detlev Sievers

Die Diskussion über das, was Aufgabe und Zielsetzung eines Museums sein soll, wird noch eine zeitlang die Gemüter bewegen <sup>1)</sup>. Man weiß heute, daß Museen eine wie auch immer gestaltete Vermittlung <sup>2)</sup> historischer Wirklichkeit vorführen. Das Problem, wie die Differenz zwischen dargestellter Wirklichkeit und tatsächlicher Wirklichkeit von Vergangenheit auch nur annähernd aufzuheben ist, wird wahrscheinlich niemals zu lösen sein. Aber jeder, der in der musealen Praxis steht, weiß ohnehin, daß es eben nur um Annäherungswerte gehen kann, wenn es sich um die Abbildung historischer Kontexte handelt. Abgesehen von diesen pädagogisch-didaktischen Problemen, die heute gewiß mit Berechtigung vorrangig behandelt werden, behalten museale Sammlungen als Forschungsobjekte einschlägiger Wissenschaften wie zum Beispiel der Volkskunde ihren unveränderbaren Wert. Auf diesen Gesichtspunkt hin wollen wir einmal die dänische Museumslandschaft durchmustern. Dabei soll das Schwergewicht auf den zentralen volkskundlichen Sammlungen liegen, während einige ausgewählte Beispiele von überregionalen kulturhistorischen Museen und Heimatmuseen lediglich zur Vervollständigung des Bildes dienen mögen.

Dänische Museen haben als Institutionen der Fortbildung und Aufklärung im Sinne des Grundvigschen Volksbildungskonzeptes von jeher einen guten Klang gehabt. Dabei spielte die ständige Weiterentwicklung der Museumstechnik eine wichtige Rolle. Es gelang in hohem Maße, den drei Hauptaufgaben, wie sie Gudmund Boesen in seinem Sammelwerk über dänische Museen 1966 formulierte <sup>3)</sup>, gerecht zu

---

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Konrad Köstlin, *Museum und Volkskunde*, (Kieler Blätter zur Volkskunde II 1970, S. 21—38); Ernst Schlee, *Das volkskundliche Museum als Herausforderung*, (Zeitschrift für Volkskunde 67 1970, S. 60—76 und die Diskussion zu diesem Aufsatz ebda, S. 76—86); Lothar Pretzell, *Das volkskundliche Museum als Schau populärer Leistungen*, (ebda 67 1971, S. 38—50).

<sup>2)</sup> Zum Vermittlungsbegriff s. Wolfgang Brückner (Hrg.), *Falkensteiner Protokolle*, Frankfurt a. M. 1971, S. 196.

<sup>3)</sup> Gudmund Boesen, *Danish Museums*, Copenhagen 1966, S. 9.

werden: Sammlung, Erhaltung und möglichst perfekte Überlieferung der Objekte an die Nachwelt — Zentren wissenschaftlicher Forschung zu sein — dem Besucher Zugang zur Schönheit der Kunst wie zur Information über Natur- und Kulturgeschichte zu vermitteln.

Für den von uns herangezogenen Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Verwertbarkeit volkskundlicher Sammlungen, sind die beiden wichtigsten in Frage kommenden Institutionen — das Volksmuseum und das Freilichtmuseum in und bei Kopenhagen — deshalb besonders geeignete Beispiele, weil zwischen ihnen und dem Institut für Europäische Volkslebensforschung der Universität Kopenhagen eine gute Zusammenarbeit besteht. Seitdem Axel Steensberg 1959 von der Direktion des Volksmuseums auf den volkskundlichen Lehrstuhl berufen wurde, intensivierte sich die Kooperation noch. Doch zunächst ein Wort über die Entstehung von Sammlungen in Dänemark ganz allgemein.

### Historischer Überblick <sup>4)</sup>

Seit dem 17. und 18. Jahrhundert begannen die dänischen Könige und mit ihnen Adelige und Gebildete im Lande nach dem Vorbild der während des Humanismus in Deutschland entstandenen Kunst- und Wunderkammern Kuriositätenkabinette anzulegen und mit Gemälden berühmter Meister, mechanische Erfindungen, Gegenstände, die von bedeutenden Persönlichkeiten benutzt worden waren und mit Monstrositäten und Fossilien aus dem Reich der Natur zu füllen. Eine der von den Zeitgenossen am meisten bewunderten Sammlungen gehörte dem Arzt und Altertumsforscher Ole Worm (1588—1654). Er war übrigens der erste in Dänemark, der mit der systematischen Sammlung dänischer und norwegischer Volksüberlieferungen begann, indem er 1622 durch königliches Reskript die Landesbischöfe auffordern ließ, von ihren Geistlichen Berichte über noch vorhandene Altertümer anzuziehen <sup>5)</sup>. Allerdings lag das Schwergewicht des Wormschen Interesses auf der Erforschung von Runen und mit Runen beschriebenen Gegenstände. Die von ihm geplante Beschreibung aller in Dänemark vorhandenen Altertümer ist indessen niemals zustande gekommen. Dagegen erschien 1655 ein Katalog der von ihm zusammengetragenen Gegenstände, auf dessen Titelseite das Innere der Kunst- und Wunderkammer abgebildet war <sup>6)</sup>. Dieses Bild (ein Kupferstich) ist zugleich die erste Darstellung dieser Art in Dänemark. Viele der im Katalog enthaltenen Gegenstände befinden sich noch heute in dänischen Museen. Nach Ole Worms Tod verlebte König Friedrich III. die Sammlung dem von ihm

---

<sup>4)</sup> Ebda, S. 9—14.

<sup>5)</sup> Inger M. B o b e r g, Folkemindeforskningens Historie, Kopenhagen 1953, S. 144 f.

<sup>6)</sup> Vgl. B o e s e n a. a. O. Abbildung auf S. 14.

begründeten Königlichen Museum ein (Det kongelige Kunstammer), das bis zum Ableben des Königs 1670 wesentlich erweitert wurde und bis ins 19. Jahrhundert eine Sehenswürdigkeit für Reisende darstellte.

Inzwischen hatten die dänischen Könige auf Schloß Rosenborg eine stattliche Sammlung von Kostbarkeiten in Gold und Silber zusammengetragen, die gleichfalls seit dem 17. Jahrhundert bereits interessierten Besuchern zugänglich war. Im 18. Jahrhundert zeigten auch wissenschaftliche Gesellschaften und die Kopenhagener Universität zunehmend Interesse u. a. an naturhistorischen Sammlungen. Aber erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts wurde von einer königlichen Kommission zur Erhaltung von Altertümern mit systematischer Sammlung für Naturgeschichte, eine Gemäldegalerie (heute Staatliches Museum" statt, das seit 1853 seinen Platz im Prinzen-Palais gegenüber dem Schloß Christiansborg fand, und an derselben Stelle heute noch als Nationalmuseum existiert. Inzwischen teilte man die Sammlungen des alten Königlichen Museums nach Sachgebieten auf: in eine Abteilung für Naturgeschichte, eine Gemäldegalerie (heute Staatliches Museum für Kunst) und ins Historische Museum des Königshauses (Schloß Rosenborg).

Seit 1816 stand der Archäologe Christian J. Thomsen den Sammlungen vor, und er war es auch, der wohl zum erstenmal in der Welt ein chronologisch geordnetes historisches Museum schuf. Er richtete gleichfalls das erste ethnographische Museum ein, das noch heute ein wertvoller Bestandteil des Nationalmuseums ist.

Während der Jahre des aufgeklärten Absolutismus hatte Kopenhagen in Dänemark in jeder Hinsicht die führende Rolle im Geistesleben gespielt. Mit Einführung einer freiheitlichen Verfassung nach 1848 gewannen die einzelnen Landschaften Dänemarks jedoch zunehmend an Profil und emanzipierten sich politisch und wirtschaftlich von der Hauptstadt. Eine Folge dieser Entwicklung war die Gründung von Provinzialmuseen. So entstanden in Ripen, Odense, Aarhus, Viborg und Aalborg in der Zeit zwischen 1855 und 1863 archäologische Museen, denen in den folgenden 40 Jahren weitere lokale Museen folgten. Dies ist auch die Zeit, in der sich das Interesse von den üblichen Antiquitäten auf Objekte verlagerte, die in Gestalt von Trachten, Möbeln und Geräten die Volkskultur repräsentierten. Als 1885 das Dänische Volksmuseum (Dansk Folkemuseum) entstand und später in das Nationalmuseum als eine weitere Abteilung eingegliedert wurde, war soeben allenthalben in Skandinavien das Interesse an volkskundlichen Sammlungen erwacht und hatte u. a. in Stockholm zur Gründung des Nordischen Museums (1873) und des Freilichtmuseums Skansen (1890) durch Artur Hazelius (1833—1901) geführt. Bernhard Olsen (1836 bis 1922) hatte bei der Begründung des Dänischen Volksmuseums offen-

sichtlich die schwedischen Verhältnisse zum Vorbild genommen. Darauf deutet auch die Ausweitung seiner Interessen auf ein Freilichtmuseum in Lyngby hin, das 1901 unter seiner Leitung entstand. In diesem Zusammenhang muß auch die Entstehung der Dänischen Volksüberlieferungs-Sammlung (Dansk Folkemindesamling) im Jahre 1904 genannt werden, die von dem großen dänischen Erzählforscher Axel Olrik (1864—1917) in Zusammenarbeit mit dem Fachmann für jütische Volkskultur, Henning Frederik Feilberg (1831—1921), ins Leben gerufen wurde und bis vor wenigen Jahren eine Bleibe in der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen fand <sup>7)</sup>. Von der Dansk Folkemindesamling aus wurden wiederholt interessante Ausstellungen zum Thema Volksglauben und Populärliteratur an Hand von Drucken veranstaltet.

In die Zeit vor dem ersten Weltkrieg fanden die vielfach auf privater Initiative beruhenden Gründungen von kunst- und kulturgeschichtlichen Museen. Dazu gehört das einzigartige Freilichtmuseum „Die alte Stadt“ (Den gamle By) in Aarhus, in dem seit 1909, von dem Lehrer Peter Holm initiiert, allein städtische Gebäude Aufstellung gefunden haben.

Auf privater Stiftung beruht ferner das nationalhistorische Museum (Det Nationalhistoriske Museum) auf Schloß Frederiksborg in Hillerød, 40 km nordwestlich von Kopenhagen, Mäzene waren die Kopenhagener Brauereibesitzer J. C. Jacobsen und sein Sohn Carl Jacobsen, deren große Stiftungen 1878 zur Eröffnung des Nationalhistorischen Museums geführt hatten. Die Bestände seiner Sammlungen sind im wesentlichen kunst- und oberflächlich-kulturgeschichtlicher Art.

Dänemark verfügt heute über mehr als 200 Museen. Davon gehören 30 zur Gruppe der Kunstsammlungen, 6 zu den naturhistorischen Sammlungen, die große Mehrzahl aber zu den kulturgeschichtlichen Museen, die in der Regel über Objekte der Volkskultur verfügen.

## Die Sammlungen

### 1. Volkskundliche Sammlungen

An erster Stelle muß hier das **Dänische Volksmuseum (Dansk Folkemuseet)** genannt werden <sup>8)</sup>. Als 1879 in Kopenhagen eine dem Zeitstil folgende Ausstellung für Kunst und Gewerbe veranstaltet

<sup>7)</sup> Über die Dansk Folkemindesamling vergl. I. B o b e r g a. a. O., S. 199 bis 201, ferner über A. Olrik ebda, S. 187—193 und über F. Feilberg ebda, S. 175—179.

<sup>8)</sup> Über Ursprung und Entwicklung des Museums vergl. Holger R a s s e n, The Origin and Development of the Danish Folk Museum, in: Dansk Folkemuseet and Frilandsmuseet. History and Activities. Axel Steensberg in honour of his 60th birthday 1st June 1966, o. O. 1966, S. 7—36.

wurde, tauchte der Gedanke auf, auch Zeugnisse der Volkskultur zu sammeln und auszustellen. Die nationalromantischen Impulse, die von dem Schweden Artur Hazelius mit seinen vielfältigen Aktivitäten im musealen Bereich ausgingen, taten ein Übriges. Aber erst 1885 gelang es Bernhard Olsen, dem Direktor des Tivoli, die inzwischen zusammengetragenen Bestände in einem Privathaus in der Vesterbrogade im Zentrum Kopenhagens dem Publikum zugänglich zu machen. Gezeigt wurden in zwölf Räumen Interieurs städtischer und bäuerlicher Häuser, bäuerliche Trachten und Gobelin-Weberei. 1920 wurde das Dänische Volksmuseum staatlich und gehört seit dem Ende der dreißiger Jahre als III. Abteilung zum Nationalmuseum.

Bei Gründung der Sammlung war bereits festgelegt worden, daß sie ihre zeitliche Begrenzung mit dem Jahr 1660, dem Beginn des Absolutismus in Dänemark, finden sollte. Ferner war beabsichtigt, den status quo der damaligen Reichsgrenzen zugrunde zu legen, so daß auch Südschweden und das Herzogtum Schleswig, allerdings nicht Norwegen, mit einbezogen waren. Zuerst konzentrierte man sich in der Sammlung vorwiegend auf Objekte der Volkskunst, die ja Ende des 19. Jahrhunderts hoch im Kurs standen. Bald wurden die Sammlungen jedoch nach allen Seiten hin thematisch ausgedehnt, und heute liegen die Schwerpunkte bei Ackerbau und Viehzucht, ländlichem Handwerk und Landhandel, bäuerlichem Wohnen, Volkskunst, Tracht, Volksbrauch und Aberglauben<sup>9)</sup>.

Einen besonderen Rang nimmt die Kostüm- und Textilsammlung des Volksmuseums ein<sup>10)</sup>. Sie umfaßt mehr als 20.000 Stücke und ist die umfangreichste in Dänemark. Zeitlich reicht sie von 1660 bis in die Gegenwart. Sozial umfaßt sie alle Schichten. Aber auch die Hochzeitskleidung der letzten zweihundert Jahre ist vertreten. Heute verfügt die Abteilung über 96 ausgestellte Trachten und 85 Darstellungen von Kleidungsstücken der Ober- und Mittelklasse. Am beachtenswertesten aber sind die mehr als 600 Rahmen mit Stickereien, Webmustern usw., die in einem sogenannten Textil-Studio derart montiert sind, das man sie aus der Wand herausziehen kann. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß die Kostüm- und Textilsammlung des Volksmuseums in einer Art von Feed-back eine nachhaltige Wirkung auf das weibliche Publikum gehabt hat. Hatte schon die 1873 begründete „Dänische Gesellschaft für Hausfleiß“ (Dansk Husflidsselskab) in einer gewissen romantischen Nostalgie auf die Anregungen hingewiesen, die moderne

<sup>9)</sup> Vergl. den Katalog: Bodenkulturen (Nationalmuseets Vejledning), Kopenhagen 1951.

<sup>10)</sup> Ellen Andersen, The Costume and Textile Collection in the Danish Folk Museum, in: Dansk Folkmuseum a. a. O., S. 37—50. Zur Frage der bäuerlichen Kleidung vergl. die umfangreiche Arbeit von Ellen Andersen, Dansk bønders klædedragt, Kopenhagen 1960.

Stoffgestaltung aus alten volkstümlichen Textilmustern entnehmen könne, so konnte im Laufe der nächsten Jahrzehnte eine Reihe von Textilausstellungen in Zusammenarbeit mit Frauenorganisationen veranstaltet werden, und 1954 bildete sich sogar eine „Gesellschaft für volkstümliche Stickereien“, deren Ziel in der Erhaltung und Förderung alter bäuerlicher Stickerei bestand. Dabei wurde ausdrücklich auf die Textilsammlungen des Volksmuseums hingewiesen. Die reiche Publikationstätigkeit der Kostüm- und Textilabteilung des Museums tat ein übriges, um die Bestände populär zu machen.

Im Gegensatz zu manchen volkskundlichen Abteilungen deutscher Museen beschränkt sich die III. Abteilung des Dänischen Nationalmuseums nicht auf Zeugnisse allein der Volkskultur, sondern bezieht auch das Interieur von Herrenhäusern und Schlössern mit ein<sup>11)</sup>. Dies geschieht nun weniger in der tatsächlichen Ausstellung einzelner Stücke, als vielmehr in einer ungewöhnlich umfassenden und präzisen Inventarisierung aller in Herrenhäusern und Schlössern noch vorhandenen Objekte der Innenausstattung. Dabei handelt es sich um Möbel jeder Art und aller Zeitstile, desgleichen um Wandschmuck (außer Gemälden, die vom Nationalhistorischen Museum erfaßt werden), Gardinen, Vorhänge, Teppiche, Geschirr, Silber usw. Seit 1940 wird diese Bestandsaufnahme durchgeführt, wobei von den circa 500 Gebäuden dieser Gattung natürlich nur eine sorgfältig ermittelte Auswahl getroffen werden kann. Photographie, Beschreibung, Vermessung und Eintragung jedes einzelnen Stückes in einen Gesamtplan-Grundriß erfordern viel Arbeit, garantieren jedoch die jederzeitige Verfügbarkeit des Objekts zum Zwecke einer wissenschaftlichen Bearbeitung. Heute besitzt das Volksmuseum ein Archiv von 10.000 Photographien nebst allen dazugehörigen Daten aus 60 Schlössern und Herrenhäusern Dänemarks. Schon diese begrenzte Auswahl vermag einen vorzüglichen Überblick über die oberschichtliche Wohnkultur des Landes, besonders des 18. und 19. Jahrhunderts, zu geben.

Damit ist bereits angedeutet, wie vielfältig die Aktivitäten und Projekte des Museums sind. Es beschränkt sich nicht nur auf die Sammlung, Ausstellung und Archivierung von Einzelstücken bzw. Ensembles zusammengehöriger Objekte, sondern dehnt seine Aufgabe auch auf reine Forschungsvorhaben aus. Sie seien im Folgenden kurz skizziert.

Da die Kenntnis von der Entwicklung dänischer Städte, abgesehen von einigen Monographien, im Ganzen gesehen unzureichend war, ergriff das Volksmuseum 1954, als man im Zentrum Kopenhagens mit der Sanierung alter Stadtquartiere begann, die Initiative und begann

---

<sup>11)</sup> Tove Clemmensen, The Recording of Furniture in Danish Castles and Manor Houses, in: Dansk Folkemuseet a. a. O., S. 105—120.

mit der systematischen Archivierung der auf Abbruch stehenden Gebäude<sup>12)</sup>). Dabei handelte es sich vorwiegend um Häuser des frühen 18. Jahrhunderts, die zum Teil noch wertvolle Tapeten, Deckenbemalungen, Gesimse und Fenster sowie Türen enthielten, die typisch für den Stil der Zeit gewesen waren. In mühevoller Kleinarbeit gelang es sozusagen im Wettstreit mit den Abbruchunternehmungen, bis zum Sommer 1965 annähernd 275 Gebäude aufzunehmen. Bereits 1957 hatte das Museum eine Ausstellung arrangiert mit dem Titel „Slum-Sanierung“, und dem Publikum an Hand von Photographien und Vermessungen, Proben von Wanddekorationen, getäfelten Decken und Interieurs einen Eindruck von der Ausstattung alter städtischer Wohnhäuser zu vermitteln. 1965 organisierte das Nationalmuseum in Zusammenarbeit mit der Universität Kopenhagen eine Felduntersuchung an 24 Gebäuden der Stadt, die nach dem großen Brand von 1728 errichtet worden waren. Ziel war die Erforschung ihrer Baugeschichte und der Bevölkerungsstruktur in dem Zeitraum von 1730—1965. Außer den exakten Gebäudebeschreibungen nach Material, Bauart, Grundriß usw. gelang es sogar, einige der Bewohner zur Beschreibung ihrer Wohnweise zu bewegen, bevor die Häuser abgerissen wurden. Auf diese Weise ließ sich annähernd rekonstruieren, wie die städtischen Wohnbedingungen der letzten 300 Jahre in Dänemark gewesen sind. Diese Unternehmung des Volksmuseums berührt sich in vieler Hinsicht bereits mit den Aufgaben der Denkmalspflege.

Ein überaus interessantes Feld wissenschaftlicher Betätigung betraf das Museum, als es 1951 mit Studien zur Handwerker- und Industriearbeiterkultur begann<sup>13)</sup>. Zunächst wurden biographische Berichte über die Kindheit und Jugend von Arbeitern, ihr Familienleben usw. am Ausgang des 19. Jahrhunderts gesammelt. Damit folgte man dem Beispiel des Nordischen Museums in Stockholm und des Norwegischen Volksmuseums in Oslo, wo man schon früher damit angefangen hatte. Neben diesen als Quellen durchwegs kritisch zu betrachtenden biographischen Zeugnissen sammelte man Reisepässe, Gesellenbücher, Führungszeugnisse, Bescheinigungen, alte Photographien usw. Mit Hilfe solchen Materials wird es vielleicht einmal möglich sein, der Beantwortung der gerade heute sehr aktuellen Frage nach der Eigenständigkeit einer Arbeiterkultur näher zu kommen.

Das neueste Forschungsgebiet des Volksmuseums erstreckt sich auf volkstümliche Vergnügungen, Unterhaltungen und Belustigungen der breiten Masse<sup>14)</sup>. In einer vorläufigen Klassifikation legte man vier

<sup>12)</sup> Poul Strømstad, Slum Clearance and the Investigation of Town Buildings, in: Dansk Folkemuseet a. a. O., S. 77—104.

<sup>13)</sup> D. Yde-Andersen, National Museums Studies of Industrial, Skilled and Unskilled Workers, in: Dansk Folkemuseet a. a. O., S. 143—150.

<sup>14)</sup> Ib Varnhild, Popular Amusements, in: Dansk Folkemuseet a. a. O. S. 151—166.

Hauptgruppen von Vergnügungen fest: Belustigungen, bei denen das Publikum aktiv beteiligt ist (Kraftproben, Geschicklichkeit); zauberhafte und geheimnisvolle Menschen und Tiere (seltene Tiere, exotische nationale Gruppen, Kuriositäten, Wachfiguren etc.); Schaustellungen, bei denen körperliche Kräfte und Geschicklichkeit von Bedeutung sind (Dressuren, akrobatische Akte); dramatische Vorführungen (Pantomime, Puppenspiel, Marionettenspiel usw.). Vielfach hängen die Klassifikationen inhaltlich miteinander zusammen, wenn es sich zum Beispiel um Zirkusvorführungen mit gemischtem Programm handelt. Bislang hatte man sich von seiten der kulturgeschichtlichen Forschung in Dänemark mit den volkstümlichen Vergnügungen kaum beschäftigt. Angesichts der alles beherrschenden Stellung der Massenkommunikationsmittel unserer Zeit schien es jedoch geboten, mit der Sammlung aller jener Zeugnisse möglichst schnell zu beginnen, die Aussagen über volkstümliche Belustigungen der Vergangenheit zu geben vermöchten. Auch hier kommen wieder Bilder, Zeitungsberichte, Photographien, Programmhefte, Plakate und mündliche Überlieferungen in Frage. Mit Hilfe dieses Materials ist eine permanente Ausstellung im Volksmuseum für die Zukunft geplant. Damit soll ein Beitrag zur Erforschung der Freizeitgestaltung und aller dazugehöriger sozialen und ökonomischen Implikationen geleistet werden.

Im Jahre 1928 rief das Nordische Museum in Stockholm eine Abteilung „Nordiska Museets Etnologiska Undersökning“ ins Leben, fast 20 Jahre später (1946) folgte man diesem Vorbild in Norwegen mit dem „Norsk Etnologisk Gransking“. Dazwischen liegen die Anfänge von „Nationalmuseets Etnologiske Undersøgelser“ im Jahre 1939<sup>15)</sup>. In allen drei Fällen ging es um großangelegte Befragungsaktionen, die die Kenntnis über die in den Museen gesammelten und ausgestellten Objekte der Volkskultur ergänzen sollten. Es kam vor allem auf den Kontext der historischen Entwicklung des Gegenstandes sowie auf seine Funktion und sein Milieu an. Seit 1958 schreitet die kartographische Darstellung der bäuerlichen Volkskultur Dänemarks an Hand dieses Materials, ähnlich den ethnologischen Atlaswerken in Mitteleuropa, fort. Der Unterschied zwischen den vom ADV verschickten Fragebogen etwa und dem vom Volksmuseum veranstalteten Erhebungen liegt jedoch darin, daß sich die Befragungspersonen in Dänemark bei der Beantwortung nicht auf ein spezielles Problem konzentrieren sollen, zum Beispiel auf den Ablauf eines Brauches, auf die Handhabung eines Gegenstandes, sondern den Gesamtzusammenhang der Situation darstellen sollen, in dem das Objekt steht. Die erste Befragungsaktion größeren Stils fand 1941 statt und betraf Erntegeräte.

---

<sup>15)</sup> Ole Højrup, The Work of the National Museum's Ethnological Surveys Department, in: Dansk Folkemuseet a. a. O., S. 121—142.

Der Fragebogen wurde damals von Axel Steensberg zusammengestellt und die eingegangenen Informationen wertete er für seine Dissertation über prähistorische und mittelalterliche Erntegeräte aus<sup>16)</sup>. Spätere Fragebogen befaßten sich mit „Tod und Begräbnis“, Kirchgang, Schlafgewohnheiten usw. Heute verfügt die Abteilung „Nationalmuseets Etnologiske Undersøgelser“ über ein reichhaltiges Archiv, das der Auswertung harrt<sup>17)</sup>.

Was die Intensivierungs- und Archivierungsarbeiten des Dänischen Volksmuseums betrifft, so muß noch ein letztes Wort zu den Forschungen gesagt werden, die über die Wohnkultur der früheren dänischen Kolonien in Westindien angestellt werden<sup>18)</sup>. Von 1672—1917 besaß Dänemark dort die drei kleinen Inseln St. Thomas, St. John und St. Croix. Die dänische Herrenschaft entwickelte im Hausbau und in der Wohnungseinrichtung im Laufe der Zeit ihren eigenen Stil. Das Volksmuseum besitzt eine beachtliche Sammlung an Möbeln und Haushaltsgegenständen in diesem Kolonialstil. Seit 1961 finden unter Leitung des Museums vergleichende Untersuchungen zum kolonialen Wohnstil und zur Wohnkultur in Dänemark statt. Ziel ist es, den „Danish way of life“ in den tropischen Kolonien und seine Widerspiegelung in den Behausungen der Eingeborenen zu dokumentieren. Geplant ist, dieses Projekt auch auf die früheren dänischen Kolonien an der Goldküste Afrikas und auf Tranquebar in Indien auszudehnen.

Alle diese zusätzlichen Inventarisierungs-, Archivierungs- und Befragungsvorhaben des Volksmuseums dienen der ergänzenden Information über Herkunft, Funktion, soziale und ökonomische Bedingtheit der in den Sammlungen vorhandenen Objekte. Nicht minder wichtig ist jedoch, die heterogenen Materialien wie Gegenstände, Photographien, topographische Aufnahmen, mündliche Überlieferungsberichte und archivalische Quellen in ein brauchbares klassifikatorisches Prinzip einzuordnen. Nach mehrfachen Revisionen erschien 1954 ein sogenannter Sachlicher Registrant<sup>19)</sup>, der heute für alle kulturhistorischen Museen in Dänemark zugrunde gelegt wird.

---

<sup>16)</sup> Axel Steensberg, *Ancient Harvesting Implements. A Study in Archaeology and human Geography*. Nationalmuseets Skrifter. Arkæologisk Raekke 1, Kopenhagen 1943.

<sup>17)</sup> Zur Liste der bisherigen Abfragungen vergl. Ole Højrup a. a. O., S. 136 f.

<sup>18)</sup> Inge Mejer Antonsen, *Researches on the Domestic Culture of the Danish West Indies*, in: *Dansk Folkemuseets a. a. O.*, S. 195—210; Henning Henningsen, *Virgin Islands 1967*, in: *Handels-og Søfartsmuseets Aarbog 1967*, S. 87—124.

<sup>19)</sup> Svend Jespersen, *Saglig Registrant for Danske Kulturhistoriske Museer* (Revideret af Peter Michelsen, Holger Rasmussen og Bjarne Stocklund), o. O. 1954. Für die kulturhistorischen Museen besteht ferner ein topographisches Register: *Topografisk Register* (Revideret udgave), Statens Lokalmuseumstilsyn 1961, das gleichfalls vom Dansk Folkemuseum herausgegeben wurde.

Die vom Museum veranstalteten Ausstellungen sind inzwischen Legion geworden. Es sei deshalb nur auf eine besonders originelle hingewiesen, die wegen der vorzüglichen Ausstellungstechnik hervorzuheben ist: „Die Zeit unserer Großeltern“ („Vor Bedsteforaeldres Tid“). Diese Ausstellung fand 1969 in den neuen Räumen des Museums in Brede vor Kopenhagen statt<sup>20</sup>). Sie verdeutlichte in ausgezeichneter Weise Bau- und Wohngewohnheiten, aber auch soziale Probleme wie die Gebundenheit der Frau ans Haus, die Hygiene, die Gesundheitschädlichkeit der weiblichen Kleidung, die Kindererziehung usw. und nahm kritisch Stellung zu dem beliebten Wort von der „Guten alten Zeit“. Namentlich die dargestellten Interieurs der verschiedenen Sozial-schichten und zeitgenössische Photographien sowie Filme vermittelten einen plastischen Eindruck von den Lebensverhältnissen dieser früh-industriellen Periode Dänemarks im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Aus den Sammlungen des Dänischen Volksmuseums ist eine Reihe bedeutsamer wissenschaftlicher Abhandlungen hervorgegangen<sup>21</sup>). Über die museale Arbeit informiert die Zeitschrift „Fortid og Nutid“ jährlich in einem großen Überblick. Von 1954—1964 besaß das Museum zusammen mit dem Freilichtmuseum ein eigenes Jahrbuch „Budstikken“<sup>22</sup>), das jedoch aus finanziellen Gründen sein Erscheinen einstellen mußte.

---

<sup>20</sup>) Hier sei ausdrücklich auf den ausgezeichneten Katalog hingewiesen, der von Erik Kjersgaard redigiert erschien (1969), und die folgenden aufschlußreichen Kurzbeiträge enthält: Søren Sass, Husene, de byggede (Häuser, die sie bauten); Inge Mejer Antonsen, Deres hjem (ihr Heim); Lilli Friis, Kvindens plads er i hjemmet (Die Frau gehört ins Haus); Holger Rasmussen, Urenlighed forbydes (Unsauberkeit ist verboten); Hanne Frøsig, Korset eller reformdragt (Korsett oder Reformkleidung); Hanne Poulsen, Barndommens aar (Kindheitsjahre); Ib Varnild, „De glade halvfemsere“ (Die glücklichen Neunziger); George Nellenmann, „De gode gamle Dage —?“ (Die guten alten Tage?).

<sup>21</sup>) Bernhard Olsen, Die Arbeiten der hamburgischen Goldschmiede Jacob Moores und Sohn für die dänischen Könige Frederik II und Christian IV, Hamburg 1903; Jørgen Olrik, Danske Guldsmedes Maerker, Dansk Folkemuseum 1919; ders., Gamle danske Jaernovne, in: Tidskrift for Industri 1911, S. 185—200, 221—238; Elna Mygdal, Amagerdragter, Vaevninger og Syninger, Kopenhagen 1932; Axel Steensberg, Ancient Harvesting Implements a. a. O.; ders., Danske Bøndermøbler, Kopenhagen 1949; ders., Den danske Bondegaard, Kopenhagen 1942; Kai Uldall, Gammel dansk Fayence, Kopenhagen 1961; Ellen Andersen, Danske bønders klædedragt, a. a. O.; Holger Rasmussen, Limfjordfiskeriet før 1825. Saedvane og centraldirigering (tolkelivs studier 2), Kopenhagen 1968.

<sup>22</sup>) Trotz seines kurzen Bestehens brachte das Jahrbuch eine Reihe bemerkenswerter Beiträge hervor. Hier wurden auch Ergebnisse der Ethnologischen Untersuchungen des Nationalmuseums publiziert: vergl. zum Beispiel Bagning i en Gaard paa Falster. En optegnelse af Thea Andersen med inledning og noter af Ole Højrup, in: Budstikken 1960, S. 177—190.

In engem Konnex mit dem Dänischen Volksmuseum steht das **Freilichtmuseum in Sorgenfri**, das seine Entstehung gleichfalls Bernhard Olsen verdankt <sup>23)</sup>. Er ließ sich auf der Pariser Weltausstellung 1878, wo er mit Artur Hazelius zusammentraf, von der Art anregen, wie dieser die schwedischen Ausstellungsstücke arrangiert hatte. Während der Vorbereitungen zu einer großen Ausstellung in Kopenhagen reifte in Olsen dann die Idee eines Freilichtmuseums heran. Günstige Voraussetzung dafür war die wachsende wirtschaftspolitische Bedeutung des Bauerntums in Dänemark seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die von N. S. Grundtvig ins Leben gerufene Erwachsenenbildung führte zudem gerade bei der ländlichen Bevölkerung zu einem steigenden historischen Interesse und zunehmenden Geschichtsbewußtsein. Außerdem erforderte der im industriellen Zeitalter einsetzende Strukturwandel der Landwirtschaft, der gerade Dänemark sehr früh erfaßte, raschen Einsatz aller Kräfte, um historisch wertvolle Zeugnisse der bäuerlichen Baukultur zu retten.

Das Nordische Museum in Stockholm hatte bereits 1873 eine Freilichtmuseums-Abteilung eingerichtet, und 1891 öffnete Skansen seine Tore. Ein Jahr später folgte das Kulturhistorische Museum in Lund als Einrichtung gleichen Stils. Auf Bygdøy bei Oslo hatte man schon 1881 mit der Überführung von alten Gebäuden auf ein zukünftiges Freilichtmuseums-Gelände begonnen. Bernhard Olsen konnte dagegen erst 1897 seine Pläne in Angriff nehmen, als ihm für zwei Bauernhäuser aus Halland und Smaaland Gelände in einer Ecke des Rosenborg-Parks zur Verfügung gestellt wurde. Es zeigte sich jedoch, sehr bald, daß der Platz für einen weiteren Ausbau nicht ausreichte, und schließlich gelang es, in Sorgenfri, 12,5 km nördlich des Zentrums von Kopenhagen, ein großes Areal zu erwerben, wohin die beiden bereits im Besitz des Museums befindlichen Gebäude überführt wurden. Hinzu kamen schon bald eine Hofstelle aus Südschleswig und ein Doppelhof aus Scania in Schweden. Erst im Jahre 1920 wurde das Freilichtmuseum zusammen mit dem Volkskundemuseum in den Besitz des Staates übernommen und bildeten nun die III. Abteilung des Nationalmuseums. 1941 trennte man das Freilichtmuseum als VII. Abteilung des Nationalmuseums ab und gab ihm eine selbständige Leitung, die Kai Uldall bis 1960 innebehielt. Die Zusammenarbeit mit dem Volksmuseum ist jedoch bis auf den heutigen Tag außerordentlich eng geblieben. Den besonderen wirtschaftlichen Erfordernissen des Freilichtmuseums entspricht eine 1940 gegründete „Gesellschaft der Freunde des Freilichtmuseums“, die erhebliche Mittel für den Ankauf und Wiederaufbau von Gebäuden zur Verfügung gestellt hat. Allein mit staatlicher Hilfe wäre das Museum

---

<sup>23)</sup> Peter Michelsen, *The Origin and Anim of the Open-Air Museum*, in: *Dansk Folkemuseet a. a. O.*, S. 227—244.

nur langsam vorangekommen. Heute verfügt es über eine Fläche von 364.500 m<sup>2</sup> mit (1966) 38 Gebäuden, das heißt funktionalen Einheiten, zu denen unter Umständen mehrere Einzelgebäude gehören. Sehr sorgsam hat man sich auch um die Anlage der dazugehörigen Gartenkultur bemüht und zum Beispiel eigens dafür ausgestorbene Obstbäume neu-gezüchtet. Heideflächen, Dünen mit Schilfgras, Unkraut am Wege, weidende Rinder und Schafe vermitteln einen Eindruck vom Lokalkolorit der einzelnen Häuser. Entsprechend den landschaftlichen Siedlungsformen sind die Bauernhöfe der Inseln Seeland, Lolland, Falster, Fünen und der südlichen Insel sowie Ostjütlands, in Dorfform zusammengefaßt, während die Höfe von Nord-, Mittel- und Westjütland als Einzelhofsiedlungen verstreut im Gelände liegen <sup>24)</sup>.

Für die Auswahl der Häuser spielten verschiedene Kriterien eine Rolle. An erster Stelle stand der Wunsch, die Haupttypen ländlicher Gebäude nach Gefüge und verwandtem Material als Spiegelbild der landschaftlichen Vielfalt im Hausbau darstellen zu können. Dazu gehört der offensichtliche Gegensatz zwischen den — auf Grund von Einflüssen aus Holland und Friesland — in Ziegelsteinen errichteten Häusern in Südwest-Dänemark, die sich mit zunehmendem Mangel an Bauholz im 17. und 18. Jahrhundert immer mehr durchsetzten, und der Fachwerkbauweise in den übrigen Teilen des Landes. Ein anderes typisches Kennzeichen von Differenzierung ist die Anzahl der Schornsteine: auf Seeland und in Nordjütland haben alle Feuerstellen nur einen Schornstein, im übrigen Dänemark trennt man zwischen Küchen- und Waschküchenschornstein. Das zweite Auswahlkriterium stellte die soziale Schichtung der ländlichen Bevölkerung dar. Man hat deshalb neben den vollbäuerlichen Hofanlagen Kleinbauernstellen, Tagelöhnerhäuser und Betriebe ländlicher Handwerker wiederaufgebaut, andererseits aber auch Fischerhäuser, Häuser von Seefahrern und das Haus eines wohlhabenden Müllers. Bemerkenswert ist, daß außer einer Gutsscheune jeder bauliche Hinweis auf die für die ländliche Sozialstruktur doch sehr entscheidende Gutswirtschaft fehlt. Einen Gutsbetrieb geschlossen ins Freilichtmuseum zu verlegen, wäre sicherlich aus verschiedenen Gründen schwierig und problematisch gewesen. Immerhin fällt auf, daß weder ein Verwalterhaus, noch eine Zehntscheune oder ein Herrenhaus vorhanden ist. Ein womöglich noch größerer Mangel liegt jedoch darin, daß auch die Gebäude von amtlichen Würdenträgern ganz fehlen. So gehörte doch wenigstens ein Pastorat in ein Freilichtmuseum dieser Größenordnung.

---

<sup>24)</sup> Zu den dänischen Hauslandschaften vergl. auch Axel Steensberg, *Den danske Bondegaard*, Kopenhagen 1942; ders., *Bondehuse og vandmøller, i Danmark gennem 2000 aar*, Kopenhagen 1952; ders., *Gamle danske Bøndergaard*, Kopenhagen 1962.

Ein letztes Wort muß noch zur Chronologie der Gebäude gesagt werden. In den Anfängen des Freilichtmuseums tendierte man sehr stark dahin, entsprechend dem evolutionistischen Denken der Zeit, eine Abfolge der historischen Entwicklung des Hausbaues zu zeigen. Von dieser Intention hat man sich bald gelöst. Stattdessen ging man dazu über, Gebäude aus der vorindustriellen Phase der ländlichen Kultur zu sammeln. Heute macht man sich bereits Gedanken darüber, wie man moderne landwirtschaftliche Gebäude und ländliche Wohnbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in das Museum integrieren kann, ohne den vorwiegenden vorindustriellen Aspekt der Sammlung allzu sehr zu stören. Aus diesen Gründen und auch wegen Platzmangels gibt es Überlegungen mit dem Ziel, eine typische Siedlung des 19./20. Jh. an Ort und Stelle zu belassen und unter Landschaftsschutz zu stellen. Zusammenfassend läßt sich zu den Aufgaben des Freilichtmuseums in Sorgenfri sagen, daß man bemüht ist, den durchschnittlichen Lebensstil — nicht aus dem Rahmen fallende Besonderheiten — der ländlichen Bevölkerung in der vorindustriellen Periode zu dokumentieren <sup>25)</sup> nach Landschaft, Zeit und sozialem Milieu. Damit ist die Sammlung zugleich mögliches Studienobjekt für kulturhistorische, sozialgeschichtliche und ethnologische Fragestellungen. Eine große Rolle mißt man aber auch dem erzieherischen Wert des Museums bei. Den zahlreichen Besuchern (1965: 150.000) und vor allem Schulklassen werden an Hand von bäuerlichem Gerät alte Arbeitsmethoden vorgeführt und in ihrem Gesamtzusammenhang erklärt. Man ist sich aber auch im klaren darüber und begrüßt es geradezu, daß Vorstellungskraft und Kreativität nicht nur der breiten Bevölkerungsschichten, sondern vor allem von Architekten und Designern jeder Art, im Museum angeregt werden können.

Das zweitgrößte Freilichtmuseum ländlicher Bauten in Dänemark ist das „Fünendorf“ bei Odense <sup>25)</sup>. Es ist wohl auch zugleich das jüngste Museum dieser Art im Lande, denn es wurde erst 1946 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Auf dem Gelände befinden sich insgesamt 20 Anlagen. Abgesehen von den für die Insel typischen ländlichen Gebäuden bis hin zur Weberkate befinden sich hier einige Bauten, die durchaus bemerkenswert sind, weil sie ihrer Funktion nach eine Besonderheit darstellen und im Freilichtmuseum Sorgenfri fehlen. Das ist zum einen das aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammende und von einem Gutsbesitzer errichtete Armenhaus, in dem sich acht Wohnungen mit je einer Stube mit offenem Herd befinden. Ferner ist

---

<sup>25)</sup> Zur Technik der Dokumentation vergl. Frøde Kirk u. Bjarne Stocklund, Moving old Buildings, in: Dansk Folkemuseum a. a. O., S. 245 bis 263.

<sup>26)</sup> Vergl. den deutschsprachigen Katalog „Das Fünendorf“, Odensee o. J., hrsg. v. Kontor des Museumsdirektors.

ein kleines Amtsgerichtsgefängnis zu nennen, dessen einzige Zelle aus einem Feldsteinkeller besteht, während das Dach mit Stroh gedeckt ist. Wichtig für die Baugeschichte Fünens sind die Ziegeleien. Denn seit dem Mittelalter produzierte man auf der Insel Ziegel, die seit dem 16. und 17. Jahrhundert vor allem für die Güterbauten verwandt wurden. Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts setzte sich auf Fünen immer mehr der Ziegelbau an Stelle des Fachwerkbaues durch, und es entstand eine Menge kleiner Ziegeleiunternehmen. Eine von diesen, deren Ofen in einer Woche circa 40.000 Steine bei 1200 Grad Celsius brannte, ist im Museum wiederaufgebaut. Schließlich ist noch ein Pfarrhof im „Fünendorf“ errichtet worden und damit auch der Bedeutung des geistlichen Standes auf dem Lande Genüge getan worden.

Für die Gefügeforschung am interessantesten ist ein Hof aus Fjelsted mit Firstständerkonstruktion, die vor allem für Westfünen kennzeichnend gewesen ist. Eine weitere Besonderheit bietet das Museum mit einem Häuslerhaus, dessen nach Westen zugewandte Außenwand mit Stroh verkleidet ist. Diese Art von Schutz gegen Sturm und Regen ist typisch für die an der Küste Fünens gelegenen Häuser.

Auch das **Freilichtmuseum „Den gamle Landsby“ (Das alte Dorf) im Nationalpark Hjerl Hede in Nordjütland** mit seinen Höfen und Kleinsiedlungen auf einem 1100 ha großen Gelände ist eine Reise wert<sup>27)</sup>. 1930 begann man mit dem Aufbau von alten bäuerlichen Gebäuden, aber auch mit Rekonstruktionen steinzeitlicher und eisenzeitlicher Haustypen. Ergiebiger für den Hausforscher dürften indessen historische Bauwerke sein wie ein Winkelhof aus der Nähe von Viborg aus der Zeit um 1530 mit Hochrähmkonstruktion, ein Firstsäulenhäus von Sønder Lyngvig und eine Scheune mit Eichenbohlenwänden von Hejsager bei Hadersleben, die mit 1777 datiert ist. Schule, Meierei und Spritzenhaus vermitteln den Anschluß an das 19. Jahrhundert. Eine Vorstellung von den Wegen und Stegen der Vergangenheit vermittelt eine naturgetreu gepflasterte Landstraße des 18. Jahrhunderts mit Brücke und Meilenstein.

Bemerkenswert unter den dänischen Freilichtmuseen ist **„Den gamle By“ (Die alte Stadt)**, der Versuch, eine dänische Stadtanlage aus der Zeit zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert zu rekonstruieren<sup>28)</sup>. „Den gamle By“ liegt inmitten der Großstadt Aarhus, fast könnte man sagen, es wirkt wie ein Anachronismus zu der städtebaulich in vieler Hinsicht vorbildlichen zweitgrößten Stadt Dänemarks. Das Museum

---

<sup>27)</sup> Vergl. den Museumsführer „Den gamle landsby“ (hjerl Hede 1962) und G. Boesen a. a. O., S. 174. Eine zeitlang im Sommer wohnen Einheimische aus der Umgebung des Freilichtmuseums in einigen der Gebäude und demonstrieren alte Arbeitsvorgänge.

<sup>28)</sup> Vergl. den deutschsprachigen Museumsführer: Købstadmuseet „Den gamle By“ mit Text von Knud Borch, Aarhus o. J.

zählt heute 50 Gebäude. Es entstand 1909, als der sogenannte Bürgermeisterhof, in dem mehrere Aarhuser Stadtoberhäupter gewohnt hatten, der neuen Bauplanung weichen mußte und anlässlich einer großen Landesausstellung auf dem Terrain des heutigen Museums wiederaufgebaut wurde.

Der Gedanke lag nahe, und die Zeit war ihm günstig, weitere städtische Gebäude zu sammeln und ein urbanes Freilichtmuseum entstehen zu lassen. Ziel war, das Spiegelbild einer typischen dänischen Provinzkleinstadt zu schaffen. Zu diesem Zweck überführte man überwiegend Gebäude aus Jütland, insbesondere aus Aarhus und Aalborg, daneben aber auch aus Nordschleswig, Fünen und Seeland. Der Schwerpunkt des auf diese Weise entstandenen Freilichtmuseums liegt eindeutig in der Darstellung des alten städtischen Handwerks. Die Fülle der verschiedenen Gewerbe, die hier zu sehen ist, versetzt den Besucher in Erstaunen. Da gibt es neben den Werkstätten des Goldschmieds, Uhrmachers, Buchdruckers und Bierbrauers die des Schusters, Hutmakers, Malers, Tischlers, Bildschnitzers, Bäckers, Färbers, Glasers, Nadelmachers, Lichtgießers, Seifensieders, Segelmachers, Kompaßmachers und Böttchers. Daneben weisen Dampfweberei, Braunbierbrauerei und Tabakmanufaktur auf die sich anbahnenden frühindustriellen Produktionsmethoden hin. Spezialausstellungen von Textilien, Seefahrtszubehör, Fahrrädern und Nähmaschinen vervollständigen den Reichtum des Anschauungsmaterials. Nicht unerwähnt bleiben sollen das 1817 in Helsingör eröffnete, ganz in Holz errichtete Theater sowie Zollamt, Schule und Apotheke.

Zweierlei fällt dem Besucher der „Alten Stadt“ nach einem Rundgang auf. Zum einen fehlt ihr der den meisten älteren Stadtanlagen eigene Mittelpunkt des Marktes, und auf diesem wiederum das Rathaus und Kirche. Zwar hat man auf vielerlei Weise versucht, das sozusagen idealtypische Gepräge einer vorindustriellen provinziellen Kleinstadt zu veranschaulichen. So sind die Straßen mit Katzensteinen gepflastert. Die Fassaden der überwiegend in Fachwerk errichteten Häuser geben sich unregelmäßig, und die Gassen verlaufen krumm und winkelig. Es gibt auch eine marktähnliche Erweiterung der Straße vor dem Bürgermeisterhof mit einem Stadtbrunnen. Man vermißt jedoch Hinweise auf den öffentlich-rechtlichen Charakter, der jeder Stadtsiedlung innewohnte und durch Rathaus, Gefängnis, Pranger usw. versinnbildlicht wurde. Zum zweiten erscheint dem Betrachter die Bedeutung des Handwerks gegenüber dem Handel überbetont. Solche kleinen Provinzstädte bauten ihre Existenz ja zu einem nicht unerheblichen Teil auf dem Kommerz auf, den sie mit Gütern trieben, die nicht aus den Werkstätten der heimischen Handwerker stammten. Zugegebenermaßen mag der Kaufmann hier nicht eine so entscheidende Rolle gespielt haben,

wie in Aalborg und Kopenhagen. Daß er aber in das Bild eines kleinstädtischen Gemeinwesens ebenso hineingehört, kann keinem Zweifel unterliegen.

Seit 1943 gibt die Museumsleitung das Jahrbuch „Den gamle By“ heraus, dessen Beiträge von durchaus überregionaler Bedeutung sind<sup>29)</sup>. Träger des Museums, das eine private Stiftung ist, sind „Die Freunde der alten Stadt“, eine Gesellschaft, der Firmen, Institutionen und Einzelpersonen angehören.

## 2. Überregionale kulturhistorische Sammlungen

### Kopenhagen

Als sich König Christian IV. in den Jahren 1606—33 Schloß Rosenborg im niederländischen Renaissancestil als Sommerresidenz erbauen ließ, lag es noch weit vor den Toren Kopenhagens. Heute befindet es sich fast im Zentrum der Stadt. Das Schloß ist selten von den dänischen Königen für einen längeren Aufenthalt benutzt worden. Dafür diente es aber bereits seit dem 17. Jahrhundert als Ort der königlichen Privatsammlungen, die dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts für die Öffentlichkeit freigegeben wurden. Heute kann man hier die Kronjuwelen, Portraits der königlichen Familie, Kostüme, Waffen, Glas- und Porzellansammlungen, Möbel und vor allem Gold- und Silberwaren bewundern. Das älteste Stück ist das sogenannte Oldenburger Horn aus der Zeit um 1470, das wahrscheinlich dem aus dem Oldenburger Haus stammenden Christian I. gehört hat<sup>30)</sup>. Bemerkenswert für den Volkskundler sind die vielfachen Hinweise auf das Türkenskopfstechen und Ringreiten, zwei ritterliche Kampfspiele, die besonders von Christian IV. geübt wurden und die als „gesunkenes Kulturgut“ in abgewandelten Formen zum bäuerlichen Brauchtum auch in Schleswig-Holstein wurden<sup>31)</sup>. In den Wendeltreppen von Schloß Rosenborg trifft man auf eine Vielzahl von Darstellungen des Königs, wie er mit Lanze oder Säbel gegen eine Türkenfigur anreitet<sup>32)</sup>. Im Obergeschoß

---

<sup>29)</sup> Ich nenne hier nur den kurzen aber sehr interessanten Beitrag von Henrik Nyrop - Christensen, *Et par ord til et billede* (Ein paar Worte zu einem Bild), Købstadmuseet „Den gamle by“ Aalborg 1962, S. 64—68, der die Verbreitung von Neuruppiner Bilderbogen mit dänischsprachigen Texten in Dänemark seit Mitte des 19. Jahrhunderts behandelt.

<sup>30)</sup> G. Boesen a. a. O., S. 17—24; Katalog: *En Fører gennem de danske Konges kronologiske Samling*, Kopenhagen 1946.

<sup>31)</sup> Leopold Kretzenbacher, *Ringreiten, Rolandspiel und Kufensstechen. Sportliches Reiterbrauchtum von heute als Erbe aus abendländischer Kulturgeschichte* (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten XX. Band), Klagenfurt 1966.

<sup>32)</sup> Solche Türkenfiguren finden sich im Tøjhusmuseet in Kopenhagen, vergl. auch die Abbildungen bei L. Kretzenbacher a. a. O., Tafel 5 und 6.

befindet sich eine Silberfigur, die den jungen Christian IV. beim Ringreiten zeigt.

Das bedeutendste kulturhistorische Museum Dänemarks ist das **Nationalmuseum** in Kopenhagen<sup>33)</sup>. Es besteht heute aus acht eigenständigen Abteilungen mit gänzlich verschiedenen Sammelschwerpunkten. Von den volkskundlich orientierten Abteilungen (III. und VII.) war bereits die Rede. Im Augenblick befindet sich das Volksmuseum als III. Abteilung mit dem größten Teil seiner Bestände noch im Gebäude des Nationalmuseums, dem ehemaligen Prinzenpalais, das 1742 bis 1744 errichtet wurde. Möglicherweise übersiedelt das Volksmuseum aber eines Tages ganz in die in Brede zur Verfügung gestellten Gebäude<sup>34)</sup>.

Die I. Abteilung enthält prähistorische Gegenstände. Hier seien nur die Runensteine und der „Sonnenwagen“ von Trundholm genannt, der aus der Zeit um 1200 v. Chr. stammt. Diese vorgeschichtliche Sammlung gehört zu den größten ihrer Art in der Welt.

In der II. Abteilung sind Stücke aus dem Mittelalter und der Renaissance zusammengetragen. In Dänemark reicht dieser Zeitraum bis 1660, dem Beginn der absoluten Monarchie. Hervorragende Objekte der mittelalterlichen Sammlung sind zum Beispiel ein um 1050 bis 1100 geschaffenes Kruzifix in vergoldetem Kupfer, das einen dem Ideal der Wikinger nachempfundenen siegreichen und königlichen Christus zeigt.

Abteilung III. schließt sich zeitlich und inhaltlich voll an Abteilung II. an, verlagert allerdings ihr Gewicht von der Hochkultur auf die bäuerliche Kultur.

Die größte Abteilung des Nationalmuseums ist die Ethnographische Sammlung. Einzigartig ist die Darstellung der Eskimo-Kultur, die nicht nur die Eskimos Grönlands, sondern auch Kanadas und Alaskas umfaßt. Aber auch andere Polarvölker wie die Lappen und sibirische Nomadenstämme sind vertreten. Die Abteilung besitzt ferner Raritäten aus den Kulturen amerikanischer Indianer, pazifischer Stämme, afrikanischer Völkerschaften und asiatischer Hochkulturen.

---

<sup>33)</sup> G Boesen a. a. O., S. 25—46.

<sup>34)</sup> H. Rasmussen berichtet in seinem historischen Überblick über das Volksmuseum, daß das Gelände der aus dem 18. Jahrhundert stammenden und sehr idyllisch gelegenen Wollspinnerei in Brede 1959 vom Nationalmuseum erworben wurde, daß aber nur ein Teil der Bestände des Volksmuseums, seiner Archive, Bibliothek und Verwaltung dorthin übersiedeln konnte, weil die Instandsetzung der Gebäude für Museumszwecke nur langsam voranschreitet. Auch bei meinem letzten Besuch in Brede im Herbst 1972 konnte ich feststellen, daß die Sammlungen des Volksmuseums im wesentlichen noch im Nationalmuseum in Kopenhagen ausgestellt sind. Dagegen fand die Ausstellung „Vore Bedsteforaeldres Tid“ in Brede statt, ebenfalls eine 1972 laufende Ausstellung über Seefahrt und Fischerei, die aber wohl ständig dort bleiben soll.

In Abteilung V befinden sich orientalische und klassische Antiquitäten, in Abteilung VI königliche Münzen und Medaillen, aber auch Stücke dieser Art aus aller Welt. Die VII. Abteilung bildet das Freilichtmuseum in Sorgenfri, und die VIII. Abteilung enthält keine Sammlungsgegenstände, sondern befaßt sich mit wissenschaftlicher Forschung, Denkmalschutzaufgaben und Öffentlichkeitsarbeit.

Für den Volkskundler interessant ist auch das **Kunstindustriemuseum**, das große Sammlungen an Keramik, Glaswaren, Möbeln und Textilien enthält, die vom Mittelalter bis in die Gegenwart reichen<sup>35)</sup>. Sehenswert sind vor allem die aus ganz Europa stammenden Töpferwaren, deren Stücke bis in die Renaissance zurückreichen und auch die heutige Produktion mit umfassen.

### Hillerød

Das bedeutendste Museum für die Geschichte Dänemarks ist das Nationalhistorische Museum in Hillerød<sup>36)</sup>, etwa 40 km nördlich von Kopenhagen an weitausgedehnte Waldungen angrenzend. Die Schloßanlage wurde unter Christian IV. in den Jahren 1602—1620 aufgeführt und ist ein geradezu klassisches Beispiel niederländischer Renaissance-Architektur. Frederiksborg wurde die Lieblingsresidenz des Königs und ist auch vor seinen Nachfolgern gern bewohnt worden. Nach einem katastrophalen Brand 1859 und einem sehr raschen Wiederaufbau der vor allem zerstörten Innenräume stiftete der Kopenhagener Brauereibesitzer J. C. Jacobsen, der Begründer der Carlsberg-Brauerei, eine namhafte Summe zur Einrichtung eines nationalhistorischen Museums auf Frederiksborg.

Abgesehen von der interessanten Schloßanlage inmitten eines umgebenden Gewässers und abgesehen von der für den höfischen Stil des 17. Jahrhunderts höchst bezeichnenden Anordnung der Räume, stellen die reichen Sammlungen in ihrer chronologischen Abfolge für den kulturhistorisch interessierten Betrachter großartiges Anschauungsmaterial dar. Namentlich die Wohnkultur des 17. bis 19. Jahrhunderts, die in den hier ausgestellten Stücken vorbildgebend und prägend auf den Adel und das reiche Bürgertum gewirkt haben dürfte, vermittelt einen Eindruck von der Höhe des königlichen Kulturstandards, der sich mit dem anderer königlicher Häuser in Europa wohl messen

---

<sup>35)</sup> G. Boesen a. a. O., S. 97—106.

<sup>36)</sup> G. Boesen a. a. O., S. 121—129; Det nationalhistoriske Museum paa Frederiksborg 1928—1953, udgivet af museets bestyrelse i anledning af 75 aars jubilæet, Kopenhagen 1954 (mit einem umfangreichen Katalog); Billeder fra Frederiksborg, Frederiksborg Museum 1961; deutschsprachiger Führer: Nationalhistorisches Museum im Schloß Frederiksborg, Hillerød<sup>3</sup> 1965.

<sup>37)</sup> G. Boesen a. a. O., S. 134 f.

konnte. Der Besuch von Frederiksborg lohnt sich auch für den Volkskundler, und sei es auch nur, um zu erfahren, wie der Lebensstil derjenigen war, die die große Politik machten und für die das „gemeine Volk“ nur Objekt war.

### **Helsingør**

Dänemark, das seiner geographischen Lage nach immer auf die Seefahrt angewiesen gewesen ist, besitzt seit 1915 eine vorzügliche Sammlung seiner Seefahrtsgeschichte. Sie konnte vom Inhaltlichen her gesehen kaum einen besseren Standort finden als in dem prächtigsten Schloßgebäude, das es im Norden gibt: Kronborg, unmittelbar am Øresund gelegen. Daß die Räumlichkeiten vom Standpunkt des ausstellungs- und museumstechnisch Wünschbaren höchst ungeeignet sind, steht auf einem anderen Blatt.

Die Notwendigkeit, das Meer als Wasserstraße von Insel zu Insel zu benutzen, brachte es mit sich, daß zumindest die Küstenbevölkerung mit der Schifffahrt wohl vertraut war. Eine Menge von kleinen Bootswerften baute für den internen insularen Zwischenverkehr Schiffe, aber auch für den Überseehandel nach Westindien und Ostasien, seitdem Dänemark dort im 17. Jahrhundert an Kolonien erworben hatte. Das Seemannsleben an Bord und im Hafen ist ein besonderer Schwerpunkt der Forschung des Handels- und Seefahrtsmuseums <sup>38)</sup>.

### **Odense**

Odense, die drittgrößte Stadt Dänemarks besitzt neben dem bereits genannten Freilichtmuseum „Fünendorf“ und einer Gemäldesammlung im Stiftsmuseum eine museale Gedenkstätte, die dem Sohn der Stadt, Hans Christian Andersen (1805—1875) gewidmet ist <sup>39)</sup>. Dabei handelt es sich um das Geburts- und Elternhaus des Dichters. In dem alten niedrigen Gebäude befinden sich viele Möbel und private Dinge, die Andersen zugehörten. Vor allem aber gewinnt der Betrachter einen Einblick in die dichterische Welt Andersens, seine Kontakte mit bedeutenden Zeitgenossen des Auslandes. Auch eine

---

<sup>38)</sup> Dies findet am meisten Ausdruck in den Beiträgen des seit 1946 erscheinenden Handels- og Søfartsmuseets Aarbog. Hier sind insbesondere die von Henning Henningsen publizierten Forschungen über die Lebensverhältnisse der Seeleute zu nennen. Henningsen hat darüber auch Beiträge zusammenfassender Art in dem von Axel Steensberg herausgegebenen Sammelwerk „Dagligliv i Danmark“ veröffentlicht. In Band 1 über das 19. und 20. Jahrhundert s. H. Henningsen, Til søs og i haven (Auf See und im Hafen), S. 589 bis 612; in dem Band über das 17. und 18. Jahrhundert (1969) s. H. Henningsen, Sømandsliv paa langfart og i hjemlige farvande, (Seemannsleben auf langer Fahrt und in heimischen Gewässern), S. 687—716.

<sup>39)</sup> G. Boesen a. a. O., S. 155 f.

Anzahl seiner Manuskripte liegt im H. C. Andersen-Museum aus. Seine „Eventyr og historier“ (Märchen und Geschichten), die in vier Bänden 1835 bis 1861 erschienen, wurden in 35 Sprachen übersetzt. Ihren Stoff entnahm er deutschen, dänischen und griechischen Märchenquellen, auch Sagen und historischen Begebenheiten<sup>40)</sup>. Für den Erzählforscher lohnt sich also ein Besuch dieses sehr intim gestalteten Museums.

### **3. Heimatmuseum**

#### **Herning**

Die heute circa 24.000 Einwohner zählende Stadt Herning liegt inmitten der nordjütischen Heide, einstmals eine der ärmsten Landschaften Nordeuropas. Erst mit der Binnenkolonisation am Ende des 18. Jahrhunderts, unter Beteiligung von Pfälzern, begann dieses Gebiet wirtschaftlich aufzuleben. Aus einer bescheidenen bäuerlichen Heimproduktion von wollenem Unterzeug ist inzwischen eine gutflorierende Textilindustrie entstanden, während die einstige Herstellung der berühmten Jütepötte, die als Irdenware bis nach Mitteleuropa per Pferd und Wagen exportiert wurde, keine entsprechende Nachfolge gefunden hat. Das Herninger Museum veranschaulicht in einer kleinen Freilichtmuseums-Abteilung sehr eindrucksvoll das überaus ärmliche Leben der ländlichen Bevölkerung vor der Industrialisierung, während in einem modernen Museumsgebäude die Entwicklung der Textilherstellung vom primitiven Werkzeug bis zur modernen Maschine demonstriert wird<sup>41)</sup>.

#### **Tondern**

Tondern (heute circa 5000 Einwohner) war einst eine reiche Marschstadt, die im 17. und 18. Jahrhundert lebhaft Handelsbeziehungen zu Holland unterhielt. Die Stadt blühte vor allem durch die Spitzenklöppelei auf<sup>42)</sup>. Sie ist denn auch in dem vor kurzem erheblich erweiterten Museumsbau am Südrand Tonderns mit vielen Beispielen vertreten. Einzigartig sind jedoch zwei weitere, sehr umfangreiche und in sich geschlossene Sammlungen: die Silberbestände und die große Zahl an Wandfliesen. Beeindruckt schon die heimische Produktion der Goldschmiede Tonderns durch die Vielzahl der profanen Silber-

---

<sup>40)</sup> A. Schmitz, H. C. Andersens Märchendichtung, Philos. Diss Greifswald 1925.

<sup>41)</sup> G. Boesen a. a. O., S. 175.

<sup>42)</sup> Eike Garmesen, Aus der Geschichte der Tondernschen Spitzenklöppelei, in: Schriften der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft für Nordschleswig, H. 7., Apenrade 1963.

geräte<sup>43)</sup>, vor allem der Löffel verschiedenster Größen und Formen, so stellt die Fliesensammlung einen fast unschätzbaren Reichtum des Museums dar, der in seiner Art im Norden einzig sein dürfte. Hier spielen die merkantilen Kontakte zu Holland, aber auch die Bindungen weiter Bevölkerungskreise der nordfriesischen Marschen und Inseln an die Seefahrt, besonders der von den Holländern in starkem Maße bestimmte Grönlandwalfang, eine entscheidende Rolle. Allein wegen der Fliesensammlung, die alle Decors, Farbschattierungen und Kombinationen (zum Beispiel Zusammensetzungen zu ganzen Portraits) enthält, die es in den Häusern der cimbrischen Westküste jemals gegeben hat, lohnt sich ein Besuch des Museums<sup>44)</sup>.

---

<sup>43)</sup> Sigurd Schoubye, Das Goldschmiedehandwerk in Schleswig-Holstein, Heide 1967.

<sup>44)</sup> Sigurd Schoubye, Export niederländischer Fliesen nach Deutschland und Dänemark, in: Anne Berendsen u. a. (Hrg.), Fliesen. Eine Geschichte der Wand- und Bodenfliesen, München 1964, S. 195—228; ders., Die deutschen und dänischen Fliesenmanufakturen, in: ebda, S. 229—240.

# Chronik der Volkskunde

## Volkskunde am Österreichischen Historikertag 1973

Der 12. Österreichische Historikertag fand in der Zeit vom 1. bis 5. Oktober 1973 in der Vorarlberger Landeshauptstadt Bregenz statt. Zum ersten Mal seit dem nun vierundzwanzigjährigen Bestehen des Österreichischen Historikertages konnte der Verband der österreichischen Geschichtsvereine die Vertreter des Faches Geschichte und benachbarter Wissenschaften in das westlichste Bundesland an das Ufer des Bodensees einladen.

Die 7. Sektion: „Historische Volks- und Völkerkunde“, die noch auf jedem Österreichischen Historikertag mit einem eigenen Vortragsprogramm vertreten war, konnte auch diesmal wiederum das gestellte Rahmenthema „Historische Volkskunde des Alpwesens“ mit drei Referaten, einem Ausstellungsbesuch und Diskussion ausfüllen. Mit dem Rahmenthema wurde übrigens der besonderen Bedeutung der Alpwirtschaft für die historische und rezente Landwirtschaft in Vorarlberg Rechnung getragen. Im Vortragsraum der Bundesländerversicherung in Bregenz hatten sich an fünfzig Zuhörer eingefunden, um am Dienstag, den 2. Oktober 1973, den Referaten zu folgen, die vom Vorsitzenden der Sektion, Leopold Schmidt, geleitet wurden. Hochschulprofessor Dr. Josef Kühne, Vorstand des Instituts für Rechtswissenschaften der Technischen Hochschule Wien, sprach als erster über „Alte Volks- und Gewohnheitsrechte und Formen der traditionellen Gemeinschaftsnutzung im Alpenwesen Vorarlbergs“, wobei ihm als Grundlage seiner systematischen Übersicht die vielseitigen Erfahrungen dienen konnten, die der Referent während seiner ehemaligen Tätigkeit als Leiter der Vorarlberger Landesagrarchehörde bei der in Vorarlberg bereits vor zwei Jahrzehnten eingeleiteten rechtlichen Neuregelung des überkommenen Alpwesens und bei der Überführung der auf traditionellem Recht beruhenden alten Alpgenossenschaften in neue Agrargemeinschaften gesammelt hatte. Die volkskundliche Erforschung des historischen Alpwesens hat durch die Darlegungen von Prof. Kühne eine rechts- und wirtschaftsgeschichtlich gesicherte Grundlage gefunden. Univ.-Prof. DDDr. Nikolaus Grass, Vorstand des Instituts für Rechtsgeschichte und Deutsches Recht der Universität Innsbruck, arbeitete als längst anerkannter Spezialist auf dem Gebiet der Erforschung des alpinen Almwesens einige „Ausgewählte Kapitel aus einer Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Alpwesens, mit Beispielen aus Vorarlberg“ heraus und wies bei der Frage nach der älteren wirtschaftlichen Nutzung der Almen besonders auf die Bedeutung des früheren adeligen Almbesitzes, auf die Rolle der Klöster und auf die Funktion der Lebensmittelversorgung der Städte, der alten Bergwerksorte durch die Almen hin. Der volkskundliche Aspekt des früheren Almwesens, also die Frage nach der Stellung des Menschen in diesem Wirtschaftssystem trat dort stärker heraus, wo Prof. Grass eine Übersicht über die almwirtschaftlichen Nebenbeschäftigungen bot — Arbeit der Alpler im Holz, Holzschlüsseldrehen auf den Almen, Holzkohlenbrennen, Speicksammeln, Wurzengraben, Lärchenpechbrennen und neuerdings die Beschäftigung im Fremdenverkehr. Frau Dr. Brigitte Geiser, Bern, die im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde gegenwärtig eine Erhebung der Volksmusikinstrumente in der ganzen Schweiz durchführt, griff aus ihrer Arbeit ein für das Alpleben bezeichnendes Kapitel heraus: „Volkstümliche Musikinstrumente, besonders Alp-

hörner, in der Schweiz." Ausgehend von der Rolle des Alphorns im zeitgenössischen Volksleben entwarf die Vortragende eine Typologie des Alphorns, teilte Einzelheiten über die Herstellung verschiedener Alphornformen mit — darunter die bei uns als Wurzhörner bekannten „Büchel“ — und belegte die Geschichte des Alphorns in der Schweiz durch eine sorgfältige Auswahl von Schrift- und Bildzeugnissen, worunter die notenschriftliche Aufzeichnung einer Alphornmelodie durch Johannes Brahms auf einer Postkarte aus dem Jahre 1868 und die spätere Verarbeitung dieser Melodie als Motiv in der 4. Symphonie den Zuhörern besonders in der Erinnerung haften geblieben sein mag. Durch das Referat von Frau Dr. Geiser wurde schließlich auch in der Sektion Volkskunde der Ausgriff in die schweizerische Nachbarschaft getan, die auch sonst die Thematik der Bregenzer Tagung mitgeprägt hatte.

Für die Teilnehmer an der Sektion „Historische Volks- und Völkerkunde“ hatte das Vorarlberger Landesarchiv eine vorzüglich dokumentierte Sonderausstellung „Quellen zur Geschichte des Alpwesens in Vorarlberg“ vorbereitet, die am Mittwoch, den 3. Oktober 1973, unter der Führung von Landesarchivrat DDr. Karl Heinz Burmeister und Hochschulprofessor Dr. Josef Kühne eingehend besichtigt wurde. In einem hektographierten Ausstellungskatalog sind die Beschreibungen der insgesamt 35 ausgestellten Urkunden enthalten, die von den ältesten Erwähnungen des Vorarlberger Alpwesens aus den Jahren 803 und 1249 bis zu den neuangelegten Statuten- und Anteilbüchern der regulierten Agrargemeinschaften unserer Tage reichen. Die Sonderausstellung bot eine sehr anschauliche Abrundung der in der vorangegangenen Sektionssitzung behandelten Themen, weshalb auch die Diskussion im Anschluß an den Ausstellungsbesuch äußerst lebhaft und ergebnisreich verlief.

Das Vorarlberger Landesmuseum unter der Leitung von Univ.-Prof. Doktor Elmar Vonbank hatte anlässlich des Historikertages seinerseits die Sonderausstellung „Geschichtsschreibung in Vorarlberg“ vorbereitet. Die Durchsicht des nach Bregenzer Art bewährt gut gestalteten Ausstellungskataloges zeigt, daß auch dort die Volkskunde gut vertreten war, wenn man an die Namen der Vorarlberger Historiographen wie Franz Josef Vonbun, Hermann Sander, Adolf Helbok und noch mehrerer anderer denkt.

Unter den reichlichen literarischen Gaben, die allen Tagungsteilnehmern in überaus großzügiger Weise von den Veranstaltern ausgehändigt worden sind, befand sich auch wieder der „Bericht über den — vor zwei Jahren in Innsbruck vorangegangenen — elften österreichischen Historikertag“. Es sind darin die Fassungen der in der Sektion 7: „Historische Volks- und Völkerkunde“ zum Rahmenthema „Historische Wallfahrtsvolkskunde“ gehaltenen Vorträge enthalten. Da diese Veröffentlichung über den engeren Kreis der Historiker erfahrungsgemäß kaum bekannt ist und nach den volkskundlichen Beiträgen immer wieder gesucht wird, sollen die Einzelheiten hier nochmals erwähnt werden: Univ.-Prof. Dr. Louis Carlen (Innsbruck/Brig), „Wallfahrt und Recht“ (S. 279—288); — Univ.-Assistent Dr. Leander Petzoldt (Freiburg i. Br.), „Die Inventarisierung des Wallfahrtswesens im ehemaligen Vorderösterreich“ (S. 288—291); — Wiss. Rat Dr. Klaus Beitzl (Wien), „Aspekte der historischen Wallfahrtsvolkskunde für Vorarlberg“ (S. 291—298, 1 Karte); — Univ.-Assistent Dr. Dietmar Assmann (Innsbruck), „Wiederaufnahme der Verehrung mittelalterlicher Gnadenbilder in Tiroler Wallfahrten“ (S. 298 bis 304)<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Bericht über den elften österreichischen Historikertag in Innsbruck, veranstaltet vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine in der Zeit vom 4. bis 8. Oktober 1971. Wien, Verband Österreichischer Geschichtsvereine, 1972. 416 Seiten. (= Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine, 19).

Über die engeren Fachbelange hinaus bot der 12. Österreichische Historikertag in den öffentlichen Vorträgen und Referaten der übrigen Sektionen, bei Besichtigungen und auf den Exkursionen vielfältige Anregungen, wie auch die geselligen Zusammenkünfte — vornehmlich die Ausfahrt des Flaggschiffes „Vorarlberg“ der österreichischen Bodenseeflotte, zu der an einem milden Herbstabend der Landeshauptmann von Vorarlberg und der Bürgermeister der Stadt Bregenz geladen hatten — wieder Gelegenheit zu gegenseitigem Kennenlernen und lebendigem Gedankenaustausch schufen.

Klaus Beitzl

### Häuser und Menschen in Osttirol

Am 26. Oktober 1973 eröffnete das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien die kleine Sonderausstellung „Häuser und Menschen in Osttirol in künstlerischen Darstellungen der Gegenwart.“ Die Sammeltätigkeit für die „Neue Galerie“ des Museums hat in den vergangenen drei Jahrzehnten dem Haus immerhin soviel an künstlerischen Beständen eingebracht, daß auch ein Gebiet wie Osttirol auf diese Weise museal exemplifiziert werden kann. Es sind vor allem die Bilder von Illy Kjäer, aber auch jene von Liesl Freisinger-Wohlfarth, von Herbert Pass und von Georg Reitter, die nunmehr die stattlichen alten Bauernhäuser, ihre Kastenspeicher und ihre Heuharfen wie auch die Menschen dieser Hochgebirgslandschaft zur Geltung bringen. Insbesondere die eindringlich geformten Menschendarstellungen von Illy Kjäer geben eine vorzügliche Vorstellung des altheimischen Schlages der Gegend, besonders in Kals am Großglockner. An die Sachsammlung des Museums erinnert ein schöner Deferegger Wirkteppich mit Hirschmuster in beleuchteter Vitrine. Dazu wurde ein Faksimiledruck des Blattes „Tiroler Teppichkrämer“ aus dem Wiener Kaufruf von 1775 gestellt, um die alten Beziehungen der Menschen aus den Osttiroler Hochtälern auch zu Wien in Erinnerung zu rufen.

Zu der kleinen Sonderausstellung ist wieder ein eigener Katalog (Querformat, vervielfältigt, 27 Seiten, S 5,—) erschienen. Die Ausstellung ist die dritte in dieser Reihe. „Burgenland“ und „Kärnten“ gingen voran, andere Landschaften, aus denen das Museum ähnliche Bildzeugnisse besitzt, sollen nachfolgen.

Leopold Schmidt

### Salzburger Volksliedwerk

Nach dem Burgenland fand in Salzburg als zweitem Bundesland am 6. März 1973 die konstituierende Hauptversammlung des Vereines „Salzburger Volksliedwerk“ statt. Unter einem gesamtösterreichischen Dachverband soll diese Vereinsform die schon seit langem bestehenden Arbeitsausschüsse des Österreichischen Volksliedwerkes beim Bundesministerium für Unterricht und Kunst ablösen, um durch diesen einwandfreien Rechtstitel speziell den Empfang von Förderungsmitteln seitens des Bundes und der Länder zu ermöglichen.

Nach den Eröffnungsworten von Landeshauptmann DDr. Lechner gab das Proponentenkomitee einen Tätigkeitsbericht des Arbeitsausschusses Salzburg. Darin wurden in einem kurzen historischen Überblick auf die bedeutenden Verdienste der Salzburger Forschung um Volkslied und Volksmusik verwiesen und deren hervorragende Vertreter, wie u. a. Brandauer, Dengg, Eberhard, Gehmacher, Reiser erwähnt. Danach wurde aus den anwesenden 24 fachlich qualifizierten Persönlichkeiten der Vereinsvorstand wie folgt gewählt: Vorsitzender Prof. Cesar Breggen; stellvertretender Vorsitzender und gleichzeitiger Leiter des Arbeitsausschusses HL. Harald Dengg; Archivar Maria-Theresia Schimpföβl; neben Schriftführer und Kassier wurden weiters je ein Vertreter des Amtes der Salzburger Landesregierung und der Landesschulbehörde und drei der Volks- und Erwachsenenbildung bestellt. Um eine fruchtbare Zu-

sammenarbeit aller interessierten Kreise zu ermöglichen, kooptierte sich der neu gegründete Verein weiters mit Vertretern fachlich einschlägiger Verbände und Einrichtungen, wie der Dienststelle für Heimatpflege, dem Museum Carolino Augusteum, ORF Studio Salzburg, Abt. Heimatfunk, Salzburger Heimatwerk, allgemeine Musikpädagogik und Schulmusikerziehung; Kontakte zur Universität Salzburg und zur Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Mozarteum wurden angeregt. Nach einer grundsätzlichen Erklärung des Vorsitzenden über Ziel und Aufgabe des Volksliedwerkes in unseren Tagen umriß der Leiter des Arbeitsausschusses die geplanten Vorhaben. In der anschließenden Diskussion wurde Mitteilung über projektierte Publikationen u.a. von W. Keller über Salzburger Advent- und Weihnachtslieder und von I. Peter über Volkstänze aus Salzburg gemacht und neue Initiativen angeregt. Vorläufiger Sitz des Vereines ist das Mozarteum Salzburg.

M. Martischnig

## Literatur der Volkskunde

**Franz Colleselli, Begleiter durch das Volkskunstmuseum.** Herausgegeben im Selbstverlag des Tiroler Volkskunstmuseums. Innsbruck 1973. 30 Seiten mit Strichzeichnungen im Text und Abb. auf 16 Schwarzweißtafeln.

Das Tiroler Volkskunstmuseum hat wohl die meisten Besucher, die eine volkskundliche Sammlung in Österreich überhaupt aufzuweisen hat. 1972 waren es über 95.000. Da wurde schon immer die Frage nach einem handlichen kleinen Führer laut, der auch den eiligen Beschauer kurz informieren konnte.

Franz Colleselli hat nunmehr einen derartigen „Begleiter“ für die Besucher seines so überaus reichen und schön neu aufgestellten Museums geschaffen. Der Text unterrichtet knapp und ohne Eingehen auf mögliche Problematik über Gehalt und Gestalt der Objekte, eingebunden in die sich aus den Schauräumen ergebenden Gruppen, also von den Krippen bis zur Volksfrömmigkeit. Die dem Text beigegebenen kleinen holzschnittartigen Strichzeichnungen von Otto Vogth weisen prägnant auf leitende Objekte hin. Die Fotos im Anhang geben das Gebäude, einige Räume und eine Anzahl von wichtigen Stücken wieder. Ungefähr 70 Strichzeichnungen und 40 Photos bieten doch einen guten Bildquerschnitt durch die so überaus stattliche Innsbrucker Schausammlung.

Leopold Schmidt

**Helmut Prasch, Das Lieser-, Malta- und Pöllatal.** Ein Fenster in die Vergangenheit und ein Ausblick. Großformat, 187 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Spittal an der Drau, Bezirksheimatmuseum, 1973.

Wie frühere Veröffentlichungen des rührigen Gründers und Leiters des Spittaler Museums zeichnet sich auch dieses Buch wieder durch seine bunte Fülle aus, wobei ebenfalls wie in früheren Bänden der oft knappe Text durch reiche Bildbeigaben ergänzt wird. Prasch hat immer darauf geschaut, daß ihm seine Gewährsleute, aus deren reichen Spenden sich praktisch das Spittaler Museum aufbaut, auch alte und neue Photographien übergeben. Nur so konnte er Dinge bebildern, die sonst nur durch Beschreibungen, Nacherzählungen zu erschließen wären.

Der Band erinnert in seinem Titel an das 1964 erschienene Buch des seither verstorbenen Volksbildungsreferenten Josef Schmid „Aus dem Volksleben im Lieser- und Maltatal“. Was damals eine systematische Darstellung sein sollte, ist hier wieder bunte Materialzusammenstellung, wobei übrigens ein kurzes Kapitel (S. 90 f.) Josef Schmid gewidmet ist. Auch andere Persönlichkeiten, die in der Gegend dieser wilden Wasser südlich des Katschberges hervorgetreten sind, werden jeweils gewürdigt. Für uns sind die kurzen, bunt zusammengewürfelten Sachkapitel am anregendsten: „Spießeinrecken“ bei den Brechlerinnen, mit Krapfenheischen; „Liesertaler Vogelliebhaber“; „Pflästern, Zeftern, Tschermarken“, Ausdrücke um Burschen und Mädchen; „Die heimische Tracht“, mit Trachtenschneiderei; das „Häusl“, also die ländliche Abortanlage;

„Klachel, Riegl, Felfletz“, Fallriegelschlösser mit sachbezogenen Namen; „Keltische Drehmühle — ein Fund aus Trebesing“, mit Bildhinweisen auf verschiedene andere Handmühlen; „Der Harschgl“, ein Gleitbrett; „Das Gmünder Hirtenspiel“, übrigens mit dem Photo eines Passionsspieler; „Der Almschrei“, Hinweise auf Jauchzer; „Prügelkrapfen“ mit Bildern der Backgeräte; „Das Bauernbad“ und zwar das in der Loibn; „Der Barbaratag in der Innerkrems“ Erinnerung an ehemaligen Bergmannsbrauch; „Mittel gegen Unheil“, mit Segensprüchen, Abwehrzeichen usw., auch in Bildern; „Wieden, Kloben, Stricke“ behandelt die verschiedenen Bindegeräte, aber auch die Seilerei; von den „Pechern“ wird ein Pech-Zuber gezeigt; bei „Zahnwurm und Zahnbrecher“ finden sich Schnupftabaksdosen und Pfeifen mit abgebildet; zum „Prangen im Katschtal“ gehört die Prozessionsgruppe mit dem geschnitzten Ochsenpaar vor dem Pflug; zum „Schatz im Silbereck“ wird sogar ein Farbbild eines gemauerten Kastenspeichers mit angeblich darauf bezüglichen Fresken geboten; kurz wird auf das zur Zeit magazinierte „Dorfmuseum St. Peter“ (am Rennweg) hingewiesen; vom Arsenik, den Arsenik- und Goldmühlen ist etwas ausführlicher die Rede; auch die „Sauschneider, Stierwascher, Henker und Schinder“ finden kurze Berücksichtigung; die seltsame „Hirscheichtn“ an der Katschberghöhe wird sagenmäßig und bildhaft dargeboten; daß der „Ausblick“ sich auch mit dem künftigen Katschberg-Tunnel und der durch diese Täler geplanten Autobahn beschäftigt, ist nur selbstverständlich.

Man sieht aus den ganz kurzen Hinweisen schon, daß es sich wieder um ein reiches Buch mit den verschiedensten landschaftlichen Aus- und Einblicken handelt. Sicherlich ist es auch wieder nicht fehlerfrei, mancher Lapsus hätte sich durch einen genaueren Blick in ein gutes Lexikon vermeiden lassen. Aber bemerkenswerter bleibt doch, daß Prasch viel beobachtet und sammelt, und seine Ergebnisse in einer seinen Mitbürgern und wohl auch den zahlreichen Sommer- und Wintergästen in Oberkärnten genehmen Form darzubieten versteht. Man möchte nun schon sagen: Ein „echter Prasch“ also wiederum.

Leopold Schmidt

**Festschrift anlässlich der 400jährigen Wiederkehr der wissenschaftlichen Tätigkeit von Carolus Clusius (Charles de l'Escluse) im pannonischen Raum (= Burgenländische Forschungen Sonderheft V) 309 Seiten, mit zahlreichen Abb. Eisenstadt 1973, Burgenländisches Landesarchiv.**

Die Ankunft des bedeutenden niederländischen Botanikers Carolus Clusius 1573 in Österreich, im speziellen im Bereich des heutigen Burgenlandes, wird mit dieser stattlichen Festschrift gebührend gefeiert. Stephan Aumüller hat eine umfangreiche Bibliographie und Ikonographie von Clusius zusammengestellt, und zahlreiche Spezialisten behandeln das Verhältnis von Clusius zur Altertumskunde, zur Pflanzenkunde, zu Ungarn, zum Tschechoslowakischen Raum usw. Für uns erscheint besonders wichtig, daß Elfriede Grabner wieder eine ihrer charakteristischen Spezialstudien vorlegen konnte: „Drachenblut als Heilmittel. Volksmedizinisches und Kulturhistorisches um das „Sanguis Draconis“ bei Carolus Clusius“. Clusius hat den kanarischen Drachenbaum gekannt und die Anwendung seines Harzes geschildert. Elfriede Grabner verfolgt die Spuren des seltsamen Heilmittels in dem gesamten Zeitraum seiner Kenntnisnahme, die schon vor Clusius einsetzt, und mit Berücksichtigung aller einschlägigen Kräuterbücher, Arzneibüchlein usw. Sie hat damit die nun schon stattliche Reihe ihrer Spezialuntersuchungen aus dem Grenzgebiet der Volksmedizin um eine schöne Studie erweitern können.

Leopold Schmidt

**Hans Haid, Pflüeg und Furcha.** Gedichte in Tiroler Mundart (Ötztal)  
(= Lebendiges Wort. Kleinbücher in österreichischer Mundart, Bd. 77)  
62 Seiten. Wels 1973, Verlag Welsermühl.

Wir sind durchaus nicht dazu berufen, Mundartlyrik zu beurteilen. Wir weisen nur in diesem Ausnahmefall auf eine Erscheinung aus diesem Seitental der Dichtung hin, weil der Verfasser Mitglied, Vortragender, Zeitschriftenbeiträger bei uns ist, und aus diesen und anderen Erfahrungen heraus tätig am Aufbau eines Ötztaler Heimatmuseums arbeitet. Das Museum in Längenfeld ist dank seiner Arbeit eigentlich schon vorhanden, aber Haid will daraus noch mehr machen, eine talgemäße Art von Ötztaler Freilichtmuseum. In den jüngsten Nachrichten seines Museumsvereines hat er einstweilen dafür den Ausdruck „Sozialmuseum“ geprägt. Bei seiner Hingabe an die Sache seiner Heimat wird er sicherlich auch die weitere Gestaltung dieser Heimatsammlung noch verwirklichen können.

An alles das denkt man, wenn man die herben, sprachlich nicht leicht zugänglichen Gedichte dieses Bändchens liest, und dabei zu spüren glaubt, daß es ein dazu Berufener ist, der sich so in den mittelhochdeutsch schweren Lauten seiner Talmundart verständlich zu machen versucht. Für den Nichtkenner dieser Mundart sind „Wörterklärungen“ auf den letzten Seiten des Bändchens bereitgestellt.

Leopold Schmidt

**Johann Pezzl, Reise durch den Baiерischen Kreis.** Faksimileausgabe der 2. erweiterten Auflage von 1784. Mit Vorwort, biographischem Nachwort, Anmerkungen und Register von Josef Pfennigmann. 288 Seiten. München 1973, Süddeutscher Verlag. DM 24.—.

„Man mag mit meinem Büchlein verfahren, und selbes verketzern und verleumden, wie man will, so weiß ich doch, daß man es der allgemeinen Publizität nimmermehr aus den Händen reißen kann, und ist mein einziger Wunsch, daß derjenige, der es widerlegen will, es dadurch widerlege, daß er die Mißbräuche verbessere, die darin geahndet worden sind“ (S. 234). Das Buch des niederbayerischen Klosterbäckerssohnes Pezzl, der nach seinem Erscheinen nicht mehr in Bayern leben konnte, sich vielmehr bald ins josephinische Wien zurückzog, und dort unter recht anderen Umständen bis 1823 lebte, ist des Neudruckes durchaus wert. Bisher haben doch nur wenige Kenner der bayerischen Kulturgeschichte und Volkskunde davon Gebrauch gemacht. 1784 ist das Buch erschienen, aber erst 1906 hat Gustav Gugitz seine bahnbrechende Biographie des Autors geschrieben (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, Bd. 16, S. 164 ff.) Und nunmehr sind wieder fast 70 Jahre vergangen, aber dafür ist der vorliegende Band doch fast so wertvoll wie einst, 1923, der Neudruck der „Skizze von Wien“, den damals Gustav Gugitz und Anton Schlossar gemeinsam veranstalteten. Diese „Skizze von Wien“ war in vieler Hinsicht eine aufklärerische Volkskunde von Wien, und die „Reise durch den Baiерischen Kreis“ enthält zumindest wichtige Beiträge zu einer aufklärerischen Volkskunde von Bayern. Der geradezu radikale Aufklärer Pezzl hat über das Wallfahrtswesen in Altbayern beispielsweise sehr viel aus genauester Kenntnis heraus zu berichten gewußt, was übrigens nicht verhindert hat, daß ab und zu grobe Fehler mitunterlaufen sind. Er hat aber auch Volkscharakter, Volkstracht, Volksschauspiel gesehen und manchmal breiter, manchmal knapper beschrieben. Er hat als einer der ersten die Laufener Schiffer und ihr Theater kennengelernt, (S. 245 f.), in jenem Anhang „Salzburg“ zu seinem Bayern-Buch, der deutlich seine Hinwendung zu Salzburg und des weiteren zu Österreich erkennen läßt. Denn während die Reste barocken Brauchtums in Bayern gröblich kritisiert werden, hat Pezzl für alle Reformen Hieronymus Colloredos viel Verständnis.

Pezzl hat in der Reihe der großen aufklärerischen Reisebeschreiber eine eigene Funktion erfüllt. Was andere wie Weckherlin oder Riesbeck aus größerer Distanz beobachteten, hat er, der Klosterschüler und Benediktinerstudent, aus nächster Nähe erlebt, und zwar wie wenige andere seiner bayerischen Zeitgenossen im Geiste Voltaire'scher Kirchenfeindschaft grimmig kritisiert. Es ist vermutlich kein Zufall, daß ein derartiges Dokument gerade heute neu gedruckt wird. Aber von den eventuellen zeitgeschichtlichen Zusammenhängen abgesehen ist der Neudruck für die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde durchaus bedeutsam. Der Herausgeber hat eine gute knappe Einleitung und einen zwar kurzgefaßten, aber sachlich guten Kommentar sowie ein sehr nützliches Register beigesteuert. Die volkscundlich relevanten Schlagwörter haben sich nicht immer eingestellt, aber für ziemlich viele Notizen genügt das Register doch. Im übrigen wird sich jeder Benützer wohl mit dem ganzen Buch beschäftigen, das in seiner Art und als Leistung eines sehr „zornigen jungen Mannes“ von damals ja durchaus bemerkenswert erscheint.

Leopold Schmidt

**Paul Ernst Rattelmüller, Der Bauern-Shakespeare. Das Kiefersfeldner Volkstheater und seine Ritterstücke.** 167 Seiten mit 8 ganzseitigen Farb- und 4 Schwarzweißphotos. München 1973, Süddeutscher Verlag. DM 19,80.

Rattelmüller, derzeit Heimatpfleger von Oberbayern, hat schon jedes der einigermaßen „fündigen“ volkscundlichen Themen seines Landes in volkstümlichen Monographien abgehandelt. Was wunder, daß er nunmehr, fünfzig Jahre nach der Neuentdeckung Kiefersfeldens durch Arthur Kutscher, auch darüber einen Band vorlegt.

Auf Kutschers Anregung hin behandelte Hans Moser das Kiefersfeldner Volkstheater in seiner grundlegenden Monographie von 1929 (Oberbayerisches Archiv, Bd. 66, München 1929), die freilich infolge ihres Erscheinens in einer Zeitschrift nicht allzu bekannt werden konnte. Aber dreißig Jahre später, 1959, hat Hans Moser dann noch seine umfangreiche Monographie über den Volksschauspielort herausgebracht (Chronik von Kiefersfelden. Eben-dort 1959), so daß alle weiteren Bearbeiter dieses köstlichen Volkstheaters sich absolut genau informieren konnten und können. Rattelmüller hat davon ausführlich Gebrauch gemacht. Seine sechzig Seiten starke Einleitung besteht im wesentlichen aus Exzerpten von Ludwig Steub bis Hans Moser, und das ist eigentlich auch ganz gut so, da die alten Beschreiber und der einzige Quellenforscher, nämlich eben Moser, wirklich zugesehen haben, alles nur irgendwie Greifbare über den Ort, sein Volkstheater, und seinen Hausdichter, den Zillertaler Joseph Schmalz zusammenzutragen. Steub hat ja sogar 1862 bereits die Abhängigkeit der Stücke des Schmalz von zeitgenössischen Volksbuchdrucken festgestellt, die es damals noch auf Münchner Märkten zu kaufen gab. Bei so guten Vorarbeiten war es für Rattelmüller nicht allzuschwer, die Geschichte der Kiefersfeldner Volkstheaters bis an die unmittelbare Gegenwart heranzuführen. Da er die Aufführungen selbst von Kindheit an kennt, ist die Darstellung lebendig ausgefallen, ähnlich wie die von ihm selbst aufgenommenen farbigen Szenenphotos, die den Band zieren.

Abschließend an die Einleitung gibt Rattelmüller in zwispaltigem Drucke die beiden Stücke „Der Keuser Oktavianus“ (von Schmalz, 1835) und „Ubaldo von Sternenburg“ (eine Umarbeitung des Stückes aus dem Jahre 1869 durch Sylvester Greiderer, 1890). Das letztere wird noch heute ab und zu gespielt.

Zum Abschluß gibt Rattelmüller das einstmals 1929 von Moser veröffentlichte Verzeichnis der Kiefersfeldner Handschriften, das auf diese Weise wieder breiteren Benützergruppen zugänglich wird, und er schließt das durchaus an-

sehnliche, sehr gut aufgemachte Buch mit einem kurzen Literaturverzeichnis. Rattelmüller hat übrigens nur eine Ehrenpflicht dadurch erfüllt, daß er sein Buch (auf S. 6) ausdrücklich „Hans Moser, dem die bayerische Volkskunde so viel verdankt“ gewidmet hat. Es wäre bei einem Buch über das Volkstheater von Kiefersfelden doch wohl auch nicht gut anders möglich gewesen.

Leopold Schmidt

Jürgen Gottschalk — Bernhard Schemmel, **Entwurf zur Erfassung freistehender religiöser Male.** (Bildbaum—Bildstock—Wegkapelle). In: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 24/1972, Würzburg 1972. Als Sonderdruck: 31 Seiten, 16 Abbildungen, 1 Skizze.

Auch vor wissenschaftlich befriedigende Ergebnisse der Bildstock- und Flurdenkmalforschung haben die Götter den Schweiß gesetzt; er fließt in diesem Falle nicht nur beim Aufsuchen und Beschreiben der betreffenden Objekte in Feld und Wald, sondern auch bei den Bemühungen um Nomenklatur, Typologie, Terminologie, Kartierung — also Erfassung im weitesten Sinne.

Der Tatsache, daß diese manchmal recht mühsame Kleinarbeit eine *conditio sine qua non* für fruchtbares Arbeiten ist, hat nun nicht nur die neue „Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung“ im Verein für Volkskunde zu Wien Rechnung getragen, indem speziell interessierte und ausgebildete Mitglieder einschlägige Arbeitsgruppen bilden, sondern vielmehr bereits früher die deutsche Arbeitsgemeinschaft Denkmalforschung (AGD), mit welcher ich selber auf der Tagung in Fulda vielversprechende Kontakte aufnehmen konnte (vgl. hierzu meinen Bericht in der ÖZV XXV/74, 1971, sowie den besprochenen Artikel selbst auf S. 4) (meine Seitenangaben beziehen sich auf den ebenfalls zur Verfügung stehenden Sonderabdruck). Die aus diesen Bemühungen hervorgegangenen Unterlagen wurden schon des öfteren als Grundlage für Diskussionen in der oben genannten Arbeitsgemeinschaft verwendet.

Nun erschien also, verfaßt von zwei rühmlich bekannten Fachleuten, ein weiterer Entwurf zur Inventarisierung von Flurdenkmälern, und zwar im „Mainfränkischen Jahrbuch für Geschichte und Kunst“, wodurch auch das sonst wohl weniger bedachte Spezialgebiet der Bildstockforschung einem breiteren Publikum vor Augen gestellt wird.

Wir begrüßen demnach auch diesen wertvollen Beitrag mit Freude, die sich — wie könnte es in der Wissenschaft anders sein — zunächst in Form der folgenden Besprechung („Kritik“ wäre schon zu viel gesagt) äußern möge, späterhin aber, wie wir hoffen, anläßlich einer geplanten gemeinsamen Tagung unserer Arbeitsgemeinschaften in weiteren Anregungen für die den jeweiligen Verhältnissen angepaßten Methoden der Inventarisierung von derlei Objekten der Volksfrömmigkeit.

Wie wir schon während der erwähnten Tagung in Fulda konstatieren mußten, gilt das Goethe'sche „Eines schickt sich nicht für alle“ auch für scheinbar ähnliche Themenstellungen und Probleme. Der Rezensent, der noch überdies mit dem Thema seiner Besprechung bis ins Detail befaßt ist, kann nicht umhin, diese von seinem ureigensten Standpunkt aus durchzuführen; er ist dazu verpflichtet, um für eine erhoffte künftige Zusammenarbeit so zeitig wie möglich auf Schwierigkeiten und Divergenzen hinzuweisen.

So erhebt sich der erste Einwand allbereits angesichts des Terminus „freistehender“ religiöser Male (Sperrung von mir). Bei konsequenter Auslegung würde er unter anderem folgende Typen von der Bearbeitung ausschließen:

Primär oder sekundär in Einfriedung eingebundene Objekte, die aber funktionell und formal eindeutig hierher gehören; Monumente, um welche ein

Haus „herumgewachsen“ ist oder welche wegen Baufälligkeit (dankenswerter Weise) mehr oder weniger in eine Hausmauer eingebettet worden sind; jene interessanten Formen, die gewissermaßen als „Bildstocksegmente“ im verschieden großen Winkel zweier aufeinanderstoßender Hausmauern zu finden sind.

Für jede dieser — keineswegs erschöpfend — aufgezahlten Spielarten ließen sich hierzulande genügend Paradigmata anführen. Durch die ja auch im Untertitel angeführte Beschränkung auf drei Arten (Bildbaum—Bildstock—Wegkapelle) sowie vielleicht auf Grund des Fehlens entsprechender Typen im Bezugsraum klammern die Verfasser etwa auch jene Formen aus, die als monolithische — oder wie ich sie in meiner Dissertation genannt habe — „reine Schafttypen“ — Stücke in ihrer Wichtigkeit für die Entwicklung der Bildstöcke viel zu wenig gewürdigt werden; darunter fallen hierzulande zum Beispiel die „umfunktionierten“ römischen Meilensteine (vgl. hierzu — chronologisch: Marijan Zadnikar, Znamenja na Slovenskem. Ljubljana 1964; Emil Schneeweis, Bildstöcke in Niederösterreich als Objekte religiös-volkskundlicher Gedankengänge, Phil. Diss. Wien 1967; zuletzt, von archäologischer Seite, Herma Stiglitz in: Österreichisches Archäologisches Institut, Grabungen 1969, Wien 1972).

Diese kurzen Hinweise sollen lediglich dartun, wie kompliziert ein solches löbliches Vorhaben schon allein für den „mitteleuropäischen Bildstockbestand“ ist (S. 1).

Dementsprechend setzen die Verfasser im Kommentar zu ihrem Entwurf mit dem 14. Jahrhundert ein; einem Wissenschaftler, der in der Sprache nicht nur ein Werkzeug seiner Arbeit sieht, sondern ihr auch einen Eigenwert zuschreibt, möge verziehen werden, wenn er die Formulierung beanständet: „Vom Protestantismus aufgegeben, erfolgte die größte Blüte in der Barockzeit“ (S. 1).

Diese ganze, konzis gehaltene Einleitung enthält nicht nur beherzigenswerte sonstige Feststellungen, sondern auch durch klare Definitionen für eine nicht immer klar einzuzugende Materie Anregungen für Fragen und Diskussionen. Sollte man nicht vielleicht den Ausdruck „ausschließliche Gedächtnisfunktion“, den die Verfasser „etwa den Grabsteinen“ zubilligen, meinetwegen mit der Einschränkung „fast ausschließlicher Gedächtnisfunktion“, auch unseren „echten Marterln“, aber auch anderen Erinnerungsmalen zugestehen? Und eine „direkte Beziehung“ zur Flur ist, wenn ich den Begriff „Flur“ als — beinahe hätte ich gesagt „Lebensraum“ — Aufstellungsraum des Monumentes mit besonderer Berücksichtigung der topographischen Komponente auffassen darf, doch auch bei vielen Malen als Grundlage ihrer Existenz voranzusetzen.

Ansonsten kann und muß man jede Zeile der Einleitung und — dies sei antizipiert — auch des eigentlichen Entwurfes nur vorbehaltlos akzeptieren: Die Unzulänglichkeit der rein formalen Beschreibung, die Beobachtung der kontemporären „Bildstockbewegung“ mit ihren Konsequenzen — Gegenwartsvolkskunde! — und der Appell zur Bemühung um vollständige Erfassung, zur Zentralisierung und — last but not least — die Bitte um „die Mithilfe vieler“ — das sind bekannte Töne, die auch in unserer Arbeitsgemeinschaft immer wieder zu hören sind.

Wie ähnlich also nicht nur die Sorgen und Probleme, sondern auch Methoden und Vorhaben aller mit dieser schönen Materie Befassten sind, zeigt nicht allein unsere Zustimmung zu dem so sorgfältig ausgearbeiteten Entwurf, sondern auch die Tatsache, daß auf Anregung von Leopold Schmidt, in Niederösterreich eine andere Arbeitsgemeinschaft auf die Erfassung der Hauszeichen im weitesten Sinne angesetzt wird, wie ähnliches die beiden Verfasser auch für ihren Bereich ankündigen.

Nun ein abschließendes Wort zu dem Entwurf selbst — gewissermaßen *pro domo*, nämlich für unsere schon mehrmals erwähnte „Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung“: Für die zunächst notwendige und mit unseren Mitteln mögliche erstmalige Erfassung ist dieses Schema zu detailliert und umfangreich; wir haben daher — in Zusammenarbeit mit dem Österreichischen Bundesdenkmalamt — eine handliche Erfassungskarte ausgearbeitet, die in duplo ausgefertigt wird; ein Stück verbleibt beim Bearbeiter, das andere kommt ins Zentralarchiv. Für die endgültigen, unseren „Herkunftsakten“ im Museum entsprechenden Erhebungsbögen möchten wir freilich ein dem besprochenen Entwurf ähnliches Blatt einführen.

Somit erscheint der vorliegende Entwurf wahrlich im „kairos“, im richtigen Zeitpunkt; wir anerkennen dankend die damit geleistete Arbeit auf einem uns gleichermaßen lieben Betätigungsfeld, und werten ihn als günstiges Omen für künftige Zusammenarbeit und Fortschritte auf dem Gebiete der Bildstockforschung.

Emil Schneeweis

**Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege.** Forschungen und Berichte. Bd. 28 für die Jahre 1970 und 1971. 410 Seiten, mit zahlreichen Abb., davon einige in Farben. München 1973, Deutscher Kunstverlag.

Auf dieses vornehm-schöne Jahrbuch muß auch hier eigens hingewiesen werden. Es handelt sich um die Zeitschrift des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, also eines mit der Volkskunde seit Jahrzehnten eng verbundenen Amtes, und hat bis Bd. 26 den schlichten Titel „Berichte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege“ geführt.

Der vorliegende Band ist für uns vor allem wichtig, weil er den bedeutsamen Vortrag von Torsten Gebhard „Zum Problem der Bauern- und Freilichtmuseen in Bayern“ enthält, den der Verfasser bei der Jahresversammlung unseres Vereines 1972 gehalten hat. Es ist sehr erfreulich, daß der wichtige Vortrag nunmehr im Druck vorliegt, mit den entsprechenden Abbildungen versehen.

Außerdem enthält der Band selbstverständlich viele kunsthistorisch-denkmalflegerische Aufsätze und Berichte, von denen viele auch direkt für uns wichtig erscheinen. So der Bericht von Hermann Dannheimer über das „Detwanger Reliquienkreuz“ aus dem 10. Jahrhundert. Ferner der Beitrag von Richard Strobel über den „Brixener Hof und die mittelalterlichen Bischofshöfe in Regensburg“, wobei einige ganz vorzügliche Restaurierungen zu erwähnen sind. Sehr bemerkenswert ferner die nachgelassene Arbeit von Anton Ress „Zur wiedergewonnenen Farbigekeit historischer Kirchen- und Profanbauten im fränkischen Raum“ wobei auch Emporenbemalungen usw. in Irmelshausen gezeigt werden, die in enger Verbindung mit der Möbelmalerei stehen. (Wichtiger Text dazu S. 208, Farbabb. 15 auf S. 213). Aber auch alle übrigen Berichte wird man angesichts des hohen Standes der Denkmalpflege in Bayern mit großem Gewinn zur Kenntnis nehmen. Leopold Schmidt

Anton Tafferner (Hg.), **Heimatsbuch der Nordschomodei.** Geschichte einer deutschen Sprachinsel der Schwäbischen Türkei in Ungarn. 432 Seiten, zahlreiche Abb. auf Tafeln im Bildanhang, eine Karte. München 1973, Heimatausschuß der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn (D-8000 München 22, Himmelreichstraße 4). DM 30.—.

Im Komitat Somogy im südwestlichen Ungarn gab es einstmals ungefähr 20.000 Deutsche, auf ziemlich viele Dörfer verteilt. Sie waren wie ihre Vetter in den Komitaten Tolna und Baranya im 18. Jahrhundert aus Südwestdeutschland nach Ungarn gekommen, hatten als fleißige Bauern das Land reich gemacht,

aber keine geistige Oberschicht entwickelt, keine obergesellschaftliche Kultur entfaltet, und keine politische Macht errungen. Nach 1945 mußten sie größtenteils auswandern, die Urenkel gingen in die südwestdeutsche Ahnenheimat zurück. Dort werden sie von ihren Landsmannschaften und ihren geistigen Führern immer gelegentlich noch einmal an die zweite Heimat im Südosten erinnert.

Das vorliegende Heimatbuch, von dem unermüdlischen Siedlungsforscher Anton Tafferner redigiert, stellt einen solchen Versuch dar, die Kinder und Enkel an die Leistung der Großväter und Väter zu erinnern. Es ist kein durchkomponiertes wissenschaftliches Werk, es besteht aus vielen Einzelbeiträgen von ganz verschiedener Qualität. Für uns ist immerhin bemerkenswert, daß einige kleine Dorferinnerungen, einige Spezialaufzeichnungen als „volkskundlich“ bezeichnet werden und auch gelten können. Zusammenfassendes wird aus älteren Berichten, auch ungarischen, entnommen (so S. 109 ff.), Einzelaufzeichnungen gelten beispielsweise dem „Pfungstlümmebrauch“ (S. 190 ff.). Bemerkenswerte Denkwürdigkeiten wie die des Oberlehrers Otto Simon, der heute in Oberschützen (Burgenland) lebt. Die sachlichen Schilderungen von Bräuchen, Schauspielen usw., die den Leuten einstmals ganz selbstverständlich waren, sind eher dürftig. Aber sie werden erfreulicherweise durch eine ganze Reihe von Lichtbildern ergänzt, die zwar fast durchwegs steife Gelegenheitsaufnahmen sind, aber doch Dokumente, für das Herodesspiel von Miklosi und eine dortige Paradeisspielgruppe (S. 444), für Christkindl- und Paradeisspieler aus dem gleichen Ort (S. 445), für die bisher zu wenig berücksichtigten Weinlesefeste in Gadatsch und in Miklosi (S. 455) und immer wieder für die Fest- und Alltags-trachten. Was diese Trachten anbelangt, kann man sich heute ja recht gut informieren, da Rudolf Hartmann, der in den Zwanzigerjahren ganz am Anfang der donauschwäbischen Volkskunde wirkte, sich mit einer Arbeit über „Die ungarndeutschen Volkstrachten bis 1945 (Archiv der Suevia Pannonica, 6. Jg., Heidelberg 1969/70, S. 18 ff.) noch einmal zu Wort gemeldet hat. Der Unterschied der Photoaufnahmen ist bemerkenswert. Obwohl auch Hartmanns Aufnahmen nun schon über vierzig Jahre zurückliegen, handelt es sich bei ihnen um lebendige, instruktive Aufnahmen in einem persönlichen Stil, wogegen die Bilder des Heimatbuches jener ikonenhaft starren Bildgestaltung angehören, die man im allgemeinen der Zeit vor und um 1900 zuschreiben möchte. Sogar in der Photographie kann die Zeit offenbar gelegentlich stillstehen.

Leopold Schmidt

**Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde.** Herausgegeben von Fritz Bose. Bd. 7. 79 Seiten, mit Notenbeispielen, 12 Abbildungen und 1 Schallplatte. Berlin 1973, Verlag Walter de Gruyter, SM 44.—

Das schöne, vorzüglich redigierte, aber immer sehr schlank gehaltene Jahrbuch überrascht diesmal zunächst mit der Wiedergabe eines Vortrages „Geburt und erste Kindheit der Musik“ von Erich M. von Hornbostel aus dem Jahre 1928. Wie ungefähr die gleichen Themen heute behandelt werden, zeigt Fritz Bose in dem anschließenden Beitrag „Tonale Strukturen in primitiver Musik“, wobei (S. 21) „primitive“ Musik gekennzeichnet wird als Musik, „die formal schlicht gestaltet ist und nicht auf einem rational gefundenen System tonaler Ordnungen beruht“. An Sachbeiträgen bietet das Jahrbuch diesmal von Helmut König „Zur Problematik der Transskription japanischer Palastmusik“ und von M. Taghi Massoudieh „Hochzeitslieder aus Balucestan“; bei uns hat man immer einfach „Beludschistan“ geschrieben für dieses Nachbarland Afghanistans. Die aufgenommenen (und übersetzten) Lieder sind mit Noten, Beschreibungen der dabei verwendeten Musikinstrumente (Streichlaute, Langhalslaute) und einigen Abbildungen erläutert. Aus dem Besprechungsteil des Bandes sei auf die ausführlichen Rezen-

sionen der Festschrift für Walter Graf zum 65. Geburtstag (durch Fritz Bose) und des Bandes „Handbuch des deutschen Volkstanzes“ von Aenne Goldschmidt (durch Renate Brockpähler) hingewiesen. Die beigegebene Schallplatte gehört zu dem Beitrag über die Hochzeitslieder aus Beludschistan. Wie immer also ein wertvoller, sehr anregender Band. Leopold Schmidt

**Dagligliv i Danmark i det syttende og attende Aarhundrede (1720—1790)**  
(Alltagsleben in Dänemark im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert), herausgegeben von Axel Steensberg, Nyt Nordisk Forlag Arnold Busck, Kopenhagen 1971, 693 S. und 263 Abbildungen.

Mit dem nunmehr erschienenen zweiten Teil des 17. und 18. Jahrhunderts von Dagligliv i Danmark rundet sich das Bild vom dänischen Alltagsleben der letzten dreihundert Jahre ab. In mancher Hinsicht enthält dieser Band einen besonders interessanten Abschnitt des Volkslebens. Denn zum einen bahnt sich in dieser Epoche das Ende eines Zeitabschnittes an, der noch weitgehend vom Mittelalter geprägt worden war und an dessen Grundfesten ein neuer Zeitgeist, nämlich der des Rationalismus, mit Erfolg rüttelt. Zum anderen nimmt das Interesse der führenden Schichten an den Daseinsverhältnissen des sog. gemeinen Volkes erstmals systematische Formen an. Man bemüht sich um eine Bestandsaufnahme des Vorhandenen, um Mißstände zu beseitigen, Neuerungen einzuführen und die Existenzbedingungen der Unterschichten zu verbessern. Topographien und Landesbeschreibungen, zahlreiche Abhandlungen zu ökonomischen und sozialen Problemen sollen eine gleichsam gutachtliche Grundlage für das große Reformwerk bilden. Solche Vorstellungen bestehen überall in Europa, und die beiden bewegenden Ideen des Zeitalters, Pietismus und Aufklärung, die scheinbar in ganz verschiedene Richtungen gehen, treffen immer wieder in vielen Punkten zusammen. Wie könnte es sonst angehen, daß ein so erklärter Pietist wie der Kopenhagener Bischof Erich Pontoppidan gleichzeitig ein so engagierter Schulreformer sein konnte und 1757—1764 ein so sehr den wirtschaftlichen Fragen gewidmetes Organ herausgab wie „Danmarks og Norges oekonomiske Magazin“, in dem es um Novationen, vor allem im Bereich der Landwirtschaft ging?

Auf Grund von Periodica, zahlreichen literarischen Schilderungen von Zeitgenossen und nicht zuletzt von vielfältigem Bildmaterial stehen für das 18. Jahrhundert ausreichend Quellen zur Verfügung, um eine detaillierte Schilderung des dänischen Alltagslebens zu geben, und dies geschieht denn auch in der bewährten vorbildlichen Art, die auch die anderen Bände von Dagligliv i Danmark kennzeichnet. Die Themen lassen sich unter einigen dominanten Gesichtspunkten wie folgt zusammenfassen: Formen des Aberglaubens und Frömmigkeitswesens sowie die kulturgeschichtliche Bedeutung der Geistlichkeit — Unterrichtsgestaltung auf dem Lande (warum sind die Schulverhältnisse in den Städten- Industrieschulen, Freischulen usw. nicht mit einbezogen? Hinweise darauf finden sich leider auch nicht im Kapitel über die Städte.) Medizinalwesen — Armenwesen — Strafverfolgung — Kleidung und Mode, Trachten — Wirtschaftsgeschichte der Stadt — Veränderungen der Agrarstruktur — innere Organisation der Gesellschaft (Gesellschaft und Sittlichkeit, Vergnügungen, Herrschaft und Gesinde) — Berufsgruppen (Handel, Handwerk, bäuerliches Tagewerk, Fischerei, Kriegsmarine). Die Tatsache, daß Dänemark zwischen 1720 und 1790 die Blüte seiner gesamtstaatlichen Zeit erlebte und durch die Herzogtümer Schleswig und Holstein in engem Kontakt mit der deutschen Kultur stand, findet in einigen Beiträgen gebührend Berücksichtigung. Vor allem Steensberg hat in seiner Einleitung auf den starken deutschen Einfluß hingewiesen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß zünftige Gesellenbriefe in Dänemark in der Regel in deutscher Sprache ausge-

fertigt wurden (vgl. Abbildung S. 472), um als Dokument während der Wanderzeit durch Europa anerkannt zu werden.

Offenbar angeregt durch die vom Rezensenten 1964 in dieser Zeitschrift (67, S. 195) ausgesprochenen Gedanken über eine Einordnung der Geschichte des täglichen Lebens in den sozialgeschichtlichen Aspekt der Typologisierung von Verbänden, sozialen Klassen, Gruppen usw. durch Strukturanalysen, setzt sich Steensberg mit diesen Fragen in der Einleitung auseinander (S. 8 f.). Er erklärt sich dabei ausdrücklich gegen eine Betrachtung die das Typische erfassen will („Thi det er for os at se ikke det typiske, der saetter gang i forandringerne.“ S. 8) und setzt dem gegenüber eine solche, die das tägliche Leben in seiner ganzen Breite schildert. Dadurch bekomme man nicht feste Strukturen in den Blick, sondern kaleidoskopartig das Leben, wie es in Form von Mikroorganismen aufscheine. Steensberg tritt für eine individualisierende Geschichtsbetrachtung ein, weil er meint, jeder Mensch habe Anspruch darauf, in seiner Eigenart vom Historiker berücksichtigt zu werden, zumal der einzelne für den Kulturverlauf mehr bedeute als die Menge. Gefühlsbeladenheit und Spontaneität in der Handlungsweise faszinieren ihn, und hierin sieht er offenbar einen Gegensatz zur „Typik gewisser Tatsachenzusammenhänge“ (Lamprecht). Der Rezensent achtet den Standpunkt Steensbergs und weiß auch, daß Dagligliv i Danmark keine Untersuchung der dänischen Alltagsverhältnisse im streng fachwissenschaftlichen Sinne (trotz der absolut wissenschaftlichen Qualität der Einzelbeiträge!) sein soll, sondern eine Breitenwirkung des Werkes beabsichtigt ist. Dennoch bedauert er, daß angesichts des überaus reichen Materials und bei voller Berücksichtigung der „Einmaligkeiten des konkreten, bewegten Lebens“ (Karl Bosl) nicht doch der Versuch unternommen worden ist, typologisierend Strukturen menschlicher Verhaltensweisen und Gruppierungen herauszuarbeiten. Dieses Bedauern soll jedoch der Freude über die vorbildliche Darstellung des Alltagslebens in Dänemark keinen Abbruch tun. Kai Detlev Sievers

### Erklärung

In einer Besprechung der „Kleineren Schriften“ von Friedrich Ranke (1971) hat Professor Leopold Schmidt in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 74, S. 268, geschrieben:

„... Ranke hat vielleicht nicht in allem dem Geist der dreißiger Jahre widersprechen oder Widerstand leisten können. In einem Punkt war er jedenfalls fest und hat sein mannhaftes Wort schlicht gesagt: In seiner Auseinandersetzung mit Otto Höfler ‚Das Wilde Heer und die Kultbünde der Germanen‘. Vermutlich hat er deshalb sein Breslauer Ordinariat eingebüßt und die dargebotene Gelegenheit, nach Basel zu gehen, gerne angenommen: Hohe Ehre seiner Gelehrten-Tapferkeit ...“.

Ich habe zu dieser öffentlichen Behauptung Leopold Schmidts zu erwidern:

Wie auch aus diesem von Schmidt angezeigten Band der „Kleineren Schriften“ F. Rankes hervorgeht (dort S. 9), war Ranke im Jahr 1938 aus Deutschland emigriert und hatte das Ordinariat in Basel angenommen. Seine Auseinandersetzung mit mir über „Das Wilde Heer und die Kultbünde der Germanen“ schrieb er, wie benefalls aus dem selben Sammelband hervorgeht (dort S. 444), im Jahr 1940: also nachdem er bereits seit 2 Jahren Professor an der Universität Basel war.

Diese Tatsachen mußten Prof. Leopold Schmidt bekannt sein, als er — mit dem Zusatz „vermutlich“ — die oben zitierte Verdächtigung gegen mich aussprach.

Ich habe mit den persönlichen Angelegenheiten Friedrich Rankes nie irgendetwas zu tun gehabt, weder direkt noch indirekt, habe ihn auch nie persönlich getroffen. Meine einzige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit

ihm war meine Kritik seines Buches „Volkssagenforschung“ von 1935 im Anzeiger für deutsches Altertum 55, 1936, S. 146—148. Jedermann kann sich überzeugen, ob diese Kritik objektiv und sachlich ist. Ich halte an den dort erhobenen Einwendungen gegen F. Rankes Volkssagenforschung, vor allem gegen seine Ableitung der Sagen aus pathologischen Bewußtseinsstörungen, auch weiterhin fest und verweise dazu auf meine Abhandlung „Verwandlungskulte, Volkssagen und Mythen“ (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 282. Band, 5. Abhandlung, Wien 1973).

Leopold Schmidt hat zu dem wissenschaftlichen Gegensatz zwischen Friedrich Ranke und mir kein einziges wissenschaftliches Argument pro oder contra beigetragen, sondern hat durch eine Umdrehung klar vorliegender chronologischer Tatsachen statt einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung (über immerhin sehr zentrale Probleme auch der Volkskunde) eine Diffamierung meiner Person versucht, obwohl im klar sein mußte, daß seine Behauptung, Friedrich Ranke habe (1938) vermutlich seine Breslauer Professur verloren, weil er (1940) einen Aufsatz gegen mich schrieb, im Widerspruch zu den Tatsachen steht.

Otto Höfler

#### Nachbemerkung

Zu obenstehender „Erklärung“ möchte ich nur bemerken, daß eine persönliche Diffamierung Otto Höflers in der erwähnten Buchbesprechung nicht beabsichtigt war.

Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien I  
Wien 1973